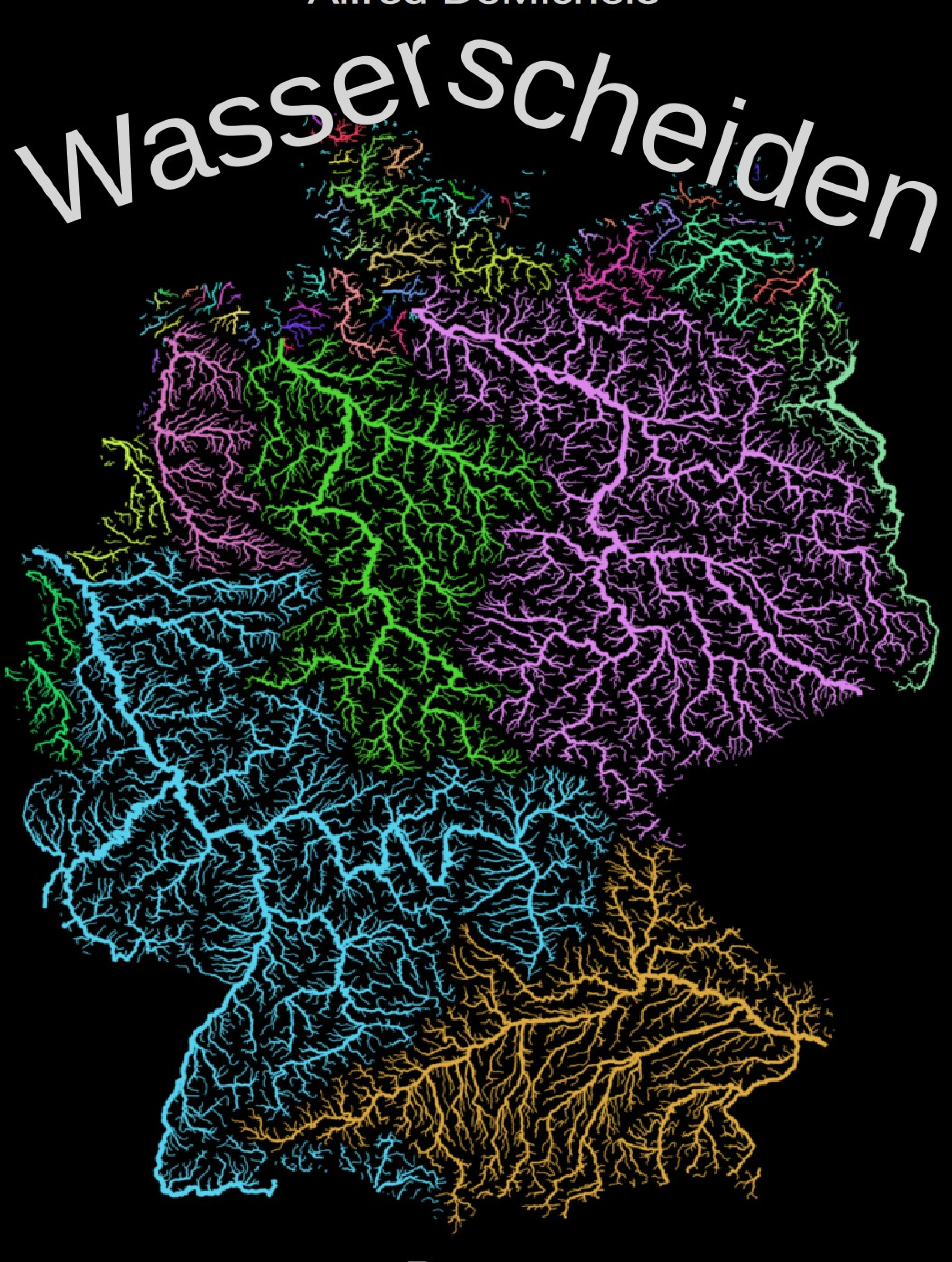
Alfred DeMichele

Wasserscheiden



Roman

Alfred DeMichele – Wasserscheiden

»Freiheit ist das Recht, anderen zu sagen, was sie nicht hören wollen«
(George Orwell)

Für Julia, Maira und Ingrid

Inhaltsverzeichnis

Prolog

Es begann mit einer Pressemeldung, die an einem Donnerstagmorgen über die Ticker der Nachrichtenagenturen lief:

> *+++ Genua, 2. Mai 2052,*
> *Gestern wurde auf eine Pipeline bei Genua ein Anschlag verübt. Unbekannte Täter führten in den Bergen der ligurischen Apenninen vorsätzlich mehrere starke Explosionen herbei. Dabei wurde die Pipeline an drei Stellen vollständig zerstört. Große Mengen Rohöl traten aus und versickerten im Erdreich. Die Central European Pipeline (CEL) gilt als eine der ältesten Pipelines Europas und wurde bereits im Jahre 1966 fertiggestellt. Bisher war lediglich noch der Abschnitt zwischen Genua und Mailand in Betrieb. Der Mailänder Rat verurteilte den Anschlag als abscheulichen Akt der Barbarei, der gegen die gesamte Bevölkerung der Po-Domäne gerichtet sei. Die Pipeline werde so schnell wie möglich wieder instandgesetzt. Solange die Arbeiten noch nicht vollständig abgeschlossen seien, würden ersatzweise Straßen- und Schienentransporte die Rohölversorgung der Mailänder Raffinerien sicherstellen. Umweltverbände in der rheinischen Bodenseeregion riefen anlässlich des Anschlags zu spontanen Protestaktionen gegen die geplante Wiederinbetriebnahme der CEL auf. Ursprünglich hatte die CEL den Ölhafen von Genua mit den Raffinerien im ehemaligen Deutschland verbunden. Bislang hat sich noch niemand zu dem Anschlag bekannt.*

Dieser Pressemeldung wurde leider nicht die Aufmerksamkeit zuteil, die sie verdient hätte. Im Trubel der Krönungsfeierlichkeiten für den neuen britischen König war das Interesse der Mainstream Medien auf andere Dinge fokussiert. Die weiteren Ereignisse nahmen deshalb zunächst unbemerkt ihren Lauf.

Teil 1

Lichtermeer

»Problem gelöst. Jetzt reicht’s aber für heute!«

David Jonas klappt sein Notebook zu. Wieder einmal hat er die Daten eines Anwenders retten sollen, die dieser leichtfertig und trotz mehrmaliger Nachfrage des Systems in den digitalen Orkus geschickt hatte. David wollte gerade Feierabend machen, als ihn sein Chef um diesen »kleinen Gefallen« bat.

»Du kennst dich doch gut mit Computern aus!«, hatte er scheinheilig getan. »Mein Kollege hat ein Problemchen mit seinem Rechner. Ist für dich bestimmt nur eine Kleinigkeit!«

Und dann hatte David stundenlang damit zu tun, zu retten, was noch zu retten war. Aber was hätte er von seinem Chef und Auftraggeber Thomas Prenninger auch anderes erwarten sollen? Klug daherreden und andere die Kastanien aus dem Feuer holen lassen, das kann er hervorragend. Wenigstens sitzt er selbst auch noch um diese Zeit im Büro. Aber wer sollte auf den auch schon zuhause warten? David schwört, dass dies das letzte Mal war, dass er sich für das Erledigen eines solchen Idiotenjobs hat breitschlagen lassen. Schließlich arbeitet er hier als freiberuflicher Datenbankspezialist und genau das steht auch in seinem Arbeitsvertrag. Er zieht die Tür des Managerbüros hinter sich zu und geht bis zum Ende des langen, dunklen Flurs. Dort betritt er das Büro seines Chefs.

»Na David, Problem gelöst?«, empfängt der ihn breit grinsend.

»Ja – das Übliche! Der Fehler saß mal wieder vor der Tastatur.«

Thomas Prenninger nickt nur stumm. David kann ihm ansehen, was er gerade denkt: »Soll der Computer-Fuzzy doch einfach seinen Job machen. Schließlich wird er gut dafür bezahlt.«

»Wie läuft das aktuelle Projekt?«, will er wissen und mustert David.

»Alles im Plan. Gestern haben wir pünktlich den Meilenstein erreicht.«

David schiebt ihm seinen Stundenzettel zum Abzeichnen hin.

»Welches Datum haben wir heute?«, fragt Thomas.

»Den 7. Mai 2052.«

Während sein Chef akribisch den Stundenzettel kontrolliert, schweift Davids Blick durch das Büro bis zum Fenster. Nicht schlecht, der Blick vom 27. Stock des Büroturms mitten im Wiener Bankenviertel. Gerade nachts. Von hier oben wirkt die Stadt wie ein Lichtermeer. David fotografiert leidenschaftlich gerne und ist fasziniert von allen Bildern seiner Stadt. Er findet, dass nichts so anschaulich den Wandel verdeutlicht wie Fotografien. Selbst Nachtaufnahmen. Klar, die Silhouetten der Gebäude änderten sich im Lauf der Zeit, während das dunkle Band der Donau und die Bergketten in der Ferne immer gleich blieben. Als Technikfreak hat ihn an Nachtfotos schon immer fasziniert, dass sich auch die Beleuchtung stetig verändert. LED-Licht, Glühlampen, Gaslampen: Zu jeder Zeit wurde die Stadt nachts in ein anderes Licht getaucht und auf historischen Fotografien festgehalten.

»Ich darf doch bestimmt ein Foto von hier oben machen?«, fragt David eher beiläufig und hält sein Smartphone ganz nah an die Glasscheibe.

»Wenn's sein muss. Du kannst auch gerne mal am Tag vorbei kommen. Dann würdest du auch was sehen!«

»Mein neues Handy hat eine Superoptik. Da gelingen sogar Aufnahmen bei diesen Lichtverhältnissen.«

Schade, dass die Fotografie so spät erfunden wurde. Wie es wohl zur Römerzeit nachts ausgesehen hatte, als Wien noch Vindobona hieß? Wer nachts unterwegs sein musste, benötigte eine Fackel. Und wer etwas besser betucht war, hatte einen Fackelträger. Erstmals halbwegs hell wurde es am Anfang des 19. Jahrhunderts, als die ersten Gaslaternen angezündet

wurden. Hundert Jahre sollte es dann dauern, bis das elektrische Licht langsam Einzug hielt: Kohlefadenlampen, Gasentladungslampen, kalte und warme LED-Lampen. Jede Zeit hatte nachts ihr eigenes Licht. Oder auch kein Licht. So wie während des ersten großen Krieges, als Geld und Ressourcen knapp waren und an allen Ecken und Enden gespart werden musste. Oder während des zweiten großen Krieges, damit die feindlichen Bomber ihre Ziele nicht finden sollten. Oder wie kurz nach dem großen Zusammenbruch, als auf der ganzen Welt buchstäblich die Lichter ausgingen.

David war damals noch ein Kind. Das Gerede von den schweren Zeiten geht ihm auf die Nerven. Er lebt heute und er lebt gut. Und falls er einmal Kinder haben sollte, wird es hoffentlich auch diesen gut gehen.

> *»Gute Nacht, Thomas! Arbeite nicht mehr so lange!«*

> *»Gute Nacht. Ein wenig muss ich noch. Sehen wir uns morgen auf dem Kickoff-Meeting?«*

> *»Wird sich wohl nicht vermeiden lassen«, erwidert David und seufzt leise.*

Er fährt mit dem Aufzug nach unten und wünscht dem Portier eine gute Nacht. Sein Auto steht in der Tiefgarage. Er stöpselt das Stromkabel ab und kontrolliert die Akkuanzeige. 90 Prozent – fast voll. Wenigstens in dieser Hinsicht hat sich der Abend gelohnt.

Zuhause in seinem kleinen Appartement fällt er todmüde ins Bett. Fünf Stunden Schlaf bis zum Weckton.

Junge Römer

Ebenfalls im Mai 2052, aber an einem anderem Ort:
Rom – Domänenhauptstadt der Zwergdomäne Tiber.

Gianna Marconi steht seit einer Stunde auf der Engelsbrücke und wartet.

> *»Wann kommt denn der Kerl endlich?«, denkt sie ärgerlich.*

Zum tausendsten Mal schaut sie auf die Uhr. Halb vier hatte der ominöse E-Mail-Absender hier sein wollen. Gianna schnaubt. Sie hätte sich nicht darauf einlassen sollen. »Brisante Informationen!«, denkt sie. Klar! Es sind immer »brisante Informationen«, die ihr ihre Abonnenten zukommen lassen wollen. Als Journalistin und Video-Bloggerin hatte sie schon oft Hinweise aufgegriffen, die sie per E-Mail erhalten hatte. Aber meist hatten die Tippgeber namentlich genannt werden wollen. In diesem Fall hatte Gianna nicht mal herausbekommen, von wem die Mail überhaupt abgeschickt worden war. Das hätte sie vielleicht stutzig machen müssen. In Wirklichkeit hatte aber gerade das ihre Neugier angestachelt. Jetzt verflucht sie sich dafür. Erneut schaut sie auf die Uhr: Schon halb fünf vorbei!

Giannas Augen schweifen zum Ende der Brücke, wo die trutzige Engelsburg in ihrem dreckigen Braun im starken Kontrast zum azurblauen Himmel steht. Wie aus der Zeit gefallen steht sie da. Seit langem verrammelt und verriegelt. Es heißt, dass die Priester aus dem Vatikan manchmal über den Passetto di Borgo, einen uneinsehbaren Fluchtgang aus dem Mittelalter, nachts in die Engelsburg kommen und dort Orgien feiern. Gianna hält dies für ein wildes Gerücht. Eines von den vielen, die sich um dieses Bauwerk und den Vatikan ranken. Trotzdem bekommt sie regelmäßig eine Gänsehaut, wenn sie die Engelsburg sieht. Warum nur?

> *»Fünf Minuten noch. Länger werde ich nicht warten!«, schimpft sie.*

Gestern hatte sie die E-Mail erhalten. Der Absender hatte ihr brisante Informationen in Aussicht gestellt und wollte ihr diese hier und jetzt übergeben. Aber weit und breit ist niemand, der Augenkontakt zu ihr aufnimmt. Er schrieb, dass er wüsste, wie sie aussieht und dass er ihr persönlich einen Umschlag übergeben würde.

Viel los ist nicht hier auf dieser Brücke. Ab und zu mal ein Pferdefuhrwerk, ein Motorrad oder ein Dreirad. Autos dürfen hier nicht drüber fahren, aber Autos gibt es in Rom ohnehin kaum mehr.

»Wenn er wenigstens geschrieben hätte, woran ich ihn erkennen kann.«

Gianna mustert den älteren Mann, der gerade auf sie zukommt. Aber er scheint keine Notiz von ihr zu nehmen. Er trägt eine abgewetzte Aktentasche unterm Arm und hat einen Zigarettenstummel im Mund. Kurzzeitig treffen sich ihre Blicke, aber dann geht er an ihr vorbei und verschwindet in Richtung Piazza Ponte Sant'Angelo.

»Das hat heute keinen Sinn mehr. Vielleicht meldet er sich ja nochmal.«

Gianna geht zu ihrem Roller, klappt die Sitzbank nach oben, nimmt den Helm heraus und stülpt ihn über ihren Lockenkopf. Ein kurzer Druck auf den elektrischen Anlasser und die Vespa springt an. Auf nach Hause! Gianna fährt auf die linke Uferstraße des Tibers und folgt dem Lauf des Flusses bis zur Ponte Garibaldi. Dort überquert sie den Fluss und hat es nicht mehr weit bis zu ihrem Wohnquartier in Trastevere. Im Innenhof ihres Wohnhauses stellt sie die Vespa ab und kettet sie sorgfältig an das massive Gitter eines Kellerfensters.

Noch mit Sonnenbrille und Helm springt sie die Treppen hoch bis in den dritten Stock. Der schöne alte Aufzug in der Mitte des Treppenhauses ist schon lange außer Betrieb. Gianna und ihren WG-Mitbewohnern ist das egal, ihren alten, gehbehinderten Nachbarn jedoch weniger.

Vor zwei Jahren ist Gianna von zuhause aus- und drei Häuser weiter hier in die WG eingezogen. Leerstehende Wohnungen gibt es genug im heutigen Rom, seit es nach dem großen Zusammenbruch einen Massenexodus aus der Stadt gegeben hatte. Die Bevölkerung konnte nicht mehr ausreichend ernährt werden und zog, vom Hunger getrieben, in ländliche Regionen.

Roms legendärem Status als »Ewiger Stadt« tat dies keinen Abbruch. Schon oft hatte sie im Laufe ihrer Geschichte gute und schlechte Zeiten erlebt. Als das römische Reich zugrunde gegangen war oder die Vandalen die Stadt geplündert hatten, war dies auch immer mit einem rapiden Rückgang der Einwohnerzahlen einher gegangen. Jetzt war es eben wieder

mal so weit und die Stadt wartete auf den nächsten Aufschwung, der bestimmt irgendwann kommen würde.

Gianna liebt ihre Stadt. Für nichts auf der Welt würde sie aufs Land ziehen. Die schweren Zeiten kennt sie nur vom Hörensagen und von Erzählungen ihrer Eltern. Wie es in Rom vor der großen Krise einmal aussah, kennt sie natürlich von alten Filmen. Das Leben damals war offenbar in vielerlei Hinsicht unkomplizierter und konsumorientierter, als sie es von Kindheit an kennengelernt hatte. Früher träumte sich Gianna gerne in die alten Zeiten: Shoppen gehen in der Via Condotti oder das ausschweifende Nachtleben in Trastevere genießen. Als junges Mädchen hätte sie vieles dafür gegeben, einen Tag und eine Nacht in dieser vergangenen Welt verbringen zu dürfen. Heute sind die ehemaligen noblen Einkaufstempel Ruinen aus Marmor und Glas. Und Trastevere ist wieder ein ruhiges Wohnviertel. Auf dem Forum Romanum grasen sogar zeitweise Kühe. Es gibt genügend Wohnraum in der Stadt und die Straßen sind zwar in schlechtem Zustand, aber nicht mehr von stinkenden Autos verstopft.

Gianna schließt die Tür zu ihrer Wohnung auf. Ihre Mitbewohner Marco und Maria sind offenbar nicht da. In der Küche findet sie ein paar Kekse. Daneben im Spülbecken steht die Espressokanne und lacht sie unwiderstehlich an. Während das Wasser langsam heiß wird, klappt Gianna ihr Notebook auf und checkt ihre Mails.

Moderne Zeiten

Um sieben Uhr schlägt Davids Smartphone Alarm. Die Sonne scheint bereits in sein Schlafzimmer und macht das Aufstehen erträglich. Nach dem Duschen ein kurzer Blick auf die Uhr: Er hat noch genug Zeit, um in Ruhe zu frühstücken und den Tag langsam angehen zu lassen. Während der Kaffeeautomat seine Arbeit verrichtet, schaltet David den großen Zimmermonitor ein:

> *»Alexandra, suche mir einen Sender, der gerade Nachrichten bringt!«*

»Ja David, ich schalte auf TV Vienna.«

Die Sprachassistentin des Monitors trägt den Namen von Davids vorletzter Freundin. Schon mehrfach hatte er sich vorgenommen sie endlich umzutaufen. Andererseits findet er aber die Namensähnlichkeit zu einer der ersten vorsintflutlichen Sprachsteuerungen ungeheuer retro. Leider versteht kaum einer seiner Zeitgenossen diesen Spaß. Und seine letzte Freundin schon ganz besonders nicht. Nachdem David über die aktuellen Neuigkeiten informiert ist, ruft er:

»Alexandra, welche Termine stehen heute an?«

»Du hast heute um zehn Uhr einen Termin in der Zentralbank, Gebäude 5, Besprechungsraum Lech«

Wenigstens einen ordentlichen Raum haben sie diesmal reserviert! Die Besprechungsräume in der Bank sind nach Flüssen benannt und der Lech bildet als direkter Zufluss zur Donau immerhin eine Level-2-Domäne. Gestern hatten er und seine Kollegen den halben Tag in »Cibin« verbracht; einem kleinen Rückzugsraum, der seinen Namen der Level-3-Domäne Cibin.Olt.Donau verdankt – und damit einem unbedeutenden Fluss in der Walachei[1].

»Alexandra, erzähl mir was über den Lech!«

»Der Lech ist ein 264 Kilometer langer, rechter Nebenfluss der Donau. Die Domänenhauptstadt der Domäne Lech.Donau ist Augsburg. In Augsburg befindet sich der Mündungspunkt der Domäne Wertach.Lech.Donau.«

Vergangenes Jahr war David beruflich einmal zusammen mit Alexandra – nicht die mit der Computerstimme, sondern die mit dem Knackarsch – in Augsburg. Viel von der Stadt hatten sie nicht gesehen, aber für einen kurzen Spaziergang durch die historische Innenstadt hatte es dann doch noch gereicht. Alexandra wollte unbedingt die Fuggerei, eine der ältesten Sozialsiedlungen Europas, besichtigen. Angeblich bestand früher einmal

1 Walachei: Historische Landschaft in der Olt.Donau-Domäne, dem ehemaligen Süd-Rumänien

die Miete darin, jeden Tag ein paar Gebete für den Stiftungsgründer Jakob Fugger und seine Familie zu verrichten.

David wohnt in einem ehemaligen Gemeindebau im 19. Wiener Gemeindebezirk und wäre froh, wenn die Miete durch Beten zu begleichen wäre. Die Wiener Gemeindebauten waren früher einmal dafür gedacht, der einfachen Bevölkerung billigen Wohnraum zur Verfügung zu stellen. Allerdings ist heute nichts mehr davon zu spüren. Die Kaiser-Franz-Josef-Residenz, in der Davids Appartement liegt, hieß früher einmal Karl-Marx-Hof. Der ehemalige Gemeindebau wurde allerdings mehrfach luxussaniert und wird heute nur noch von gutverdienenden Yuppies[2] bewohnt.

> *»Alexandra, wie komme ich mit dem Auto am besten zu meinem Meeting?«*

> *»Kurz vor zehn Uhr wird sich der Verkehr wieder beruhigt haben. Fahre mit dem Auto über den Handelskai an der Donau entlang und parke in der Tiefgarage des Millennium Tower.«*

Als David im Auto sitzt und an der Donau entlang fährt, drehen sich seine Gedanken wieder ums Wasser und seine heutige Bedeutung. Wie war es dazu gekommen? Damals nach dem großen Crash. Seine Eltern hatten ihm oft von den furchtbaren Zeiten erzählt, als die Wirtschaft auf der ganzen Welt aus den Fugen geriet und die gesamte Menschheit vorübergehend in ein unfassbares Chaos stürzte. Mit den Staatspleiten, die wie Dominosteine ihre Bahn über die Weltkugel zogen, lösten sich die Nationalstaaten auf. Niemand wusste, wie die Zukunft aussehen würde und welche Gesellschaftsformen eines Tages aus dem Ganzen hervorgehen würden.

Damals waren viele Weltverbesserer und Scharlatane unterwegs, die alle versuchten ihre Heilslehre unters Volk zu bringen. Nach dem Crash behauptete jeder diesen vorhergesehen zu haben und konnte auf Anhieb die daran Schuldigen benennen. Auch Davids Vater behauptet bis heute steif und fest, schon Jahre vorher die Anzeichen des drohenden Niedergangs erkannt zu haben. Jedes Mal wenn das Gespräch bei seinen

---

2 Yuppie: Young Urban Professional

Eltern auf dieses Thema kommt, ist es Zeit das Weite zu suchen, um dem zwangsläufig entstehenden Streit möglichst aus dem Wege zu gehen.

Das heutige Domänensystem wurde anfangs nur belächelt und als Spinnerei einiger durchgedrehter Theoretiker angesehen. Überraschenderweise hat es sich dann doch in vielen Regionen der Erde durchgesetzt. Wahrscheinlich aus einem einzigen Grund: Es basiert auf Grenzen, die es schon immer gab und die sich nie ändern können. Nach all den Kriegen und Streitereien der vergangenen Jahrhunderte war die Menschheit offenbar an einem Punkt angelangt, wo man dies als entscheidendes Argument bewertete.

Jeder Mensch mit festem Wohnsitz ist im Domänensystem eindeutig verortbar. Und zwar je nach dem, in welchem Flusssystem er wohnt und in welches Meer er entwässert. David gehört als Einwohner von Wien zur Donau-Domäne. Dass Wien zur Domänenhauptstadt ernannt wurde, war lange Zeit sehr umstritten. Letztendlich wurde in der gesamten Domäne eine Volksabstimmung durchgeführt, bei der sich Wien knapp gegen Konkurrenten wie Budapest und Belgrad durchsetzte.

Auch in den Unterdomänen gab es seinerzeit ein großes Gezerre und Geschacher um die Ernennung zur jeweiligen Provinzhauptstadt. Bei den Volksabstimmungen setzte sich häufig – aber nicht immer – die einwohnerstärkste Gemeinde des jeweiligen Flusseinzugsgebietes durch.

Das heutige Domänensystem verbindet viele Regionen miteinander, die früher als Nationalstaaten voneinander abgrenzt waren. Für die Österreicher wirkte die Entstehung der Donau-Domäne fast ein wenig wie die Rückkehr zu den guten alten Zeiten der k.u.k. Monarchie. Andere Nationalstaaten, wie zum Beispiel die ehemalige Bundesrepublik Deutschland, zerriss es in mehrere Einzeldomänen. Während der Großteil des früheren Freistaats Bayern ein Teil der Donau-Domäne wurde, fanden sich die anderen deutschen Bundesländer in den Flusssystemen von Rhein, Ems, Weser, Elbe und Oder wieder, die heute allesamt eigenständige Hauptdomänen sind.

> *»Wie die Welt wohl heute ohne das Domänensystem aussähe?«, fragt sich David, als er in die Tiefgarage fährt.*

Trastevere

Gianna hat ihr Notebook wieder zugeklappt. Keine neue Mail vom großen Unbekannten. Mittlerweile sind auch ihre Mitbewohner Marco und Maria nach Hause gekommen.

Marco arbeitet tagsüber als Mechaniker in einer Werkstatt. Gianna hält große Stücke auf ihn. Ist er es doch, der ihre alte Vespa am Laufen hält. Letzte Woche erst hatte er irgendwelche Riemen und Rollen ausgetauscht, nachdem Gianna eher beiläufig erwähnt hatte, dass ihr Gefährt ungewohnte Geräusche macht. Am folgenden Morgen fuhr er mit ihrem Roller zu seiner Werkstatt und als er abends nach Hause kam, schnurrte die kleine Vespa wieder wie am ersten Tag ihres langen Lebens.

Maria arbeitet als Grundschullehrerin an einer privaten Schule in Trastevere. In den vergangenen Jahren war die Zahl der Kinder wieder angestiegen und Maria war froh, dass sie nun endlich ihren Lebensunterhalt in ihrem Wunschberuf verdienen konnte. Viel Geld verdienen sie allerdings alle drei nicht. Aber für die Wohnung müssen sie nur recht wenig Miete an die Kommune zahlen und ansonsten leben sie auch sehr sparsam.

Gianna ist dennoch auf den Unterhalt durch ihre Eltern angewiesen. Sie hat einen Abschluss an einer Journalistenschule gemacht und arbeitet freiberuflich für diverse Onlinezeitungen. Davon leben kann sie aber nicht. Zusammen mit Salvatore, einem befreundeten Journalisten, hat sie vergangenes Jahr einen Video-Blog gegründet, in welchem sie, in unregelmäßigen Abständen, Leute aus Rom vor der Kamera interviewen. Die Zahl ihrer Blog-Abonnenten war anfangs sehr überschaubar, in den vergangenen Monaten hat sich ihr Kanal aber doch herumgesprochen und die Zahl der Klicks auf ihre Videos steigt langsam aber stetig.

> *»Sag mal Gianna, wie ist denn dein Geheimtreffen an der Engelsburg gelaufen?«, fragt Marco beiläufig.*

Er kann Giannas sogenannter investigativer Arbeit nicht viel abgewinnen und macht sich gerne darüber lustig.

> *»Ist nicht gekommen, der Kerl. Hat mich eine Stunde auf der Brücke blöd rumstehen lassen. Ich hab mich schon gewundert, dass mich keiner angequatscht hat, von wegen ob ich mit ihm in seine Wohnung komme oder so.«*

> *»Ja, es soll in dieser Gegend ja selbst tagsüber öfter vorkommen, dass sich dort einsame Männer nach kurzen Bekanntschaften umsehen.«*

Marco spielt auf die Nähe zum Vatikan an. Nach dem wirtschaftlichen Niedergang Roms, ist dieser zum bedeutendsten Wirtschaftsfaktor der Stadt geworden. Je schlechter die Zeiten wurden, um so mehr gewann die katholische Kirche wieder an Bedeutung, was sich an steigenden Mitgliederzahlen und auch an sprudelnden Einnahmen zeigte.

> *»Arbeitet nicht dein Vater dort in der Nähe?«, bohrt Marco nach.*

> *»Wie oft soll ich dir noch sagen, dass mein Vater nur gelegentlich im Vatikan zu tun hat? Er erledigt seine Arbeit meistens zuhause!«*

Gianna ist genervt. Marco mag Ihren Vater nicht besonders und lässt das auch bei jeder Gelegenheit mit spitzen Bemerkungen durchblicken. Wahrscheinlich ist er ihm nicht italienisch genug, weil er in Deutschland geboren wurde. Gianna dagegen liebt Ihren »Fatti tedesco«. Früher hatte er einmal an der deutschen Botschaft gearbeitet. Als er Giannas Mutter kennengelernt und geheiratet hatte, war er aber schnell zu einem echten Römer mutiert und nur wenn man genau hinhört, kann man einen leichten deutschen Akzent aus seinen Worten heraushören.

Giannas Mutter hatte früher ebenfalls im diplomatischen Dienst gearbeitet, wo sich die beiden dann auch über den Weg liefen und die Liebe ihren Lauf nahm. Mit Diplomatie war allerdings nach dem großen Crash erst einmal nichts mehr zu verdienen und Giannas Eltern hatten eine schwere Zeit durchgemacht. Während die Mutter versuchte die Familie mit

Schneiderarbeiten über Wasser zu halten, konnte der Vater gelegentlich seine Sprachkenntnisse bei den diversen verbliebenen Institutionen einbringen. Letztendlich war es der Vatikan, der ihn häufig mit Übersetzungen vom und ins Deutsche beauftragte.

»Gianna, wann kommen denn Deine Eltern mal wieder zum Essen vorbei?«, mischt sich Maria in das Gespräch ein.

»Keine Ahnung, ich werd‘ sie mal fragen, wenn ich sie das nächste Mal sehe.«

Gianna kann sich ein Lachen nicht verkneifen. Wenn ihre Eltern sie in der WG zum Essen besuchen, sieht das meistens so aus, dass die drei WG-Bewohner den Tisch schön decken und am Ende den Abwasch erledigen. Das Essen wird von Giannas Mutter mitgebracht und mit viel Liebe zum Detail zubereitet. Natürlich wird sie schon beim Kochen und erst recht während des Essens von allen Seiten mit Komplimenten überschüttet. Aber im Grunde sind es ihre Eltern, die das Essen finanzieren und ihre Mutter, die die Arbeit macht. Trotzdem hat ihre Mutter bisher noch keine dieser »Einladungen« abgelehnt und auch ihr Vater ist eigentlich immer ganz froh, wenn er sich mal mit den jungen Leuten unterhalten und alte Geschichten zum besten geben kann.

»Habt ihr am kommenden Sonntag Zeit? Falls ja, frage ich sie mal, ob sie Lust haben, zum Essen zu kommen.«

»Ja, natürlich!«, antworteten Maria und Marco wie aus einem Mund.

Kickoff

Als David den Besprechungsraum betritt, sind seine Kolleginnen und Kollegen schon beinahe vollzählig versammelt. Nur sein Chef Thomas Prenninger fehlt noch.

»Hat heute schon jemand unseren Projektleiter gesehen?«, fragt Klaus, der wie David als freiberuflicher IT-Spezialist bei der Zentralbank arbeitet.

»Er war gestern Nacht noch in seinem Büro«, antwortet David. »Wahrscheinlich hat er dort übernachtet und verschlafen!«

Im gleichen Augenblick tritt Thomas zur Tür herein.

»Ein wunderschönen guten Morgen allerseits!«

Noch während er seinen Kaffee eingießt kommt er schon zur Sache:

»Worüber wir heute sprechen werden unterliegt der Geheimhaltung! Bevor wir anfangen, müsst ihr alle eine Verschwiegenheitserklärung unterzeichnen. Hat irgend jemand damit ein Problem?«

Die Kollegen grinsen sich gegenseitig an. Das Ritual ist ihnen hinlänglich bekannt. Schweigend lassen sie die Unterschriftenliste herumgehen und unterzeichnen an der für sie vorgesehenen Stelle. Als die Liste wieder bei Thomas ankommt, wirft einen kurzen prüfenden Blick darauf und lässt das Formular in seiner Tasche verschwinden.

»Gut – soviel zu den Formalitäten.«

Er klappt sein Notebook auf und verbindet es mit dem Multimediasystem des Besprechungsraums. Der Beamer wirft eine Europakarte an die Wand, mit den, durch die jeweiligen Flusssysteme definierten, Domänengrenzen.

»Es geht um folgendes: Wie ihr bestimmt alle wisst, haben die Domänenregierungen Rhein, Weser, Elbe, Po und Donau vor kurzem vereinbart, Handelshemmnisse abzubauen und ihre Währungssysteme aneinander anzugleichen. Darüber hinaus sollen ein paar wirtschaftlich starke Zwergdomänen in diese Handelsunion integriert werden.«

David mustert die Gesichter seiner Kollegen und denkt sich: »Was soll der Scheiß? Wir sind Techniker! Was kommt uns der Typ jetzt mit Politik?« Die anderen scheinen das ähnlich zu sehen. Thomas Prenninger fährt aber ungerührt fort:

»Ihr wisst ebenfalls, wie schwierig es war und wie lange es gedauert hat, innerhalb der Donau-Domäne eine gemeinsame Währung einzuführen. Fakt ist aber, dass sich der Donautaler

heute in der gesamten Domäne durchgesetzt hat und von Ulm bis zum Schwarzen Meer überall als gesetzliches Zahlungsmittel anerkannt wird.«

David weiß noch aus dem Geschichtsunterricht, wie viele Regionalwährungen es seit dem Niedergang der Weltwirtschaft gegeben hat. Gerade in den Anfangsjahren nach dem großen Crash hatte jede Provinzregierung ihr eigenes Währungssystem erschaffen. David war in einem kleinem Ort im Bayerischen Wald aufgewachsen. Er kann sich noch gut daran erinnern, wie ihm sein Vater sein erstes Taschengeld überreichte: Fünf Schwarze Regenmark. David hatte sich gewundert, warum diese glänzenden Münzen als schwarze Regenmark bezeichnet wurden. Erst viel später kapierte er, dass dies mit der Domäne »SchwarzerRegen.Regen.Donau« zu tun hatte, in der seine Familie lebte.

»Und? Soll jetzt wieder der Euro eingeführt werden?«, fragt er in die Runde.

Allgemeines Gelächter. Jeder kennt die Geschichten aus der Endzeit des globalen Finanzkapitalismus, als der Euro erst mit viel Euphorie in den europäischen Nationalstaaten eingeführt wurde und dann maßgeblich zu deren Zusammenbruch beitrug.

»Nein, natürlich nicht«, beruhigt Thomas Prenninger das Team. »Ich denke schon schon, dass unsere Politiker aus der Vergangenheit gelernt haben. Es ist geplant eine übergeordnete Clearinghouse Institution zu gründen, die den Finanzausgleich der domänenübergreifenden Handelsströme abbildet, berechnet und abwickelt.«

Überall in der Runde nur fragende Gesichter. Keiner hat verstanden, was der Projektleiter gerade gesagt hat.

»Ihr müsst das jetzt auch nicht verstehen. Wichtig ist nur, dass die Banken unserer Domäne und insbesondere unsere Zentralbank eine geeignete Schnittstelle zu diesem neuen Abrechnungssystem bereitstellen. Diese Schnittstelle zu entwickeln ist euer Job.«

»Nicht schlecht!«, denkt sich David. Klingt nach einigen Mannjahren Entwicklungsaufwand! In den kommenden Monaten hätte er damit genug zu tun und müsste sich nicht mehr um das Hereinholen neuer Aufträge kümmern.

> *»Wann soll es los gehen?«, fragt Klaus neugierig.*

> *»Sobald eure Arbeitsverträge unterschrieben sind. Weiß heute schon jemand von euch, dass er oder sie im kommenden Jahr keine Zeit hat? Oder hat jemand Probleme grundsätzlicher Art an diesem Projekt mitzuarbeiten?«*

Allgemeines Schweigen in der Runde. Die meisten der freiberuflichen Kollegen sind wohl ähnlich angenehm überrascht wie David und die anwesenden festangestellten Mitarbeiter der Zentralbank sind bei derartigen Überlegungen ohnehin außen vor. Sie haben zu tun, was man von ihnen sagt.

> *»Gut, ich habe auch nichts anderes erwartet! Die weiteren Details werden zu gegebener Zeit an euch verteilt.«*

> *Klaus will doch noch etwas mehr wissen: »Gibt es schon Vorstellungen, wie wir uns die Arbeit im Team aufteilen werden oder können wir uns da selbst organisieren?«*

Thomas Prenninger muss grinsen. Immer dasselbe mit dieser subversiven IT-Truppe. Wollen immer möglichst selbstständig arbeiten und benötigen dann aber doch immer jemand, der ihnen die Richtung vorgibt.

> *»Nein, die Aufgabenverteilung werde ich mit meinen Vorgesetzten diskutieren und die Ergebnisse werden euch dann kommuniziert. Was dich betrifft Klaus, würde ich aber davon ausgehen, dass du und David aufgrund eurer Expertise für die Datenbankanbindung des Systems verantwortlich sein werdet.«*

David Jonas und Klaus Baumann tauschen kurz ihre Blicke aus. Das war jetzt keine wirkliche Überraschung! Schon oft hatten die beiden in Projekten der Zentralbank zusammengearbeitet und sich gegenseitig schätzen gelernt. Sowohl fachlich, als auch menschlich.

Sie kommen beide aus der bayerischen Provinz, wenn auch aus ganz unterschiedlichen Ecken. Sie waren nach ihrer Ausbildung etwa zur gleichen Zeit nach Wien gezogen. Beiden war ihre Heimat irgendwann zu klein geworden und beide suchten die berufliche Herausforderung in der Domänenmetropole Wien. Während eines kleinen IT-Projekts bei einer Versicherung hatten sie sich kennengelernt. Nach der Arbeit waren sie gemeinsam häufig durch die Kneipen und die Kaffeehäuser gezogen und hatten über Gott und die Welt – und zugegebenermaßen auch viel über Computerprogramme – geredet.

Über Klaus war David damals auch an sein Appartement gekommen. Ohne Beziehungen läuft auf dem Wiener Wohnungsmarkt fast gar nichts. Klaus hatte David den Tipp mit dem frei werdenden Appartement gegeben und stellte auch den Kontakt zum Verwalter der Wohnanlage her. Danach ging alles ganz schnell und nach zwei Wochen konnte David aus seinem anfänglichem möblierten Notquartier in sein Yuppie-Appartement umziehen.

Anfangs fühlte er sich damit in Klaus‘ Schuld, aber mittlerweile waren ihre Gefälligkeitssalden ausgeglichen. Den aktuellen Job bei der Zentralbank hatte Klaus zum Beispiel durch eine Empfehlung von David bekommen. Thomas Prenninger hatte David gefragt, ob er einen guten Datenbank-Administrator wüsste. Klar, hatte er geantwortet und eine Woche später hatte Klaus den Job. Auch wenn dieser zum damaligen Zeitpunkt zwar ein gewisses Grundlagenwissen über Datenbanken hatte, aber alles andere als ein Spezialist war! War letztendlich aber auch egal. Am Ende des Projekt hatten sie beide den Job ordentlich erledigt und spätestens zu diesem Zeitpunkt konnte sich Klaus dann auch guten Gewissens als echter Datenbankprofi bezeichnen.

> *Thomas Prenninger fährt fort: »Ich werde den Rest unseres Meetings nutzen, um euch noch mit ein paar wichtigen Hintergrundinformationen zur Geldpolitik und den daraus resultierenden Anforderungen an das Projekt zu versorgen.«*

David hört aber schon gar nicht mehr richtig hin. Mit Politik hat er nicht viel am Hut. Was für ihn wichtig ist, hat er in diesem Meeting schon erfahren. Soll sein Chef ruhig weiterschwafeln.

Für den Rest der Veranstaltung kreisen Davids Gedanken um ganz andere Dinge. Zum Beispiel, wie viel Süßigkeiten er damals für fünf schwarze Regenmark am Kiosk der guten Frau Adam einkaufen konnte. Sein Blick schweift dabei aus dem Fenster des Besprechungsraums im 34. Stock des Millennium Towers, über die Donau bis zu den Hügelketten am Horizont, hinter denen bereits das Einzugsgebiet der Elbe und damit eine andere Welt beginnt.

Scaloppine ai funghi

Am Sonntag um elf Uhr vormittags klingeln, fast auf die Minute wie verabredet, Giannas Eltern an der Wohnungstür der WG.

> *»Ciao Mamma, Ciao Vati«, umarmt Gianna ihre Eltern noch im Treppenhaus. »Kommt doch rein!«*

Gemeinsam betreten sie den langen dunklen Flur, von dem sämtliche Zimmer der Wohngemeinschaft abzweigen: Die drei Schlafräume, das Bad, die Toilette und die große Wohnküche, die den gesellschaftlichen Mittelpunkt der Wohnung bildet und in der sich der Großteil des WG-Lebens abspielt.

> *»Hallo Signora und Signore Marconi!«, begrüßt Maria herzlich das eintretende Ehepaar. »Wie geht es Ihnen?«*

> *»Danke gut, und selbst?«, antwortet Giannas Mutter ebenso herzlich wie erfreut.*

Auch Marco bringt ein freundliches »Hallo« über seine Lippen und widmet sich dann aber wieder der Aufgabe, die ihm von seinen Mitbewohnerinnen übertragen worden war: Fein säuberlich verteilt er Essbesteck und Trinkgläser neben den Tellern und nimmt mit Hilfe eines frischen Geschirrtuchs die Sauberkeitskontrolle aller verteilten Teile vor. Akribisch poliert er nochmal alle Gläser und kontrolliert sie im Schein der

schon recht hoch stehenden Sonne, bevor sie ihren endgültigen Platz auf dem eingedeckten Esstisch finden.

»Was kochen wir denn heute?«, fragt Gianna neugierig.

Ihre Mutter antwortet etwas verlegen: »Ich war gestern auf dem Markt auf der Piazza San Cosimato und habe dort 5 Kalbsschnitzel bekommen. Es gab auch Kartoffeln, Pilze und etwas Gemüse. Wir kochen also Scaloppine ai funghi con patate. Außerdem habe ich noch ein paar Zweige von dem Rosmarin mitgebracht, den ich auf unserem Balkon anbaue.«

Alle sind begeistert; besonders als Giannas Vater noch eine Flasche guten Rotwein aus dem mitgebrachten Jutebeutel hervor zaubert.

»Aus meinen eisernen Beständen!«, verkündet er stolz.«

Die Frauen fangen gemeinsam an die Kartoffeln zu schälen und das Gemüse zu putzen, während Marco und Giannas Vater schon mal am Esstisch Platz nehmen und etwas Smalltalk betreiben.

»Na Marco, wie läuft das Geschäft bei euch in der Werkstatt?«

»Es geht so. Wir haben nicht genug zu tun, um alle Leute jeden Tag voll zu beschäftigen.«

»Ich habe aber schon das Gefühl, dass die Anzahl der Autos auf den Straßen langsam wieder zunimmt.«

»Ach wissen Sie, Signore Marconi, die meisten Römer können sich doch bestenfalls ein Motorrad leisten. Das Hauptproblem bei den Autos sind die Ersatzteile. Seit Jahren ist es unmöglich Ersatzteile für Reparaturen zu bekommen und unsere Arbeit besteht hauptsächlich darin, alte Autos auszuschlachten und deren noch nutzbare Teile wieder zu verwerten. Seit dem Zusammenbruch der Autoindustrie sind keine neuen Autos mehr nach Rom gekommen. Die zuletzt gebauten Autos waren absichtlich so konstruiert, dass sie nicht lange halten. Und die davor gebauten Autos, die noch eine einigermaßen gute Qualität hatten, hat mittlerweile der Rost zerfressen.«

In der Tat hat Marco in seiner Werkstatt fast ausschließlich mit alten Motorrädern zu tun. Daran kann man wenigstens noch herumschrauben und zur Not auch mal ein Ersatzteil provisorisch selbst herstellen. Autos, mit ihrem ganzen Elektronikkram, waren ihm schon immer suspekt.

»Aber auf unserer Halbinsel werden doch mittlerweile längst wieder neue Autos gebaut. In Turin haben die Fiatwerke gerade eben doch wieder ein neues Elektromobil angekündigt!«

»Ja Signore Marconi, das ist richtig. Im Norden ist die Industrie wieder schnell auf die Beine gekommen. Die hatten in ihrer riesigen Po-Domäne aber auch ganz andere Ausgangsvoraussetzungen! Eine funktionierende Landwirtschaft, um die Ernährung der Bevölkerung in den Großstädten sicher zu stellen und moderne Industriestandorte, um wettbewerbsfähige Produkte herzustellen.«

»Ich weiß was Sie meinen, Marco. Der Süden ist wirtschaftlich abgehängt worden. Was haben wir hier in unserer Minidomäne denn als Handelswaren zu bieten. Die Produkte aus der Landwirtschaft benötigen wir dringend selber, damit unsere eigenen Leute nicht verhungern. Wie sollen wir da von den reichen Norddomänen Autos kaufen, wenn wir uns schon schwer tun, unsere alten Vespas mit Benzin zu versorgen.«

Von der Küchenzeile her riecht es schon lecker nach Essen. Die Schnitzel brutzeln im heißen Olivenöl und ein Duft von Knoblauch und Rosmarin liegt in der Luft.

»Ich glaube es wird nicht mehr lange dauern«, sagt Marco. »Soll ich schon mal den Wein öffnen?«

»Ja gerne! Der gute Tropfen soll ruhig noch ein wenig atmen, bevor wir ihn uns einverleiben.«

Giannas Vater war sein Lebtag einem guten Glas Wein nie abgeneigt. Leider erlauben es ihm die Umstände nicht mehr, seinem alten Laster zu frönen. Es ist nicht so, dass im heutigen Rom kein guter Wein zu bekommen wäre. Es ist vielmehr eine Frage des Geldes. Die mitgebrachte

Flasche hatte er vor ein paar Jahren auf einem Winzermarkt erstanden. Der Verkäufer hatte eine Auswahl regionaler Weine dabei, von denen er seine potentiellen Kunden auch gerne probieren lies. Giannas Vater war mit vier Flaschen Rotwein aus Cesanese del Piglio und einer ordentlichen Alkoholfahne nach Hause gekommen und musste sich heftige Vorwürfe seiner Frau anhören. Sie ist es schließlich, die im Hause Marconi die Oberhoheit über die Finanzen hat und das hatte sie ihm bei der Gelegenheit auch unmissverständlich klar gemacht.

»Kinder setzt euch, das Essen ist gleich fertig!«

Auf dieses Kommando der Signora Marconi hin nehmen sofort alle ihren Platz ein. Die drei Frauen verteilen das Essen, Giannas Vater spricht ein kurzes Tischgebet und lobt ausführlich die Kunst der Köchin. Dann herrscht genießerische Stille. Alle am Tisch wissen es, aber keiner spricht darüber: Es ist schon Wochen her, dass sie sich zuletzt solch ein teures Festmahl geleistet haben.

Dunkle Wolken am Horizont

Sehr viele Jahre vorher, in einer deutschen Kleinstadt westlich von Köln:

Peter Eckert sitzt in seinem Hobbyraum am Computer und starrt mit weit aufgerissenen Augen auf die aktuellen Aktiencharts.

»Das geht doch nicht mehr mit rechten Dingen zu!«

Diese Kurve erinnert ihn mehr an die Aufzeichnungen eines Seismographen. Wie sie immer dann im Fernsehen zu sehen sind, wenn ein katastrophales Erdbeben mal wieder kurzzeitig die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit erregt hat.

In den letzten Jahren hatte Peter Eckert ordentliche Gewinne an der Börse erzielt. Nachdem die Zinsen für sein Erspartes erst gegen Null und dann sogar noch ins Negative gedriftet waren, hat er das Ruder herumgerissen und begonnen in Aktien zu investieren. Bisher hat er diesen Schritt nicht bereut, aber was in den vergangenen Wochen an den Aktienmärkten so

abgegangen war, hatte ihm noch ein paar zusätzliche graue Haare eingebracht. Und das bei den wenigen, die er ohnehin nur noch hat!

»Du darfst das nicht als Krise, sondern als Chance sehen!« hat sein Bankberater gesagt, den er schon von seiner Schulzeit kannte. »Kaufen wenn die Kanonen donnern!« und so‘n Zeug hat er gesagt. Aber Peter Eckert hörte keine Kanonen. Manchmal sieht er welche im Fernsehen: In Syrien oder in der Ukraine, weit weg und irgendwie nicht so richtig furchteinflößend. War das jetzt schon die Krise? Oder stehen wir kurz davor? Soll ich besser jetzt verkaufen und wenn ja, was mache ich dann mit dem Geld?

»Bei großen Kursschwankungen lassen sich auch große Gewinne realisieren!« war noch so eine Weisheit. Hatte auch ein paar Mal geklappt, ging aber noch öfter in die Hose!

> *»Ist doch alles eine Zockerei auf Kosten der Kleinen!«*

Wie sollte ein Kleinanleger wie er denn auch eine Chance gegen die Investmentabteilungen der Großbanken haben? Indem er nach Feierabend Onlinecharts an seinem Computer studiert und dann Kauf- bzw. Verkaufsorders im Onlinebanking erteilt? Die professionelle Konkurrenz kämpft derweil um jede Millisekunde, die sie schneller als der Rest der Welt sein könnte, um diesen Zeitvorteil direkt in einen Geldvorteil umzuwandeln.

> *»Nein, so dumm ist ein Peter Eckert nicht, dass er sich von den Banken über den Tisch ziehen lässt! Ich verfolge meine langfristige Anlagestrategie und werde schon weiterhin gut damit fahren. Und damit nichts schief gehen kann, habe ich vorsorglich ein paar geeignete Stop-Loss-Orders gesetzt!«*

Versuchung

David und Klaus hatten den ganzen Tag in ihrem Projektraum im Millennium Tower verbracht und dabei unzählige Anforderungsdokumente durchgearbeitet. Danach rauchte beiden der Kopf und sie beschlossen den Tag mit einem Zug durch die Kneipen ausklingen zu lassen.

Drei Lokale und sechs Bierchen haben sie schon hinter sich, als sie entscheiden in eins der angesagten Szenelokale unter den Bögen der Wiener Stadtbahn zu gehen.

> *»Schon ganz schön voll hier!«, schreit Klaus gegen die ohrenbetäubende Musik an.*

> *»Ja, ich glaube da hinten ist noch was frei.«*

Sie setzen sich an einen kleinen Bistrotisch in der schummrigen Ecke des Lokals. Hier ist die Musik etwas gedämpfter als vorne, wo die Bässe der Boxen einem das Gehirn zum Vibrieren bringen und man kann sich noch halbwegs unterhalten.

> *»Sag mal, wie gefällt dir eigentlich das neue Projekt?«, fragt Klaus.*

Oh Mann, der Typ ist immer noch in Gedanken bei der Arbeit. Hat der denn heute gar nichts anderes mehr im Kopf?

> *»Ich find‘s okay. Hab schon Schlimmeres erlebt.«*

> *»Ich auch. Schon viel schlimmer! Aber trotzdem komme ich mir langsam vor, wie ein Hamster in seinem Rad. Dauernd von einem Projekt zum Nächsten rennen und trotzdem nicht voran kommen.«*

Mann, wie ist der Klaus heute wieder drauf? Immer wenn er zu viel Bier getrunken hat, bekommt er seinen Philosophischen und zweifelt am Sinn seines Lebens.

> *David antwortet: »Was ist so schlimm daran, wie es ist? Willst Du Karriere machen? Oder wie unser Sesselpupser von Projektleiter den Idioten für die Bosse geben? Ne ne mein Lieber, da bin ich lieber der Kopf der Ärsche, als der Arsch der Köpfe.«*

Klaus muss grinsen. Er mag Davids Art, manche Dinge sehr einfach auf den Punkt zu bringen. Dann sieht er sich um und als er sicher ist, dass niemand neben ihnen steht, beugt er sich zu David vor und sagt ihm direkt ins Ohr:

»Karriere machen? Nein danke! Aber ich frage mich manchmal schon, warum wir uns täglich für unser bescheidenes Einkommen abrackern, während andere Leute das große Rad drehen und dabei die dicke Kohle einschieben.«

»Und was hast du konkret vor? Willst du in den Keller der Zentralbank einsteigen und den großen Tresor mit einem Schweißbrenner bearbeiten?«

Die Augen von Klaus werden eng: »Nein, damit kenne ich mich nicht aus. Da würde ich mir wohl buchstäblich die Finger verbrennen. Aber manchmal gibt es auch Situationen, da liegt das Geld auf der Straße und man muss es nur aufheben.«

»Kannst du mir vielleicht erklären, was da damit meinst?«

Klaus antwortet ausweichend: »Nein, das kann ich dir jetzt nicht erklären. Die Sache ist mir zu heiß, als dass ich dich da jetzt reinziehen will.«

Bei David beginnen die Alarmglocken zu schrillen.

»Sag mal, machst Du irgendwelche krummen Dinger in der Bank?«

»Ach Quatsch! Natürlich nicht! Aber es könnte doch sein, dass man von krummen Dingern anderer Leute Wind bekommt und selber davon profitieren kann.«

David ist perplex. Doch bevor er weiter nachfragen kann, über was Klaus da faselt, setzen sich zwei gutaussehende junge Frauen zu ihnen an den Tisch.

»Dürfen wir uns zu euch dazu setzen?«, fragt die blondere von den beiden in breitestem Wiener Dialekt.

»Nur zu, schöne Frau!« antwortet Klaus reflexartig.

David muss schmunzeln. Sein Freund hat nahtlos vom Gier- in den Balzmodus gewechselt. Sofort beginnt er auf die Blondine einzureden: Was sie so macht, was er so macht, wo sie herkommt und so weiter und

sofort. Nach einer Viertelstunde verschwinden die beiden auf nimmer Wiedersehen auf der Tanzfläche.

Trotz der ohrenbetäubenden Musik versucht sich David eine Zeit lang mit der Begleiterin der Blonden zu unterhalten. Irgendwann verschwindet jedoch auch diese in Richtung Tanzfläche und lässt ihn alleine zurück.

David wartet noch eine Weile auf seinen Kollegen, zahlt dann aber sein Bier und verlässt den Club.

»Endlich frische Luft!«

Draußen auf der Straße rattert die Hochbahn stadtauswärts. David kann in die hell beleuchteten Abteile sehen. Nur ein paar vereinzelte Fahrgäste fahren um diese Zeit in Richtung ihrer Schlafstätten in den Wiener Vororten. Die meisten von ihnen starren hypnotisiert auf ihre Smartphones oder dösen mit gesenkten Köpfen vor sich hin. David spürt das Vibrieren des Bodens unter seinen Füßen, aber im Vergleich zu dem Schallpegel in dem Lokal ist das rhythmische Donnern der stählernen Räder auf den Schienen geradezu eine Wohltat für seine Ohren.

Er geht durch die grell erleuchteten Straßen des Wiener Amüsierviertels. Inzwischen ist es Mitternacht und das Nachtleben beginnt Fahrt aufzunehmen. David hat aber für heute genug. An der Thaliastraße winkt er ein Taxi herbei. Der Fahrer fragt ihn in einem harten osteuropäischen Akzent nach seinem Ziel.

»Warum kommen eigentlich fast alle Taxifahrer aus dem ehemaligen Rumänien oder Bulgarien?« denkt sich David, nachdem er dem Fahrer die Adresse seines Appartements genannt hat und sich müde in das weiche Leder der Rückbank fallen lässt.

Wandertag

Das Festmahl mit Giannas Eltern ist beendet. Zum Espresso haben sich Gastgeber und Gäste in der gemütlichen Sitzecke mit den alten Polstermöbeln niedergelassen.

»Gianna, meine Nachbarin hat gesagt, sie hätte dich neulich im Fernsehen gesehen!«

»Mamma, sie meint wahrscheinlich mein Videoblog.«

»Wie auch immer das heißt, da wo du dich mit dem alten Fremdenführer unterhalten hast.«

Gianna hatte zusammen mit Salvatore eine Reportage über die Zeit gedreht, als Rom noch ein Mekka für Touristen aus aller Welt gewesen war. Ihre Altersgenossen kennen den Tourismus eigentlich nur aus den Erzählungen ihrer Eltern und Großeltern. Die Reportage war deshalb gerade bei den jungen Leuten auf reges Interesse gestoßen und hatte ihnen viele neuen Abonnenten für ihren Videokanal beschert.

Nach Rom kommen auch im Jahr 2052 nach wie vor viele Pilger aus aller Welt. Der Transport und ihre Unterbringung liegt aber fest in der Hand des Vatikans. Die Pilger aus den reichen Domänen landen gewöhnlich mit dem Flugzeug am Flughafen Giovanni Paolo II in Fiumicino. Von dort werden sie sofort in die komfortablen Hotels transferiert, die in den vergangenen Jahren am Rande der Vatikanischen Gärten neu errichtet worden waren. Die ärmeren Pilger werden am Busbahnhof eingesammelt und in die einfachen Herbergen auf dem Vatikanareal gebracht. Während ihres gesamten Aufenthalts bleiben die Pilger üblicherweise innerhalb der Mauern des Vatikans. Nach dem Abschluss der Feierlichkeiten und Zeremonien, verlassen sie dann die Stadt genau so schnell, wie sie gekommen sind. Vor einer Stadtbesichtigung werden sie eindringlich gewarnt. Die Stadt sei für Fremde sehr gefährlich sei und Überfälle wären an der Tagesordnung.

»Weißt du Mamma, der alte Fremdenführer ist ein Bekannter von Salvatore. Seit Jahren schwärmt er von den goldenen Zeiten, die er in seiner Jugend erlebt hat. Salvatore hatte dann irgendwann die Idee zu der Reportage. Wir sind einen Tag lang zusammen durch die Innenstadt gelaufen und Salvatore hat gefilmt, während mir der alte Mann von früher erzählte.«

»Da könnte ich euch auch einiges erzählen!«, wirft Giannas Vater ein. »Käme ich dann auch ins Fernsehen?«

»Ach Vati, ich hab dir doch schon oft erklärt, dass ein Videoblog nichts mit dem Fernsehen zu tun hat.«

»Das weiß ich doch, mein Kind. Deine Mutter und ich haben damals doch das Entstehen des Internets miterlebt. Wir können uns sogar noch daran erinnern, wie mit Jutube oder wie das damals hieß, die ersten Blogger auf der Bildfläche erschienen sind. Du würdest dich kaputt lachen, wenn du die alten Videos aus dieser Zeit ansehen würdest!«

Maria und Marco verwerfen sich verstohlen Blicke zu. Gleich würde Giannas Vater wieder seine Geschichten aus der guten alten Zeit zum Besten geben. Höchste Zeit das Thema zu wechseln.

»Ich war neulich mit meiner Grundschulklasse auf Erkundungstour in der Innenstadt«, beginnt Maria zu erzählen. »Es gab im Vorfeld einige Bedenken der Eltern, die sich Sorgen um die Sicherheit der Kleinen gemacht haben. Erst als wir eine Abordnung der Bürgerwehr als Begleitschutz organisiert hatten, durften die meisten der Kinder an diesem Wandertag teilnehmen.«

»Die Bambini kommen doch nie aus ihrem Viertel heraus!«, beginnt sich Marco zu ereifern. »Die Eltern sollen doch froh sein, wenn die Schule solche Ausflüge organisiert.«

»Es hat auch allen gut gefallen. Wir sind in Trastevere losmarschiert und haben unsere erste Pause auf der Tiberinsel gemacht. Die Mönche dort waren hocherfreut über den jungen Besuch und haben uns über das ganze Gelände und auch durch die Kirche San Bartolomeo geführt. Von dort ging's dann weiter über den Campo de' Fiori zur Piazza Navona.

»Gibt's da noch die kleine Eisdiele mit dem lecker Schoko-Eis?«, will Marco wissen.

»Ja, die gibt's dort noch«, fährt Maria fort. »Allerdings hätte ich deren Besuch gerne vermieden. Denn nur die Hälfte der Kinder

hatte Taschengeld von ihren Eltern mitbekommen und konnten sich eine Kugel Tartufo leisten. Die anderen mussten ihnen beim Schlecken zusehen.«

»Die Welt ist eben ungerecht«, ist alles was Giannas Vater dazu einfällt. »Das kann man gar nicht früh genug lernen.«

»Nach unserer Pause auf der Piazza Navona sind wir dann zum Corso Vittorio Emanuele gelaufen und haben am Ende der Straße die Tiberbrücke überquert. Die Kinder wollten unbedingt einmal den Petersplatz und den Dom sehen, aber daraus ist leider nichts geworden. Die Leute von der Schweizer Garde haben uns ohne Passierschein nicht reingelassen.«

»Das ist wieder typisch!«, beginnt Marco loszupoltern. »Ich kann diese Typen nicht ausstehen. Egal wo Du in der Stadt auf sie triffst: Die behandeln einen wie den letzten Dreck!«

»Ja, ja«, erwidert Giannas Mutter. »Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie die noch in ihren Hampelmannkostümen durch den Vatikan gelaufen sind. Waren damals eigentlich immer recht sympathische Burschen. Heute habe ich auch immer ein ungutes Gefühl, wenn ich einen von ihnen sehe: Schwarze Klamotten, Sonnenbrille, und meistens bis an die Zähne bewaffnet.«

Giannas Vater sieht die Sache entspannter:

»Ist eben ein Security Verein, wie es ihn mittlerweile überall auf der Welt geben soll. Der Vatikan hat Macht und Geld. Das erzeugt viel Neid in der Stadt. Ich halte es daher schon für legitim, dass sich der Vatikan gegen das Gesindel zur Wehr setzt.«

Marco fällt es immer schwerer ruhig zu bleiben:

»Und deswegen muss man den Petersplatz gegen eine Horde von Grundschülern verteidigen? Die Bambini hätten ja wohl kaum die Kirchenschätze geplündert und den Papst entführt. Es ist doch anders herum: Wie viele der feinen Herren kommen denn nachts heimlich im Schutz der Dunkelheit in unsere Stadt? Wissen Sie wie viele unserer Frauen sich prostituieren, um ihre Kinder

ernähren zu können? Ist es ein Zufall, dass heute fast alle römischen Bordelle um den Vatikan herum angesiedelt sind?«

Maria versucht Marco zu beruhigen:

»Also komm, Marco. Prostitution gibt es in Rom ja nun schon etwas länger. Das ist nun wirklich keine neue Erfindung des Vatikans.«

Gianna sieht, wie ihre Mutter vorwurfsvolle Blicke in Richtung ihres Mannes wirft. Bevor die Situation beginnt peinlich zu werden, legt Marco aber schon wieder los:

»Trotzdem – ich bleibe dabei: Der Vatikan ist der Stachel im Fleisch unserer Stadt. Ich sehe nichts Positives an dieser Institution. Gianna, ich glaube übrigens, dass der Typ, der dich neulich auf der Engelsbrücke versetzt hat, auch mit dem Vatikan zu tun hat!«

Wenn Giannas Blicke töten könnten, wäre Marco auf der Stelle tot umgefallen. Prompt fragt ihr Vater mit besorgter Miene:

»Gianna, was meint Marco damit?«

»Ach nichts Besonderes. Salvatore und ich hatten in unseren letzten Videoblogs ja teilweise recht kritisch über das Verhältnis zwischen dem Vatikan und der Stadt Rom berichtet. Daraufhin hat mich jemand anonym kontaktiert und angedeutet, dass er interessante Unterlagen für mich hätte. Er wollte mir diese bei der Engelsburg übergeben, ist dann aber nicht gekommen.«

»Um Gottes Willen! Was für Unterlagen?«, bohrt Giannas Mutter sofort nach.

»Mamma, ich weiß es doch nicht. Es ist ja niemand gekommen und gemeldet hat sich dieser angebliche Informant ja auch nicht mehr. Wahrscheinlich war es nur irgendein blöder Wichtigtuer. Aber es ist nun mal mein Beruf als Journalistin solchen Hinweisen nachzugehen. Man kann ja vorher nicht wissen, was dabei rauskommt.«

Doch auch ihr Vater ist jetzt zutiefst beunruhigt:

»Gianna, versprich mir bitte, dass Du auf dich aufpasst! Ich gebe Marco in gewisser Hinsicht recht. Die Leute im Vatikan sind nicht alle von der guten Sorte. Deine Mutter und ich machen uns Sorgen um dich! Versprich mir, dass Du mir Bescheid sagst, wenn sich dieser angebliche Informant wieder bei Dir melden sollte.«

»Ihr braucht euch keine Sorgen um mich machen. Ich bin alt genug, um auf mich selber aufzupassen.«

Gianna vermeidet den direkten Augenkontakt mit ihren Eltern. Sie hat sie gerade angelogen. Es ist nämlich nicht wahr, dass sie keine Nachricht mehr von dem dubiosen Informanten bekommen hat. Gestern lag die zweite Mail von ihm in ihrem elektronischen Postfach.

Luxusprobleme

Jan Eckert ist vom Streit seiner Eltern genervt. Seit Wochen geht es nur um ein Thema. Wo verbringen wir dieses Jahr den Sommerurlaub. Jans Vater will an die Nordsee. Holland oder eine der ostfriesischen Inseln. Wie jedes Jahr eben. Jans Mutter hat Sehnsucht nach südlicheren Gefilden. Auf der Strada del Sole nach Italien, mit dem Flieger nach Mallorca, Gran Canaria, Malediven. Egal wohin, bloß nicht schon wieder an diese verdammte Nordsee!

»Ich hab keine Lust wieder zwei Wochen bei schlechtem Wetter in der Ferienwohnung zu sitzen!«

»Na und? Glaubst du in Italien gibt es kein schlechtes Wetter?«

»Doch, aber nicht wochenlang am Stück, wie an deiner blöden Nordsee!«

»Wir waren doch schon ein paar Mal in Italien. Dir ist schon klar, wie lange wir jedes Mal mit dem Auto unterwegs sind, bis wir endlich in diesem dämlichen Rimini ankommen? Baustellen ohne Ende, Staus ohne Ende und im Maut kassieren sind die Italiener ja auch nicht zu toppen! Wir schmeißen denen unser sauer verdientes Geld in den Rachen und die leben da unten in Saus und Braus!«

»Dann fliegen wir eben mal wieder. Von Köln-Bonn sind wir mit dem Flugzeug schneller auf den Kanarischen Inseln, als mit dem Auto an der Nordsee! Und viel teurer ist es auch nicht. Außerdem sagt du doch ständig, dass unser Geld vielleicht bald nichts mehr wert ist. Dann hör doch endlich auf, an unserem Urlaub rum zu geizen!«

Jan hat die Schnauze voll von diesem ewigen hin und her seiner Eltern. Er wird sowieso nicht mitfahren, egal wie die Entscheidung fallen wird. Seit seinem 16. Geburtstag hat er sich da ausgeklinkt. Das Thema Urlaub mit seinen Eltern ist für ihn durch.

Vor einem halben Jahr haben ihm seine Oldies zum bestandenen Abitur ein eigenes Auto geschenkt. Eine kleine untermotorisierte Kiste. Aber Jan fühlt sich seitdem frei. Richtig frei! Mit drei Kumpels war er in Urlaub gefahren: Zwei Wochen hatten sie auf Texel gezeltet. Komisch – am selben Ort war er bereits oft mit seinen Eltern gewesen. Aber irgendwie war mit seinen Freunden dort alles ganz anders. Viel cooler eben. Bis zu der Nacht, als Max besoffen ins Zelt gekotzt hat, weil er nicht mehr rechtzeitig den Reißverschluss vom Ausgang aufgekriegt hat. Am Morgen sind sie dann wieder heimgefahren.

»Lass uns doch nach Griechenland fliegen! Soll jetzt viel günstiger geworden sein, seit wir den Griechen das Sparen beibringen«, fängt Jans Mutter die Diskussion wieder an.

»Bist du verrückt? Weißt du wie schlecht die Griechen auf uns Deutsche zu sprechen sind? Die geben uns doch die Schuld für ihre eigene Misswirtschaft. Jetzt wollen sie schon wieder eine Schuldenerleichterung haben. Womöglich stranden wir auf irgendeiner griechischen Insel, weil die Fluglotsen, die Hafenarbeiter oder der ganze Staat sich mal wieder im Streik befindet. Ich frage mich, wie das alles dort mal enden soll.«

»Also doch Italien. Da ist die Welt doch noch in Ordnung.«

»Du hast doch überhaupt keine Ahnung! Neulich haben sie wieder einen Bericht über die italienischen Banken gebracht. Da

ist die Kacke auch schon gewaltig am dampfen. Ist doch nur noch eine Frage der Zeit, bis die nächste Blase platzt!«

»Du musst es ja wissen. Wo du dich in finanziellen Dingen ja immer soooo gut auskennst!«

Jans Mutter rollt mit den Augen. Sie hat ihrem Mann noch nicht verziehen, dass er damals unbedingt diese Lehman-Papiere kaufen musste. Zwanzigtausend Euro hatten Peter und Elvira Eckert damals verloren. Geld, das sie für das Studium der Kinder eigentlich schon fest eingeplant hatten. Von heute auf morgen futsch. Dabei hatten sie beide ihrem Geldberater von der Sparkasse immer vertraut. Und was man so hörte, hatte dieser damals selbst einen Haufen Geld verloren. Aber geredet wird viel in dieser Kleinstadt – häufig auch viel Blödsinn.

Woher sollten sie sich auch auskennen in Bankangelegenheiten? Jans Eltern haben sich aus kleinen Verhältnissen hochgearbeitet. Peter Eckert hatte Elektriker bei RWE gelernt. Im Lauf der Jahre hat er sich im Konzern nach oben gearbeitet. Heute hat er einen Schreibtischjob und bereitet als Sicherheitsbeauftrager Audits und Zertifizierungen vor. Er ist jetzt Mitte fünfzig und mit 63 Jahren will er in Rente gehen. Bis dahin muss er noch ordentlich für das Studium der Kinder ranklotzen.

Elvira Eckert hatte eine Ausbildung als technische Zeichnerin gemacht. Nachdem sie Jan und drei Jahre später seine Schwester Anna bekommen hatte, blieb sie zu Hause und kümmerte sich um die Kinder. Seit die aus dem Gröbsten raus sind, arbeitet sie stundenweise an der Kasse vom örtlichen Lebensmitteldiscounter.

»Wenn wir uns nicht einigen können, machen wir diesmal eben getrennt Urlaub!«, schlägt Jans Mutter vor. »Du fährst an deine Nordsee und Anna und ich fahren nach Italien.«

Jans Vater hat keine Lust mehr diese Diskussion heute noch weiter zu führen. Wortlos verschwindet er in seinen Hobbykeller und schaltet den Computer ein, um die aktuellen Bewegungen auf dem Aktienmarkt zu

analysieren. Doch was er da sieht, trägt nicht gerade zu seiner Beruhigung bei. Ganz im Gegenteil!

Gewissensbisse

Gegen zehn Uhr im Projektraum: David und Klaus haben das geräumige Büro heute offenbar für sich allein. Die anderen Teammitglieder arbeiten im Homeoffice. Auf Davids Messenger App haben alle den Status auf »Erreichbar« gesetzt. Auch David arbeitet lieber zuhause. Heute benötigen sie aber direkten Zugang zum Bankrechner und den haben sie nun mal nur hier vor Ort.

Ist ja auch kein schlechtes Arbeiten hier. In der Teeküche gibt es nicht nur Tee, sondern auch Kaffee so viel man möchte. Schmeckt zwar nicht gerade wie in einem guten Kaffeehaus, ist aber durchaus trinkbar und enthält genug Koffein für eine Stunde Arbeit. Auch frisches Obst und verschiedene Softdrinks werden den Mitarbeitern unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Im Kampf um die besten Köpfe lassen sich die Unternehmen schon Einiges einfallen. Allerdings werden für diese Wohltaten auch Gegenleistungen erwartet. Wer nicht performt, der fliegt, was natürlich keiner so direkt ausspricht. David hat aber schon oft erlebt, dass Mitarbeiter zum Quartalsende auf nimmer Wiedersehen verschwanden, weil ihr Vertrag nicht verlängert worden war.

> *»Sag mal Klaus, wie lange warst du denn neulich noch in dem Club?«*
>
> *»Gar nicht so viel länger als du. Hast mich ja einfach allein zurückgelassen. Ich bin dann mit der Lissi zu ihr nach Hause in den 21. Bezirk gefahren. Eine scharfe Braut, sag ich dir!«*

Auf die Schilderung näherer Details möchte David heute lieber verzichten. Stattdessen würde er lieber den Fehler in seiner Software finden, der ihn seit heute morgen beschäftigt. Nun denkt er aber doch wieder an den nächtlichen Ausflug mit Klaus und an die seltsame Andeutungen, die dieser gemacht hatte.

»Kannst du dich eigentlich noch erinnern, was du gesagt hast, bevor diese Lissi in dein Leben trat?«

Klaus schaut ihn fragend an.

»Was meinst du?«

»Du hattest gesagt, dass du jetzt nicht mehr kleine Brötchen backen, sondern ins ganz große Business einsteigen willst, oder so ähnlich.«

»Ach Quatsch, du musst nicht immer alles gleich wörtlich nehmen. Außerdem warst du zu dem Zeitpunkt ja auch nicht mehr ganz nüchtern.«

»Ich war auf jeden Fall nüchtern genug, dass ich mich noch recht gut erinnern kann. Und was du da erzählt hast, hat mich ziemlich irritiert. Also raus mit der Sprache! Wir kennen uns schon lange genug. Ich halte schon dicht!«

Klaus windet sich. Er könnte sich dafür ohrfeigen, dass er an dem Abend so viel gequatscht hat. Da er aber David vertraut, beginnt er zögernd zu erzählen:

»Mir sind neulich bei der Wartung der Datenbank ein paar seltsame Datensätze aufgefallen. Es gibt da regelmäßige Überweisungen auf ein Konto, das keinem echten Bankkunden zugeordnet werden kann. Von dem Konto wurde das Geld regelmäßig, kurz nach der Überweisung, wieder in bar abgehoben. Das Konto wird ausschließlich online verwaltet. Ich habe mir die Logfiles angesehen und die IP-Adressen ausgewertet. Und stellt dir vor: Der Zugriff erfolgte immer aus dem Adressraum der Stadtverwaltung. Die Überweisungen entsprechen immer dem selben Muster. Der Betrag liegt zwischen 10.000 und 20.000 Donautalern und im Überweisungzweck steht jedes Mal der Begriff ‚Wasserbereinigung'. Wenn du mich fragst, zweigt da irgend so ein korruptes Schwein in der Stadtverwaltung massiv Geld ab und macht sich ein schönes Leben!«

David hat aufmerksam zugehört und schüttelt den Kopf.

»Da hast du dir aber eine schöne Theorie zurecht gelegt. Meinst du nicht, dass da ganz was anderes dahinter stecken könnte? Warum meldest Du den Vorgang nicht Deinem Chef? Dazu bist du vertraglich sogar verpflichtet!«

»Bist du blöd? Die würden mir sofort einen Strick daraus drehen, weil ich unbefugt Kontodaten ausgewertet habe. Ich hätte garantiert sofort eine Anzeige am Hals und wäre meinen Job los. Außerdem habe ich dir noch nicht alles erzählt: Es gibt bei dem Konto in den Kontaktdaten eine Mobilfunknummer. Die habe ich anonym angerufen. Der Typ in der Leitung war ganz schön irritiert, als ich ihn auf das Konto angesprochen habe. Dem ist der Arsch richtig auf Grundeis gegangen und er hat von sich aus gefragt, ob ich Geld von ihm wolle!«

»Bis du jetzt völlig durchgeknallt? Das ist Erpressung!«

»Jetzt mach dir mal nicht ins Hemd. Da sitzt so ein korrupter Sack in der Verwaltung und macht sich von meinen Steuern ein schönes Leben und ich soll da ruhig zuschauen, wie er die Kohle einschiebt? Ich werde dem Kerl einfach einen Denkzettel verpassen und einen Teil der Schadens, der ohnehin schon angerichtet ist, in Form einer Beteiligung an mich umleiten.«

David sieht unverkennbar die blanke Gier in Klaus' Augen. Der gleiche Blick wie neulich im Club. Offensichtlich ist er wild entschlossen dieses krumme Ding durchzuziehen. David denkt kurz nach und sagt dann:

»Hör zu! Meine Meinung kennst Du. Wenn du dich nicht traust Anzeige zu erstatten, dann kannst Du das ja auch anonym machen. Ich will mit der Sache nichts zu tun haben. Was mich betrifft, so hat dieses Gespräch hier nie stattgefunden.«

Er klappt sein Notebook zu, verlässt wortlos den Raum und verzieht sich in die Teeküche. Auch Klaus hat keinen Nerv mehr weiter zu arbeiten. Er lässt David seiner Wege gehen und ist ganz froh, dass diese Aussprache fürs erste vorbei ist. Kann er sich wirklich darauf verlassen, dass David nichts weiter erzählt? Wahrscheinlich schon; er ist nicht der Typ, der ein

gemachtes Versprechen leichtfertig brechen würde. Und irgendwie steckt er ja nun auch mit drin.

Klaus ist fest entschlossen, die Sache jetzt bis zum Schluss durchzuziehen. Im Grunde ist es eh zu spät, um sich das Ganze nochmal zu überlegen. Heute Abend wird das Ding über die Bühne gehen!

Beichtgespräch

Gianna liest nun schon zum vierten Mal die Mail:

> *Sehr geehrte Signorina Marconi,*
> *bitte entschuldigen Sie vielmals, dass ich Sie neulich an der Engelsbrücke versetzt habe. Leider war es mir nicht möglich, unser Treffen wie geplant in die Tat umzusetzen, ohne uns beide dabei in große Gefahr zu bringen. Ich hoffe inständig, dass Sie mir noch eine weitere Gelegenheit für ein Zusammentreffen geben werden. Bitte kommen Sie am nächsten Donnerstag um 10 Uhr vormittags in die Kirche Santa Maria in Cosmedin. Ich werde Sie dort in einem der Beichtstühle erwarten. Vor dem Beichtstuhl werde ich ein Gebetbuch ablegen, damit Sie mich leichter finden können.*
> *Mit Gottes Segen*

So ein elender Wichtigtuer! Warum schreibt der Typ denn nicht gleich, was er von mir will? Stattdessen diese Geheimniskrämerei! Gianna hätte immer noch gute Lust die E-Mail in den elektronischen Papierkorb zu verfrachten. Zuletzt siegt aber doch ihre Neugier über die Verärgerung. Wenigstens ist diese Kirche nicht so weit von ihrer Wohnung weg, wie die Engelsbrücke.

Gianna packt ihre Handtasche und verschließt sorgfältig die Wohnungstür. Maria und Marco sind beide schon längst in der Arbeit. Es wird ein wunderschöner Tag. Die Vögel zwitschern von den Balkonen und Dachterrassen. An der Piazza Castellana erreicht Gianna den Tiber und überquert ihn auf der Ponte Palatino. Von der Brücke aus, kann sie hinten den grünen Bäumen am anderen Ufer bereits den markanten Turm von Santa Maria erkennen.

Als sie die Kirche erreicht, sieht sie eine Gruppe von Straßenjungen vor dem Portal herumtollen. Der Platz und die Vorhalle der Kirche sind ein beliebter Treffpunkt. Besonders die Vorhalle mit dem »Mund der Wahrheit« soll früher einmal eine Touristenattraktion gewesen sein. Heute beweisen allenfalls mal ein paar Halbstarke, dass sie sich trauen, ihre Hand in das Loch in der Marmorplatte mit der angsteinflößenden Fratze zu stecken.

Im Kircheninneren ist keine Menschenseele zu sehen. Es ist dunkel. Am Altar und in den Seitenschiffen brennen ein paar vereinzelte Kerzen. Gianna geht über den Marmorboden des rechten Seitenschiffs, an den Säulen vorbei, bis sie den Beichtstuhl mit dem Buch davor findet. Vorsichtig hebt sie das Buch auf und legt es auf einen der nahen Stühle.

Soll sie wirklich in diesen Holzschrank hineingehen? Wer weiß, was sie da drin erwartet? Gianna hat noch nie in ihrem Leben gebeichtet. Als sie noch ein Kind war, hatte sie ihre Eltern häufig zum sonntäglichen Gottesdienst begleitet. Auch die kirchlichen Initiationsriten wie Kommunion und Firmung hatte sie mit großer Freude mitgemacht. Aber beichten? Nein danke! Wieso sollte sie mit einem wildfremden Menschen über Dinge reden, die diesen nun wirklich nicht das Geringste angingen?

Langsam zieht Gianna die knarzende Holztür auf und sieht ins Innere des Beichtstuhls. Sehr viel Platz ist da drinnen ja wahrlich nicht. Ein einfacher Holzstuhl steht vor einer kleinen Kniebank. Über der Kniebank befindet sich ein engmaschiges Holzgitter, das den Beichtenden vom Geistlichen trennt. Gianna tritt ein und schließt die Tür wieder hinter sich. Jetzt wird erst einmal alles völlig dunkel um sie herum. Gianna spürt, wie ein Gefühl von Panik in ihr hochsteigt. Hätte sie sich doch nur nicht auf diesen Wahnsinn eingelassen!

»Signorina Marconi?«, flüstert jemand hinter dem Holzgitter.

»Ja?«, antwortet Gianna mit bebender Stimme.

Die Pupillen ihrer Augen gewöhnen sich langsam an die Dunkelheit. Gianna sieht, wie das Gitter langsam zur Seite geklappt wird. Durch das nun offene Sichtfenster blickt sie in das freundliche Gesicht eines jungen Mannes im Priestergewand.

»Vielen Dank für ihr Vertrauen! Ich rechne es Ihnen hoch an, dass Sie mir diese zweite Chance geben.«

So hatte sie sich den Mailschreiber nicht vorgestellt. Jetzt – wo sie ihm so nah gegenüber sitzt – geht irgend etwas Vertrauenerweckendes von ihm aus. Ohne seine Priestermontur hätte sie sich auf der Straße wahrscheinlich sogar nach ihm umgedreht. Schwarze dichte Locken umrahmen seine kantigen Gesichtszüge. Ein Dreitagebart verleiht ihm eine gewisse Wildheit, die aber im Widerspruch zu seinem freundlichen Mundwinkeln und dem klaren Blick seiner dunkelbraunen Augen steht.

»Ist schon in Ordnung«, antwortet Gianna. »Mit wem habe ich es denn zu tun? Verraten Sie mir ihren Namen?«

»Mein Name tut nichts zur Sache. Es ist besser, wenn sie ihn nicht kennen. Nennen sie mich der Einfachheit halber Pietro.«

»Meinetwegen Pietro, aber sagen Sie mir bitte wenigstens, was Sie von mir wollen!«

»Ich habe ein paar Informationen, die den Weg in die Öffentlichkeit finden sollten. Ich hoffe, Sie können mir dabei behilflich sein.«

»Warum brauchen Sie denn mich dazu? Seit Jahrzehnten gibt er doch im Internet Dutzende von Leaking-Plattformen, wo man nach Lust und Laune jeden beliebigen Geheimnisverrat begehen kann. Sie haben doch Internetzugang, sonst hätten Sie mich ja nicht kontaktieren können.«

»Mein liebes Kind, ich bin Priester und mit diesen technischen Dingen nicht sehr bewandert. Ich hatte großes Glück im Vatikan an diesen anonymen Emailzugang zu gelangen. Die Bedienung von diesem Wikidings übersteigt aber meine Kompetenz. Außerdem bin ich mir sicher, dass alle Daten, die den Vatikan in

Richtung Internet verlassen, genauestens protokolliert und ausgewertet werden.«

»So wie die zwei Mails, die Sie mir unverschlüsselt geschrieben haben!«, seufzt Gianna, während sie fassungslos den Kopf schüttelt.

»Tut mir leid, wenn ich Sie da in Schwierigkeiten gebracht haben sollte. Aber als Journalistin bekommen Sie doch bestimmt jeden Tag eine Menge E-Mails von allen möglichen Quellen und etwas Belastendes habe ich in den zwei Mails ja nicht geschrieben.«

»Nun sagen Sie mir schon endlich, um was es geht!«

Gianna wird ungeduldig.

»Ein Mitbruder von mir arbeitet als Sekretär in der Bank des Vatikans unter der Leitung des Monsignore Scarelli. Er hat dort Unregelmäßigkeiten im Zahlungsverkehr zwischen der Vatikanbank und dem Rat der Stadt Rom festgestellt.«

»Was meinen Sie mit Unregelmäßigkeiten?«

»Wie Sie vielleicht wissen, zahlt der Vatikan jeden Monat an den Rat der Stadt einen gewissen Geldbetrag für die Förderung sozialer Einrichtungen. Altersheime, Lazarette, Kindertagesstätten und dergleichen.«

Gianna nickt. Auch wenn der Vatikan ein globales Wirtschaftsunternehmen ist und im Geld schwimmt, so kann er es sich offenbar moralisch nicht leisten, die notleidende Stadt vor seiner Haustür einfach so vor die Hunde gehen zu lassen. Und der Stadt bleibt auch nichts anderes übrig, als diese Almosen anzunehmen, um ihren Einwohnern ein halbwegs erträgliches Dasein zu ermöglichen.

»Ich habe ihnen hier ein paar Unterlagen mitgebracht, die beweisen, dass in den letzten Jahren erhebliche Teile dieser Hilfsgelder an bestimmte Personen im Vorstand des Zentralrates der Stadt umgelenkt worden sind und damit ihrem Bestimmungszweck entzogen wurden.«

Gianna erinnert sich an so manchen Wutausbruch ihres WG-Genossen Marco, der gerne über die grassierende Vetternwirtschaft im römischen Rätesystem herzieht. Die Bewohner von Trastevere wählen regelmäßig ihre Quartiersräte, die sie meistens auch persönlich gut kennen und denen sie vertrauen. Wenn einer dieser Räte das in ihn gesetzte Vertrauen nicht erfüllt, kann er jederzeit durch jemand anderen ersetzt werden. Was sich aber im Zentralrat auf Stadtebene abspielt, ist für den einzelnen Römer nur noch schwer zu durchschauen. Der Zentralrat wird durch die vielen Quartiersräte gewählt und dabei geht es offenbar nicht immer mit rechten Dingen zu.

Der Priester reicht Gianna ein Bündel Papier durch das Fenster der Beichtstuhls.

> *»Ich vertraue Ihnen hiermit diese Papiere an. Bitte sorgen sie dafür, dass dieses Unrecht bekannt gemacht wird und den Hilfebedürftigen der Stadt wieder angemessen geholfen wird.«*

> *»Und wie stellen Sie sich das vor? Soll ich diese Papier einscannen und auf meinem Videokanal veröffentlichen?« Gianna schüttelt wieder verständnislos den Kopf.*

> *»Liebes Kind. Ich erwarte nicht von Ihnen, dass sie sich selbst in Gefahr begeben. Aber ich bin mir sicher, dass Sie einen Weg finden werden, dass die Gerechtigkeit in dieser Angelegenheit letztendlich den Sieg davontragen wird.«*

Gianna wird dieses pathetische Gefasel langsam zu viel.

> *»Wie kann ich Sie denn erreichen, wenn ich noch Fragen habe?«*

> *Der Priester zögert. »Ich fürchte, das können Sie gar nicht. Aber ich werde regelmäßig Ihren Videoblog verfolgen. Wenn Sie dort einmal etwas über die Bocca della Verità berichten, werde ich versuchen, mich wieder per E-Mail bei Ihnen zu melden.«*

> *»Gut, dann verbleiben wir so. Aber ich kann Ihnen nichts versprechen!«*

Gianna faltet sorgsam die Papiere in der Mitte zusammen und verstaut sie in ihrer Handtasche. Ohne ein weiteres Wort verlässt sie den Beichtstuhl. Für kurze Zeit bleibt sie noch in der Kirche. Vor dem Altar kniet sie in einer der Bänke nieder und tut so, als ob sie das ihr aufgetragene Bußgebet verrichten würde. In Wirklichkeit kreisen ihre Gedanken um das Gespräch mit dem Priester. Soll sie sich da wirklich mit reinziehen lassen?

Nach zwei Minuten gibt sie ihre Büßerhaltung auf und verlässt die Kirche mit schnellen Schritten. Sie kann es kaum erwarten nach Hause zu kommen und einen Blick in diese angeblichen Geheimpapiere zu werfen.

Der Ernst des Lebens

Der Sommer ist vorbei und der Urlaub der Familie Eckert ebenfalls. Peter und Elvira Eckert hatten mit ihrer Tochter Anna zwei schöne Wochen, bei herrlichem Wetter, auf Rügen an der Ostsee verbracht. Der Verzicht auf die Nordsee war der Preis dafür gewesen, dass seine Frau nicht mehr auf Italien bestanden hatte. In Peter Eckerts Augen ein guter Kompromiss.

Sohnemann Jan war zuhause geblieben und hatte mit seinen Kumpels die sturmfreie Zeit gnadenlos ausgenutzt. Es war einige Nächte hoch hergegangen. Zum Glück haben die Eckerts verständnisvolle Nachbarn. Bevor seine Eltern wieder zurückkehrten, hatten Jan und seine Freunde mit vereinten Kräften alle Spuren ihrer Saufgelage beseitigt und sogar einmal durch die ganze Wohnung geputzt.

Noch bevor der Sommer richtig begonnen hatte, hatte sich Jan auf Druck seiner Eltern entscheiden müssen, was er denn nun nach seinem bestandenen Abitur machen wollte. Leider war er völlig unentschlossen und hatte wirklich noch keine Idee, was aus ihm einmal werden sollte. Eine Weile hatte er mit einem freiwilligen sozialen Jahr geliebäugelt. Bei seinen Eltern war er aber damit nicht auf Begeisterung gestoßen. Kurz vor Ablauf der Bewerbungsfristen hatte er sich dann für einen BWL-Studiengang an einer Kölner Universität eingeschrieben und auch tatsächlich eine Zusage bekommen. Jetzt steht der Semesterbeginn kurz bevor und seine Eltern machen mal wieder Druck:

»Wann kümmerst du dich endlich um einen Platz im Studentenwohnheim?«

»Mensch Ma, dort krieg ich eh keinen Platz. Die haben doch ewig lange Wartelisten. Ein Freund von mir wohnt in Köln in einer WG und er hat gesagt, dass da demnächst wohl was frei wird.«

»Und wann entscheidet sich das?«

»Keine Ahnung, demnächst eben! Und wenn nicht, dann fahre ich erstmal jeden Tag mit dem Auto nach Köln. Dauert ja nur ne Stunde. Machen doch viele so. Oder ich such mir eine kleine Wohnung irgendwo in der Nähe der Uni.«

Jetzt schaltet sich sein Vater in das Gespräch ein: »Eine eigene Wohnung? Ich glaube du träumst! Weißt du was ein Einzimmerappartement in Köln auf dem freien Wohnungsmarkt jeden Monat an Miete kostet?«

Und seine Mutter fügt hinzu: »Ist ja auch keine Wunder bei den ganzen Ausländern, die unsere Regierung ja unbedingt ins Land holen musste. Die bekommen jetzt alle Wohnungen vom Amt und wir Deutschen können sehen, wo wir bleiben!«

»Ach Ma, jetzt fang nicht schon wieder mit der Schimpferei auf die Flüchtlinge an. Sollen wir die lieber im Mittelmeer ertrinken lassen?«

»Doch Junge, deine Mutter hat schon recht!«, mischt sich nun auch noch Jans Vater ein. »Wir können doch nicht das Elend der Welt damit bekämpfen, dass wir allen Afrikanern, Afghanen, Syrern, Irakern und so weiter Asyl gewähren. Hast du eine Ahnung wieviele DIE sind und wieviele WIR sind? Wieviele willst du kommen lassen? Und was sagst du denen, die nicht einreisen dürfen? Die wirklich armen Menschen in diesen Ländern können es sich doch gar nicht leisten zu uns zu kommen, weil sie kein Geld für die Schlepper haben. Findest du das gerecht?«

»Nein, aber trotzdem finde ich es wichtig, dass man Menschen in Not hilft, wenn man dazu in der Lage ist!«

»Und was ist mit den ganzen Wirtschaftsflüchtlingen? Warum haben die ihr Geld den Schleppern gegeben, statt es in ihrer Heimat in ihre eigene Zukunft zu investieren? Die wollen doch nur Leistungen unseres Sozialsystems in Anspruch nehmen, ohne jemals etwas dafür eingezahlt zu haben. Deine Mutter und ich haben unser Leben lang Steuern, Rentenbeiträge und Krankenversicherung gezahlt. Und zwar nicht zu knapp!«

»Ach jetzt hört doch auf mit euren Rentenbeiträgen und dem Scheiß. Das Geld, das ihr eingezahlt habt, ist doch sofort an die Rentner wieder ausgezahlt worden. Oder glaubt ihr, das funktioniert wie bei einem Sparschwein, das man in jungen Jahren füttert und und im Alter schlachtet. Wenn ihr mal Rentner seid, dann seid ihr auch darauf angewiesen, dass meine Generation euch durchfüttert, ob euch das passt oder nicht.«

»Nein mein Junge, da irrst du dich! Wir haben schon dafür gesorgt, dass wir dir im Alter nicht auf der Tasche liegen. Und gerade deswegen wollen wir nicht, dass jetzt diese Fremden daherkommen und es sich auf unsere Kosten gut gehen lassen!«

»Was ist denn fremd für euch? Alles was nicht deutsch ist? Die Assi-Müllers am Ende der Straße, ja die sind deutsch. Seit drei Generation leben die von Sozialhilfe und Hartz vier. Die sind mir aber fremder als der Sultan aus meiner Abi-Klasse, der trotz seiner Sprachprobleme den Schulabschluss geschafft hat. Oder der alte Meier, der im Sommer im Park immer die kleinen Jungs im Sandkasten fotografiert? Auch so’n guter Deutscher. Dem muss ich auch mal seine Rente finanzieren, damit er sich immer das beste Objektiv für seine Spannerkamera kaufen kann. SOLCHE Leute sind mir fremd. DIE sollte man meinetwegen irgendwohin abschieben, wo der Pfeffer wächst. Geht aber leider nicht.«

»Junge, du hast ja recht: Nicht jeder Deutsche ist gut und nicht jeder Ausländer ist schlecht. Trotzdem können wir nicht die Welt retten, indem wir alle Menschen, denen es schlecht geht, zu uns holen. In Afrika bekommt jede Frau im Schnitt fünf Kinder. Du hast doch in Mathematik Abitur gemacht. Rechne doch mal aus was passiert, wenn wir die alle zu uns kommen lassen. Wie viele

Jahre wird es dauern, bis wir dann in der Minderheit sind? Wenn wir da jetzt keinen Riegel vorschieben, ist es bald zu spät. Und wenn unsere Regierung das nicht begreift, dann wählen wir eben eine andere Regierung. Du wirst schon sehen!«

Jan hat keine Lust mehr auf eine weitere Diskussion mit diesen Spießern.

»Hey Leute alles klar. Ich werde mich demnächst um meine Bude in Köln kümmern. Kommt erst mal wieder runter!«

Mit diesen Worten lässt er seine Eltern stehen und verschwindet auf sein Zimmer. Seine Alten gehen ihm manchmal so was von auf den Sack! Er zieht seine Laufklamotten an und verlässt das Haus. Wie immer wenn Jan Frust hat, ist jetzt eine Runde Laufen angesagt. Heute ist sogar die längere Runde erforderlich, um seinen Kopf wieder frei zu bekommen. In strammem Tempo rennt er über geteerte Straßen und staubige Feldwege bis er nach einer halben Stunde völlig ausgepowert wieder sein Elternhaus erreicht. Vor dem Duschen fragt er seine Mutter in versöhntem Ton, wann es Abendbrot gibt.

Kanalratten

Das Herz von Klaus pocht bis zum Hals. Jetzt wird‘s ernst. Er hat seit Wochen alles genau bis ins letzte Detail durchgeplant.

Mit dem anonymen Kontoinhaber war er am Telefon schnell handelseinig geworden. Klaus hatte ihm gesagt, dass er die Angelegenheit gegen eine Zahlung von 100.000 Donautalern vergessen würde. Er gab sein Ehrenwort, dass er danach keine weiteren Forderungen mehr stellen würde. Im Gegenzug versprach sein Gesprächspartner, dass es in Zukunft keine verdeckten Überweisungen mehr geben würde. Die Geldübergabe war gegen zweiundzwanzig Uhr geplant. Klaus wies ihn an, dass er sich ab halb zehn in der Nähe der Hofburg aufhalten sollte und dort dann weitere Anweisungen per Telefon bekäme. Das Geld sollte er in einem kleinen Aktenkoffer mitbringen.

»Auf geht‘s. Kühlen Kopf bewahren. Da musst du jetzt durch!«, versucht Klaus sich selber zu beruhigen.

Seinen neuen Elektroflitzer hat in der Nähe vom Girardipark abgestellt. Schnellen Schrittes geht er in den Park und versichert sich, dass ihm niemand folgt. Er verschwindet hinter einem kleinen Gebüsch und versichert sich nochmal, dass ihn keiner sieht. Dann hebt er das unscheinbare Gitter zu dem engen Einstiegsschacht hoch, klettert hinein und schließt das Gitter wieder über seinem Kopf.

Das Schloss am Gitter hatte er schon vor ein paar Tagen mit einem Bolzenschneider geknackt. Tagelang hatte er über den Plänen der alten Wiener Kanalisation gebrütet und Möglichkeiten für einem unbemerkten Ein- und Ausstieg gesucht, bis er hier fündig geworden war. Mittlerweile kennt er sich hier unten bestens aus.

Er schaltet sein Mobiltelefon aus. Hier unten hat er kein Netz und das ist auch gut so. Noch zehn Sprossen muss er sich auf der Leiter durch den engen Luftschacht zwängen, dann steht er in dem gemauerten Kanal. Die Stirnlampe auf seinem Kopf taucht die lange Röhre in ein kaltes LED-Licht. Mit schnellen Schritten folgt er dem Lauf des Kanals. Gelegentlich sieht er einen kleinen schwarzen Schatten vorbei huschen. Ratten! Es gibt hier Tausende davon! Bloß schnell weiter. Klaus kommt sich selbst schon vor wie eine dressierte Ratte in einem Labyrinth. Die Haupt- und Nebenkanäle, durch die er geht, unterscheiden sich stark voneinander: Neue Betonröhren, alte gemauerte Tunnel, kirchenähnliche Hallen und enge Verbindungsrohre wechseln sich regelmäßig ab. Der Gestank hier unten ist bisweilen unerträglich. Als Klaus neulich den optimalen Weg auskundschaftete, hatte er sich zweimal übergeben müssen. Heute ist er so jedoch so aufgeregt, dass ihm der Gestank nicht mehr so viel ausmacht.

Ein paar Mal hat er das Gefühl, dass ihn jemand verfolgt. Es ist aber nur das Echo seiner Schritte, das sich an den unzähligen Mauern hier unten bricht, bevor es den Weg zurück zu seinen Ohren findet. Die meiste Zeit übertönt aber ohnehin das Rauschen der fließender Abwässer jede andere Schallquelle.

Bloß nicht in diese fließende Brühe treten! Klaus stellt sich vor, wie es hier unten zugehen muss, wenn mal ein heftiger Regenguss die Kanäle an den Rand ihres Fassungsvermögens bringt. Wer dann hier unten ist, stirbt einen ekelhaften Tod!

Er bleibt kurz stehen und überlegt. Bei den zwei Seitenkanälen die vor ihm nach rechts abzweigen, ist er sich einen Moment lang nicht ganz sicher, welcher der Richtige zu seinem Ziel ist. Er entscheidet sich für den zweiten. Nach ein paar Metern weiß er sich aber wieder auf dem richtigen Weg. Das durch die Gullideckel von oben einfallende Laternenlicht bildet in gewisser Weise ein Erkennungsmuster für seinen Orientierungssinn. Noch fünfzig Meter gerade aus, dann ist er am Ziel.

Er erreicht die schmale Wendeltreppe und steigt auf Zehenspitzen Stufe für Stufe nach oben. Am Ende der Treppe befindet er sich im Inneren einer Litfaßsäule, die einen der Notausstiege aus der Kanalisation darstellt und von außen als solcher gar nicht zu erkennen ist. Die Tür nach draußen ist ebenerdig. Durch das kleine runde Guckloch in der Tür kann er die Wiener Mariensäule schemenhaft erkennen.

Klaus schaut auf seine Armbanduhr. Es ist jetzt viertel vor zehn. Er atmet tief durch. Dann schaltet er sein anonymes Mobiltelefon ein, wartet kurz, bis es sich im Netz angemeldet hat und drückt die Wahlwiederholung. Nach kurzem Klingeln meldet sich die vertraute Stimme.

»Hallo?«

»Ja hallo, ich bin's. Wo sind Sie jetzt?«

»Ich stehe vor der Hofburg, wie abgesprochen.«

»Hören Sie: Sie gehen jetzt zur Mariensäule im Platz Am Hof. Wissen Sie wo das ist?«

»Ja natürlich.«

»Sie werden zu Fuß ungefähr fünf Minuten brauchen. Gehen Sie bei der Mariensäule auf der Mitte des Platzes auf und ab. Ich melde mich dann nochmal!«

Klaus beendet das Gespräch. Sein Puls rast. Er hat aber das Gefühl, dass sein Gesprächspartner ebenfalls recht nervös geklungen hat. Geschieht ihm ganz recht, dem Wichser! Hätte er sich eben vorher überlegen müssen, bevor er lange Finger gemacht hat. Jetzt soll er ruhig dafür büßen!

Langsam weicht seine Unsicherheit und es beginnt sich ein Gefühl der Euphorie in ihm auszubreiten. Bisher hat alles genau nach Plan geklappt. Wenn er jetzt die Ruhe bewahrt und alles durchzieht wie geplant, kann nichts schiefgehen. Er wirft einen Blick auf den Schließmechanismus der Tür. Dieser ist so konstruiert, dass man die Tür der Litfaßsäule jederzeit von innen öffnen kann. Um der Öffentlichkeit aber den Weg nach unten zu verwehren, ist auf der Außenseite nur ein unscheinbarer Knauf mit einem darunter befindlichen Schloss vorhanden. Von außen ist die Tür nur schwer als solche zu erkennen.

Bei seinen Planungen war Klaus davon ausgegangen, dass er nach der Geldübergabe unter Umständen verfolgt werden könnte. Der stabile Türmechanismus würde jeden Verfolger eine Weile aufhalten. Er hätte jedenfalls genügend Zeit, um sich durch das unterirdische Labyrinth aus dem Staub zu machen. Und durch die meterdicken Decken wäre auch eine Funkortung durch einen im Koffer platzierten Sender nicht möglich.

Ein letztes Mal geht Klaus in Gedanken den entscheidenden Schritt der Geldübergabe durch. Dann positioniert er sich an dem Guckloch in der Tür und beobachtet den Platz vor der Mariensäule. Lange braucht er nicht zu warten, bis er einen dunkel gekleideten Mann über den, um diese Zeit menschenleeren, Platz gehen sieht. In seiner rechten Hand trägt er etwas. Die hellen Lampen der Straßenbeleuchtung werfen seinen langen gespensterhaften Schatten auf das Kopfsteinpflaster. Als er die Mariensäule erreicht, bleibt er stehen und sieht sich nach allen Seiten um.

Klaus greift wieder zum Telefon und startet den entscheidenden Anruf:

»Hallo?«

»Hallo. Ich kann Sie sehen. Hören Sie jetzt genau zu was ich sage! Drehen Sie sich um etwa 90 Grad nach rechts - ja genau so. Sehen Sie die Litfaßsäule am Rand des Platzes?«

»Ja, die sehe ich.«

»Also, Sie gehen jetzt direkt dorthin. Wenn Sie an der Säule angekommen sind, stellen Sie den Aktenkoffer mit dem Geld dort ab. Dann gehen Sie ohne sich umzudrehen wieder zurück zur Mariensäule, dahin wo Sie jetzt stehen! Haben Sie das verstanden?«

»Alles klar.«

Klaus schaltet das Mobiltelefon aus. Jetzt kommt der entscheidende Augenblick. Durch das Fenster sieht er den Mann auf sich zukommen. Je näher er kommt, desto besser kann Klaus ihn sehen. Er ist von kräftiger Statur und etwas untersetzt. Typischer Schreibtischhengst, fast wie er ihn sich in seiner Phantasie vorgestellt hatte. Als er vor der Säule stehen bleibt, ist er nur noch einen knappen Meter von Klaus entfernt. Und wie er sich nach unten bückt, um den Aktenkoffer abzustellen, meint Klaus, seinen Atem durch die geschlossene Tür hören zu können.

Instinktiv hält Klaus seinen eigenen Atem an. Sein Herz pocht bis zum Hals, während er mucksmäuschenstill abwartet, dass der Mann wieder verschwindet. Dieser sieht sich kurz in alle Richtungen um. Dann dreht er der Litfaßsäule den Rücken und geht, wie ihm befohlen worden war, in Richtung Platzmitte davon.

Klaus wartet kurz. Dann öffnet er die Tür der Litfaßsäule, greift sich den Aktenkoffer und zieht die Tür wieder fest zu. Geschafft! Jetzt heißt es schnell den Rückzug antreten. Zwei Stufen auf einmal nehmend, springt er die Wendeltreppe nach unten. Dann rein in die Kanalröhre und auf demselben Weg zurück, wie er hergekommen war. Er läuft so schnell, dass die Ratten vor ihm Reißaus nehmen und in kurzem Abstand vor ihm herjagen. Erst als er sich langsam seinem Ausstiegspunkt nähert, nimmt er sich die Zeit, um etwas zu verschnaufen. Die ersten tiefen Atemzüge

bringen ihm aber auch wieder den bestialischen Gestank ins Bewusstsein. Jetzt ist es endgültig zu viel für seinen Magen. Er muss zweimal würgen, dann erbricht er sich in drei gewaltigen Schüben in die fließende braune Brühe.

Nach ein paar Minuten kehren seine Lebensgeister langsam wieder zurück. Mit seinem Taschentuch trocknet er seine Augen und säubert notdürftig sein Gesicht. Irgendwie fühlt er sich jetzt in jeder Hinsicht erleichtert. Als letzte Aktion hier unten steht nun nur noch das Umpacken des Geldes an. Es könnte ja sein, dass der Aktenkoffer mit einem Sender versehen wurde, der ihm zum Verhängnis werden könnte, sobald er die Erdoberfläche erreicht. Aus seiner Jacke holt eine eine zusammengefaltete Stofftasche, die er zu diesem Zweck mitgebracht hat. Er faltet sie auseinander und öffnet den Aktenkoffer.

Im Schein seiner Stirnlampe kann er noch einen kurzen Blick ins Innere des Koffers werfen. Es ist allerdings nur ein sehr kurzer Blick. Der seltsame Inhalt eines ledernen Aktenkoffers ist das letzte, was die Augen von Klaus Baumann in diesem Leben sehen. Dann verwandelt sich der Koffer in Sekundenbruchteilen in einen gigantischen Feuerball und Klaus Baumann stirbt einen Tod, den man schneller und schmerzloser kaum sterben kann.

In der gesamten altehrwürdigen Wiener Kanalisation breitet sich sich eine infernalische Druckwelle aus. Die benachbarten Tunnelsysteme brechen ein und schwere gusseiserne Kanaldeckel werden bis auf die Hausdächer geschleudert. Direkt über dem Detonationsort in der Operngasse wird eine Pferdedroschke in die Luft geschleudert und landet in dem klaffenden Krater, den die Bombe in die Straße gerissen hat. Der Kutscher ist auf der Stelle tot, das Pferd wird von einem herbeigerufenen Veterinär nach einer Stunde von seinen Leiden erlöst. Das Touristenpärchen in der Kutsche überlebt, wie durch ein Wunder, mit leichten Verletzungen.

Am nächsten Tag wird die Kronen Zeitung titeln:

Selbstmordanschlag in der Wiener Kanalisation! Wollen uns die Islamisten in unserer Scheiße ersticken lassen?

Verschwörung

Boris Luganov hatte wieder einen Auftrag zur vollsten Zufriedenheit seiner Auftraggeber erfüllt. Die Herstellung der Bombe war sein Werk gewesen und er hatte eine Meisterleistung abgeliefert.

Vor zwei Wochen hatte ihn die Organisation im Darknet kontaktiert, um erneut seine Dienste in Anspruch zu nehmen. Der Auftrag lautete diesmal einen Erpresser aufzuspüren und auszuschalten. Er war daraufhin sofort nach Wien gereist, um die Details zu klären und alle notwendigen Vorbereitungen zu treffen.

Die Organisation hatte eine gute Vorarbeit geleistet. Der Kontakt mit dem Erpresser war bereits hergestellt worden. Dieser war auf einen der Telefon-Honeypots hereingefallen, welche die Organisation in ihrem weit verzweigten Schwarzgeld-Netzwerk ausgelegt hatte. Eine Analyse des Täterprofils ergab, dass er sich um einen naiven jungen Mann mit übersteigertem Geltungsbedürfnis handeln müsse.

Im Leitungskreis der Organisation wurden mehrere Handlungsalternativen diskutiert. Letztendlich wurde zur Risikominimierung die Tötung des Erpressers und die gleichzeitige Vernichtung aller Beweise beschlossen und beauftragt.

Boris Luganov war nach seiner Ankunft in Wien permanent als Berater in die Kommunikation mit dem Erpresser eingebunden. Sein Kontaktmann zur Organisation war dieselbe Person wie der Kontaktmann des Erpressers. Der Bau des Bombenkoffers war in einer Woche über die Bühne gegangen. Boris Luganov ist in der Szene als Sprengstoffexperte bekannt und wurde bereits oft in vergleichbaren Situationen gebucht. Die Wirkung der von ihm verwendeten Explosivstoffe gilt als einzigartig. Er verfügt über gute Kontakte zu ehemaligen Geheimdienstmitarbeitern. Das

ermöglicht ihm den Bau von Kofferbomben mit einer Detonationskraft, für die man früher noch ein ganzes Auto mit Sprengstoff benötigt hätte.

Nachdem das Vorgehen der fingierten Geldübergabe mit dem Erpresser geklärt war, musste Boris Luganov nur noch den Bombenkoffer mit einer geeignete Zündeinrichtung versehen. Sein Kontaktmann wollte die Bombe erst im letzten Moment der Übergabe scharf geschaltet haben. Wahrscheinlich zur eigenen Risikominimierung für den Fall, dass der Erpresser ihn zum Öffnen des Koffers zwingen würde.

Auch während der Geldübergabe war Boris Luganov als unsichtbarer dritter Mann dabei gewesen. Keine hundert Meter hinter seinem Kontaktmann hatte er die Geldübergabe beobachtet und die Scharfschaltung der Bombe per Funk genau in dem Moment vorgenommen, als der Erpresser den Aktenkoffer an sich genommen hatte.

Als die Detonation der Bombe die Innenstadt erschütterte, saß Boris Luganov bereits im Taxi zum Flughafen. Am Abflugterminal konnte er noch die Breaking News zum Anschlag bei der Wiener Oper verfolgen. Sein Rückflug in die Newa-Domäne erfolgte planmäßig.

Leckstellen

Zuhause in ihrem WG-Zimmer brütet Gianna über den Papieren, die ihr der geheimnisvolle Priester im Beichtstuhl übergeben hatte. Es handelt sich offenbar um eine Auflistung von Zahlungsanweisungen mit Beträgen und Namen der jeweiligen Geldempfänger. Gianna verspürt das Bedürfnis mit jemandem zu reden. Marco und Maria möchte sie da jetzt ungern reinziehen. Zumal Marco, die alte Plaudertasche, bestimmt wieder nicht dichthalten kann. Als nächstes kommt ihr ihr Vater in den Sinn. Mit ihm könnte sie über alles reden, aber er würde sich vermutlich wieder Sorgen machen und womöglich sein Wissen an Giannas Mutter weitergeben. Danach würde sie dann unter Dauerbeobachtung ihrer Eltern stehen.

Gianna beschließt Salvatore in die Angelegenheit einzuweihen. Mit ihm hatte sie ohnehin schon über das geplatzte Treffen an der Engelsburg

gesprochen. Damit weiß er ja schon ein wenig Bescheid. Gianna klappt ihren Computer auf und sendet ihm in eine Chat-Nachricht:

»Ciao Salvatore, bist du da?«

Es dauert etwa eine Minute, dann erscheint auf dem Bildschirm seine Antwort:

»Was gibt‘s?«

»Bist du zuhause? Ich muss mit dir reden!«

»Meinetwegen. Hatte eine lange Nacht. Bin grade aufgestanden. Kannst in fünfzehn Minuten vorbeikommen.«

»Ok, bis gleich.«

Salvatore ist in einer ähnlich prekären Situation wie Gianna. Er hat seine Journalistenausbildung erfolgreich abgeschlossen, kann aber von diesem Beruf nicht leben. Deshalb arbeitet er nebenher als Kraftfahrer für das kommunale Lebensmittelreferat. Mit einem alten Diesel-LKW transportiert er Lebensmittel aus dem Umland in die Stadt, wo diese zuerst in der Großmarkthalle verteilt und dann auf den lokalen Märkten zum Verkauf angeboten werden. Manchmal führen ihn seine Fahrten bis ins ferne Apulien. Die Rückfahrten werden dann immer zu einer besonderen Geduldsprobe, wegen der vielen zu passierenden Domänengrenzen. Aufgrund der besonderen Topologie des Apennin, mit seinen vielen kleinen Wasserläufen, die sich bereits nach kurzem Weg in die Adria oder das Tyrrhenische Meer ergießen, gibt es unverhältnismäßig viele davon. Und an jeder Domänengrenze gilt es Zollformalitäten zu erledigen und Zöllner zu schmieren.

Gianna braucht gerade mal fünf Minuten zu dem alten Haus, in dem Salvatore ebenfalls in einer WG lebt.

»Buongiorno Salvatore, siehst müde aus!«

»Bin ich auch. Ich war die ganze Nacht mit dem LKW unterwegs. Was gibt‘s denn so dringendes?«

»Ich hatte dir doch von diesem konspirativen Treffen an der Engelsburg erzählt, was dann nicht zustande kam.«

»Ja, ich erinnere mich.«

»Heute morgen habe ich mich mit dem Typen in der Kirche Santa Maria in Cosmedin getroffen. In einem Beichtstuhl. Der Typ ist ein echter Priester!«

»Du gehst zur Beichte?« Salvatore schaut Gianna fassungslos an.

»Nein, Quatsch. Er hat mich in diesen Beichtstuhl einbestellt, damit niemand sieht, dass er sich mit mir trifft. Er hat mir dann erzählt, dass ein Kollege von ihm oder ein Bekannter oder wie auch immer man da sagt, in der Vatikanbank arbeitet und dort auf einen Schmiergeldskandal gestoßen ist.«

»Das ist ja dort eigentlich nichts besonderes«, lacht Salvatore und spielt auf die vielen Skandale in der Geschichte der Vatikanbank in den Zeiten vor dem großen Crash an.

»Er hat mir Unterlagen übergeben, aus denen man angeblich ersehen kann, dass Hilfsgelder, die eigentlich für soziale Projekte der Stadt Rom gedacht waren, an Mitglieder des Zentralrates der Stadt umgelenkt worden sind.«

Salvatore pfeift durch die Zähne.

»Das klingt ja nach einer ziemlich heißen Nummer!«, meint er. »Hast du diese Unterlagen dabei?«

Gianna zieht die Papiere aus ihrer Handtasche und gemeinsam breiten die beiden sie auf Salvatores Schreibtisch aus. Nachdem er sie eine Weile studiert hat und dabei immer öfter den Kopf geschüttelt hat, sagt er:

»Ich halte das für sehr brisante Informationen. Da würden manche Leute bestimmt alles dafür tun, damit das nicht an die Öffentlichkeit kommt!«

»Können wir das auf unserem Videoblog thematisieren? Wenn die Information erstmal raus ist, kann uns nicht mehr so viel passieren«, fragt Gianna vorsichtig.

»Bist du wahnsinnig? Damit geraten wir zwischen die Fronten mehrerer kriegführender Parteien und sind bestimmt die ersten, die dran glauben müssen. Wer über solche Dinge Bescheid weiß, ist in dieser Stadt seines Lebens nicht mehr sicher. Glaub mir das!«

»Ich hab‘ ja auch ein ungutes Gefühl dabei. Aber wir sind doch Journalisten und können so etwas ja schlecht totschweigen.«

»Wieso hat der Priester denn diese Unterlagen nicht geleakt? Er scheint doch über einen Internetzugang zu verfügen!«

»Er hat mir gesagt, dass er sich damit nicht auskennt und so wie der aussah, nehme ich ihm das auch ab. Außerdem fürchtet er, dass der gesamte Datenverkehr aus dem Vatikan überwacht wird und er dann auffliegen würde.«

»Und wer garantiert uns die Echtheit der Dokumente? Vielleicht will er ja nur jemandem ans Bein pinkeln.«

»Die genannten Herren aus dem Zentralrat sind ja schon öfter beschuldigt worden krumme Geschäfte zu machen. Man konnte ihnen bisher nur noch nie was nachweisen.«

Gianna und Salvatore schauen sich eine Weile ratlos an. Nach einigem Grübeln beginnt Salvatore laut nachzudenken:

»Ich kenne einen Journalisten bei der Zeitung La Città. Der untersucht schon seit längerem die Korruptionsvorwürfe gegen den Vorstand des Zentralrats. Wenn ich dem die Unterlagen zukommen lasse, bekommt er endlich die Beweise, die ihm bisher gefehlt haben. Er ist auch dafür bekannt, dass er seine Quellen nie preisgibt. Ich denke, wir können ihm vertrauen. Wenn die Zeitung das gedruckt hat, können wir auch noch in unserem Blog darüber berichten, ohne dass jemand Verdacht schöpfen wird.«

Gianna sieht Salvatore nachdenklich an. Dann meint sie:

»Ich glaube, das ist eine gute Idee. So machen wir das!«

»Sonst noch irgendwelche Fragen?« Salvatore schaut sie mit einem schelmischen Lächeln an.

> *»Nein wieso?«, fragt Gianna etwas erstaunt.*
>
> *»Na ja, ich mein nur. Ich habe hier bis heute Abend sturmfrei und mein Bett ist noch warm!«*

Aha, daher weht der Wind. Gianna weiß, dass Salvatore ein unverbesserlicher Casanova ist. Aber wie er da mit seiner Unschuldsmiene im Pyjama vor ihr sitzt und auf eine Antwort von ihr wartet. Ein Bild für Götter! Gianna grinst ihn eine Weile an und lässt ihn auf ihre Reaktion warten. Dann zieht sie ihm langsam das T-Shirt über den Kopf und die beiden verschwinden unter der weißen Bettdecke.

Studentenleben

In Köln ist es Winter geworden. Jan Eckert ist mittlerweile eingeschriebener Student für einen Bachelor Studiengang in Betriebswirtschaftslehre. Das mit der Wohnungssuche war doch nicht so einfach, wie er ursprünglich gedacht hatte. Sein Bekannter hatte zwar versucht ihm ein Zimmer in seiner WG zu verschaffen, Jan hatte aber dann beim Casting keine Chance gegen die Konkurrenz. Das Zimmer war an eine hübsche Medizinstudentin aus einem höheren Semester gegangen.

Die ersten Wochen war Jan tatsächlich mit seinem kleinen Auto jeden Tag zu den Vorlesungen gefahren. Die endlose Fahrerei hatte ihn aber dann doch dermaßen genervt, dass er das Thema Wohnungssuche intensiver angegangen war. Mit viel Glück hatte er über einen Aushang am schwarzen Brett der Uni einen Platz in einer Vierer-WG ergattern können. Die Wohnung liegt in einem schmucklosen fünfgeschossigen Nachkriegsbau in der Nähe vom Barbarossaplatz. Fünf Zimmer, Küche, Bad. Jans Zimmer geht zum Hinterhof raus. Es ist dunkel aber ruhig. Die Zimmermiete ist okay und wird direkt von seinen Eltern überwiesen.

Von seinen drei Mitbewohnern ist nur einer Student: Patrick studiert ebenfalls BWL, allerdings schon auf Master und an einer anderen Hochschule als Jan. Elena kommt aus Spanien und arbeitet als Krankenschwester an der Uniklinik. Jan bekommt sie eher selten zu

Gesicht, da sie häufig Nachtschicht hat. Georgios ist Grieche und studierter Informatiker. Er ist seit zwei Jahren in Köln und sozusagen der WG-Älteste. Er arbeitet in der IT-Abteilung einer Versicherung. Jan hat keine große Ahnung was er da genau macht und es interessiert ihn auch nicht sonderlich. Im Grunde macht jeder in der WG sein eigenes Ding. Ab und an kochen sie am Wochenende mal zusammen oder gehen gemeinsam feiern.

Jans Eltern waren anfangs auch ein paar Mal zu Besuch. Sie wollten sich wohl versichern, dass es ihrem Sohn in der neuen Umgebung gut geht – so ganz allein und so fern von zuhause. Besonders Jans Mutter fällt die Umstellung schwer.

> *»Junge, du kannst mir ruhig ab und zu deine Wäsche bringen. Oder komm doch mal mit deiner netten Mitbewohnerin zum Abendessen vorbei!«*

Jans Mutter will einfach nicht kapieren, dass er sich nichts aus Frauen macht. Seine kleine Schwester weiß es, sein Vater ahnt es, aber seine Mutter ignoriert alle seine Andeutungen. Als wenn er noch in der Pubertät stecken würde und sich alles irgendwann noch auswachsen wird. »Wahrscheinlich müssen Mütter so sein«, denkt Jan. Nach jedem Kontrollbesuch seiner Eltern war er jedenfalls froh, wenn sie wieder weg waren. Er empfindet sie einfach als peinlich.

> *»Magst du deine Eltern denn nicht?«, fragt Georgios beim gemeinsamen Abendessen.*
>
> *»Doch, wieso fragst du?«, antwortet Jan.*
>
> *»Na, ich habe das Gefühl, dass du sie jedes Mal vor uns versteckst, wenn sie dich besuchen kommen.«*
>
> *»Ach Quatsch, die wollten doch nur mal kurz vorbei schauen, weil sie gerade mal in Köln zu tun hatten.«*
>
> *Elena meint: »Ich wäre froh, wenn meine Eltern mich mal besuchen kommen könnten. Ich habe sie schon sehr lange nicht mehr sehen können und sie fehlen mir sehr.«*

»Dann lad sie doch mal ein nach Deutschland zu kommen!«, sagt Jan eher so flapsig dahin.

Georgios reagiert pampig: »In Griechenland ist uns die Familie auch sehr wichtig. Meine Eltern sitzen jetzt allein zuhause in Saloniki, weil mein Bruder und ich gezwungen waren, von daheim wegzugehen. Nur einmal im Jahr können wir uns sehen und ich finde das sehr schade. Ihr Deutschen wisst gar nicht, wie gut es euch geht!«

»Entschuldigung, ich wollte euch nicht verletzen. Mir ist schon klar, dass eure Situation nicht einfach ist. Aber meine Eltern sind manchmal echt nervig.«

Georgios hat häufig Heimweh nach Griechenland. Auch wenn ihm bewusst ist, dass die Ferne zur Heimat manche Dinge verklärt. Vor seinem Entschluss nach Deutschland zu gehen, war das Zusammenleben in seinem Elternhaus nicht immer konfliktfrei verlaufen. Sein Vater war seit Jahren arbeitslos. Seine Mutter war in ihrem Leben nie arbeiten gegangen, sondern nur für die Familie da. Als dann die Söhne nach dem Studium keine Arbeit fanden, war es unter den drei Männern häufig zu unschönen Szenen gekommen. Und als Georgios sich entschlossen hatte nach Deutschland zu gehen, sprach sein Vater eine Woche lang nicht mehr mit ihm.

»Ausgerechnet zu diesen Nazis, die uns mit ihrem Spardiktat dieses ganze Schlamassel eingebrockt haben!«

Elena hatte in Spanien noch schlimmere Erfahrungen gemacht. Erst wurden ihr Vater und ihre Mutter, die im gleichen Betrieb gearbeitet hatten, gleichzeitig arbeitslos. Dann verlor die Familie im Verlauf der spanischen Immobilienkrise ihr neu gebautes Haus an die Bank. Mit ihren Eltern und ihrer Schwester war Elena dann regelmäßig auf die Kundgebungen der Podemos Bewegung gegangen. Zusammen mit hunderten anderen Schicksalsgenossen hatten sie dort ihre violetten Fähnchen geschwenkt und den etablierten Politikern lautstark ihren Protest entgegen geschrien. Zur Stärkung des eigenen Egos hatte dies zweifellos

positiv beigetragen. An ihrer Situation geändert hat es allerdings nichts. Elena, die in Madrid einen Masterabschluss in Psychologie gemacht hatte, stand nach zwei Jahren erfolgloser Jobsuche vor der Wahl in ihrer Heimat zu verelenden oder einen mies bezahlten Krankenschwesternjob im fernen Deutschland anzunehmen. Jetzt teilte sie sich mit zwei verwöhnten deutschen BWL-Studenten die Wohnung, muss Schichtdienst leisten und Verbände wechseln. So hatte sie sich ihr Leben eigentlich nicht vorgestellt.

Verhör

In Wien ist es später Nachmittag. Thomas Prenninger hatte am Morgen das gesamte Projektteam kurzfristig zu einer Besprechung in das Hauptverwaltungsgebäude der Zentralbank einbestellt. Die Teilnahme sei für alle verpflichtend. David und der Rest des Teams sind fast vollzählig versammelt. Nur Klaus fehlt und natürlich der Projektleiter Thomas Prenninger, der wie immer als Letzter kommt.

> *»Hat jemand eine Ahnung, was er von uns will?«*

> *»Ich glaube nichts Gutes!«, meint Lukas Raderer, einer der Software Tester im Team. »Normalerweise wird man bei solch kurzfristig anberaumten Meetings über die Einstellung des Projekts informiert.«*

In diesem Augenblick betritt Thomas Prenninger den Raum. Die Ringe unter seinen Augen zeugen von massivem Schlafmangel.

> *»Leute ich mach‘s kurz. Ihr habt bestimmt von dem Terroranschlag vor drei Tagen gehört. Die Domänenstaatsanwaltschaft hat inzwischen die Ermittlungen übernommen. Ich bin heute morgen von meinen Vorgesetzten darüber informiert worden, dass es anhand der DNA-Spuren am Tatort mittlerweile gelungen ist den Täter zu identifizieren. Es handelt sich angeblich um unseren Kollegen Klaus Baumann.«*

Im Raum könnte man jetzt eine Stecknadel fallen hören. Die Kollegen schauen sich entgeistert und ungläubig an. Klaus Baumann, der Opernbomber aus der Wiener Kanalisation? Das ist doch Schwachsinn!

»Sie haben offenbar sein Auto in der Nähe des Tatorts gefunden. Seit dem Tatzeitpunkt ist er spurlos verschwunden. Ein DNA-Abgleich von Leichenresten am Tatort und der Zahnbürste in seiner Wohnung hat eine hundertprozentige Übereinstimmung ergeben. Ein Irrtum ist angeblich ausgeschlossen.«

»Warum sollte Klaus so etwas tun? Das ergibt doch überhaupt keinen Sinn?«, schluchzt Tanja Hofbauer, eine Kollegin aus der Dokumentationsabteilung.

David kann noch gar keinen klaren Gedanken fassen. Der Schock über die Nachricht vom Tod seines Freundes und Kollegen hat ihn geradezu gelähmt. Nur langsam gelingt es ihm seine Gedanken zu ordnen. Er erinnert sich, dass er Klaus in den vergangenen Tagen nicht erreichen konnte. Eigentlich hätte er zwei fachliche Fragen mit ihm besprechen wollen.

Je mehr er nachdenkt, um so mehr kreisen seine Gedanken um das letzte Gespräch mit Klaus im Projektbüro. Sein Tod muss etwas mit seinen Andeutungen zu tun haben, die er dabei gemacht hatte. Er war ja offenbar drauf und dran gewesen jemanden erpressen zu wollen. Aber wie kann das so enden? David überlegt, ob und wen er in sein Wissen einweihen sollte. Er hatte Klaus fest versprochen, mit niemanden darüber zu reden. Aber Klaus war jetzt tot. Was sollte er tun?

Thomas Prenninger fährt fort: »Eine Sonderkommision der Staatsanwaltschaft ist aktuell damit beschäftigt, das gesamte persönliche und berufliche Umfeld von Klaus Baumann auszuleuchten. Auch mit jedem von uns werden sie im Anschluss ein kurzes erstes Gespräch führen. Macht euch schon mal darauf gefasst, dass da noch weitere Gespräche folgen werden. Ihr wisst ja: Das Thema wird in der Öffentlichkeit momentan ganz hoch aufgehängt. Die Ermittler stehen unter einem enormen Druck schnell Ergebnisse zu liefern und geben diesen Druck entsprechend weiter!«

Na, dass kann ja noch ein langer Abend werden! Selbst wenn jeder Kollege nur eine halbe Stunde Rede und Antwort stehen müsste, käme der Letzte wahrscheinlich erst nach Mitternacht hier raus.

> *»Die Ermittler unterhalten sich momentan mit meinen Vorgesetzten«, erklärt Thomas Prenninger das weitere Vorgehen. »Dabei werden sie auch einen Zeitplan für die einzelnen Interviews erstellen. Solange ihr nicht dran seit, könnt ihr machen, was ihr wollt. Also euch in der Stadt herumtreiben, nach Hause gehen oder was ihr sonst so vorhabt. Natürlich dürft ihr auch arbeiten.«*

Mit diesem letzten Satz scheint der Projektleiter seinen Humor wieder gefunden zu haben. David sieht und hört dagegen fast nichts von alledem, was da um ihn herum passiert. Er versucht sich einen Reim darauf zu machen, was Klaus da in den vergangenen Wochen widerfahren war. Ist er nicht davon ausgegangen, irgend einem kleinen Korruptionsskandal auf die Spur gekommen zu sein? Hatte ihn Klaus angelogen? Hatte er ein Doppelleben geführt und ihn bewusst auf eine falsche Fährte gebracht, um ihn von seinen wahren Absichten abzulenken? Alles völlig unsinnig und unwahrscheinlich. Klaus musste da in etwas hineingeraten sein, dessen Dimension er völlig falsch eingeschätzt hatte und was ihm letztendlich zum Verhängnis geworden war.

David versucht mehrere Hypothesen aufzustellen und verwirft diese genau so schnell wieder, wie er sie konstruiert. Die wilde Diskussion, die zwischen seinen Kollegen und Thomas Prenninger entbrannt ist, geht an ihm vorbei. Er wird erst wieder aus seinen Gedanken gerissen, als eine junge gutaussehende Frau und ein etwas älterer Mann den Raum betreten.

> *»Guten Abend, meine Damen und Herren! Mein Name ist Johann Seeleitner – Kriminalhauptkommisar - und dies ist meine Kollegin Frau Oberinspektor Harbacher. Wir würden gerne einige Fragen an Sie stellen. Sie sind nicht verpflichtet, heute mit uns zu reden. Ich möchte Sie aber darauf hinweisen, dass Sie zur Auskunfterteilung verpflichtet sind. Bei einer Verweigerung ihrerseits werden richterliche Zwangsmaßnahmen erwirkt. Ihr*

Arbeitgeber hat Sie von jeglicher Schweigepflicht entbunden, soweit Ihr Wissen mit dem aktuellen Fall zu tun hat. Darüber hinaus hat Ihr Arbeitgeber die ausdrückliche Erwartung geäußert, dass Sie in jeder Hinsicht kooperativ mit uns zusammenarbeiten.«

Mit jedem Wort, das dieser arrogante Kommissar von sich gibt, wird er David unsympathischer. Hoffentlich wird er nicht der erste Kandidat in diesem Verhörmarathon. Er hätte gerne ein wenig Zeit, um das wirre Gedankenchaos in seinem Kopf zu entflechten und sich eine vernünftige Strategie zu überlegen. Leider wird ihm dieser Wunsch nicht erfüllt. Die Ermittler haben an erster Stelle Thomas Prenninger auf ihrer Liste; in seiner Funktion als direkter Vorgesetzter und Projektleiter. Und gleich danach steht Davids Name auf dem Papier.

Das Interview mit Thomas dauert über eine Stunde. David wartet die erste halbe Stunde zusammen mit ein paar Kollegen in der Cafeteria und begibt sich dann vor den Besprechungsraum, in dem die Interviews stattfinden. Nachdem die Befragung von Thomas Prenninger endlich zu Ende ist, wird er von der jungen Inspektorin freundlich herein gebeten.

»Grüß Sie Gott Herr – Jonas«, begrüßt ihn der Kommissar, ohne seinen Blick von der Namensliste zu heben. »Setzen Sie sich doch bitte!«

David nimmt auf dem Stuhl vor dem Schreibtisch Platz, hinten dem sich die beider Sonderermittler gegen ihn in Stellung gebracht haben.

»Ich möchte Sie darauf hinweisen, dass diese Unterredung gemäß §23 Terrorabwehrgesetz mit Ton und Bild aufgezeichnet wird.«

Seine Kollegin richtet derweil die kleine Kamera ihres Notebooks auf ihn und startet die Aufnahme.

»Herr Jonas, wir haben gehört, dass Sie mit Herrn Baumann eng zusammengearbeitet haben. Können Sie sich erklären, was ihn zu dieser Tat bewogen haben könnte?«

»Tut mir leid, Herr Kommissar, ich kann mir das überhaupt nicht erklären.«

»Hauptkommissar – so viel Zeit muss sein. Wann haben Sie den Herrn Baumann das letzte Mal gesehen?«

»Das muss vor drei Tagen gewesen sein. Wir haben im selben Raum gearbeitet. Wir hatten aber mit unterschiedlichen Themen zu tun und deshalb wenig miteinander gesprochen.«

»Ist Ihnen an Herrn Baumann nichts aufgefallen? Das war schließlich derselbe Tag, an dem er dann Nachts das Bombenattentat beging!«

»Nein, mir ist nichts aufgefallen. Wie gesagt, wir haben wenig miteinander gesprochen, da wir viel zu tun hatten. Klaus hat sich aber wie immer verhalten. Es gab nichts, was auf so eine Tat hingewiesen hätte.«

»Herr Jonas, gemäß unserer Unterlagen hießen Sie bei ihrer Geburt Daoud Al-Sayed. Können Sie uns das erklären?«

David stockt der Atem. Woher wusste die Polizei das? Hatten sie in ihn jetzt auch schon als Mittäter im Visier? Wieso hatten sie in seiner Vergangenheit herumgestöbert?

»Meine Eltern stammen ursprünglich aus Syrien. Sie mussten vor vielen Jahren zusammen mit meinen Großeltern aus ihrer Heimat fliehen. Meine Eltern und Großeltern haben sich im damaligen Deutschland niedergelassen. Mein Vater hat noch vor meiner Geburt eine Änderung unseres arabischen Familiennamen beantragt. Seitdem heißen wir Jonas. Als ich geboren wurde, hat er mir den Namen Daoud – so wie mein Großvater hieß – gegeben. Als mein Großvater gestorben war, hat er Daoud in David ändern lassen.«

»Warum hat er das veranlasst?«

»Wohl um mir die Integration in die Gesellschaft zu erleichtern. Zu dieser Zeit waren Flüchtlinge in Europa, wie sie

wahrscheinlich wissen, nicht gern gesehen. Er wollte nicht, dass ich durch meinen Namen Nachteile haben würde.«

»Gehören Sie zur islamischen Religionsgemeinschaft?«

»Ich gehöre überhaupt keiner Religionsgemeinschaft an.«

»Aber Ihre Eltern und Großeltern sind doch bestimmt gläubige Muslime!«

»Meine Großeltern lebten zeitlebens nach den Regeln des Koran. Meine Eltern wuchsen auch in einem religiösen Umfeld auf, haben sich aber in den Jahren nach der Flucht vom Islam abgewandt.«

»Können Sie sich vorstellen, dass sich ihr Kollege Baumann in den letzten Jahren islamistisch radikalisiert hat?«

Jetzt kann sich David ein Lachen nicht verkneifen.

»Klaus ein Islamist? Der kam doch aus der Unterdomäne Loisach.Isar.Donau. Da sind die Leute katholischer als der Papst! Mit Religion hatte er aber überhaupt nichts am Hut. Das einzige an was der geglaubt hat, war seine Gehaltsüberweisung am Monatsende.«

»Haben Sie denn jemals mit ihm über religiöse Dinge geredet? Welchen Grund könnte es denn Ihrer Meinung nach gehabt haben, dass er sich zu dieser Tat hinreißen ließ? Er muss doch an irgend etwas oder zumindest an ein Weiterleben nach dem Tod geglaubt haben.«

»Nein, ich habe Ihnen doch schon gesagt, dass ich keinen Bezug zu einer Religion habe und Klaus hatte ebenfalls keinen. Wenn Klaus wirklich bei dieser Explosion ums Leben gekommen ist, dann war das ein Unfall.«

David kann in den Augen des Kommissars nicht erkennen, ob er diesen mit seiner Aussage überzeugt hat. Soll er doch weiter seinen kruden Theorien nachlaufen und in dem Tod von Klaus das Selbstmordattentat eines religiös motivierten Eiferers vermuten. David ist sich jetzt jedenfalls

sicher, dass er sein Wissen über Klaus‘ Pläne nicht einfach so an diesen Idioten weitergeben wird. Das ist er seinem toten Freund schuldig.

Pressefreiheit

Salvatore genießt den warmen Fahrtwind, der ihm ins Gesicht bläst. Er hat so lange auf Gianna eingeredet, bis sie ihm schweren Herzens ihre Vespa ausgeliehen hat. Jetzt ist er damit unterwegs zum Redaktionsgebäude der Zeitung La Città in der Via Cristoforo Colombo. Salvatore liebt es Motorrad zu fahren. Sobald es ihm seine Finanzen einmal erlauben, wird er sich selber eins zulegen. Dann allerdings einen richtigen Boliden und nicht so eine lahme Mädchenschaukel!

Gerade biegt er in die Via del Circo Massimo ein und dreht den Gasgriff bis zum Anschlag. Das kleine Motörchen jault auf und tut was es kann. Links von ihm fliegen die Grünanlagen des Circus Maximus vorbei. So wie er jetzt, haben sich wahrscheinlich in der Antike die Wagenlenker gefühlt. Salvatore schließt kurz die Augen und stellt sich vor, er wäre Ben Hur.

Nur eine kleines Stückchen weiter und die nächsten altrömischen Überreste sind zu sehen: Die imposanten Ruinen des Caldariums der Caracalla Thermen. Seit keine Touristen mehr nach Rom kommen, liegen sie, wie schon so oft in ihrer langen Geschichte, wieder im Dornröschenschlaf. Salvatore nimmt sich vor, die antiken Stätten in Zukunft öfter zu besuchen. Er könnte ja auch einer der vielen Bürgerinitiativen beitreten, die sich auf ihre Fahnen geschrieben haben, die alten Ruinen vor dem Verfall zu retten. Vorsätze – aus denen erfahrungsgemäß doch nichts werden wird.

Noch ein paar hundert Meter und schon kann er auf die breite Via Cristoforo Colombo einbiegen. Als er über die alte Eisenbahnbrücke fährt, sieht er das Gleisbett des früheren Bahnhofs Ostiense unter sich liegen. Dieser Anblick fasziniert ihn jedesmal aufs Neue. Das gesamte Areal wurde fast vollständig von der Natur zurückerobert. Wo früher einmal grauer Schotter und Schienen lagen und ein Zug nach dem anderen

vorbeiratterte, ist heute alles ruhig und grün. Büsche und Sträucher überall und hin und wieder sogar ausgewachsene Bäume. Der Eisenbahnverkehr wurde während des wirtschaftlichen Zusammenbruchs eingestellt und danach nie wieder aufgenommen. Es hatte keine fünf Jahre gedauert, bis das gesamte Schienennetz von Schrottsammlern abmontiert und in Gegenstände für den täglichen Bedarf umgeschmolzen war. Sämtlicher Personen- und Güterverkehr läuft heute über die Straße. Der Dschungel im alten Gleisbett dient jetzt als Unterschlupf für alle möglichen zwielichtigen Gestalten und nach Sonnenuntergang sollte man sich dort tunlichst nicht aufhalten, sofern einem das Leben lieb ist.

Hinter der Brücke ist es nicht mehr weit bis zu Salvatores Ziel. Im Schatten der alten Pinienbäume lässt er die Vespa noch ein letztes Mal hochdrehen. Dann stellt er sein Gefährt vor dem Redaktionsgebäude der Zeitung ab. Gianna hatte im mehrmals eingeschärft, dass er es unbedingt gut anketten solle und sich auf keinen Fall auf das Lenkradschloss verlassen dürfe. Salvatore klappt die Sitzbank nach oben und holt aus dem Helmfach das Kuvert mit den geheimen Unterlagen, sowie eine dicke Kette zum Abschließen der Vespa heraus. Er tut wie ihm geheißen und kettet das Hinterrad an ein Verkehrsschild. Wenn ihm die Vespa geklaut würde, dürfte er Gianna nicht mehr unter die Augen treten – so viel ist sicher!

Salvatore nimmt seine Sonnenbrille ab und betritt das große würfelförmige Bürogebäude. Am Ende des Foyers befindet sich ein wuchtiger Tresen. Der Mann dahinter scheint der Portier zu sein.

> *»Guten Tag, mein Name ist Salvatore Pollini. Ich habe einen Termin bei Signore Manzoni, Guiseppe Manzoni.«*

Der Portier will seinen Ausweis sehen und greift dann mürrisch zum Telefon.

> *»Signore Manzoni? Sie haben Besuch. Ein Salvatore Pollini sagt, er hätte einen Termin mit Ihnen vereinbart« - »In Ordnung. Würden Sie ihn bitte am Empfang abholen?«*

Der Portier bittet Salvatore kurz auf einem der Sessel Platz zu nehmen. Während er wartet, lässt er seinen Blick durch das große Foyer streifen. Hier wurde also früher einmal die La Repubblica gemacht. Lang, lang ist‘s her. Dann stand das Gebäude, wie so viele Bürogebäude in der Stadt, endlos leer. Bis dann irgendwann die La Città in die alten Redaktionsräume einzog und erfolgreich an alte Traditionen anknüpfte. Heute kann sie von sich behaupten, das einflußreichste Print- und Onlinemedium in der Stadt zu sein.

Guiseppe Manzoni ist vermutlich genauso alt wie das Gebäude, in dem er hier arbeitet. Salvatore hatte ihn vor Jahren als Dozenten an der Journalistenschule kennengelernt und sich trotz des großen Altersunterschieds mit ihm angefreundet. Schon als junger Volontär hatte er hier gearbeitet, als es noch die La Repubblica gab. Von seinen Kollegen wird deshalb scherzhaft auch häufig als »der Dinosaurier« bezeichnet. Als er das Foyer betritt und Salvatore sieht, begrüßt er ihn mit einem festen Händedruck.

»Salve, Salvatore! Wie geht‘s, wie steht‘s?«

»Ciao Beppe! Lange nicht gesehen!«

Guiseppe führt ihn am Portier vorbei ins Treppenhaus. Sie steigen drei Stockwerke nach oben und erreichen den Flur in dem Guiseppe sein Büro hat.

»Komm rein und setz dich! Ich habe das Büro heute für mich allein. Wir können in Ruhe reden. Meine Kollegin ist heute den ganzen Tag unterwegs. Kann ich dir eine Zigarette anbieten?«

»Ich rauche nicht mehr«, lehnt Salvatore dankend ab. »Dürft ihr denn hier drin rauchen?«

»Klar! Solange beide im Büro einverstanden sind, warum nicht? Eine paar gute Dinge haben uns die neuen Zeiten doch gebracht. Als ich hier früher noch für die Repubblica gearbeitet habe, mussten wir zum Rauchen immer aus dem Haus gehen. Absolutes

Rauchverbot! Du kannst dir nicht vorstellen, wie reglementiert das alles war.«

»Ja, das habe ich schon von vielen Seiten gehört. Angeblich musste man beim Motorradfahren früher auch einen Helm tragen. Stimmt das?«

»Ja, natürlich. Hat ja auch vielen Leuten das Leben gerettet. Aber du bist ja wohl nicht gekommen, um mich über die Steinzeit auszufragen. Was hast du denn Interessantes herausgefunden?«

Salvatore erzählt Guiseppe die ganze Geschichte, so wie Gianna sie ihm erzählt hatte, ohne allerdings ihren Namen zu nennen. Dann zeigt er ihm die mitgebrachten Unterlagen. Guiseppe studiert sie eine Weile. Dann sagt er:

»Wenn diese Dokumente echt sind, dann können sich einige Herrschaften in der Stadtspitze auf etwas gefasst machen!«

»Werdet ihr die Dokumente veröffentlichen?«, fragt Salvatore neugierig.

»Das kann ich dir momentan nicht versprechen. Wir werden das in der Redaktion diskutieren und das letzte Wort hat dann mein Ressortchef. Ich kann dir nur sagen, dass ich mich persönlich dafür stark machen werde, dass diese Schweinerei an die Öffentlichkeit kommt.«

»Du musst mir versprechen, dass niemand erfährt, wie du an diese Unterlagen gekommen bist!«

»Geht klar. Du kennst mich. Für mich hat der Schutz meiner Quellen oberste Priorität. Du kannst dich auf mich verlassen!«

Salvatore hat ein gutes Gefühl. Es wird ihm bewusst, wie sehr er Guiseppe als sein persönliches Vorbild betrachtet. Saubere journalistische Arbeit machen und dabei eine Festanstellung bei einem renommiertem Blatt haben. Leider sind solche Stellen rar gesät und viele junge Kollegen von Salvatore träumen denselben Traum. Porca miseria!

Guiseppe fragt Salvatore noch nach seinen sonstigen beruflichen und privaten Aktivitäten. Nachdem sie sich dann eine Stunde über Gott und die Welt unterhalten haben, verabschieden sie sich wieder voneinander. Guiseppe bringt Salvatore noch bis ins Foyer.

Als Salvatore wieder auf die Straße tritt, gilt sein erster besorgter Blick Giannas Roller. Gott sei Dank, alles in Ordnung! Er löst die Kette und verstaut sie wieder im Helmfach. Dann schiebt er die Vespa vom Ständer, schaltet die Zündung an, drückt den Startknopf und auf geht‘s mit Vollgas zurück nach Trastevere auf dem selben Weg, den er auch gekommen war. Gianna wartet bestimmt schon zuhause auf ihn und das gute Stück.

Tag X

Es war eine recht stressige Woche an der Uni gewesen. Jan Eckert hatte an den letzten Seiten seiner Seminararbeit geschrieben und war fast fertig zur Abgabe. Dann brach der Sturm über Europa und den Rest der Welt herein. Seit Wochen hatten sich die Finanzminister der Europäischen Union regelmäßig getroffen und Krisengespräche geführt. Dann wurde bekannt, dass zwei der größten Bankinstitute der Welt in Schieflage geraten waren und ihren Verpflichtungen nicht mehr nachkommen konnten. Kaum waren die ersten Pressemeldungen durch die Agenturen gegangen, gab es an den Börsen für sämtliche Aktienkurse nur noch eine Richtung: Den freien Fall nach unten.

Als sich Jan am Freitag Abend in seinem WG-Zimmer durch die neuesten Finanznachrichten klickt, klingelt plötzlich sein Smartphone und das Bild seines Vater erscheint auf dem Display.

> *»Hallo Dad, was gibt‘s?«*

> *»Hallo Jan. Ich brauche deinen Rat! Was ist da draußen eigentlich gerade los?«*

> *»Du meinst an den Finanzmärkten? Da geht‘s grad mal wieder nach unten. Wieso?«*

»Frag doch nicht so dumm. Du weißt doch, dass wir eine Menge Geld in Aktien investiert haben. Wenn ich mir die aktuellen Kurse ansehe, sind die inzwischen nur noch halb so viel wert wie letzte Woche!«

»Mensch Vadder, so ist das aber nun mal beim Aktiengeschäft. Mal geht's rauf und mal runter. Aktuell geht's eben massiv runter.«

»Deine Mutter macht mir aber die Hölle heiß. Da steckt schließlich unser Erspartes drin und beginnt sich in Luft aufzulösen. Ich hatte ja auch bei meinem Onlinebroker extra einige Stop-Loss-Orders gesetzt, um für solche Fälle gewappnet zu sein. Jetzt sagen die mir aber, dass der Handel von Aktien ausgesetzt worden ist und die Orders leider nicht ausgeführt werden konnten. Das ist doch Betrug!«

»Dein Onlinebroker kann aber auch nichts dafür, dass er deine Aufträge jetzt nicht mehr ausführen kann. Steht bestimmt auch irgendwo kleingedruckt in den Allgemeinen Geschäftsbedingungen, dass in solchen Fällen der Broker zu keinem Schadenersatz verpflichtet ist. Da würd' ich drauf wetten.«

»Was soll ich denn jetzt machen. Momentan ist ja anscheinend noch völlig unklar, wann die Börsen wieder ihren Geschäftsbetrieb aufnehmen.«

»Was soll ich dir da raten? Abwarten und Tee trinken. Wenn die Börsen wieder aufmachen, kannst du dir die Kurse in Ruhe anschauen und dann entscheiden, ob du deine Aktien verkaufen willst oder nicht. Würde ich dir aber nicht empfehlen!«

»Wieso denn nicht?«

»Na weil bei so einer Panik immer alle verkaufen wollen und das senkt die Preise noch mehr. Das wäre der beste Zeitpunkt zum Kaufen. So machen das auch die Profis. Nicht verkaufen!«

»Erzähl das mal deiner Mutter! Die rastet momentan völlig aus und will, dass wir das Zeug so schnell wie möglich loswerden.

Wie schätzen eigentlich deine Professoren die aktuelle Lage ein? Die müssten sich doch in der Finanzwelt gut auskennen!«

»Ach, da hat auch jeder seine eigene Sicht auf die Dinge. Manche reden seit Jahren von nichts anderem, als dass so eine massive Kurskorrektur längst fällig wäre und dies erst der Anfang ist. Andere sehen das weitaus optimistischer und durchaus im Rahmen der natürlichen Schwankungen in den Konjunkturzyklen. Die kochen halt alle auch nur mit Wasser und können nicht mit der Glaskugel in die Zukunft blicken.«

»Du scheinst das ja alles recht entspannt zu sehen. Dir ist aber schon klar, dass wir hier über echtes Geld reden, was man hat oder eben nicht mehr hat. Und wenn unser Geld den Bach runter geht, wie sollen wir dann auf Dauer dein Studium finanzieren? Du tust gerade so, als wenn dich das alles nichts anginge. Das tut es aber sehr wohl!«

»Ach Vadder, jetzt beruhig dich wieder. Solange du keine von deinen Aktien verkaufst, machst du auch keinen Verlust. Momentan sind das eh alles nur virtuelle Verluste. Erst bei einem Verkauf deiner Aktien verlierst du echtes Geld. Also bleib locker! Du kannst momentan sowieso nichts anderes machen.«

»Na vielen Dank! Ich werde das so an deine Mutter weitergeben. Mal sehen, ob sie das so akzeptiert. Ist ja immerhin der Rat des Herrn BWL-Studenten. Ich wünsch dir eine gute Nacht. Schlaf gut!«

»Ja, schlaf auch gut Vadder und grüß die Mutti von mir!«

Spurensuche

Seit einer Woche zermartert sich David nun schon sein Gehirn. Warum musste sein Freund und Kollege Klaus Baumann sein Leben lassen? Eine Woche lang nichts als Theorien und Phantastereien. Alles ohne Ergebnis.

Doch als er heute morgen unter der Dusche steht, fällt ihm plötzlich der Speicherstick ein! Klaus hatte ihm kurz vor seinem Tod einen Stick mit zwei Requirement-Spezifikationen gegeben, die sich David im Homeoffice

anschauen wollte. Er hatte den Stick mit nach Hause genommen und sich seitdem nicht mehr drum gekümmert. Wie von der Tarantel gestochen springt David aus der Duschkabine, trocknet sich notdürftig ab und eilt zu seinem Schreibtisch. Tatsächlich: In der Schublade liegt der kleine schwarze Stick.

David fährt seinen Rechner hoch, steckt den Stick ein und schaut gespannt auf die Anzeige des Dateimanagers. Zwei Dateien im PDF-Format, beide ca. ein Megabyte groß. Ansonsten herrscht auf dem Stick gähnende Leere: Fast 512 Gigabyte freier Speicherplatz.

> *»Das war zu erwarten. Aber vielleicht ist da ja noch mehr!«*

David startet eines seiner Programme zur Datenrettung. Wie oft schon hatte er Dateien wieder herbeizaubern müssen, die ein unbedarfter Anwender versehentlich gelöscht hatte. Wie oft hatte er bei unbelehrbaren Anwendern gegen eine Wand geredet:

> *»Leute macht Sicherheitskopien!« - »Ja klar, machen wir.«*

Und dann musste David doch immer wieder anrücken, wenn irgend so ein DAU[3] festgestellt hatte, dass leider sein allerwichtigstes Dokument futsch und dummerweise die Sicherheitskopie völlig veraltet war.

David startet die Wiederherstellungsfunktion für den Speicherstick. Mit dem Anwachsen des Fortschrittsbalkens, wird auch die Liste der wiederhergestellten Dateien immer länger. David grinst. Selbst ein IT-Profi wie Klaus war manchmal so leichtsinnig und verzichtete auf ein konsequentes Neuformatieren seiner Datenträger. Dabei hat der bestimmt gewusst, dass sich die gelöschten Dateien wieder herstellen lassen würden.

Es dauert keine zehn Minuten, dann ist das Programm durchgelaufen und David sieht auf eine schier endlose Liste von Dateien.

> *»So weit so gut. Das wird aber eine Suche nach der Nadel im Heuhaufen. Mal sehen, ob wir da noch etwas mehr Struktur reinkriegen!«*

3 DAU: Dümmster anzunehmender User

Jetzt kann sein Profiprogramm zeigen, was in ihm steckt. Ein paar Mausklicks und die unübersichtliche Liste beginnt sich ich in eine baumähnliche Struktur zu verwandeln, in der David elegant durch die verschiedenen Dateien navigieren kann. Bilder und Videos sortiert er gleich zu Anfang aus. Das Wissen darüber, was da so alles den Weg auf diesen Stick gefunden hat, soll Klaus mal lieber mit ins Grab nehmen. Was David interessiert, ist eine große Textdatei, die offenbar erst vor kurzem gelöscht worden war. Er versucht sie zu öffnen, muss aber feststellen, dass sie mit einem Passwort geschützt ist.

> *»Scheiße, wenn ich das Passwort nicht rauskriege, ist hier Schicht im Schacht!«*

David kannte Klaus viel zu gut, als dass er ihm hier einen Leichtsinnsfehler zutrauen würde. Dieser arbeitete grundsätzlich mit sicheren Verschlüsselungsverfahren. Ohne das richtige Passwort läuft da gar nichts!

> *»Da müssen wir wohl schwerere Geschütze auffahren!«*

David durchforstet seinen Computer auf der Suche nach einem geeigneten Programm. Im Ordner »Hackertools« wird er fündig. Er startet einen Brute-Force-Cracker und lässt ihn auf die verschlüsselte Datei los. Ganz langsam beginnt sich ein Fortschrittsbalken anzudeuten.

> *»So, das wird nun wohl eine Weile dauern, bis alle möglichen Begriffe aus den einschlägigen Wörterbüchern durchprobiert sind.«*

David überlässt den Computer seinem Schicksal. Erst jetzt merkt er, dass er bisher nur mit einem Handtuch bekleidet ist. Er zieht sich an, isst eine Schüssel Müsli und fährt mit seinem Elektroauto in die Arbeit. Wenn er abends nach Hause kommt, sollte der Computer mit seinen Millionen von ausprobierten Passworteingaben fertig sein!

Gewitterwolken

Monsignore Scarelli tobt. Selten haben die versammelten Abteilungsleiter der Vatikanbank ihren Chef so erregt und unbeherrscht erlebt wie heute. In einer sehr knapp gefassten Outlook-Einladung hatte sie der Privatsekretär des Monsignore für zehn Uhr in den abhörsicheren Besprechungsraum des Apostolischen Palastes beordert. Der akustische Rauschgenerator, der den kleinen Raum zusätzlich gegen unbefugtes Mithören schützen soll, läuft auf vollen Touren. Bei der Lautstärke, in welcher der Monsignore seine Schimpftiraden von sich gibt, könnte man ihn aber auch genau so gut wieder abschalten.

> *»Ich will, dass diese undichte Stelle endlich gefunden und eliminiert wird! Das ist jetzt schon das dritte Mal, dass geheime Unterlagen aus unserem Haus den Weg nach draußen gefunden haben. Meine Herren, ich sage es Ihnen zum allerletzten Mal: Wenn Sie nicht in der Lage sind, die Zuverlässigkeit ihrer Mitarbeiter zu gewährleisten, dann bin ich gezwungen die Leitung Ihrer Abteilungen in andere Hände zu geben!«*

Wutentbrannt und mit hochrotem Kopf, der sich farblich kaum vom Purpur seiner Amtstracht abhebt, knallt er ein Bündel Papiere auf den, aus edlem Mahagoniholz geschnitzten, Besprechungstisch.

> *»Wie, in Gottes Namen, konnten diese Papiere nach draußen gelangen?«*

Wie zurechtgewiesene Ministranten werfen die gescholtenen Abteilungsleiter verstohlene Blicke auf die einzelnen Seiten, während diese reihum gereicht werden. Mit leiser Stimme vermutet jemand:

> *»Das sind Überweisungsbelege an bestimmte Mitglieder des Zentralrates der Stadt Rom.«*

> *»Das sehe ich selber, Sie Schwachkopf! Ich habe ja auch nicht gefragt was das ist, sondern wie das die Mauern des Vatikans verlassen konnte! Glauben Sie nur ja nicht, dass ich glücklich darüber bin, dass wir das Wohlwollen der Ratsspitze mit Geld erkaufen müssen. Mir wäre es auch lieber, wenn wir uns auf*

unseren christlichen Auftrag beschränken könnten und unsere Hilfsgelder denen zukommen lassen würden, die ihrer am dringendsten bedürfen. Wie Sie wissen, herrscht da draußen aber das Gesetz des Dschungels! Ohne die Gunst der Häuptlinge, können wir unsere Interessen leider nicht durchsetzen! Unser Gott im Himmel hat uns nun einmal diese schwere Aufgabe auferlegt: Leuchtturm des Glaubens mitten in der Wüste zu sein.«

Die Versammelten hoffen schon, dass das Ende der Standpauke erreicht sei und der Monsignore jetzt zum pathetischen Teil seiner Rede ansetzen wird. Da polterte er jedoch schon wieder lauthals los:

»Und ich werde Sie alle, wie Sie hier versammelt sind, in diese Wüste schicken, wenn Sie sich ihrer Aufgabe als unwürdig erweisen! Glauben Sie bloß nicht, dass das eine leere Drohung ist! Was schlagen Sie vor? Ich will jetzt von Ihnen konkrete Vorschläge hören, wie wir dieses Problem lösen werden!«

Der für die schwarzen Kassen verantwortliche Ressortleiter schaut erst zögernd in die Runde und fragt dann vorsichtig:

»Sind das denn die Originale der belastenden Dokumente?«

»Nein, einer der Ratsvorstände hat Kopien davon gemacht und an uns übergeben. Er selbst hat die Originale von unserem Mann bei der Zeitung La Città bekommen. Dieser konnte gerade nochmal verhindern, dass diese Papiere an die Öffentlichkeit gelangen konnten. Nicht auszudenken, was passiert wäre, wenn das den Weg in die Zeitungsausgabe gefunden hätte!«

»Monsignore, wir müssen unbedingt an die Originale kommen. Wenn diese Papiere im Vatikan ausgedruckt worden sind, dann können wir feststellen, aus welchem Drucker sie kommen. Alle unsere Drucker sind entsprechend präpariert und drucken unscheinbare gelbe Punkte auf das Papier, in denen der jeweilige MIC[4] enthalten ist. Über die Liste der gespeicherten Druckaufträge, kommen wir dann an die Person, die den Ausdruck oder die Kopie durchgeführt hat.«

---

4 Machine Identification Code

Der Gesichtsausdruck von Monsignore Scarelli beginnt sich etwas zu entspannen. Seine Zornesfalten auf der Stirn weichen langsam einem teuflischen Lächeln, welches seinen Mund sanft umrahmt.

> *»Sehr gut! Ich werde dafür sorgen, dass wir umgehend die Originale bekommen. Ich erwarte von Ihnen allen, dass die schuldige Person gefunden und an ihr ein Exempel statuiert wird. Jeder kleine Verräter hier, soll von Anfang an wissen, was mit ihm passiert, wenn er es wagt, die heilige katholische Kirche dermaßen zu hintergehen!«*
>
> *»Sollen wir Bruno beauftragen?«*
>
> *»Das werde ich mir noch überlegen. Wir haben in letzter Zeit gute Erfahrungen mit einem externen Consultant aus der Newa-Domäne gemacht. Ich denke Bruno ist bestimmt ein guter Mann, um ein paar unvermeidbare Aufträge hier in Rom zu erledigen. Dieser Luganov aus dem ehemaligen Russland spielt aber in einer anderen Liga. Er ist ohnehin demnächst für ein paar Tage hier vor Ort im Vatikan. Vielleicht kann er das dann gleich mit erledigen.«*

Die versammelten Abteilungsleiter bekommen weiche Knie. Gott sei dank sitzen sie fest auf ihren, mit edlem Damast bespannten, Antikstühlen. Jeder von ihnen weiß, dass Scarelli über Leichen geht, wenn es der Durchsetzung seiner persönlichen Interessen dienlich ist. Dass er jetzt aber schon Profikiller aus dem Ausland einfliegen lässt, ist selbst für diese hartgesottenen Karrieristen im Dienste des Herrn zu viel.

Bank Run

Eine Woche lang waren die Börsen auf der ganzen Welt geschlossen geblieben. Auf allen Fernsehkanälen gab es nur noch ein Thema: Die aktuelle Finanzkrise. Wann immer Jan Eckert den Fernseher einschaltete, wurde gerade irgend jemand zu seiner Einschätzung der aktuellen Lage interviewt. Dabei kristallisierten sich drei verschiedene Muster in der Berichterstattung heraus:

- Muster 1: Hochrangige Regierungsvertreter versicherten mit dem Brustton der Überzeugung, dass für die Bürgerinnen und Bürger überhaupt kein Grund zur Sorge bestehe. Die Einlagen der Bürgerinnen und Bürger seien sicher, jedenfalls im Rahmen der gesetzlich garantierten Höchstsummen, die aber vom Gesetzgeber so hoch festgelegt worden seien, dass nur die Reichen mit realen Kapitalverlusten zu rechnen hätten. Die Staaten der Europäischen Union und die Europäische Zentralbank würden mit vereinten Kräften alle Maßnahmen in die Wege leiten, die für die erfolgreiche Bewältigung dieser Krise erforderlich wären. Natürlich wären jetzt auch alle Bürgerinnen und Bürger in der Pflicht, ihren Beitrag zur Stabilisierung dieser, zugegebenermaßen schwierigen, Situation zu leisten, indem sie mit Besonnenheit und Vertrauen in die laufenden Maßnahmen zur Deeskalation der Lage beitragen würden.
- Muster 2: Experten unterschiedlichster Couleur und Provenienz analysierten die Hintergründe und Ursachen der aktuellen Situation. Interessanterweise waren sich alle Experten weitgehend darüber einig, dass die Geschehnisse der letzten Wochen vorhersehbar und durch eine verfehlte Geldpolitik in vergangenen Jahren verursacht waren. Keine Einigkeit herrscht allerdings darüber, welche Maßnahmen denn jetzt konkret zu ergreifen wären, um die Situation erfolgreich entschärfen zu können. Bei der Frage nach einem konkreten Rat, was der betroffene Bürger denn jetzt am besten tun sollte, wich die Antwort selten von den Ratschlägen aus Muster 1 ab. Die paar wenigen Experten, die den Mut dazu hatten, sich mit alternativen Vorschlägen ein wenig von der Mainstream-Meinung abzuheben, wurden sofort aus den Kanälen des öffentlich-rechtlichen Fernsehens verbannt.
- Muster 3: Es kam die große Stunde der Weltuntergangspropheten. Endlich konnten sich all jene Experten vor großem Auditorium zu Wort melden, die schon seit Jahren vor der Unausweichlichkeit dieses Crashs gewarnt hatten. Begriffe wie Fiat-Money,

Geldschöpfung aus dem Nichts, Schwundgeld, Golddeckung und Josefspfennig erreichten über die privaten Fernsehsender erstmals die Wohnzimmer der breiten Bevölkerung. Der Zugang zu den öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten blieb vielen dieser schillernden Persönlichkeiten zwar weiterhin verwehrt, dennoch konnten sie über das Privatfernsehen endlich Millionen von Menschen erreichen, was ihnen mit ihren YouTube-Kanälen und Internetseiten bisher nie gelungen war.

Jan unterhält sich am Abend mit Patrick, seinem Mitbewohner und BWL-Studenten im achten Semester, über die Ereignisse des heutigen Tages.

»Hast Du die Menschenschlangen vor den Banken gesehen?«, fragt Jan.

»Ja klar, vor allen Filialen, die heute geöffnet waren, standen sich die Leute die Beine in den Bauch!«

»Unser Prof hat heute in der Vorlesung gemeint, wenn die Leute erst das Vertrauen in unser Geldsystem verlieren, werden die Banken reihenweise den Bach runtergehen!«

»Ja, das glaube ich auch. Bei uns hat heute auch einer der Profs das eigentliche Vorlesungsthema ausfallen lassen und hat mit uns über die aktuelle Situation an den Finanzmärkten diskutiert. Weißt du was der glaubt?«

»Nein, erzähl schon!«

»Er sieht eine gewaltige Blase kurz vor dem Platzen, und zwar den Handel mit Derivaten.«

»Oh je, das hab ich noch nie richtig kapiert. Ich glaube, dass wir das erst in den kommenden Semestern auf dem Lehrplan haben«, stöhnt Jan.

»Na ja, im Prinzip ist das ganz einfach zu verstehen. Da wird auf irgendetwas gewettet. Im Grunde ganz egal auf was. Den zukünftigen Preis von Weizen, Erdöl, Aktien, Kokosnüssen, wirklich scheißegal um was. Der Prof hat jedenfalls gemeint,

dass in den letzten Jahrzehnten Unmengen von Kapital in solche Derivatgeschäfte geflossen sind, die sich alle gegenseitig am Leben halten. Das heißt A wettet auf einen steigenden Preis, B auf einen fallenden Preis. Wenn A recht hat, bekommt er Geld von B und umgekehrt genau so. Der Witz für die Banken ist dabei, dass sie nur darauf achten müssen, das Risiko immer schön gleichmäßig auf die wettenden Parteien zu verteilen. Dann verdienen sie an der Provision und gehen selbst kein Risiko ein.«

»Klingt doch ganz plausibel«, meint Jan.

»Ja schon«, fährt Patrick fort. »Das Problem liegt einfach in der unvorstellbar großen Menge von virtuellem Geld, die sich da in den Jahren angesammelt hat. Du erinnerst dich doch an die Rettungsmaßnahmen der diversen Staaten, in früheren Finanzkrisen. Da wurden Unmengen neuen Geldes geschaffen, nur um die systemrelevanten Banken vor dem Zusammenbruch zu retten.«

»Ich dachte, es wäre auch darum gegangen den Inflationswert und die Zinsen auf ein höheres Niveau zu heben, um die Leute zum Konsumieren anzuregen und die Wirtschaft anzukurbeln.«

»Ja, das hat aber nicht funktioniert. Das ganze neue Geld ist wie vom einem Schwamm in das ohnehin schon aufgeblähte Derivatesystem gesogen worden und hat die darin gefangene virtuelle Geldmenge noch weiter aufgebläht. Unser Prof sagt, dass das Volumen der weltweit gehandelten Derivate, das Bruttosozialprodukt der gesamten Weltwirtschaft um ein vielfaches übersteigt. Das heißt aber auch, dass das viele Geld, das in diesen Derivaten steckt, nur in den Köpfen der Anleger existiert. Wenn die Anleger jetzt Zweifel an der Funktionstüchtigkeit dieses Systems bekommen und ihr Vertrauen in diese Anlageform verlieren, werden sie versuchen ihr Geld daraus abzuziehen. Das kann aber nicht funktionieren, weil ja, wie gesagt, gar kein echtes Geld in dem System vorhanden ist.«

»Klingt ein bisschen so, wie im Märchen vom Kaiser, der keine Kleider anhat«, schmunzelt Jan mit einer Portion Galgenhumor.

> *»Ja genau, nur dass die Folgen natürlich erheblich sind. Wenn diese Blase platzt, bedeutet das, dass sich das ganze vermeintliche Kapital in Luft auflöst. Da geht es nicht um irgendwelche Kleinanleger, die ihren Notgroschen verlieren. Hier geht es um sämtliche Lebensversicherungen, die ihren Kunden beim Ablauf des Vertrages nichts auszahlen können. Oder um Staaten, die kein Geld mehr haben, um ihre Beamten zu entlohnen.«*

> *»Dann haben wir zwei ja nichts zu befürchten. Ich habe nichts angelegt, was ich verlieren könnte. Mein Konto ist meistens im Minus!« Jan versucht krampfhaft irgendetwas Positives an dem ganzen Schlamassel zu entdecken.*

> *»Im Grunde hast du recht. Aber wir zwei leben ja nicht allein auf einer Insel. Auf der Welt ist mittlerweile alles eng miteinander verzahnt, wie in einem riesigen Getriebe. Wenn da jetzt einer eine Schaufel Sand oder Steinchen rein schmeißt, blockiert das ganze Ding und kommt zum Stehen. Das war das düstere Zukunftsszenario, welches mein Prof heute an die Wand gemalt hat: Wenn diese Derivatenblase jetzt platzt, sind die Folgen so gravierend, dass es zu einem gewaltigen Crash unseres bisherigen Finanz- und Wirtschaftssystems kommt. Mit Folgen, die auch er sich nicht ausmalen will.«*

Social Engineering

Als David am Abend zurück in seine Wohnung kommt, führt ihn sein erster Weg an den Computer.

»Sorry, no valid password found!« verkündet das Hackerprogramm, das mittlerweile am Ende seiner Bemühungen angekommen ist.

> *»So ein Mist. Der gute Klaus macht es mir auch nach seinem Tod nicht leicht!«*

David überlegt, ob er es hier gut sein lassen soll. Er hat aber Blut geleckt und wenn er sich einmal in eine Aufgabe verbissen hat, gibt er nicht so schnell wieder auf.

Klaus hat offenbar, wie eigentlich auch nicht anders zu erwarten, ein sicheres Passwort gewählt. Auf einmal geht David ein Licht auf: Natürlich! Klaus hat sich doch immer lustig gemacht über die Idioten, die den Namen der Freundin, ein Geburtsdatum oder sonst so unsicheres Zeug als Passwort verwenden! Und bei der Gelegenheit hatte er David einmal eine passwortgeschützte Stundenabrechnung zukommen lassen. Auf die Festlegung seines Passwortes war damals ziemlich stolz, weil er es für absolut unknackbar hielt: »Weser-Erfurt-Elbe«

David musste sich damals einen quälend langen Monolog über die Entstehung dieses Passwortes anhören. Es hatte irgendwas mit Städten auf Wasserscheiden zu tun, die es normalerweise kaum gab, in seltenen Fällen aber eben doch. Die ehemalige thüringische Landeshauptstadt Erfurt war offenbar so ein Fall. Die Domänengrenze zwischen den Flusssystemen von Weser und Elbe verläuft hier mitten durch das ehemalige Stadtgebiet. Was ironischerweise dazu geführt hat, dass Erfurt heute eine geteilte Stadt ist! Das Stadtzentrum gehört zur Elb-Domäne, die westlichen Vororte dagegen zur Weser-Domäne. Glücklicherweise handelt es sich hier um befreundete und miteinander kooperierende Hauptdomänen, so dass sich die daraus resultierenden Nachteile wie Grenzkontrollen und unterschiedliche Währungen und Gesetze, verglichen mit anderen Domänenübergängen, noch im erträglichen Rahmen halten.

Klaus war damals jedoch felsenfest davon überzeugt, dass die Kombination dieser drei Worte und der zwei Sonderzeichen jeder Brute-Force und Wörterbuchattacke standhalten würde, zumal Erfurt ja weder an der Elbe, noch an der Weser, sondern an deren Zuflüssen Gera und Nesse liegt.

»Na, wenn er sich da mal nicht getäuscht hat!«

David versucht die Textdatei zu öffnen und gibt als Passwort »Weser-Erfurt-Elbe« ein.

»Passwort ist ungültig!«

»Mist! Wäre ja auch zu schön gewesen, wenn Klaus dasselbe Passwort mehrfach verwendet hätte!« David geht zu seinem Wandregal und nimmt seinen alten Schulatlas heraus. Als er das dicke und schwere Buch in seinen Händen hält, überkommen ihn geradezu sentimentale Gefühle. Das waren noch Zeiten, als man noch echte Bücher aus Papier gelesen hat. Außer dem Atlas besitzt David noch genau zwölf andere Bücher. Nicht einmal einen einzigen Regalboden kann er damit füllen! Dagegen enthält sein aktueller eBook-Reader schätzungsweise fünfzigtausend lokal abgespeicherte Bücher. Und ganz zu schweigen von seinem Medienvertrag, mit dem er online jederzeit auf alle jemals veröffentlichten Bücher und Zeitungen der Menschheitsgeschichte zugreifen kann.

Behutsam legt er den alten Atlas auf den Tisch und schlägt die Europakarte auf. Er kann sich noch gut daran erinnern, wie er damals im Erdkundeunterricht bei Frau Schmidt die Domänengrenzen hier hineinmalen musste. Die Linien sind bereits etwas ausgebleicht, aber noch immer zu erkennen. Tatsächlich: Entlang der Wasserscheiden sind kaum größere Orte zu finden. Was ja im Grunde auch nicht verwunderlich ist. Die Menschen haben sich seit jeher bevorzugt an Flüssen angesiedelt. Dort hatte man Wasser zum Trinken und Waschen und als die Handelsbeziehungen wichtiger wurden, waren die Flüsse bevorzugte Transportwege; lange bevor es Straßen gab. Auf den Bergen gab es dagegen nur Wind und eine schöne Aussicht.

David ist sich sicher, dass die Lösung für das gesuchte Passwort irgendwo auf dieser Karte zu finden sein muss. Bloß wo?

Nachdem er eine Weile gegrübelt hat, kommt ihm eine Idee: Während seines Studiums hatte er mal eine Semesterarbeit über die computergestützte Erfassung von Flussläufen in Europa geschrieben. Damals hatte er eine umfangreiche geodätische Datenbank zur Verfügung, die er sich unerlaubterweise kopiert hatte und die heute noch irgendwo in den Tiefen seiner Festplatte existieren muss. Nach wenigen Minuten intensiver Suche wird er tatsächlich fündig. Er studiert den Aufbau der

Datensätze und nach und nach reift in seinem Gehirn ein Lösungsansatz heran. Ja, so müsste es gehen:

> *»Ich schreibe ein Computerprogramm, das aus den Datensätzen alle bekannten Orte und Berge extrahiert, die auf einer der europäischen Wasserscheiden liegen. Für jeden dieser Koordinatenpunkte berechne ich ebenfalls mit der Datenbank die beidseitigen entwässernden Flusssysteme. Die dabei gefundenen Ergebnisse schreibe ich als Fluß-Ort-Fluss Tripel in eine Textdatei und verwende diese als neues Wörterbuch im Brute-Force-Cracker.«*

David ordert eine Pizza bei seinem Lieblingsitaliener. Während er auf die Lieferung wartet, macht er sich eine Kanne Tee und geht in Gedanken nochmal die Struktur der zu schreibenden Software durch. Das wird nicht trivial, ist aber machbar. Während er ein paar Klassendiagramme für die Software-Architektur auf seinen Schmierblock kritzelt, klingelt schon der Pizzabote an der Tür.

Mit Pizza, Tee und jeder Menge Adrenalin im Blut macht sich David an die Arbeit. Es wird eine lange Nacht werden.

Brückenheilige

Gianna recherchiert gerade für eine neue Reportage im Internet, da klingelt es an der Tür. Als sie öffnet, steht Salvatore vor ihr und hält ihr die neueste Ausgabe der La Città vor die Nase.

> *»Ciao Salvatore, steht unsere Geschichte denn schon da drin?«*

> *»Psst, sei ruhig! Kann ich reinkommen?«*

> *»Ja klar, komm rein! Was gibt‘s denn Geheimnisvolles?«*

Gianna schließt die Wohnungstür und führt Salvatore in das Wohnzimmer der WG.

> *»Nun sag schon! Berichten sie über den Bestechungsskandal? Haben sie die Überweisungsbelege abgedruckt?«*

»Nein, bisher haben sie kein einziges Wort darüber verloren. Ich habe sämtliche bisher erschienenen Ausgaben genau verfolgt. Nichts! Dafür steht heute dieser Artikel drin.«

Salvatore legt die Zeitung auf den Wohnzimmertisch und blättert auf die dritte Seite. In großen Lettern steht da:

HOMOTRAGÖDIE IM VATIKAN
Unter der Ponte Guiseppe Mazzini wurden gestern die Leichen zweier Priester aufgefunden. Die leblosen Körper hingen an zwei Stricken, die unter der Brücke angebracht worden waren. Wie der Vatikan bestätigte, handelt es sich bei den Toten um Bürger des Vatikanstaates. Die Umstände deuten darauf hin, dass sie freiwillig aus dem Leben geschieden sind. Der Pressesprecher des Vatikan erklärte, dass ein Abschiedsbrief gefunden wurde. In diesem hätten die beiden Priester erklärt, dass sie seit geraumer Zeit eine homosexuelle Beziehung miteinander hätten, welche sie nicht länger vor Gott und ihrem Gewissen verantworten wollten. Der Papst hat Gott um Gnade für die verlorenen Seelen gebeten und bittet alle Gläubigen in Rom es ihm gleich zu tun.

Unter dem Artikel prangt ein großes Foto, auf dem man in Nahaufnahme die leblosen Männer in ihren Priestergewändern baumeln sieht. Gianna sieht sich die Fotografie näher an. Dann wird sie kreidebleich.

»Oh mein Gott! Der linke da ist der Mann, mit dem ich im Beichtstuhl geredet habe!«

»Bist du sicher?«

»Ja, ganz sicher! Das markante Gesicht, die dunklen Locken. Das ist er!«

»Glaubst du die Geschichte mit dem Selbstmord?«

»Nie und nimmer! Der hat doch Kopf und Kragen für mehr Gerechtigkeit in der Welt riskiert. Da bringt man sich doch nicht ein paar Tage später um, weil man plötzlich moralische Bedenken über seine sexuelle Orientierung hat. Die haben den umgebracht, da bin ich mir sicher! Außerdem glaube ich nicht, dass er schwul war!«

»Woher willst du das wissen?«, fragt Salvatore neugierig.

»Als Frau merkt man so was eben«, antwortet Gianna schnippisch. Dann fragt sie mit nachdenklicher Stimme: »Glaubst du, dass er sterben musste, weil er uns die Unterlagen gegeben hat?«

»Das kann gut sein. Und dann ist der andere Priester wahrscheinlich derjenige aus der Vatikanbank, von dem er die Papiere zugespielt bekommen hat. Du hattest doch gesagt, dass es da noch eine weitere Person geben würde!«

»Ja, aber das wäre dann ja eine regelrechte Hinrichtung zweier Menschen wegen Geheimnisverrats. Traust du dem Vatikan so was zu?«, fragt Gianna zweifelnd?

»Dem Vatikan nicht, aber einzelnen Typen da drin durchaus. Es ist dort bestimmt wie überall auf der Welt: Es gibt gute und schlechte Menschen. Offenbar gibt es da drin ein paar ganz besonders skrupellose schlechte Menschen!«

»Aber wie sind die denn den beiden auf die Schliche gekommen?«

»Ich hab‘ keine Ahnung. Aber nachdem die Zeitung bisher nichts über den Skandal berichtet hat, glaube ich, dass es dort jemanden geben muss, der die Veröffentlichung unterbunden und stattdessen den Vatikan informiert hat!«

»Könnte es sein, dass dein Bekannter bei der Zeitung etwas damit zu tun hat?«

Salvatore schüttelt den Kopf.

»Guiseppe? Nein, das glaube ich nicht. Dem traue ich so was nicht zu. Ich werde aber nochmal mit ihm reden. Vielleicht hat er ja eine Idee, was da gelaufen ist.«

»Willst du ihn wieder in seinem Büro besuchen? Ich halte das für keine gute Idee!«

»Nein, du hast recht. Ich will mich da nicht schon wieder sehen lassen. Irgendwas an dem Laden ist faul. Ich habe eine bessere

Idee, wo ich mit ihm reden könnte. Er wohnt in der Nähe der Piazza Gian Lorenzo Bernini und spielt dort oft am Abend mit seinen Nachbarn im Park Boccia. Ich werde mal sehen, ob ich ihn dort erwische. Das ist dann auch nicht so weit wie bis zum Zeitungsgebäude. Da kann ich mit dem Fahrrad hinfahren.«

»Na, dann muss ich mir ja wenigstens keine Sorgen um meinen Motorroller machen!«, scherzt Gianna. »Wann meinst du denn, dass du ihn besuchst?«

»Ich will das so schnell wie möglich klären, am besten noch heute. Ich denke ich mache mich gleich auf den Weg zu ihm. Versprich mir, dass du auf dich aufpasst. Ich habe Guiseppe gegenüber zwar deinen Namen nicht erwähnt, aber man kann ja nie wissen! Mach die Tür nur auf, wenn du weißt wer davor steht!«

Gianna verspricht Salvatore niemandem die Tür zu öffnen, den sie nicht persönlich kennt. Gott sei Dank hat sie einen Türspion in der Wohnungstür. Von innen kann sie sehen wer draußen steht. Trotzdem beschleicht Gianna ein flaues Gefühl in der Magengegend. Der tote Priester kannte ihren Namen, ihre Emailaddresse und ihren Videoblog. Wenn er tatsächlich ermordet worden war, hätten seine Mörder alle diese Informationen gewaltsam aus ihm herausbekommen können.

Panik

Die Situation in Deutschland, Europa und vielen Staaten auf der ganzen Welt hatte sich in den vergangenen Wochen dramatisch zugespitzt. In Köln waren die Menschen in Massen auf die Straßen gegangen, um gegen die Schließung der Banken und den sich abzeichnenden Verlust ihrer Spareinlagen zu protestieren. Auch Jan war dem Aufruf des AStA[5] an seiner Hochschule gefolgt und zog mit Trillerpfeife und Spruchband bewaffnet durch die Straßen der Kölner Altstadt zum Heumarkt, wo eine große Kundgebung der Studentenorganisationen stattfand.

5 Asta: Allgemeiner Studentenausschuss - Das geschäftsführende und mit der Außenvertretung betraute Organ der Studentenschaft

Die Gerichte hatten angeordnet, dass die Banken wieder regelmäßig zu öffnen hatten. Allerdings war die Möglichkeit zur Abhebung von Bargeld pro Person stark limitiert worden, so dass sie gerade eben für die Besorgung von Nahrungsmitteln und Gütern des täglichen Bedarfs ausreichte.

Die Bundesregierung in Berlin hatte in aller Eile ein Notstandsgesetz durchgepeitscht, welches die Polizeibehörden mit umfangreichen Rechten ausstattete, um Plünderungen und Ausschreitungen zu verhindern.

Das öffentliche Leben stand still. Viele Arbeitnehmer wurden von ihrer Arbeit freigestellt und brauchten nicht an ihrem Arbeitsort zu erscheinen. Der gesamte Kölner Einzelhandel war, bis auf wenige Ausnahmen, wie Lebensmittelgeschäfte und Apotheken, zum Erliegen gekommen. Auch die Universitäten hatten bis auf weiteres ihren Lehrbetrieb eingestellt. Benzin und Diesel waren zwar an vielen Tankstellen noch zu bekommen, allerdings waren die Preise derart in die Höhe geschossen, dass sich kaum ein Autofahrer noch diesen Luxus leisten konnte. Der öffentliche Nahverkehr war dagegen intakt geblieben. Die Kölner Straßenbahnen und Busse verkehrten unregelmäßig. Der Andrang in den Fahrzeugen hielt sich aber in Grenzen, was hauptsächlich durch das Ausbleiben der Berufspendler verursacht war.

Jan Eckert hatte sich nach längerer Zeit mal wieder entschlossen seine Eltern zu besuchen. Mit der Regionalbahn erreicht er nach etwa einer halben Stunde den Bahnhof in der Kleinstadt westlich von Köln, wo seine Eltern und seine kleine Schwester Anna leben. Vom Bahnhof ist es noch mal eine halbe Stunde zu Fuß bis zu dem kleinen Neubaugebiet am Rande der Stadt.

> *»Schön, dass du mal wieder da bist!«, begrüßt ihn seine Mutter an der Tür. »Ist ja einiges passiert, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben.«*

Jan gibt seiner Mutter den üblichen Begrüßungskuss und bringt dann erstmal seine Sachen in sein altes Kinderzimmer im ersten Stock. Als er

wieder nach unten kommt und das Wohnzimmer betritt, bemerkt sein Vater erst, dass er da ist. Er schaltet den laufenden Fernseher aus und bittet Jan Platz zu nehmen. Dann geht er in den Keller und holt zwei Flaschen Bier. Nachdem er Flaschenöffner und Gläser organisiert hat, nimmt er gegenüber von seinem Sohn am Couchtisch Platz.

»Na Junge, wie geht‘s dir?«

»Danke, ging schon mal besser. Und dir?«

»Geht so. Seit zwei Wochen bin ich nun schon zum Nichtstun verdonnert. Mein Arbeitgeber hat mir mitgeteilt, dass er mich bis auf weiteres von der Arbeit freistellt.«

»Kriegst du wenigstens weiterhin dein Gehalt überwiesen?«

»Das stand in dem Brief so eindeutig gar nicht drin. Ist aber ja letztlich auch egal, weil ich an das Geld sowieso nicht ran komme. Die Sparkasse hier im Ort hat jetzt nur noch an zwei Tagen die Woche auf und das Geld, das wir dort holen können, reicht gerade für das Nötigste.«

»Ist bei uns in Köln ähnlich. Wieso haben sie ausgerechnet dich freigestellt?«

»Die haben alle im Konzern nach Hause geschickt, die sie für den Weiterbetrieb der Kraftwerke nicht unbedingt benötigen. Ein Sicherheitsbeauftragter an einem Verwaltungssitz ist da offenbar entbehrlich. Ich kann nur hoffen, dass sie da recht behalten. Im Grunde könnte ich mich an das Frührentner-Dasein ja gewöhnen. Ich fahre jetzt viel Fahrrad und treibe auch sonst viel Sport. Ich bin ja noch fit und hoffe, dass das noch eine Weile so bleibt. Aber die Unsicherheit, wie das alles weiter gehen soll, treibt mich noch in den Wahnsinn. An den Gedanken, dass wir unser Aktienvermögen abschreiben können, habe ich mich ja mittlerweile fast schon gewöhnt. Aber was passiert jetzt mit unserem Sparbuch? Die im Fernsehen versprechen uns, dass die Garantiesumme von hunderttausend Euro sicher sei. Aber was nützt uns das denn, wenn wir an das Geld nicht ran kommen?«

»Ja«, seufzt Jan, »den Aussagen der Politiker glaube ich auch nicht mehr. Die wollen in erster Linie die Bevölkerung beruhigen. In Köln vergeht kein Tag, wo nicht irgendeine Großdemonstration stattfindet. Die Polizei geht mit Wasserwerfern und Gummigeschossen gegen friedliche Demonstranten vor. In den offizielle Medien wird aber kaum darüber berichtet. Nur im Internet kursieren Videos über das, was da so abgeht.«

Aus der Küche kommt derweil ein lauter Ruf von Jans Mutter:

»Jan, Peter, Essen ist fertig! Kommt ihr bitte?«

Das lassen sich die Herren der Schöpfung nicht zweimal sagen. Sie nehmen ihre Biergläser mit in die Küche an den gedeckten Tisch. Elvira Eckert hat noch einmal alles aufgefahren, was die Tiefkühltruhe hergegeben hat. Leider ist diese nun fast leer und Elvira Eckert bekommt Bauchschmerzen bei dem Gedanken daran, wie sie in Zukunft ihre Familie verpflegen soll. Die Regale im Supermarkt waren in den letzten Tagen immer leerer geworden.

Sackpfeife

In Wien graut bereits der Morgen, als David die letzten Zeilen Code auf der Computertastatur eintippt. Das Schreiben der Software hat doch länger gedauert, als ursprünglich angenommen. Jetzt aber kommt die Stunde der Wahrheit. David startet das Programm und starrt gespannt auf die Größe der erzeugten Ergebnisdatei.

10 kB, 20 kB, 30 kB, 40 kB, 50 kB, …

Im Sekundenrhythmus wächst das Wörterbuch auf der Festplatte. Zum ersten Mal seit Stunden fühlt David, wie die Anspannung in ihm etwas nachlässt. Er nutzt die Zeit um zur Toilette zu gehen und einen Kaffee zu machen. Als er zum Computer zurückkommt, ist das Programm fertig. Auf der Festplatte liegt eine frisch generierte Textdatei, die aus circa 370.000 kurzen »Fluß-Ort-Fluß« Zeilen besteht. Die Flussnamen wiederholen sich ständig und die meisten davon sind David auch wohl bekannt. Von Tejo und Guadalquivir im Westen bis zu Don und Wolga im Osten. Sie

entsprechen den Hauptdomänen, die David seinerzeit im Erdkundeunterricht auswendig lernen musste. Die allermeisten der aufgeführten Ortsnamen sind ihm hingegen völlig unbekannt.

Jetzt gilt‘s: David startet den Brute-Force-Cracker und aktiviert anstatt der integrierten Wörterbücher die von ihm erzeugte Textdatei. Der Fortschrittsbalken wirkt nun wesentlich lebhafter, als beim ersten Versuch. Keine fünf Minuten dauert es, dann verkündet ein grünes Dialogfenster auf dem Bildschirm:

> *»File successfully decrypted! The password is Rhein-Sackpfeife-Weser«*

David starrt fassungslos auf den Computermonitor.

> *»Wie bitte? Sackpfeife? Was soll das denn sein?«*

Doch tatsächlich! Eine kurze Recherche bestätigt ihm: Die Sackpfeife ist ein 673 Meter hoher Berg im Rothaargebirge. Die Quellen an der Nordseite des Berges fließen über die Eder und die Fulda in die Weser. Die Quellen an der Südseite gelangen dagegen über die Lahn in den Rhein. »Rhein-Sackpfeife-Weser« folgt genau demselben Prinzip wie »Weser-Erfurt-Elbe«. Ein klassisches Klaus-Baumann-Passwort.

David versucht sich vorzustellen, was Klaus wohl gedacht haben mag, als er diesen Berg auf der Landkarte entdeckt hatte. Wahrscheinlich hat er sich vor Lachen in die Hose gemacht und nie im Leben daran geglaubt, dass jemand so ein bescheuertes Passwort herausfinden könnte. Na ja, irgendwie hat er ja auch Recht behalten: Solange er gelebt hat, hat‘s niemand herausgefunden.

David atmet tief durch. Jetzt hat sich der Aufwand letztendlich doch gelohnt. Er überfliegt schnell die entschlüsselte Datei: Jede Menge Datensätze zu irgendwelchen Konten und Geldtransaktionen. Dafür hat er aber momentan wirklich keinen Nerv mehr. Stattdessen verschlüsselt er die Datei mit einem neuen Passwort:

> *»KB,da$,sdRuWzW«*

Eigentlich doch ganz leicht zu merken:

> *»Klaus Baumann, die alte Sackpfeife, schwimmt durch Rhein und Weser zur Wasserscheide.«*

Dann schaltet er den Computer aus und schaut auf die Uhr. Kurz nach sechs. Und um 10 Uhr hat ihm Thomas Prenninger schon wieder ein Projektmeeting im Millennium Tower reingedrückt. David stellt den Wecker seines Smartphones auf halb zehn, zieht Hemd und Hose aus und legt sich ins Bett. Nach zwei Minuten ist er eingeschlafen.

Spion

Salvatore ist gerade einmal eine halbe Stunde weg, da klingelt es wieder an der Tür. Giannas Herz beginnt zu rasen. Wer kann das jetzt sein? Marco und Maria kommen normalerweise erst in einer Stunde nach Hause und haben außerdem einen eigenen Schlüssel. Auf Zehenspitzen schleicht sie zur Wohnungstür und schaut durch den Türspion. Sie sieht einen groß gewachsenen Mann, den sie noch nie zuvor gesehen hat. Wer kann das sein? Gianna tritt einen Schritt zurück und hält die Luft an, um nur ja keinen Laut von sich zu geben. Die Glocke an der Tür schellt ein zweites Mal. Gianna geht mit ihrem rechten Auge ganz nah an den Türspion und beobachtet den Mann erneut. Dann geht alles ganz schnell: Gianna sieht noch wie der Fremde sein rechtes Bein anwinkelt und zum Tritt gegen die Tür ausholt. Dann gehen für sie die Lichter aus.

Nach einigen Minuten kommt sie langsam wieder zu sich.

> *»So mein Täubchen, jetzt wirst du dem Onkel Bruno mal schön erzählen was du weißt!«*

Gianna weiß gar nichts. Weder wo sie ist, noch was hier überhaupt los ist. Ihr Kopf schmerzt, wie wenn er jeden Moment zerspringen würde. Sie liegt mit dem Rücken auf dem harten Fußboden und spürt den Druck ihrer Hände unter ihrer Wirbelsäule. Beim Versuch die Hände hinter dem Rücken hervor zu holen, bemerkt sie, dass ihre Handgelenke gefesselt sind. Ihr Blick ist zur Zimmerdecke gerichtet. Die Deckenlampe kommt

ihr vertraut vor: Sie befindet sich offenbar in ihrem Zimmer in der WG. Als sie ihren Blick etwas nach vorne senkt, sieht sie direkt in die furchteinflößenden Augen eines großen fremden Mannes, der rittlings auf ihrem Becken sitzt und ihr mit seiner rechten Hand etwas kaltes gegen den Hals drückt.

»Wenn du einen Mucks machst, schneid ich dir die Kehle durch! Hast du mich verstanden?«

Gianna versucht zu nicken, hat dabei aber das Gefühl, dass ihr gleich der Kopf explodiert.

»Was wollen Sie von mir? Wer sind Sie?«, flüstert sie völlig verängstigt.

»Die Fragen stelle ich! Merk dir das! Also, was hast du mit den Unterlagen gemacht, die der Priester dir gegeben hat?«

»Die hab ich nicht mehr!«

Gianna spürt wie der Druck der Messerklinge von ihrem Hals verschwindet. Dafür platzt ihr beinahe der Schädel, als ihr der Mann mit seiner linken Hand eine schallende Ohrfeige verpasst.

»Ich hab‘ dich nicht gefragt, ob du die Unterlagen noch hast, sondern was du damit gemacht hast! Hör gefälligst zu, wenn ich dich was frage!«

Gianna fängt an zu heulen. Kopfschmerzen genug hat sie dafür allemal. In Wirklichkeit versucht sie aber fieberhaft Zeit zu gewinnen, um sich eine halbwegs plausible Geschichte ausdenken zu können.

»Ich wollte damit nichts zu tun haben und hab sie anonym an die Zeitung geschickt!«

Eigentlich hätte sie jetzt eine weitere Ohrfeige erwartet, diese bleibt aber aus. Offenbar weiß dieser Schläger gar nicht so viel, wie er vorgibt.

»An welche Zeitung?«

»An die La Città.«

»Hast du Kopien von den Papieren gemacht?«

»Nein, ich habe sie so verschickt, wie ich sie bekommen habe.«

»Hast du irgend jemanden von den Papieren erzählt?«

Gianna denkt fieberhaft nach, ob sie ihm von Salvatore erzählen sollte. Falls Salvatores Freund der Verräter sein sollte, würde der Fremde bestimmt wissen, dass es da noch einen Mitwisser gibt. Andererseits hätte er dann wohl anders auf die Lüge mit dem anonymen Versenden reagiert. Gianna beschließt, Salvatore da nicht auch noch mit rein zu ziehen.

»Nein, nein! Ich hab doch so große Angst gehabt, dass ich Schwierigkeiten bekomme. Deshalb habe ich die Papiere in einen Umschlag gesteckt und direkt an die Zeitung geschickt!«

»Warum hast du sie nicht weggeworfen?«

»Der Priester hat mir gesagt, dass es wichtig ist, dass diese Papiere an die Öffentlichkeit gelangen. Er hat aber auch gesagt, dass nichts dabei wäre und es für einen guten Zweck ist. Ich habe ihm das geglaubt und hätte nie gedacht, dass ich damit etwas Falsches mache.«

Gianna hofft, dass sie beim Lügen nicht rot wird. So wie sich ihr Kopf aber gerade anfühlt, spielt das wohl auch keine große Rolle mehr. Ein wenig schämt sie sich gegenüber dem toten Priester, so sehr die Wahrheit zu verdrehen. Aber der wird es ihr wohl nicht mehr übelnehmen.

Das Monster über ihr scheint nachzudenken und fragt dann unvermittelt:

»Wo ist dein Computer?«

»Der steht da vorne auf dem Schreibtisch.«

»Rühr dich nicht vom Fleck und halt bloß die Klappe!«

Der Mann erhebt sich langsam, geht zum Schreibtisch und schaut sich verächtlich ihr Notebook an. Nachdem sie vom Gewicht dieses Elefanten befreit wurde, kann Gianna zum ersten Mal wieder tief Luft holen.

Vorsichtig versucht sie ihren Kopf zu drehen, um besser beobachten zu können, was der Fremde da an ihren Sachen macht. Momentan scheint er sich einen groben Überblick über ihr Zimmer verschaffen zu wollen. Dann fängt er plötzlich an Giannas Schreibtisch, ihre Kommode und ihren Kleiderschrank zu durchwühlen. Sämtliche Gegenstände, die nicht niet- und nagelfest sind, reißt er wahllos heraus und verwandelt in wenigen Augenblicken Giannas wohlgeordnetes Zimmer in ein Trümmerfeld. Offenbar sucht er etwas Bestimmtes, denn bei manchen Ordnern und Papierstapeln sieht er etwas genauer hin, bevor er sein zerstörerisches Werk fortsetzt.

Nachdem er alles durchsucht hat, kratzt er sich kurz am Kopf und wendet sich dann wieder Gianna zu. Mit der rechten Hand greift er ins Innere seiner Lederjacke und zieht eine schwarze Pistole hervor, die er langsam zwischen Giannas Augen richtet. Eine gefühlte Ewigkeit bleibt er so stehen, dann sagt er mit drohender Stimme:

> *»Jetzt hör mir mal gut zu, junges Fräulein: Wenn diese Papiere jemals wieder auftauchen sollten, dann ist das dein sicherer Tod. Und denk immer dran: Ich kenne auch deine Eltern und deine Freunde!«*

Dann steckt er die Pistole wieder zurück in sein Schulterholster. Aus seiner Jackentasche holt er ein dickes Stück Klebeband und klebt es Gianna von Ohr zu Ohr über den Mund. Als er sich vergewissert hat, dass sein Opfer nicht schreien kann, geht er zum Schreibtisch, stöpselt Giannas Notebook vom Netzteil ab, und klappt ihn zu.

> *»Den nehm‘ ich mit! Und du bleibst die nächsten 30 Minuten ruhig hier liegen, sonst komm‘ ich zurück!«*

Dann nimmt er Giannas Notebook und verläßt wortlos die Wohnung.

Hyperinflation

Es ist Winter in Deutschland. Es ist Winter in Europa. Es ist Winter auf der ganzen Welt – nicht nur auf der nördlichen Erdhalbkugel. Der Schatten einer in der Menschheitsgeschichte noch nie da gewesenen

Wirtschaftskrise verdunkelt die Welt bis in ihren letzten Winkel. Nichts ist mehr wie es einmal war. Niemand weiß, was wird. Ist das die Apokalypse? Das Ende der Welt? Gibt es irgendwo noch ein Fünkchen Hoffnung? Was lehrt uns die Geschichte? Gab es jemals eine vergleichbare Situation? Zivilisationen und Völker entstanden, prosperierten und verschwanden schon unzählige Male. Des einen Freud, des anderen Leid. Aber was bedeutet absolutes Chaos im Zeitalter der Globalisierung? Gibt es nur Verlierer? Wer trägt die Schuld, die Verantwortung? Wer kennt den Weg? Wer hat die Weisheit? Wahre Weisheit! Früher einmal war alles gut! Wie kommen wir dahin zurück, wo wir einmal waren? Was ist Heimat? Wo wir leben oder wie wir lebten?

In Köln liegt Schnee. Jan Eckert hat den ganzen Vormittag schlangestehend an der Lebensmittelausgabe verbracht. Obwohl er sich mehrschichtig dick angezogen hat, ist er völlig durchgefroren. Als er versucht den Wohnungsschlüssel aus der Seitentasche seiner Outdoorjacke zu holen, fällt er ihm auf den Boden. Seine Finger sind klamm und ohne jedes Gefühl. Erst beim dritten Versuch schafft er es den Schlüssel im Türschloss so herumzudrehen, dass die Wohnungstür aufgeht.

In der Wohnung ist es warm. Relativ warm. Das Zimmerthermometer in der Küche zeigt 8° Celsius. Jan stellt die Jutetüte mit dem Brot und der Butter auf dem Küchentisch ab und geht in sein Zimmer. Auf dem Bett liegt sein Daunenschlafsack. Das gute Stück hatte ihn schon auf unzähligen Campingreisen begleitet. Jetzt ist es sein wichtigstes Instrument im Kampf gegen die eisige Kälte geworden. Nach einer halben Stunde warmschlottern fühlt er, wie seine Lebensgeister langsam wieder zurückkehren.

Als er später dick vermummt in die Küche geht, sitzen Patrick und Georgios am Küchentisch und kauen wortlos auf ihren Butterbroten herum. Jan schneidet sich ebenfalls eine dicke Scheibe Brot ab und beschmiert sie dünn mit der mitgebrachten Butter.

> *»Mehr hat es heute nicht gegeben?«, fragt Patrick mit ausdruckslosem Gesicht.*

»Nein, aber morgen soll es vielleicht Eier geben.«

Dann verstummt das Gespräch auch schon wieder. Nachdem jeder der drei Männer in unendlicher Langsamkeit seine Brotscheibe verzehrt hat, ist es diesmal Georgios, der die unheimliche Stille unterbricht:

»Ich werde wieder nach Griechenland zurückgehen. Ich halte das hier nicht mehr aus!«

»Wie stellst du dir das vor?«, fragt Patrick. Willst du in einen Flieger steigen und zurückfliegen? Alle Flughäfen sind dicht. Seit Monaten ist jeglicher internationaler Fernverkehr eingestellt. Züge verkehren nur sporadisch und nur innerhalb Deutschlands. Selbst die Fernbusse können wegen akutem Spritmangel nicht mehr fahren.«

»Ich weiß. Aber wenn ich hier bleibe sterbe ich. Ich habe hier keine Arbeit, kein Einkommen und nichts Vernünftiges zu Essen. Die Leute auf der Straße beschimpfen mich und sagen ich soll dahin verschwinden, wo ich hergekommen bin. Heute morgen, als Jan sich mit unseren Lebensmittelmarken angestellt hat, war der Vermieter da. Er hat gesagt, wenn wir nicht endlich unsere Miete bezahlen, schmeißt er uns raus.«

Jan versucht ihn zu beruhigen: »Ach komm, das kann der doch gar nicht. Die neuen Notstandsgesetze verbieten den Rauswurf von zahlungsunfähigen Mietern. Es hat doch eh niemand Geld, um Miete zu zahlen. Was würde er denn mit der leeren Wohnung machen? Neue solvente Mieter suchen? Dass ich nicht lache!«

»Er hat gesagt, dass er seine Familie ernähren muss und auf die Mieteinnahmen angewiesen ist. Seine Kinder hungern angeblich.«

»Und wir? Leben im Luxus oder was?«, mischt sich Patrick wieder ein. »Frag ihn doch mal, wann die Heizung wieder geht! Für eine Mietwohnung ohne Heizung kann man doch keine Miete verlangen!«

»Er hat gesagt, dass er nichts dafür könne, dass der Gasversorger kein Erdgas liefert und die Stromversorgung nur noch zeitweise funktioniert.«

Die Heizungsanlage des Mietshauses wurde schon vor etwa einem Monat stillgelegt. Nachdem fast kein Land der Welt den US-Dollar und den Euro als mehr Zahlungsmittel akzeptierte, wurden alle internationalen Handelsbeziehungen schlagartig auf Eis gelegt. Niemand liefert mehr Ressourcen oder Dienstleistungen im Austausch gegen die ehemaligen Leitwährungen. Die Öl- und Gaslieferungen aus Russland wurden über Nacht eingestellt. Die deutschen Gasspeicher konnten noch eine Weile das notwendige Brennmaterial für die Heizungsanlagen liefern. Dann war der Ofen aus.

Ein paar ganz schlaue Zeitgenossen meinten durch den Wechsel des Gasanbieters wieder an Gas zu kommen. Dieser Zahn wurde ihnen aber schnell gezogen und sie mussten einsehen, dass es trotz vieler Gasanbieter nur ein einziges Gasnetz gab. Und das war jetzt ohne Gas.

Jan denkt laut nach: »Wenn wir den Russen ihr Gas nicht mehr in Euro oder Dollar abkaufen können, dann müssen wir ihnen eben irgend einen anderen Gegenwert bieten. Die sind doch selber daran interessiert, ihre Bodenschätze gewinnbringend zu verhökern!«

Patrick antwortet: »Das wird bestimmt auch passieren, aber nicht so schnell wie du denkst. Was glaubst du, wie lange da verhandelt und Wodka getrunken werden muss, bis beide Seiten davon überzeugt sind, nicht über den Tisch gezogen zu werden. Was willst du denn eintauschen? Deutsche Autos? Das sind Luxusartikel und die braucht momentan kein Mensch! Lebensmittel? Du siehst ja, was wir momentan selber zum Essen haben! Handelsbeziehungen sind sehr komplexe Konstrukte. Das kannst du dir vorstellen, wie das Mobile[6] in unserem Flur. Durch den Wegfall der bisherigen Handelswährungen wurden jetzt die Schnüre durchgeschnitten und die Teile liegen auf dem Fußboden. Versuch mal das schnell wieder zu reparieren, ohne Schnüre!«

---

6 Frei hängendes, ausbalanciertes, leichtes Gebilde, das von einem schwachem Luftzug bewegt wird.

»Aber es gibt doch nach wie vor den Euro als offizielles Zahlungsmittel!«

»Ja, aber er verliert jeden Tag massiv an Wert. Ist ja schon krass: Jahrelang hat die Europäische Zentralbank krampfhaft versucht die Inflation anzuheben, um den Konsum zu stärken und die Wirtschaft anzukurbeln. War alles für die Katz! Die Inflation blieb praktisch dauernd auf null, genauso wie die Zinsen. Und auf einen Schlag explodiert die Inflationsrate, als wenn sie jetzt alles nachholen wollte, was ihr bisher versagt blieb. Hyperinflation nennt man das, was hier momentan passiert!«

In der Tat waren die Preise für Lebensmittel und alle Dinge des täglichen Bedarfs in den vergangenen Monaten durch die Decke gegangen. Für einen Laib Brot wurde momentan auf dem Schwarzmarkt 850.000 Euro gezahlt. Hätte die Regierung nicht die Ausgabe von Lebensmittelmarken eingeführt, wären die Bewohner der deutschen Städte bereits massenweise verhungert.

»Schon klar, dass man Erdgas nicht für etwas liefert, was morgen vielleicht schon nichts mehr wert ist. Dann behält man‘s lieber und verkauft‘s später. Würde ich auch tun. Aber irgendwas muss unsere Regierung doch machen, um den Handel wieder in Gang zu bringen!«

»Die Bundesregierung? Da kannst du lange drauf warten! Die sind doch ohne Geld im Grunde völlig handlungsunfähig. Nein, die einzigen Institutionen, die momentan etwas auf Reihe kriegen, sind doch die kleinen Kommunen. So wie der neu gegründete Rat der Stadt Köln. Der hat jetzt doch gerade beschlossen, dass alle arbeitsfähigen Bürger nur noch Geld und Lebensmittelmarken bekommen, wenn sie sich am freiwilligen Arbeitsdienst beteiligen. Die Lebensmittel kommen von den Umlandkommunen und werden gegen Dienstleistungen der Stadt eingetauscht, wie zum Beispiel medizinische Versorgung. Als Kommune hat man da noch einen echten Handlungsspielraum. Auf Bundesebene dagegen sind denen ohne Geld die Hände gebunden.«

»Apropos medizinische Versorgung: Ich glaube Elena kommt gerade von ihrer Schicht.«

»Buenas tardes!«, grüßt Elena in die versammelte Männerrunde. »Na, habt ihr nichts besseres zu tun, als hier Trübsal zu blasen?«

»Du hast gut reden!«, antwortet Georgios. »Du hast wenigstens einen Job und eine sinnvolle Aufgabe.«

»Das meinst du nicht ernst! Hast du eine Ahnung was bei uns im Krankenhaus los ist? Wir haben kaum noch Medikamente und Verbandsmaterial. Die Ärzte operieren zum Teil ohne Narkose. Auf den Fluren sterben die Menschen, ohne dass wir ihnen helfen können. Das sind Zustände wie im Krieg!«

»Hast du schon einen erlebt?«, fragt Jan sarkastisch.

»Nein, aber mein Großvater hat mir, als ich noch klein war, vom spanischen Bürgerkrieg erzählt. So ähnlich muss das damals auch gewesen sein!«

»Georgios hat uns vorhin mitgeteilt, dass er wieder zurück nach Griechenland gehen will. Was hältst du von dieser Schnapsidee?«

»Georgios spinnst du?« Elena schaut Georgios so fassungslos an, als hätte er verkündet zum Mond fliegen zu wollen. »Da kommst du in der aktuellen Lage nie und nimmer durch. Die Zeiten werden sich schon wieder bessern und solange musst du hier durchhalten!«

»Genau«, fügt Jan hinzu. »Das haben wir ihm auch schon gesagt. Wir werden demnächst ja auch zum Arbeitsdienst eingeteilt und dürfen uns in der Stadt nützlich machen. Gegen Geld und Lebensmittel versteht sich.«

Georgios wird bleich im Gesicht und seine Augen werden feucht. Mit gebrochener Stimme beginnt er zu erzählen was er gestern erlebt hat:

»Ihr habt ja keine Ahnung! Ich bin gestern im Rathaus gewesen und wollte mich freiwillig zum Arbeitsdienst melden. Da saß so ein schleimiges Arschloch und hat mich lachend gefragt, was ich

denn gelernt hätte und was ich denn so könnte. Ich habe ihm gesagt, dass ich IT-Spezialist bin, aber jeden Job machen würde, wo jemand gebraucht wird. Wisst ihr was er gesagt hat? Ich soll mich dahin scheren, wo ich hergekommen bin. Solche Kanacken wie mich, bräuchten sie nicht!«

Eine gefühlte Ewigkeit herrscht entsetzte Stille im Raum. Dann streicht Elena tröstend über Georgios‘ Kopf und sagt:

»Nimm dir das nicht so zu Herzen. Solche blöden Sprüche muss ich mir auch manchmal anhören. Aber nicht alle Deutschen denken so. Ich habe bei meiner Arbeit auch schon viel Freundlichkeit und Dankbarkeit erfahren.«

Doch Georgios ist zutiefst in seinem Stolz verletzt. In so einem kalten Land will er nicht mehr leben. In Griechenland herrscht momentan bestimmt auch völliges Chaos. Aber immerhin haben die Griechen damit schon vor einiger Zeit zu leben gelernt. Von seinen Eltern hatte er nichts mehr gehört, seit die Telekommunikationsverbindungen ins Ausland eingestellt worden waren. Aber an Essen und Trinken hatte es den Griechen seit dem Altertum eigentlich nie gemangelt. Und die Sonne meint es auch besser mit seiner Heimat als mit den Teutonen. Er weiß noch nicht genau wie, aber er weiß, er geht zurück nach Saloniki.

Dienstreise

Un ballo nuovo porta ritmo nei fiancho della città
Ci vendiamo, trovimo, chiediamo che cosa si fa ...

Diese seltsamen italienischen Liedzeilen aus einem bekannten Song des großen Wiener Liedermachers Falco gehen David durch den Kopf, als er von seinem Projektleiter über dessen neueste Pläne informiert wird. Thomas Prenninger hat ihm gerade so mal nebenbei mitgeteilt, dass die beiden morgen für drei Tage dienstlich nach Rom fliegen werden. Rom – warum nicht gleich nach Afrika?

Die Vatikanbank soll demnächst an das domänenübergreifende Finanztransaktionssystem angeschlossen werden. Thomas werde mit dem

dortigen Management die Meilensteine planen und David soll sich zeitgleich mit den IT-Spezialisten vor Ort um die notwendigen Implementierungsdetails kümmern. Der Learjet der Bank sei für ihren Hin- und Rückflug schon reserviert. »So ein Schwachsinn!« denkt sich David, als er wieder einmal vor vollendete Tatsachen gestellt wird.

Wieso fällt ihm bei Rom jetzt ausgerechnet dieses Lied ein? David ist ein großer Bewunderer von Falco – oder besser gesagt Johann Hölzel, wie dieser in seinem bürgerlichen Leben hieß. Vor zwei Jahren erst war dieser im hohen Alter von 93 Jahren gestorben. Halb Wien hatte ihm bei seiner erneuten Bestattung auf dem Wiener Zentralfriedhof die letzte Ehre erwiesen. Nach seinem inszenierten Unfalltod im Jahr 1998, hatte er sich lange Zeit in sein freiwilliges Exil nach Südamerika zurückgezogen. Erst als sein Vaterland nach der großen Wirtschaftskatastrophe hilflos am Boden lag, kehrte er mit einem der ersten Bananendampfer wieder in seine alte Heimat zurück und beteiligte sich aktiv am Wiederaufbau. Seine damaligen »Out-of-the-Dark« Open-Air-Konzerte im Park von Schloß Schönbrunn gelten heute als absoluter Kult – selbst bei jungen Leuten wie David. Für die Einwohner von Wien begründeten sie so etwas wie die Hoffnung, dass es nach all den Jahren der Entbehrungen wieder aufwärts gehen würde, was dann ja auch schnell der Fall war. Johann Hölzel engagierte sich fortan als Kulturdirektor der Stadt Wien für alle musikalischen Belange und trug maßgeblich zu der entstehenden Aufbruchstimmung bei. Als ihn dann viele Jahre später, bei einem Spaziergang an der Donau ein tödlicher Herzinfarkt ereilte, war er der erste und bislang einzige Rockmusiker, dem ein Ehrenbegräbnis der Donau-Domäne zuteil wurde.

> *»Was soll ich denn nach Rom mitnehmen?«, will David von Thomas wissen.*
>
> *»Na, was ihr IT-Heinis eben so an Unterlagen braucht! Wie wär‘s mit Schnittstellenbeschreibungen von unseren Systemen zum Beispiel?«*

»Ach, ich dachte immer die Vatikanbank implementiert ihre Software nach dem Alten und Neuen Testament!«

David fühlt sich reichlich von seinem Projektleiter verschaukelt. Immer diese ungeplanten Hauruck-Aktionen! Im Nachhinein wundern sich dann immer alle, wenn nichts so funktioniert wie gedacht. Aber es ist ja doch immer dasselbe: Wenn ein Projekt erfolgreich ist, wurde es richtig gemanagt und bei einem Misserfolg sind die unfähigen Experten daran schuld.

»Wieso dürfen wir mit dem Learjet des Vorstands fliegen?«, fragt David neugierig.

»Sei doch froh! Oder willst du lieber mit einem dieser Pilgerbomber reisen? Unsere Mission ist von oberster Stelle angeordnet worden und ich finde es nur fair, wenn sie uns dann auch ihren Flieger zur Verfügung stellen. Normale Linienflüge nach Rom gibt es schließlich nicht und auf einen zweistündigen Charterflug mit permanent singenden und betenden Katholiken, habe ich keine große Lust. Aber wenn du das anders siehst?«

»Nein nein, ist schon okay!«, entgegnet David schnell. »Wann geht es los?«

»Der Flieger startet morgen nachmittag um drei in Schwechat[7]. Der Flug dauert dann circa 90 Minuten. Das heißt, wir kommen am späten Nachmittag in Fiumicino an und werden in unserer Hotel im Vatikan gebracht. Warst du schon mal dort? Der totale Luxus sag‘ ich dir! Am Abend werden wir von unseren Gastgebern begrüßt. Ich vermute, dass sie irgend so ein Social-Event für uns organisiert haben. Lass dich mal überraschen, aber nimm was Anständiges zum Anziehen mit. Krawatte ist Pflicht! Der nächste Tag wird stressig. Du wirst den ganzen Tag mit den dortigen Experten verbringen und sollst deren Software mit der unseren vergleichen.«

»Ja ist klar. Und bevor nicht weißer Rauch aufsteigt, werden wir aus unserem Besprechungsraum nicht herausgelassen!«, grinst David.

---

7 Vorort von Wien. Größtes Luftfahrt-Drehkreuz der Domäne Donau.

»Ja, mach du nur deine Witzchen!«, fährt Thomas fort. »Ich werde mich jedenfalls den ganzen Tag mit dem mittleren Management zusammensetzen und an den organisatorischen Herausforderungen arbeiten. Ich vermute mal, dass dies für uns beide ein langer Tag wird. Am dritten Tag ist morgens ein Wrap-Up mit den hohen Eminenzen geplant. Danach werden wir wieder zum Flughafen transferiert und fliegen zurück. Noch Fragen?«

David hat keine Fragen. Er weiß nur, dass er heute möglichst früh nach Hause gehen will. Ihm steckt noch die kurze Nacht in den Knochen, die er mit dem Knacken von Klaus Baumanns blödem Passwort verbracht hat. Außerdem wollte er unbedingt noch einen genaueren Blick auf diese ominösen Datensätze werfen, die seinem Kollegen letztendlich das Leben gekostet haben. Diese Dienstreise kommt ihm da so ungelegen wie ein Furunkel am Arsch. Aber so ist nun mal sein Job. Und außerdem hat er so mal wieder Gelegenheit ordentlich Überstunden und Reisezeiten abzurechnen. Und wann in seinem Leben, hätte er denn auch sonst schon mal die Gelegenheit nach Rom zu kommen?

Rom – das ist für die meisten Menschen ein weißer Fleck im Domänensystem. Klar, jeder hatte schon mal im Geschichtsunterricht etwas über das alte Römische Reich gehört. Außerdem hatte David einmal in einem Antiquariat ein paar witzige Comicheftchen gefunden. Darin hatten sich die alten Römer ständig mit den Galliern geprügelt und auch damals schon immer den Kürzen gezogen. Diese Zeit liegt aber schon zweitausend Jahre zurück und damit ist Rom nicht nur geografisch ganz weit weg von Davids heutigem Wahrnehmungshorizont. Ein Schulfreund von ihm – ein gläubiger Katholik – war mal an Ostern mit seinen Eltern nach Rom zu einer Papstaudienz geflogen und hatte danach versucht ihn missionarisch zu bearbeiten. Aber von der Stadt Rom als solcher konnte der auch nicht viel erzählen, sondern nur von irgendwelchen liturgischen Feiern und dem ummauerten Gelände des Vatikanstaates, wo er mit seiner Familie kaserniert war.

So gesehen ist dieser Ausflug vielleicht doch eine gute Gelegenheit mal etwas Neues zu sehen und zu erleben. »Positives Denken ist angesagt!«

Kopfschmerzen

Maria und Marco hatten sich zufällig auf dem Heimweg getroffen. Auf den letzten hundert Metern vor ihrem Haus, hatten sie damit begonnen die Neuigkeiten ihres Arbeitstages auszutauschen. Vertieft in ihr Gespräch, steigen sie im Treppenhaus die vielen Stufen zu ihrer Wohnung hinauf. Marco ist als erster oben. Plötzlich bleibt er erstarrt stehen.

> *»Bei uns ist eingebrochen worden! Die Tür steht offen und das Schloss ist kaputt!«*

> *»Pass auf!«, flüstert Maria. »Vielleicht sind die Einbrecher ja noch in der Wohnung!«*

Marco holt sein Butterflymesser aus seiner Jacke und arretiert es mit einer geschickten Handbewegung. Nur gut, dass er nie ohne seinen Begleiter das Haus verlässt.

> *»Warte hier!«, flüstert er zurück. »Ich gehe rein.«*

Auf Zehenspitzen betritt er den Flur der Wohnung. Aus der Küche meint er Geräusche zu hören. Er schleicht zur offenen Küchentür und schaut vorsichtig hinein.

> *»Mein Gott, Gianna! Wie siehst du denn aus? Was ist denn passiert?«*

Gianna hatte in der Zwischenzeit ihr Zimmer verlassen und in der Küche versucht, sich von ihren Fesseln zu befreien. Allerdings hatte sie sich das leichter vorgestellt. Sie hatte zwar ein großes Küchenmesser aus der Schublade holen können, war aber daran gescheitert, es mit ihren auf dem Rücken gefesselten Händen sinnvoll einzusetzen.

> *»Hmm Hmmm Hmmmmmmm!«*

> *»Ja warte, ich helfe dir!«*

Mit einem schnellen Schnitt seines Messers durchtrennt Marco die Fesseln an Giannas Handgelenken. Mit den nun freien Händen zieht sie sich dann mit einem Ruck das Klebeband vom Mund.

»Ich bin überfallen worden!«, ruft sie aus.

Inzwischen ist auch Maria in die Küche gekommen. Sie stößt einen Entsetzensschrei aus, als sie Gianna erblickt.

»Wie siehst du denn aus? Dein Auge ist ja ganz blau! Was haben die mit dir gemacht?«

»Setzt euch mal hin! Ich erzähl euch alles.«

Gianna erzählt den beiden ausführlich, was passiert ist. Vom Treffen mit ihrem Informanten im Beichtstuhl, über Salvatore, die Zeitung und den toten Priestern unter der Tiberbrücke, bis zu dem gerade erfolgten Überfall. Marco und Maria hören aufmerksam zu. Als Gianna fertig ist, fängt Marco laut zu schimpfen an:

»Warum hast du uns nichts davon erzählt? Weißt du in welche Gefahr du uns da gebracht hast? Stell dir mal vor, Maria wäre jetzt an deiner Stelle allein zuhause gewesen!«

Jetzt fängt Gianna doch noch zu heulen an.

»Ich hab doch nicht gewusst wie das ausgeht! Wenn ich's gewusst hätte, dann hätte ich mich doch nie auf die Sache eingelassen oder euch zumindest gewarnt!«

»Wie ist der Typ denn in die Wohnung gekommen? Hast du ihn etwa selbst hereingelassen?«

»Mensch Marco!«, mischt sich Maria ein. »Du hast doch die kaputte Tür gesehen! Der hat sie aufgebrochen oder eingetreten. Du weißt doch wie morsch das hier alles ist!«

Gianna denkt angestrengt nach. Dann sagt sie:

»Ich kann euch überhaupt nicht sagen, wie der reinkam! Das letzte woran ich mich erinnere ist, dass ich in meinem Zimmer am Schreibtisch saß und eine neue Reportage vorbereiten wollte. Dann habe ich einen Filmriss. Ich kann mich erst wieder daran erinnern, wie das Schwein auf mir drauf saß und meine Hände schon auf dem Rücken gefesselt waren.«

»Wo kommt das blaue Auge und die Beule am Kopf her?«, fragt Maria mit sorgenvollen Blick.

»Keine Ahnung! Ich weiß, dass mir der Kerl einmal eine gescheuert hat, wie er schon auf mir saß. Da hatte ich aber schon diese höllischen Kopfschmerzen und das Auge hat er bei dieser Ohrfeige auch nicht getroffen.«

»Wir hatten neulich im Lehrerkollegium einen Erste-Hilfe-Kurs und das sieht mir ganz so aus, als wenn du eine schwere Gehirnerschütterung hast! Du musst zum Arzt! Ist dir schlecht? Musstest du dich übergeben?«

»Mir ist wirklich übel. Aber übergeben habe ich mich nicht. Wäre ja wohl auch schlecht gegangen mit dem zugeklebten Mund! Zum Arzt gehe ich auf keinen Fall! Der stellt bloß dumme Fragen und kostet einen Haufen Geld, das ich nicht habe.«

Marco nickt und sieht dies wohl ähnlich. Soweit er sich erinnert, war er in seinem Leben bisher ein einziges Mal beim Arzt. Das war, als er als Jugendlicher einmal mit einem geliehenen Motorrad eine Spritztour gemacht hatte und dann bei hoher Geschwindigkeit von einem über die Straße laufenden Köter von der Maschine geholt worden war. Im Gegensatz zum Hund hatte er aber immerhin den Zusammenstoß überlebt. Die herbei geeilten Schaulustigen hatten ihn damals zu einem Arzt gebracht, der ihn notdürftig wieder zusammenflickte. Von seinen Eltern hatte er danach eine ordentliche Tracht Prügel bezogen. Zum einen wegen des kaputten Motorrads und zum anderen wegen der Arztrechnung.

»Verstehe ich. Würde ich an deiner Stelle auch nicht machen. Aber was hast du jetzt vor? Wirst du bei der Polizei Anzeige erstatten?«

»Ich weiß noch nicht, was ich tun soll. Ich hab‘ momentan einfach nur noch Angst! Beweise habe ich auch keine. Der Kerl hat ja sogar meinen Computer mitgenommen! Wie soll ich jetzt überhaupt arbeiten? Wisst ihr, was so ein Teil kostet? Er war zwar uralt, der Akku hat nicht mehr funktioniert und einige Tasten haben auch schon gefehlt. Trotzdem brauche ich einen Computer

für meine Arbeit! Wo soll ich denn jetzt auf die Schnelle einen neuen her bekommen?«

In der Tiber-Domäne – natürlich mit Ausnahme des Vatikanstaats – sind funktionsfähige Computer absolute Mangelware. Gianna hatte ihr Notebook vor vielen Jahren von ihrem Vater geschenkt bekommen und seitdem wie ihren Augapfel gehütet. Verglichen mit den Geräten, die heute in den wohlhabenden Domänen produziert werden, handelte es sich hierbei um eine wahre Antiquität. Das Betriebssystem wurde seinerzeit noch von einer Softwarefirma hergestellt, die sich heute in Redmond[8] auf die Herstellung von Gummistiefeln für Waldarbeiter spezialisiert hat.

»Hast du wenigstens deine Daten gesichert?«, will Marco wissen.

»Das meiste schon. Ich habe mein Notebook regelmäßig mit dem von Salvatore synchronisiert. Unsere letzte Datensicherung liegt erst ein paar Tage zurück. Das ist also nicht so schlimm. Viel schlimmer ist der Verlust des Geräts. Ihr wisst doch, wie schwer hier funktionierende Computer zu bekommen sind!«

Marco versteht nicht viel von Computern. Seine Interessen sind mehr auf handfeste Dinge wie Autos und Motorräder ausgerichtet. Er versucht deshalb das Thema zu wechseln.

»Ich würde ja schon gerne wissen, was passiert ist, bevor du in deinem Zimmer wieder zu Bewusstsein gekommen bist. Angenommen er hat die Wohnungstür eingetreten, als du in deinem Zimmer gewesen bist. Vielleicht bist du ja wegen dem Krach aus dem Zimmer gekommen und ihr seid euch begegnet. Wieso hat er dich dann aber halb tot geschlagen? Er wollte dich doch ausfragen und nicht umbringen!«

»Wie oft soll ich es dir noch sagen? Ich kann mich nicht erinnern!«

Gianna hat langsam genug von der Ausfragerei. Vielleicht kommt die Erinnerung an den Überfall ja irgendwann wieder zurück – und wenn

8 Unbedeutende domänenfreie Stadt an der Pazifikküste des nordamerikanischen Kontinents

nicht: Es lässt sich ja ohnehin nichts mehr daran ändern. Gianna geht in Zimmer und legt sich auf ihr Bett. Vielleicht tut ja ein wenig Schlaf ihrem dröhnenden Schädel gut.

Abschiedsbriefe

Der Winter ist vorüber. Nie zuvor hatten die Bewohner von Köln den Frühling so sehr herbei gesehnt, wie in diesem Jahr. Wer bis jetzt überlebt hatte, rechnete sich gute Chancen aus, auch das nächste halbe Jahr irgendwie zu überstehen.

Jans WG-Mitbewohner Georgios hatte seinen lang gehegten Plan tatsächlich in die Tat umgesetzt und Köln bei den ersten Anzeichen des kommenden Frühlings verlassen. Eines Morgens hatten sie folgenden Brief von ihm auf dem Esstisch vorgefunden.

> *Meine lieben Freunde,*
> *bitte verzeiht mir, dass ich mich nicht persönlich von Euch verabschiede. Ich finde einfach nicht den Mut dazu. Ich werde mich auf den Weg zurück nach Griechenland machen und mein Glück in der Heimat suchen. Drückt mir die Daumen, dass ich es schaffe mein Ziel wohlbehalten zu erreichen. Ich möchte Euch für alles danken was Ihr in unserer gemeinsamen Zeit für mich getan habt. Ohne Euch hätte ich das vergangene Jahr bestimmt nicht überstanden. Weder körperlich noch psychisch. Wollen wir hoffen dass diese dunklen Zeiten bald vorübergehen und wir uns unter besseren Umständen irgendwo einmal wiedersehen werden.*
> *Antío!*
> *Georgios*

Auch wenn der Schock erst einmal tief saß, irgendwie hatten die drei doch damit gerechnet, dass Georgios seinen Plan in die Tat umsetzen würde, sobald sich ihm eine Gelegenheit dazu bot. Natürlich hätten sie alles versucht, um ihn von diesem waghalsigen Unterfangen abzubringen. Letztendlich war es aber seine eigene Entscheidung, die ihm niemand auf der Welt abnehmen konnte.

Er war die letzten Monate auch viel zu oft allein in der Wohnung gewesen, so dass er diese als sein persönliches Gefängnis wahrgenommen haben musste. Die anderen drei waren zu beschäftigt, um sich in seine verzweifelte Situation hineinversetzen zu können. Elena verbrachte die meiste Zeit im Krankenhaus und kam eigentlich nur zum Schlafen nach Hause. Jan und Patrick waren in ihre Arbeit beim Zivildienst voll eingebunden und hatten zu wenig Zeit, um sich intensiver um ihren Mitbewohner zu kümmern. So kam es, dass sich dieser mehr und mehr von seiner Umwelt isolierte und nur noch seinen Träumen von der Rückkehr in seine angestammte Heimat nachhing.

Jan war vom Organisationskomitee für soziale Angelegenheiten mit der Betreuung der älteren Bevölkerung beauftragt worden. Zusammen mit zwanzig anderen ehemaligen Studenten, hatte er die Aufgabe, die alten Leute in seinem Bezirk mit den notwendigen Lebensmitteln und Medikamenten zu versorgen, sofern sie selber nicht mehr dazu in der Lage waren, sich diese an den öffentlichen Ausgabestellen zu besorgen. Er bekam sogar einen geringen Lohn für sein Engagement, welcher ihm in der neu eingeführten Regionalwährung, der Kölner Mark, ausbezahlt wurde. Zum Zeitpunkt der Einführung hatte diese ein festes Umtauschverhältnis zum Euro, welches von der historischen Kölner Mark, die es im Mittelalter schon einmal als Gewichtseinheit gab, abgeleitet wurde: Irgendein Spaßvogel in der Finanzverwaltung hatte angeregt, dass eine Kölner Mark demnach dem Gegenwert eines Stapels von 234 Gramm Fünfhundert Euro Scheinen entsprechen sollte. Das war ein dickes Bündel von etwa 200 Scheinen, im Wert von 100.000 Euro. Das Umtauschverhältnis galt allerdings nur für den Tag der Einführung, da der Euro nach wie vor stark an Wert verlor und als Zahlungsmittel bald in Vergessenheit geriet. Die Kaufkraft der Kölner Mark blieb dagegen von Anfang an stabil. Viel bedeutender als der ausgezahlte Lohn, war für Jan aber die Tatsache, dass er durch seinen Arbeitsdienst direkten Zugang zu Lebensmitteln hatte. Die Zeit des Hungerns in der WG war damit zu Ende.

Sein Kommilitone Patrick musste aufgrund seine betriebswirtschaftlichen Kenntnisse in der Verwaltung des neu errichteten Verteilzentrums für notwendige Gegenstände der täglichen Lebens arbeiten. Auch er hatte trotz seines Schreibtischjobs hin und wieder die Gelegenheit die eine oder andere Ware zu organisieren und der Wohngemeinschaft zuzuführen.

Im großen und ganzen war in der Stadt schon eine gewisse Aufbruchstimmung zu spüren. Der Rat hatte als symbolische Geste sogar wieder die Aufnahme der Instandhaltungsarbeiten am Kölner Dom angeordnet. Nicht etwa weil der Dom in seiner Standfestigkeit gefährdet gewesen wäre. Nein, der Grund lag vielmehr in einem alten Kölner Sprichwort, welches besagt, dass die Welt dann untergehe, wenn der Kölner Dom fertiggestellt sei.

Jan hatte also allen Grund wieder mit etwas Zuversicht in die Zukunft zu schauen, als ihn das Schicksal mit aller Gewalt wieder auf den Boden der Tatsachen holt: Eines Nachmittags, kurz nachdem er nach Hause gekommen und todmüde auf sein Bett gefallen ist, läutet es an der Wohnungstür. Als er öffnet steht seine Nachbarin mit verheulten Augen im Hausflur:

> *»Ach Herr Eckert, entschuldigen Sie die Störung. Ihre Mutter hat versucht Sie zu erreichen, ist aber nicht zu Ihnen durchgekommen. Sie hat es dann bei mir auf dem Festnetzanschluss probiert. Sie hat gesagt, dass sie sich meinen Namen auf dem Türschild gemerkt hat, wie sie Sie mal hier besucht hat und dann hat sie im Telefonbuch nachgeschaut, weil sie Sie ja nicht erreichen konnte, aber das tut ja jetzt auch alles nichts zur Sache. Herr Eckert, ihre Mutter hat gesagt, dass Ihr Vater gestorben ist und dass Sie so schnell wie möglich nach Hause kommen sollen! Oh mein Gott, das tut mir alles so leid! Mein herzliches Beileid Herr Eckert. Ich weiß gar nicht was ich sagen soll.«*

Weiter kommt sie nicht mehr. Herzzerreissend schluchzend sucht sie nach dem Taschentuch in ihrer Küchenschürze und versucht erst einmal wieder ihre Fassung zu finden. Jan steht da, wie vom Donner gerührt. Sein Vater

tot? Wie kann das sein? Er war doch topfit, als er ihn das letzte Mal gesehen hatte. Jan war in der letzten Zeit allerdings nur noch selten in seinen Heimatort gekommen. Zu beschwerlich und zeitraubend war die Hin- und Rückreise jedes Mal gewesen. Der telefonische Kontakt war in den vergangenen Monaten auch meistens unmöglich. Er hatte eigentlich immer ein schlechtes Gewissen gehabt, weil er seine Eltern in der Ungewissheit über sein Wohlbefinden ließ. Aber was hätte er aber auch tun sollen. In der gesamten Bundesrepublik waren Familien aufgrund der widrigen Umstände auseinander gerissen worden und konnten nichts dagegen tun. Er war eigentlich immer davon ausgegangen, dass es seinen Eltern schon gut gehen würde. Die Nachricht vom Tod seines Vater erreicht ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

> *»Vielen Dank Frau Huhnbein«, sagt Jan sichtlich um Fassung bemüht. »Das ist ja wirklich eine traurige Nachricht, die Sie mir da überbringen. Ich werde mich, so schnell ich kann, auf den Weg zu meiner Mutter machen. Haben Sie vielen Dank!«*
>
> *»War Ihr Herr Vater denn krank?«*
>
> *»Nein, das letzte Mal habe ich ihn wohl vor etwa einem Monat gesehen. Da war er quicklebendig. Hat meine Mutter denn am Telefon etwas gesagt? Ob er einen Unfall hatte oder so?«*
>
> *»Nein, nein. Wir haben auch nur kurz telefoniert, dann ist die Verbindung wieder zusammengebrochen. Ihre Mutter hat nur gesagt, dass Ihr Vater plötzlich verstorben sei und Sie doch möglichst schnell kommen sollten.«*
>
> *»Ja danke, das werde ich tun, Frau Huhnbein! Und entschuldigen Sie bitte die Umstände.«*

Nachdem Jan die Tür wieder geschlossen hat, geht er in sein Zimmer und überlegt, wie er seine Mutter anrufen könnte. Sein Handy hat kein Netz. Das städtische Telekommunikationsreferat versucht zwar schon seit Wochen wieder ein provisorisches Mobilfunknetz zu aktivieren. Dieses funktioniert auch manchmal schon, allerdings nie, wenn man es gerade

braucht. Er könnte auch seine Nachbarin fragen, ob er es an ihrem Festnetzapparat probieren könnte. Aber sie hatte ja gesagt, dass auch dort die Verbindung abgebrochen wurde und wer weiß, von wo aus seine Mutter angerufen hatte.

Jan geht zum Fenster seines Zimmer und schaut gedankenverloren durch die graue Gardine nach draußen in den tristen Innenhof des Mietshauses. Er war schon öfter mit dem Tod in Berührung gekommen. Seine Großeltern waren gestorben, als er sechs, beziehungsweise zwölf Jahre alt war. Natürlich hatte er damals geweint und um seine Großeltern getrauert, aber jetzt so ganz ohne Vorwarnung mit dem Tod des eigenen Vaters konfrontiert zu werden, war etwas ganz anderes. Er hätte eigentlich erwartet, von irgendwelchen Gefühlen überwältigt zu werden. Aber da war momentan nur Leere, eine totale innere Leere und das Bestreben jetzt zu funktionieren und zu seiner Familie zu gelangen.

Jan schaut auf die Uhr. Es ist eigentlich noch früh am Tag. Mit etwas Glück kriegt er heute noch einen Zug in Richtung seiner Heimatstadt. Er packt die notwendigsten Sachen zusammen, schreibt seinen Mitbewohnern eine kurze Nachricht und verlässt das Haus. Am Barbarossaplatz steigt er in die Stadtbahn und zeigt dem Fahrer seinen Dienstausweis. Aufgrund seiner Tätigkeit im Bezirk ist er den meisten Fahrern ohnehin bekannt, so dass sie seinen Ausweis gar nicht sehen wollen. Nach vier Stationen ist er am Hauptbahnhof und hastet über die Treppen des Untergeschoss nach oben in die Bahnhofshalle. Die große Anzeigetafel ist schon seit Monaten außer Betrieb. Jan geht deshalb zum Informationsschalter und fragt den diensthabenden Mitarbeiter, wann denn der nächste Zug in seine Heimatstadt fahren würde. Der sieht ihn jedoch nur mitleidig an und teilt ihm mit, dass derzeit keine Züge fahren und er auch nicht wisse, wann sich dies wieder ändern würde. Jan erklärt ihm kurz seine verzweifelte Situation, was ihm aber bis auf ein paar nette Worte der Anteilnahme auch nichts bringt.

Was nun? Jan denkt verzweifelt nach. Plötzlich hat er eine Idee. Er packt seine Tasche und spurtet wieder zurück in den Untergrund, um wieder mit

der Stadtbahn zurück zum Barbarossaplatz zu fahren. Von dort geht er aber nicht nach Hause, sondern zum Verteilzentrum seines Bezirks, wo er normalerweise die Lebensmittelpakete für seine Schützlinge in Empfang nimmt. Hier sind die Eingangskontrollen wirklich extrem scharf und Jan ist froh, dass er seinen Mitarbeiterausweis dabei hat. Obwohl ihn der bewaffnete Posten kennt, kontrolliert er sorgfältig seinen Ausweis und lässt ihn dann passieren.

Jan geht ins Büro des diensthabenden Koordinators und ist froh Herrn Richter dort vorzufinden.

> *»Jan, was führt dich schon wieder hierher? Du hast doch gar keinen Dienst!«*

> *»Guten Abend Herr Richter. Ich habe ein Problem. Mein Vater ist unerwartet verstorben und es fahren momentan keine Züge zu mir nach Hause. Ich habe mir gedacht, dass ich vielleicht mit einem der Liefer-LKWs mitfahren könnte. Sehen Sie da eine Möglichkeit?*

> *»Also erst einmal mein herzliches Beileid, mein Junge! Das tut mir wirklich leid für dich. Wo willst du denn hin?«*

Jan nennt Herrn Richter den Namen der Kleinstadt westlich von Köln. Dieser kratzt sich am Kopf und fängt dann an, in seinen auf dem Schreibtisch liegenden Unterlagen, zu blättern.

> *»Also der Kalli fährt heute noch Richtung niederländische Grenze und soll dort eine Ladung Weizen holen. Mit dem könntest Du vielleicht mitfahren. Schau mal in der Autowerkstatt, ob der schon da ist!«*

Jan tut wie ihm geheißen und geht in die große Halle, wo die Fahrer ihre Fahrzeuge warten und instandsetzen. Er fragt einen Mechaniker, wo er denn den Kalli finden würde. Dieser schickt ihn in die hinterste Ecke der Werkstatt, wo ein bärtiger Hüne gerade dabei ist, einen völlig profillosen Reifen seines Lieferwagens zu wechseln.

> *»Bist du der Kalli?«*

»So siehst‘s aus. Wer will das wissen?«, murrt der Angesprochene, ohne seinen Blick von der Radnabe abzuwenden.

»Ich bin Jan und ich wollte dich fragen, ob du mich heute auf deiner Tour mitnehmen kannst.«

Der Kalli lässt seinen Schraubenschlüssel auf den Boden fallen und schaut Jan grimmig an.

»Ich weiß nicht, wer von uns beiden hier ein Rad ab hat! Doch wohl eher du! Wie bist du überhaupt hier hereingekommen? Du müsstest doch die Vorschriften hier kennen, dass ich niemals unbefugte Passagiere mitnehmen darf!«

Jan erklärt ihm die näheren Umstände seiner Frage und dass ihn der Herr Richter zu ihm geschickt hat. Mit jedem Wort von Jan, ändert sich Kallis Gesichtsausdruck vom Bedrohlichen ins Freundliche.

»Entschuldige bitte! Das konnte ich ja nicht wissen. Klar nehme ich dich mit! Sag nur bitte dem Richter, dass er einen Begleitschein für dich ausstellen soll. Wir kommen bei einer Kontrolle sonst in Teufels Küche!«

Eine Stunde später sitzt Jan neben Kalli im Führerhaus des Lieferwagens und fährt über die leeren Ausfallstraßen Kölns in Richtung Westen. Die ganze Situation wirkt ein wenig unheimlich auf ihn. Als er das letzte Mal hier mit seinem Kleinwagen nach Hause gefahren war, stand er im Feierabendstau und war über eine Stunde unterwegs. Jetzt wirkt die Gegend wie ausgestorben, neben ihm sitzt ein bärtiger Bodybuilder, der aussieht wie Arnold Schwarzenegger in seinen besten Zeiten. Am Fahrersitz, direkt neben dem Schalthebel, lehnt eine geladene Maschinenpistole. Schnell verdrängt Jan den Gedanken daran, in welchen Situationen diese wohl zum Einsatz kommen würde und was dann mit ihm geschähe.

Nachdem sie die ersten zwei Kontrollposten passiert haben, entspannt sich die Stimmung in der Fahrerkabine merklich. Kalli und Jan erzählen sich ein paar belanglose Geschichten aus ihren früheren Leben. Mit jedem

Lachen über irgendeine alberne Begebenheit, wächst die beiderseitige Sympathie. Kalli weicht am Ende sogar etwas von seiner geplanten Route ab und setzt Jan in seiner Heimatstadt direkt vor seinem Elternhaus ab. Jan bedankt sich, holt seine Tasche aus dem Gepäckraum hinter seinem Sitz hervor und wünscht Kalli alles Gute. Als Jan an der Tür des vertrauten Einfamilienhauses klingelt, verschwindet der Lieferwagen schon hinter der nächsten Ecke.

> *»Mein Gott Junge! Was bin ich froh, dass du gekommen bist!«, begrüßte ihn seine Mutter an der Haustür.*

> *»Hallo Mama, ich bin gekommen so schnell ich konnte. Was ist denn passiert?«*

> *»Komm erst mal rein!«*

Elvira Eckert begleitet ihren Sohn ins Wohnzimmer, wo er auch seine Schwester Anna begrüßt. Er erschrickt ein wenig darüber, wie sehr sich die beiden seit seinem letzten Besuch verändert haben. Wenn man bedenkt, was sie in den vergangenen Tagen durchgemacht haben müssen, erscheint ihm dies aber auch nicht weiter verwunderlich.

Seine Mutter erzählt ihm in knappen Worten die Ereignisse der letzten Wochen. Wie sein Vater immer depressiver geworden war und sich für nichts und niemanden mehr interessiert hatte. Wie er die ganze Zeit mit seinem Schicksal gehadert hat und dass nichts mehr so werden würde, wie es einmal war. Wie er dann von der örtlichen Stadtverwaltung zum Arbeitsdienst in der Landwirtschaft verdonnert worden war und wie ihm seine Lebensmittelmarken verweigert worden waren, als er sich dem widersetzte. Wie er am Ende nur noch Trost in seiner über die Jahre angesammelten Whiskeysammlung gefunden hatte und kein Wort mehr mit seiner Familie gewechselt hatte.

Vor drei Tagen hatte ihn Jans Mutter dann im Heizungskeller gefunden, als sie von ihrem Arbeitseinsatz zurück nach Hause gekommen war. An einem der Heizungsrohre hatte er sich mit der Wäscheleine erhängt. Auf dem

Heizkessel hatte er einen Umschlag mit einem kurzen Abschiedsbrief hinterlassen:

Meine Liebsten,
ich bin zu diesem Entschluss gekommen, weil ich für mich keinen anderen Ausweg mehr sehe. Alles wofür ich in meinem Leben gearbeitet habe ist zerstört. Für einen Neuanfang bin ich zu alt. Für euch kann ich nichts mehr tun. Ich will euch nicht weiter zur Last fallen.
Verzeiht mir!
Euer Vater

Drei Tage lang hatte Elvira Eckert vergeblich versucht ihren Sohn telefonisch zu erreichen. Die Beerdigung ist für morgen elf Uhr angesetzt.

Direktflug

David ist mit Thomas Prenninger für halb drei an der VIP-Lounge für die Privatflieger verabredet. Kurz nach halb zwei fährt er mit seinem Elektroflitzer von zuhause los. Auf der Wiener Stadtautobahn ist um die Mittagszeit aber nicht viel Verkehr, so dass er schneller durchkommt als erwartet. Er parkt seinen Wagen im Parkhaus A und fährt mit dem Aufzug hinauf zur Abflughalle. Das Einchecken am Sonderschalter für die Privatflugzeuge geht wesentlich schneller und komfortabler, als er dies von seinen bisherigen Ferien- und Geschäftsflügen in der Holzklasse kennt. Auch die gesonderte Ausweis- und Sicherheitskontrolle hat er in Windeseile passiert, so dass er schon zehn Minuten vor der Zeit die VIP-Lounge betritt. Sein Chef ist noch nicht da. David nimmt in einem der schicken Clubsessel Platz und checkt die Nachrichten auf seinem Smartphone. Keine Nachricht von seinem Chef, also kein Grund zur Unruhe. Die Bodenstewardess bringt ihm einen Cocktail. Alkoholfrei – er will ja nicht schon mit einer Fahne in Rom ankommen.

Er lässt seinen Blick durch die weiträumige Lounge streichen. So reist man also, wenn Geld keine Rolle mehr spielt. Mal sehen, ob er jemanden erkennt. David mustert in aller Ruhe die Gesichter der anderen Personen in seiner Nähe. Aber Fehlanzeige. Irgendwie sehen die alle ganz normal aus.

Gar nicht wie Schauspieler, Firmenerben, Fußballstars oder so. Ganz normal eben. Andererseits, woran soll er denn einen superreichen Firmenerben auch erkennen?

Dann sieht David doch ein bekanntes Gesicht: Nämlich Thomas Prenninger, als dieser außer Atem in die Lounge gestürmt kommt.

> *»Jetzt wäre ich doch fast zu spät gekommen! Ich habe die richtige Ausfahrt zum Flughafen verpasst und bin dann durch die Pampa geirrt.«*

> *David denkt nur insgeheim: »Wie blöd kann man eigentlich sein? Die heutigen Navis bringen doch den dümmsten Trottel sicher an sein Ziel.«*

Thomas Prenninger ist keine Sekunde zu früh gekommen. Aus dem Lautsprecher kommt nun auch schon die Ansage:

> *»Die Passagiere Prenninger und Jonas möchten bitte zum Ausgang kommen. Ihr Shuttle steht dort bereit.«*

Die beiden nehmen ihr Gepäck und begeben sich zum Boardingpoint. Dort erwartet sie bereits eine attraktive junge Stewardess.

> *»Guten Tag, meine Herren. Mein Name ist Isabel Hofbauer. Ich bin ihre persönliche Betreuerin auf ihrem Flug nach Rom. Würden Sie mir bitte folgen?«*

Sie führt beide durch die sich öffnende Glasschiebetür hinaus aufs Vorfeld, wo bereits eine schwarze Limousine wartet. Der Chauffeur springt heraus, öffnet ihnen die hinteren Türen und legt die zwei kleinen Koffer in den riesigen Kofferraum.

> *»Meine Herren, bitte nehmen Sie Platz.«*

Während es sich David und Thomas im Fond der Limousine gemütlich machen, nimmt die Flugbegleiterin neben dem Fahrer Platz. Kaum sind alle Türen geschlossen, setzt sich die Limousine in Bewegung. Die Fahrt geht an einer Reihe von Linienfliegern in Parkposition vorbei. David muss grinsen, als er die Economy-Passagiere da draußen beim Transport zu

ihren Fliegern sieht: Wie die Heringe stehen sie eingepfercht in den großen Gelenkbussen und klammern sich krampfhaft an ihre Haltestangen, damit sie bei dem Geschaukel nicht umfallen.

Nach einer Minute ist die Fahrt aber auch schon wieder zu Ende. Die Limousine bleibt direkt neben dem kleinen zweistrahligen Learjet stehen. Jetzt wird es David doch etwas mulmig. Mit diesem Winzling soll er fliegen? Der Chauffeur bringt das Gepäck ins Flugzeug und wechselt ein paar Worte mit dem Piloten. Dann wünscht er David und Thomas einen guten Flug und fährt wieder mit seiner Limousine von dannen.

> *»Meine Herren, wir können jetzt einsteigen. Folgen Sie mir bitte!«*

Die beiden steigen im Schlepptau der Flugbegleiterin über die schmale Gangway zum Eingang des Fliegers. Als David in das Innere der Kabine tritt, staunt er, wie winzig und spielzeughaft das alles ist, im Vergleich zu den Maschinen, mit denen er bisher geflogen war.

> *»Bitte suchen Sie sich einen Sitzplatz aus. Wir starten gleich. Während wir zur Startbahn rollen, werde ich Ihnen noch ein paar Informationen über die Sicherheit an Bord geben. Ich nehme an, sie sind noch nicht mit dieser Maschine geflogen?«*

David beobachtet mit Genugtuung, wie sein Chef bei dieser Frage brav wie ein Schuljunge zu nicken anfängt. David setzt sich rechts an ein Fenster, sein Chef links an ein Fenster. Dennoch trennt sie nur der schmale Mittelgang. Nachdem sie sich angeschnallt haben, kommt der Pilot aus dem Cockpit und stellt sich kurz mit Handschlag vor.

> *»Willkommen an Bord, meine Herren. Mein Name ist Wolfgang Brunnhuber. Ich bin heute ihr Pilot. Wir werden etwa eineinhalb Stunden nach Rom unterwegs sein. Machen Sie es sich gemütlich. Wenn Sie etwas zu essen oder trinken möchten, sagen Sie einfach der Isabel Bescheid. Falls ihnen langweilig wird, können Sie mich auch gerne im Cockpit besuchen. Meine Tür steht Ihnen jederzeit offen!«*

Diese Gelegenheit wird sich David bestimmt nicht entgehen lassen. Bei einem Linienflug gleicht das Cockpit ja eher einer Hochsicherheitszone. Hier hat er endlich mal die Gelegenheit nach vorne in Flugrichtung zu sehen und die vielen Instrumente zu bestaunen. David freut sich insgeheim wie ein kleines Kind.

Der folgenden Ablauf entspricht aber erst einmal dem üblichen Schema. Die Maschine rollt zur Startbahn, wartet bis sie dran ist und nimmt dann Anlauf um abzuheben. Allerdings ist der Druck, mit dem David in seinen Ledersitz gepresst wird, ein ganz anderer als bei den großen Fliegern. Es dauert nur wenige Sekunden, dann zieht der Flieger seine Nase himmelwärts und ab geht‘s steil nach oben. Als sich der Jet in die erste Rechtskurve neigt, kann David unter sich die grünen Schilfgürtel des Neusiedler Sees erkennen.

Als der Pilot die Anschnallzeichen ausschaltet, hält David nichts mehr in seinem Sitz. Er besucht den Piloten im Cockpit und lässt sich alles ausführlich erklären. Dabei hat er den Eindruck, dass sich der Pilot sogar darüber freut, einmal einen technisch interessierten Passagier an Bord zu haben, statt wie sonst diese arroganten Sesselpupser aus dem Bankenvorstand. Thomas Prenninger lässt sich in der Zwischenzeit lieber von Isabel mit Lachshäppchen und Champagner verwöhnen, aber für zwei Besucher wäre das Cockpit ohnehin viel zu klein. Nachdem David dem Piloten ein Loch in den Bauch gefragt hat, lässt er ihn wieder seine Arbeit machen und kehrt zu seinem Sitzplatz zurück. Unterdessen haben sie bereits die Alpen überquert und erreichen gerade das Meer. David kann die Lagune von Venedig erkennen. Das da unten ist also die berühmte Hauptstadt des Mittelmeeres!

Tatsächlich hatte Venedig für eine domänenfreie Stadt in den vergangenen Jahren einen sagenhaften Aufstieg hingelegt. Dabei hatte die alte Lagunenstadt kurz nach dem wirtschaftlichen Zusammenbruch das Schicksal vieler am Meer gelegener Städte geteilt: Fernab der sich abzeichnenden großen Domänen und schwer gebeutelt durch die völlige Zerstörung der Tourismusindustrie, erschien die Lage zunächst

aussichtslos. Viele der Bewohner waren vor die Alternative gestellt, entweder ihren Lebensunterhalt in Zukunft als Fischer zu verdienen oder ihre Heimat zu verlassen. Den Venezianern ging es da nicht besser als allen anderen domänenlosen Meeresanrainern. Bis sie auf die geniale Idee kamen, sich eine entscheidende Schwachstelle des globalen Domänensystems zu Nutze zu machen:

Alle Flussdomänen – ob groß oder klein – haben einen gemeinsame Eigenschaft: Sie haben aufgrund der natürlichen Wasserscheiden, die ihre Grenzen bilden, keinen Meereszugang! Oder genauer gesagt: Sie haben einen punktförmigen Meereszugang an der Stelle, wo ihr Primärfluss ins Meer mündet. Der übrige Verlauf der Küstenlinien ist domänenfrei. Die Wasserscheide von Donau und Adria verläuft beispielsweise in weiten Teilen parallel zur Adriaküste. Auf der Wasserscheide kann man an vielen Stellen das Meer sehen! Trotzdem hat die Donaudomäne per Definition keinen Zugang zur Adria. Die domänenlosen Orte an der Küste liegen hingegen an kleinen Bächen, die sich bereits nach wenigen Kilometern ins Meers ergießen. Nachdem der Staat Kroatien zerfallen war, orientierten sich die Gebiete östlich der Wasserscheide in Richtung der aufstrebenden Donaudomäne. Die Küstenorte versanken hingegen in der Bedeutungslosigkeit. Dieses Machtvakuum machten sich die Venezianer zu Nutze! Innerhalb weniger Jahre vereinigten sich unzählige verarmte Städte an der Adria unter der Führung der Stadt Venedig zur »Neuen Venezianischen Republik«. Es wurden Handelsbeziehungen aufgebaut und ein gemeinsames Währungssystem etabliert. Als der domänenübergreifende Handel wieder zu florieren begann, war Venedig zuerst als Vertreter der Adria-Anrainer und bald darauf als Vertreter der gesamten Mittelmeerküste dabei. Das ganz große Geschäft begann aber mit der Rückkehr des Massentourismus. Die großen Domänen hatten zwar wieder eine enorme Wirtschaftskraft erlangt, die wohlhabende Bevölkerung, sah sich aber dummerweise mit der Tatsache konfrontiert, keinen Strandurlaub auf ihrem eigenen Hoheitsgebiet machen zu können. Schnell entstanden wieder Reiseagenturen und Touristikkonzerne. Diese

benötigten aber verlässliche Vertragspartner und Rechtssicherheit in den Urlaubsregionen, die ihnen die unabhängigen domänenlosen Kleinkommunen nicht bieten konnten. All dies führte letztlich dazu, dass heute nahezu der gesamte Mittelmeertourismus von den Venezianern kontrolliert wird. In jedem Urlaubsort von Gibraltar bis Haifa weht die Fahne des venezianischen Löwen und der Dogenpalast von Venedig ist die Schaltstelle für dieses neu entstandene Wirtschaftsimperium.

Zwei Jahre ist es her, dass David sich das letzte Mal eine berufliche Auszeit genehmigte. Mit seiner damaligen Freundin Alexandra hatte er zwei Wochen All-Inclusive-Urlaub in einer Hotelanlage bei Dubrovnik verbracht. Vierzehn heiße Tage und dreizehn heiße Nächte! Wie er jetzt so aus großer Höhe auf das spiegelglatte Meer hinabschaut, überkommt ihn Fernweh. Er nimmt sich fest vor, sofort ins Reisebüro zu gehen und Urlaub zu buchen, sobald dieses verrückte Projekt abgeschlossen ist.

Und während er so seinen Gedanken nachhängt, merkt er gar nicht, dass das Brummen des Learjets inzwischen viel leiser geworden ist.

> *»Meine Herren, wir erreichen in einer Viertelstunde den Flughafen Johannes Paul Zwo in Fiumicino bei Rom. Bitte schnallen Sie sich wieder an und stellen Sie ihre Rückenlehnen senkrecht!«, verkündet ihre Flugbegleiterin mit einem freundlichen Lächeln.*

Bevor der Pilot zur Landung ansetzt, dreht er noch eine Runde über der Stadt. David klebt mit der Nase geradezu an der Fensterscheibe. Viele der Sehenswürdigkeiten, die er bisher nur von Fotos kennt, liegen nun direkt unter ihm. Der Petersplatz, der Dom, die Engelsburg, das Kolosseum, das Forum Romanum, Villa Borghese, unzählige Kuppeln und Kirchen und nicht zuletzt das sich schlängelnde braune Band des Tiberflusses. David ist fasziniert. Die Fensterscheibe des Flugzeugs verwandelt sich für ihn in eine magische Glaskugel. Sie eröffnet ihm die Vision einer Szene aus einer längst vergangenen Zeit. Da draußen scheint die Zeit stehen geblieben zu sein.

Die Realität holt ihn allerdings schnell ein, als er nach der Landung den Flieger verläßt. Solch eine Ankunft am Flughafen hatte er noch nie erlebt. Kaum, dass der Learjet sein Parkposition erreicht hat, kommt ein schwarzer Kleinbus mit getönten Scheiben angerast. Die zwei dunklen Gestalten, die aus dem Wagen steigen, hätten problemlos in jedem Mafiafilm mitspielen können. Schwarzer Anzug, schwarze Schuhe, Sonnenbrille, Goldkettchen, Pomade im Haar und Dreitagebart. Als sich David und Thomas Prenninger von der Crew verabschiedet und den Flieger verlassen haben, begrüßt sie der ältere der beiden in einem eher unfreundlichen Ton:

> *»Buongiorno signori, sind Sie die Herren Prenninger und Jonas aus Wien?«*
>
> *»Si señor!«, antwortet Davids Chef in schlechtem Spanisch.*
>
> *»Bitte steigen Sie in unseren Wagen. Wir bringen Sie in den Vatikan.«*

Kaum dass alle Platz genommen und die Türen geschlossen haben, rast der Kleinbus auch schon los. Aber nicht etwa in Richtung Ankunftsterminal, wie David es eigentlich erwartet hätte, sondern direkt zur Ausfahrt des Flughafengeländes. Der schwerbewaffnete Soldat am Tor öffnet bereits die Schranke, als der den Wagen von weitem herankommen sieht. Eh sie sich versehen, haben sie den Flughafen verlassen und befinden sich auf der Autobahn in Richtung Rom.

David empfindet die gesamte Situation langsam irgendwie als bedrohlich. Ihre Begleiter sprechen während der ganzen Fahrt kein Wort. Dafür mustern sie die ganze Zeit intensiv die Umgebung. An der Mittelkonsole, rechts neben dem Fahrersitz, sieht David eine Metallhalterung. Die darin befestigten zwei Maschinenpistolen sprechen ihre eigene Sprache. Auch die Autobahn wirkt unnatürlich. Weit und breit ist außer ihnen kein weiteres Fahrzeug und keine Menschenseele zu sehen. Das ändert sich erst, als sie die ersten Vororte erreichen. Hier werden die Straßen langsam belebter. Aber nicht durch Autoverkehr, sondern durch Pferdefuhrwerke

und ab und zu mal ein Motorrad. Die Häuser am Straßenrand wirken verwahrlost und sind teilweise sogar verfallen. Die ganze Szenerie steht in krassem Gegensatz zu der Postkartenidylle, die sich David aus dem Flieger heraus dargestellt hat. Je näher sie dem Stadtzentrum kommen, desto mehr Menschen befinden sich auf den Straßen. Der Fahrer hupt jetzt häufig, um sich freie Fahrt durch das Gewirr von Fußgängern, Radfahrern und Fuhrwerken zu verschaffen. David kann kein einziges freundliches Gesicht da draußen ausmachen. Sobald die Menschen den heranbrausenden Kleinbus sehen, wirkt es für ihn, als wollten sie ihn mit ihren Blicken vernichten. Beim Überqueren einer Kreuzung springt ihnen plötzlich ein Hund vor das Fahrzeug. Der Fahrer kann nicht mehr ausweichen und erwischt das Tier mit dem vorderen rechten Kotflügel. David zuckt zusammen, als er den Knall des Aufpralls und den gellenden Schrei des angefahrenen Tieres hört. Der Fahrer murmelt aber nur ein unverständliches »Cagnaccio misero!« und setzt seine Fahrt beschleunigt fort, während der Beifahrer seine linke Hand nervös auf seine Maschinenpistole legt.

David und sein Chef schauen sich hilfslos an. Sie hatten sich den Flughafentransfer mehr als Sightseeing-Tour vorgestellt und nicht als diesen Horrortrip, den sie da gerade durchleben. Als sie endlich die große Kuppel des Petersdom vor sich auftauchen sehen, atmen beide hörbar auf. Nun kann es ja nicht mehr sehr weit bis zu ihrem Ziel sein. Und tatsächlich erreichen sie kurz darauf die Grenze des Vatikanstaates. Oder besser gesagt den extrem gesicherten Mauerdurchbruch, der den Vatikan von der Stadt Rom unüberwindbar trennt. Der schwerbewaffnete Kontrollposten nimmt es mit der Zutrittskontrolle wesentlich genauer als sein Kollege am Flughafen. Akribisch liest er den Passierschein, den der Fahrer ihm ausgehändigt hat. Dann steigt er kurz ins Innere des Kleinbusses und versichert sich, dass sich auch wirklich nur vier Personen da drinnen befinden. Erst als er sicher ist, dass alles in Ordnung ist, geht er zu seinem Kontrollhäuschen und verschwindet kurz darin. Die zwei großen Metallpoller, welche jegliche Durchfahrt bisher zuverlässig verhindert

haben, beginnen zu blinken und in der Fahrbahn zu versinken. Nach wenigen Sekunden ist die Bahn frei und die Fahrt kann weiter gehen.

Hinter der Mauer beginnt eine andere Welt und David fühlt sich mit einem Schlag wieder sicher. Der Fahrer steuert den Wagen durch eine kleine Allee, an deren Ende ein großes Hotel steht. Vor dem Zufahrtsrondell steht ein Wald von Fahnenmasten, an denen David, neben den ihm vertrauten Flaggen der Großdomänen, unzählige ihm unbekannte Fahnen im Wind wehen sieht. Der Wagen hält direkt vor dem Hoteleingang. Über den großen Drehtüren steht in goldfarbenen Buchstaben »Hotel Villa Medici« Der Fahrer begleitet David und Thomas Prenninger zur Rezeption und hilft ihnen bei den Eincheckformalitäten. Dann erklärt er ihnen kurz den weiteren Tagesablauf:

> *»Sie können jetzt auf ihre Zimmer gehen und sich etwas frisch machen. Um achtzehn Uhr werden Sie im Konferenzbereich des Hotels erwartet. Raum Fatima.«*

Nach dieser knappen Ansage verabschiedet er sich und verschwindet. David schaut seinen Chef etwas ratlos an.

> *»Weißt du wo der Konferenzbereich ist?«*

> *»Ich glaube da hinter der Rezeption. Wir haben jetzt noch knapp eine Stunde Zeit. Ich schlage vor, wir treffen uns fünf vor sechs hier und begeben uns dann gemeinsam auf die Suche nach Fatima.«*

> *»Alles klar!«, sagt David.*

Dann fahren sie mit dem Aufzug in den 8. Stock und beziehen ihre Suiten.

Fahrradtour

Salvatore hat von dem Überfall auf Gianna nichts mitbekommen. Nachdem er sich von ihr verabschiedet hat, geht er nach Hause und isst eine Kleinigkeit. Danach holt er sein Fahrrad aus dem Keller, um sich auf den Weg zu Guiseppe Manzoni zu machen.

Es ist ein wunderschöner Tag für einen Fahrradausflug. Die Temperaturen sind erträglich und es weht eine frische Brise Meereswind von der Küste durch die Straßen Roms. In den engen Gassen von Trastevere ist es ruhig. Nur die Kinder, die auf dem Heimweg von der Schule sind, hauchen der idyllischen Szenerie ein wenig Leben ein. Die Gemüsefrau an der Straßenecke grüßt ihn freundlich, während er an ihr vorüber fährt:

> *»Ciao Salvatore! Ist der rasende Reporter mal wieder auf zwei Rädern unterwegs?«*

> *»Ciao Antonia! Ich trainiere für den Giro d'Italia!«*

Im Geschichtsunterricht seiner Schule hatte Salvatore gelernt, dass dieses Radrennen früher einmal über die ganze Apenninen-Halbinsel geführt haben soll. Ohne Grenzkontrollen an den Domänengrenzen - einfach unvorstellbar! Heute gibt es an den südlichen Rändern der Po-Domäne einen unüberwindbaren Zaun, der jede unkontrollierte Einreise schon im Ansatz verhindern soll. Der Gedanke an ein vereintes Italien von der Insel Sizilien bis zur großen Wasserscheide in den Alpen ist für Salvatore genauso irreal, wie der Gedanke, dass eine Frau als Papst im Vatikan die Geschäfte führen könnte. Der reiche Norden grenzt sich mit aller Macht gegen die armen Zwergdomänen des Südens ab. Kein Gedanke mehr an die frühere stolze Nation, mit ihrer grün-weiß-roten Tricolore. Grün als Farbe der Natur, weiß für die Alpengletscher und rot für das in den Kriegen vergossene Blut. Ja - Blut wurde immer reichlich vergossen auf dem Boden des guten alten Italia. So gesehen sollte die Flagge der Stadt Rom eigentlich braun-rot-schwarz sein! Braun für die dreckige Brühe des Tiber, rot natürlich auch für das hier nicht minder viel vergossene Blut und letztendlich schwarz für die Farbe der Talare, deren Träger das Leben in der Stadt diktieren.

Salvatore erwacht erst wieder aus seiner düsteren Gedankenwelt, als er die Porta Portese erreicht. Hier endet sein Heimatquartier und die Ponte Sublicio führt auf die andere Seite des Tibers hinüber. Bevor er aber über die Brücke fährt, entschließt er sich noch einen Blick auf den großen

Markt hinter der Porta Portese zu werfen. Kaum ist er mit seinem Fahrrad durch den großen Torbogen gefahren, befindet er sich schon mitten im Getümmel. Salvatore liebt diesen Markt. Jeden Tag, außer Sonntag – ebenfalls ein Diktat des Vatikans – ist der Markt von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang geöffnet. Es gibt fast nichts, was es hier nicht geben würde. Wenn auch nicht immer offiziell, so doch meistens auf diskrete Nachfrage. Salvatore schiebt sein Rad zwischen den Ständen der Händler hindurch und mustert neugierig die angebotenen Waren. An einem Stand für elektronische Geräte fällt sein Blick auf ein altes Mobiltelefon. Dieses Emblem mit dem angebissenen Apfel hat er schon einmal gesehen. Kaum hat der Händler sein Interesse bemerkt, preist er das Gerät schon lauthals an:

> *»Original Mela, jede Menge Äpps!«*
>
> *»Kann man damit denn telefonieren?«, fragt Salvatore mehr im Scherz.*
>
> *»Selbstverständlich Signore! Beste Sprachqualität mit 7G und Etsch.«*
>
> *»Was soll es denn kosten?«*
>
> *»Nur 5000 römische Lire.«*

Salvatore nickt und geht weiter. Er ist sich sicher, dass dieses alte Teil unmöglich im römischen Mobilfunknetz funktionieren würde. Selbst die Modelle neuer Bauart haben meistens keinen Empfang. Die römische Telefongesellschaft bekommt gerade mal die Festnetztelefone halbwegs zuverlässig ans Laufen. Dennoch finden es viele Römer chic, mit so einer nostalgischen Handyattrappe herum zu laufen. In einem Artikel im Internet hatte Salvatore einmal gelesen, dass der Hersteller dieser Geräte noch kurz vor dem Wirtschaftscrash seinen Firmensitz nach Pittsburgh[9] verlagert haben soll. Ob das so stimmt, kann aber zumindest bezweifelt werden. Zu jener Zeit wurden jede Menge sogenannter Fake-News verbreitet. Fakt ist jedenfalls,

9 Hauptstadt der nordamerikanischen Riesendomäne Mississippi. Entwässert über die Flüsse Monongahela, Allegheny, Ohio und Mississippi in den Golf von Mexiko

dass der Großteil der damaligen Entwicklungsingenieure heute als Landarbeiter auf den Apfelplantagen in Cupertino[10] arbeiten.

Nachdem Salvatore noch diese und jene Kuriosität entdeckt hat, findet er, dass es langsam an der Zeit wäre, seine Radtour fortzusetzen. Als er sein Fahrrad durch den weißen Marmorbogen der Porta Portese schiebt, lässt er das quirlige Treiben des Marktes hinter sich und setzt seine Fahrt in Richtung Tiber fort. Weit muss er nicht fahren, dann steigt ihm schon der beißende Gestank des träge dahinfließenden Flusses in die Nase. Er tritt fest in die Pedale, um möglichst schnell der unsichtbaren Wolke aus Müll und Fäkalien zu entfliehen. Nur wenige Meter hinter der Brücke kann er jedoch schon wieder tief durchatmen und als er an der Via Marmorata an den bewaldeten Hängen des Aventin entlang fährt, riecht die Luft nach Blumen und frischem Harz.

Bald erreicht er die in strahlenden Weiß aufragende Cestius-Pyramide. Der römische Volkstribun Gaius Cestius hatte sie kurz vor Christi Geburt als sein persönliches Grabmal errichten lassen. Die Römer waren eben schon immer ein modebewusstes Völkchen. Beeindruckt durch die monumentalen Bauwerke im alten Ägypten, wollten sie es den dortigen Pharaonen gleichtun und mit der Errichtung großer Pyramiden ebenfalls ein klein wenig Unsterblichkeit erlangen. Zumindest für Gaius Cestius war dieser Traum in Erfüllung gegangen: Seine Pyramide hat – dank mehrerer Restaurierungen – die Jahre nahezu unbeschadet überstanden und der Name des unbedeutenden Tribuns, über dessen Leben es sonst nicht viel Erzählenswertes gibt, ist bis heute unvergessen.

Als Salvatore die Pyramide so vor sich liegen sieht, schaudert es ihn ein wenig. Es ist noch gar nicht so lange her, da war dieser Ort der Schauplatz eines beispiellosen Verbrechens. Salvatore war damals ein kleines Kind und in Rom herrschte noch die Anarchie als Folge der vorangegangenen wirtschaftlichen Katastrophe. Niemand wusste so recht, welche Staatsform sich langfristig aus dem allgemeinen Chaos wieder herausbilden würde. Für die verschiedensten Ideen gab es jeweils begeisterte Befürworter und entschiedene Gegner. Die Mehrheit der Römer wollte wieder in einem demokratisch regierten, vereinigten Italien leben, wobei selbstverständlich Rom wieder dessen

10 Obstanbauregion im domänenfreien früheren sogenannten Silicon Valley

Hauptstadt sein sollte. Schon bald aber musste man feststellen, dass die nördlichen Landesteile des alten Italien ganz andere Zukunftsvorstellungen hatten und sich nie wieder von Rom bevormunden lassen wollten. Daraufhin sprudelten in Rom die Ideen, in welche Richtung die politische und wirtschaftliche Reise denn gehen sollte. Von der Einführung eines Kaiserreichs nach altrömischer Tradition, bis hin zu einem marxistisch-leninistischen Kommunismus in Anlehnung an die frühere Sowjetunion, war alles dabei, was Menschen in Not sich eben so ausdenken können. Einer dieser damaligen revolutionären römischen Vordenker war ein gewisser Luigi Piramidi. Dieser war ein glühender Anhänger des deutschen Domänentheoretikers Karl Guggenmoser. Der wiederum hatte mit der Vorstellung seines Domänensystems seinerzeit weltweit für Furore gesorgt. Den Römern war das Domänensystem aber anfangs sehr suspekt und das aus gutem Grund: Man musste sich nur einmal die Landkarte ansehen, um zu erkennen, in welchem jämmerlich kleinen Flusssystem die ewige Weltstadt Rom in Zukunft verortet sein würde! Luigi Piramidi und seine fünf Mitstreiter wurden bald zur Zielscheibe von Spott und Hohn, hielten aber dennoch standhaft an ihren Überzeugungen fest und versuchten weiterhin die Einwohner Roms von den Vorteilen des Domänensystems zu überzeugen. Bis sie eines Tages plötzlich allesamt von der Bildfläche verschwunden waren. Ihre Familien meldeten die sechs Männer als vermisst. Es gab aber damals keine Institution, die etwas hätte unternehmen können, um ihr Schicksal aufzuklären. Das Rätsel um die Sechs wurde erst zwei Monate später gelöst. Einem Hobbyarchäologen war aufgefallen, dass die Grabkammer der Cestius-Pyramide seit einiger Zeit nicht mehr begehbar war. Anfangs war er davon ausgegangen, dass der schmale Eingang aus Denkmalschutzgründen zugemauert worden war. Als aber offenbar niemand von einer derartigen Aktion zu wissen schien, erteilte der damalige Revolutionsrat der Stadt den Auftrag, den Eingang zur Grabkammer der Pyramide wieder freizulegen. Als die Arbeiter die Ziegelbarriere eingerissen hatten, fanden sie in der Grabkammer die Leichen von Luigi Piramidi und seinen Genossen. Man hatte die Sechs offenbar lebendig dort eingemauert. Der Zustand ihrer Finger bewies eindeutig, dass sie tagelang verzweifelt versucht haben mussten, wieder aus ihrem dunklen Gefängnis herauszukommen. Ein Großteil der Bevölkerung in der Tiberdomäne ist heute davon überzeugt: Dieser grausame Mord hat Luigi Piramidi

und seine Leidensgefährten zu Märtyrern gemacht und damit vielleicht dem Domänensystem am Tiber letztendlich zum Durchbruch verholfen.

Salvatore wendet seinen Blick von der Pyramide ab, um wieder auf andere Gedanken zu kommen. Nachdem er das enge Nadelöhr zwischen der Pyramide und der trutzigen Porta San Paolo durchquert hat, öffnet sich vor ihm die belebte Piazzale Ostiense. Ab hier ist es erst einmal vorbei mit der Beschaulichkeit. Auf der historischen Ausfallstraße nach Ostia herrscht rund um die Uhr ein reges Treiben. Pferdefuhrwerke, Motorräder und auch einige Autos teilen sich die breite Straße und machen das Radfahren zu einer echten Herausforderung. Als sich Salvatore gerade anschickt die Straße zu überqueren, wird er plötzlich von einer attraktiven Blondine angesprochen:

> *»Ciao Salvatore! Na, mal wieder an der Via Ostiense unterwegs in geheimer Mission? Wie geht es dir?«*

Er muss erst zweimal hinsehen, dann erinnert er sich:

> *»Ja hallo Ivanka! Danke der Nachfrage. Gut! Und selbst? Wie laufen die Geschäfte?«*

Gianna und Salvatore hatten vor etwa einem Jahr eine Videoreportage über die Straßenprostitution an der Via Ostiense gemacht. Salvatore war das anfangs eher peinlich gewesen. Es war Gianna, die ihn dann mit dem Argument »Sex sells« und der Aussicht auf steigende Abonnentenzahlen für den Videoblog, überredet hatte mitzumachen. Anfangs war es gar nicht so leicht gewesen, eine der anschaffenden Damen zur Zusammenarbeit zu bewegen. Erst Ivanka, mit ihrer freundlichen und unkomplizierten Art, hatte ihm dann vor der Kamera Rede und Antwort gestanden. Freimütig erzählte sie ihre ganze Lebensgeschichte und ließ ihn mit der Kamera tagelang – mit aller gebotenen Diskretion – an ihrem Privat- und Straßenleben teilhaben. Gianna hatte am Ende natürlich recht behalten. Als die beiden die fertige Reportage online gestellt hatten, dauerte es keine sieben Tage, bis sich die Klickrate ihres Videoblogs vervierfacht hatte. Aber auch für Ivanka, die mit ihren vierzig Jahren nicht mehr die Jüngste

in ihrem Gewerbe war, hatte sich die Sache gelohnt! In den folgenden Wochen konnte sie sich vor Freiern kaum noch retten und hatte lange überlegt, wie sie sich bei dem guten Salvatore einmal revanchieren könnte.

> *»Danke, mir geht‘s auch gut! Wir haben uns ja schon eine Ewigkeit nicht mehr gesehen. Komm doch auf einen Kaffee mit zu mir nach Hause. Dann kannst du mir ja in aller Ruhe erzählen, was du in letzter Zeit so getrieben hast!«*

Dabei zwinkert sie ihm so eindeutig zu, dass jede Fehlinterpretation dieses Angebots unmöglich scheint. Salvatore schaut kurz auf seine Armbanduhr. Bis zur Wohnung von Guiseppe Manzoni ist es von hier aus nur noch ein Katzensprung. Und es ist noch zu früh, um ihn dort im Park beim Bocciaspielen anzutreffen. Er hat also durchaus noch genügend Zeit, um sich eine Weile angeregt mit Ivanka zu unterhalten.

Mittlerweile hat ihm aber der kleine Salvatore in seiner Hose die Entscheidung schon abgenommen. Er signalisiert ihm eindeutig: »Geh mit ihr nach oben!«

Manche Dinge lässt sich Salvatore nicht zweimal sagen.

Verzweiflung

Dreimal hat Jan nun schon den extrem spärlichen Abschiedsbrief seines Vater durchgelesen. Beim vierten Mal brechen bei ihm alle Dämme. Die harte Fassade, die er in den letzten Stunden mit aller Kraft aufrecht erhalten hatte, bricht in der vertrauten Umgebung unerbittlich in sich zusammen. Die Tränen schießen ihm in die Augen und er beginnt ungehemmt zu weinen und seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen. Seine Mutter und seine Schwester erschrecken erst einmal aufgrund des ungewohnten Anblicks. Dann nehmen sie ihn in ihre Mitte und versuchen ihn zu trösten. Was letztendlich aber nur dazu führt, dass sie alle drei heulend auf dem Sofa sitzen und sich gegenseitig in den Armen halten.

Als sie sich nach einer Weile wieder etwas beruhigt haben, will Jan von seiner Mutter wissen:

»Warum hat er das getan. Er hätte doch sehen müssen, dass wir das Schwierigste hinter uns haben und dass es langsam wieder aufwärts geht!«

»Ich weiß es auch nicht«, antwortet seine Mutter, immer noch mit gebrochener Stimme. »Ich habe mich aber gestern mit dem Pastor unterhalten und er hat gesagt, dass dieser Selbstmord leider kein Einzelfall sei. Gerade die Männer in seiner Altersgruppe wären aktuell ganz häufig betroffen. Er hat es damit begründet, dass sie als sogenannte Babyboomer-Generation von Geburt an nur einen stetig anwachsenden Wohlstand miterlebt hätten. Solide Berufsausbildung, sichere Jobs, garantierte Altersvorsorge, Familie, Autos, Urlaub, Haus, das volle Programm. Wenn man sich entsprechend angestrengt hat, wurde man mit immer noch mehr Wohlstand und Sicherheit belohnt. Und plötzlich wird einem das alles wieder weggenommen.«

»Aber die Dinge beginnen sich doch schon wieder zum Besseren zu ändern. Das hätte er doch sehen müssen!«

»Der Pastor meinte, dass gerade die Männer dieser Generation, die jetzt am Ende ihres Erwerbslebens stehen, sich als die größten Verlierer betrachten. Ihre Berufe sind in absehbarer Zeit nicht mehr gefragt und falls sie jemals wieder gefragt sein werden, sind sie endgültig zu alt und haben den Anschluss verloren. Jungen Leute wie euch stehen bestimmt wieder einmal alle Türen offen. Für die Menschen meiner Generation ist der Ofen aus.«

»Aber Mutti, du bist doch jetzt auch schon wieder voll ins Leben integriert. Was machst du da eigentlich in deinem Zivildienst?«

»Ich arbeite wieder im Supermarkt. Allerdings nicht wie früher an der Kasse, sondern an der Warenausgabe, wo die Leute ihre Lebensmittelmarken eintauschen. Mein früherer Marktleiter hat mich da über Beziehungen rein gebracht.«

»Na also, da hast du ja auch schon wieder eine gute Perspektive. Warum hat sich Vater an dir kein Beispiel genommen?«

> *»Männer tun sich offenbar schwerer damit, soziale Rückschritte einfach so wegzustecken. Bei mir ist es ja genau genommen gar kein Rückschritt. Ich war vorher eine schlecht bezahlte Kassenkraft und bin jetzt eine schlecht bezahlte Ausgabekraft. Ich sehe nach wie vor die selben Menschen und kann mich wie bisher mit ihnen über dieses und jenes unterhalten. Bei eurem Vater ist das schon etwas anderes gewesen. Er hatte einen verantwortungsvollen Job, verdiente einen Haufen Geld und konnte seinen Leuten sagen, wo's lang geht. Und dann hat sich damit abfinden müssen, dass das alles für immer vorbei ist und er in Zukunft als Erntehelfer arbeiten soll. Das ist schon ein Unterschied!«*

Jan denkt eine Weile darüber nach, was seine Mutter gesagt hat. Er versucht sich in die Situation seines Vater hinein zu versetzen. Könnte ein materieller Verlust für ihn einen derart drastischen Schritt rechtfertigen? Wahrscheinlich nicht. Er tut sich aber auch schwer, sich überhaupt eine konkrete Vorstellung von materiellen Verlusten zu machen. Jan hatte noch nie mehr besessen, als er in seinem Geldbeutel mit sich tragen konnte. Hätte er den verloren: Blöd gelaufen, aber nicht wirklich schlimm. Er muss sich wohl oder übel damit abfinden, dass er nie erfahren wird, was wirklich im Kopf seines Vaters vorgegangen war und was ihn letztendlich zu dieser Verzweiflungstat getrieben hat.

Wenn Peter Eckert jetzt noch leben würde, könnte er seinem Sohn durchaus noch ein paar zusätzliche Einzelheiten aus seinen letzten Tagen erzählen. Wahrscheinlich würde ihn dieser dann besser verstehen. So nimmt er aber das Wissen um die ganze Wahrheit leider mit ins Grab:

Der totale Vermögensverlust war ein herber Schlag für ihn: Sämtliche Aktien, Lebensversicherungen und Rentenansprüche wertlos, das Sparvermögen unerreichbar und später von der Hyperinflation entwertet. Das einzige, was erhalten blieb, waren die Darlehensschulden für das Einfamilienhaus bei der Bank und die eingetragene Grundschuld, die der Bank das Recht gab, ihnen das Haus jederzeit wegzunehmen, falls sie ihrem Schuldendienst nicht mehr nachkommen konnten.

Noch zermürbender war aber der vergangene Hungerwinter. Wochenlang hatten Vater, Mutter und Tochter bei Eiseskälte ohne ausreichende Nahrung in ihrem unbeheizbaren Haus ausharren müssen. Peter Eckert hatte sich mit seinem Fahrrad auf die Suche nach Essbarem aufgemacht. Im Umkreis von 50 Kilometern hatte er nahezu jeden Bauernhof abgeklappert. Am Ende hat er mehr Kalorien abgestrampelt als die paar aufgetriebenen Lebensmittel an Nährwert enthielten.

Als der Frühling kam, hatten sich alle drei auf Hamsterfahrt begeben. Auch hier war der Erfolg anfangs sehr bescheiden. Zuerst hatte Peter Eckert grundsätzliche Bedenken gehabt, ob er seine siebzehnjährige Tochter alleine losziehen lassen sollte. Dann waren sie alle aber doch froh gewesen, dass sie durch diese verteilte Strategie ihre Erfolgsquote merklich steigern konnten. Nach und nach mauserte sich Anna sogar zum erfolgreichsten Lebensmittellieferanten in der Familie. Peter Eckert war richtig stolz auf seine Tochter und freute sich, dass sie im Gegensatz zu ihm und seiner Frau offenbar bei den Bauern den richtigen Mitleidston für das Öffnen der Speisekammern traf. Bis ihm irgendwann klar wurde, auf welche Art und Weise sie an die Sachen gekommen war.

Seine grenzenlose Naivität wurde ihm erst bewusst, als er eines Abends auf der Straße von seinem sturzbetrunkenen Nachbarn Günter Neubert angesprochen wurde. Dessen Tochter Julia war im gleichen Alter wie Anna und hatte mit ihr jahrelang dieselbe Schule besucht. Mit lallender Stimme hatte er ihn gefragt, ob er denn wüsste, dass die beiden Mädchen neuerdings hinter dem Bahnhof auf dem Babystrich zu finden wären. Peter Eckert wollte den Trunkenbold erst einfach stehen lassen. Dann hatte dieser aber weiter auf ihn eingeredet: Dass Julia ihm gebeichtet hätte, dass Anna auf einer ihrer Touren von irgend einem Dreckschwein Lebensmittel gegen sexuelle Gefälligkeiten bekommen hätte, dass Anna sich dann ihrer Freundin Julia anvertraut hätte, dass die beiden Mädchen dann aus Not und Unerfahrenheit versucht hätten ihren hungernden Familien zu helfen, dass ihnen irgendein Typ dann regelmäßige Warenlieferungen versprochen hätte, wenn sie für ihn auf den Strich gehen würden und so weiter und so

weiter. Für Peter Eckert war an diesem Abend endgültig die Welt zusammengebrochen. Als Ernährer der Familie hatte er bereits auf ganzer Linie versagt und jetzt hatte er durch seine grenzenlose Dummheit auch noch die Zukunft seiner eigenen Tochter zerstört.

In der folgenden Nacht hatte er die erste Flasche seine geliebten Whiskeysammlung geleert. Als er am nächsten Tag seinen Kater ausgeschlafen hatte, erzählte ihm seine Frau, dass sich ihr Nachbar, der Herr Neubert, im Wald eine Kugel in den Kopf gejagt hatte. Die folgenden Tage trank Peter Eckert mehr und mehr und als sein Whiskeyvorrat aufgebraucht war, ging er in den Keller und setzte seinem trostlosen Leben ein qualvolles Ende.

Fatima

Davids Suite im Hotel Villa Medici übersteigt seine Erwartungen um Größenordnungen. Zwei Zimmer – Wohnraum und Schlafraum – mit edlen Möbeln, ein riesengroßes Bad mit Badewanne und separater Dusche, dazu ein Balkon mit Blick auf die vatikanischen Gärten. Ihre Gastgeber wollen sich offenbar nicht lumpen lassen. Solche Dienstreisen ließe er sich öfter gefallen. Nur das WLAN könnte schneller sein. Nachdem David seine Mails gecheckt hat, testet er die Dusche. Ein satter kühler Massagestrahl prasselt auf seinen Rücken nieder und weckt seine, von der Anreise ermüdeten, Lebensgeister. Als er jedoch den Hebel an der Mischbatterie nach links schiebt, tut er wohl etwas zu viel des Guten. Das Wasser wird so heiß, dass er so schnell er kann aus der Dusche springt, um sich nicht zu verbrühen. Das heiße Wasser plätschert unterdessen munter weiter und verwandelt sein Bad innerhalb weniger Sekunden im wahrsten Sinn des Wortes in ein römisches Dampfbad. Nur mit Mühe gelingt es ihm das Wasser wieder abzustellen. Als er überlegt, wie er die Belüftung aktivieren kann, sieht er eine weiße Kordel, die von einem kleinen Kasten herunter in die Badewanne hängt. Vielleicht kann er damit ja den Lüfter einschalten. Als er daran zieht, fühlt es sich auch so an, als wenn er einen Schalter betätigt hätte; allerdings tut sich überhaupt nichts. Er beschließt noch einen

Versuch mit der Dusche zu starten und sich zumindest das Shampoo aus seinen Haaren herauszuwaschen. Kaum hat er die Glastür der Dusche wieder geschlossen, steht plötzlich das Zimmermädchen mit hochrotem Kopf in seinem Bad. Sie murmelte auf italienisch irgendetwas etwas von »SOS« und deutet auf die weiße Kordel. David verspricht ihr, in Zukunft die Finger von dem Ding zu lassen, aber da ist sie schon wieder weg.

Als er sich angezogen hat, ist es schon Viertel vor sechs. David zappt noch ein wenig durch die Programme des großen Flachbildfernsehers und fährt dann mit dem Aufzug nach unten zur Rezeption. Sein Chef Thomas Prenninger erscheint natürlich erst Punkt sechs Uhr in der Lobby. Dafür verkündet er stolz:

> *»Ich hab mich schlau gemacht. Das Konferenzzentrum des Hotels ist dort hinten. Komm mit!«*

Gemeinsam gehen sie schnellen Schrittes den langen Flur entlang. An einem relativ kleinen Raum steht tatsächlich »Fatima«. Als sie eintreten, werden sie bereits von drei Personen erwartet: Ein junger Mann im legeren Outfit, ein sehr gut gekleideter Mann mittleren Alters – und ein Priester. Letzterer ergreift das Wort in perfektem Deutsch:

> *»Guten Abend meine Herren! Mein Name ist Alberto Bonelli. Im Namen der Vatikanbank darf ich Sie hier in Rom herzlich willkommen heißen. Ich hoffe, Sie hatten eine gute Anreise?«*

> *»Vielen Dank. Hat alles wunderbar geklappt!«, antwortet Thomas Prenninger.*

> *»Darf ich Ihnen meine Kollegen vorstellen? Der Herr zu meiner Rechten ist Sergio Giocondo. Sergio ist als Projektmanager ihr zukünftiger Ansprechpartner für alle koordinatorischen Fragen. Und der junge Mann zu meiner Linken ist Enzo Agnesi. Enzo ist Softwarespezialist und arbeitet in unserem Datenzentrum.«*

> *»Sehr angenehm. Der Name meiner Wenigkeit ist Thomas Prenninger. Ich wurde vom Vorstand unserer Zentralbank als Projektleiter für dieses wichtige und zukunftsträchtige Projekt eingesetzt. Ich leite das zwanzigköpfige Team, das sich mit der*

technischen Durchführung unseres Kooperationsabkommens beschäftigen wird. Der junge Mann, den ich mitgebracht habe, ist David Jonas, einer unserer vielen Datenbankspezialisten.«

David kennt das arrogante Getue vom seinem Chef schon zur Genüge, so dass er kaum noch hinhört, was dieser noch so alles an Managergeschwurbel von sich gibt. Der weitere Verlauf dieses ersten Meetings folgt den üblichen Ritualen: Als erstes wechselt die Konversationssprache vom Deutschen ins Englische. Nachdem die Rangordnung innerhalb der beiden Parteien ausreichend geklärt worden ist, unterzeichnen alle Teilnehmer ein NDA[11]. Danach präsentieren die beiden Projektleiter ausgiebigst ihre vorbereiten Foliensätze auf dem riesigen LED-Bildschirm des Tagungsraums. David muss gegen die aufkommende Müdigkeit ankämpfen. Die ganze Thematik interessiert ihn nicht die Bohne. Die Donau-Domäne und der Vatikanstaat hatten vor ein paar Monaten einen bilateralen Clearingvertrag über den beiderseitigen Cashflow, sowie den Devisen- und Wertpapierhandel verabschiedet. Jetzt ging es darum, die Vatikanbank mit dem bestehenden zentralen Clearinghaus in London technisch zu verbinden. Davids Meinung nach, war das eigentlich eine Lappalie, die man auch von zuhause aus – im schlimmsten Fall mit ein paar Videokonferenzen – hätte erledigen können. Aber dann hätten die Herren Projektleiter ja nicht ihre Wichtigkeit und Unverzichtbarkeit demonstrieren können.

Als vor fünf Jahren das Clearinghouse in London gegründet wurde, war das eine ganze andere Herausforderung. Die Metropole an der Themse hatte sich damals, nach langem Hin und Her, als idealer Standort herauskristallisiert. Was wohl nicht zuletzt daran gelegen hatte, dass sich Britannien relativ glimpflich durch das globale Wirtschaftschaos manövriert hatte. Auch wenn der Brexit de facto nie vollzogen wurde: Die Briten hatten sich rechtzeitig von Europa und dem Euro distanziert und waren deshalb von den katastrophalen Auswirkungen des Zusammenbruchs der Währungs- und Wirtschaftsunion halbwegs

---

11 NDA: Non-Disclosure-Agreement, Verschwiegenheitserklärung

verschont geblieben. Wie auf den meisten Inseln, war eine Flussdomänenbildung in Britannien keine echte Alternative. Es bildeten sich stattdessen die drei souveränen Staaten Irland, Schottland und Kleinbritannien heraus, wobei letzteres aus dem Zusammenschluss von England und Wales hervorging. Und da in der City of London bereits die Infrastruktur für ein erfolgreiches Bankensystem vorhanden war, machte dieser Standort das Rennen bei der Frage, wo das zukünftige europäische Finanzzentrum angesiedelt werden sollte.

David fühlt sich in seiner Einschätzung bestätigt, als er seinen Kollegen Enzo gähnen sieht. Der gegenseitige Präsentationsmarathon zieht sich jedoch noch über eine Stunde hin. Dann ergreift Hochwürden Bonelli endlich das Wort:

> *»Meine Herren, ich denke wir haben heute genug über die anspruchsvollen Aufgaben gehört, die vor uns liegen. Ich schlage vor, dass wir für heute die Arbeit ruhen lassen. Morgen liegt ein langer Tag vor uns. Sergio hat für morgen ganztägig einen Besprechungsraum im Apostolischen Palast reserviert. Er und sein Team werden dort mit Ihnen, Herr Prenninger, über die Projektplanung der nächsten Monate konferieren. Enzo wird Herrn Jonas in seinen Serverraum mitnehmen und ihm die dortigen Computer zeigen. Für morgen Abend haben wir uns etwas ganz besonderes für Sie ausgedacht: Seien Sie unsere Gäste in einer altrömischen Taverne. Mehr möchte ich heute nicht verraten. Ursprünglich hatten wir dieses Event schon für heute Abend geplant. Die Erfahrungen früherer Besuche haben aber gezeigt, dass ein konzentriertes Arbeiten am Folgetag leider nicht immer so möglich war, wie wir uns das gewünscht hätten. Sie haben deshalb bestimmt Verständnis dafür, das wir die Reihenfolge der Tagesordnungspunkte etwas angepasst haben. Per aspera ad astra – oder wie mein Monsignore immer frei übersetzt – erst die Arbeit, dann das Vergnügen! Morgen früh, um neun Uhr, nach dem Frühstück, werden Sie in der Hotellobby abgeholt. Ich wünsche Ihnen eine erholsamen Aufenthalt und eine angenehme Nachtruhe.«*

Boccia

Nach dem unverhofften Schäferstündchen mit Ivanka schwingt sich Salvatore wieder auf sein Fahrrad und macht sich auf zur nahegelegenen Piazza Gian Lorenzo Bernini. Der Platz trägt den Namen des berühmtesten Bildhauers des römischen Barocks. Geschmack hin oder her: Unzählige Brunnen und Kirchen der Stadt sind mit seinen detailreichen Skulpturen verziert. Als sein berühmtestes Werk gilt heute zweifellos der Vierdomänenbrunnen auf der Piazza Navona. Letztes Jahr erst feierten die Römer das vierhundertjährige Bestehens dieses grandiosen Meisterwerks. Bernini war seiner Zeit damals weit voraus: Er meißelte an dem Brunnen die vier bedeutenden Flusssysteme Donau, Ganges, Nil und Río de la Plata symbolisch in Stein und nahm damit die Definition der wichtigsten Kontinentaldomänen quasi künstlerisch vorweg. Auch wenn Salvatore kein großes Interesse für das künstlerische Schaffen dieses Bildhauers hat. Die politische Weitsicht des Mannes fasziniert ihn allemal.

Als er die kleine Piazza erreicht, dreht er erst einmal eine kleine Runde um den in der Mitte gelegenen Park. Eine schöne Wohngegend ist das hier! Lauter nette Villen mit viel Grün drum herum. Hier lässt es sich bestimmt gut leben. In der Mitte des Parks entdeckt Salvatore die Bocciabahn, auf der sich vier ältere Männer gerade einen hitzigen Disput über den Verlauf des Spiels liefern. Salvatore stellt sein Fahrrad an einer der Parkbänke ab und spricht die Männer an:

> *»Guten Abend, meine Herren. Ich suche Guiseppe Manzoni. So weit ich weiß, spielt er regelmäßig hier Boccia.«*
>
> *Einer der Alten antwortet: »Guten Abend, junger Mann. Der Beppe war schon ein paar Tage nicht mehr hier. Wir vermissen ihn auch schon. Hat wahrscheinlich zur Zeit viel um die Ohren.«*
>
> *»Können Sie mir vielleicht sagen, wo er wohnt? Vielleicht treffe ich ihn ja zuhause an.«*
>
> *»Gleich da vorne, an dem etwas größeren Haus an der Ecke. Versuchen Sie ihr Glück und richten sie ihm aus, dass er sich mal*

wieder hier blicken lassen soll! Sonst entziehen wir ihm die Mitgliedschaft in unserem Verein!«

Die vier Männer schütteln sich vor Lachen, vertiefen sich aber dann schnell wieder in ihre Partie. Salvatore steigt auf sein Rad und fährt die paar Meter zu dem Haus, auf das der ältere Herr gezeigt hatte. Ein zweistöckiges Eckhaus mit einer schön verklinkerten Fassade. Nicht so schön wie die direkt am Park gelegenen Villen, aber keinesfalls so schäbig, wie das Haus in Trastevere, in dem Salvatore mit seinen WG-Kumpanen haust.

Er kettet sein Fahrrad an eine Straßenlaterne und geht durch den offenen Eingang ins Treppenhaus. Auf einem der Briefkästen klebt ein Aufkleber mit der Aufschrift »Manzoni«. Er ist hier also schon mal richtig. Der Anordnung der Briefkästen nach, wohnt Guiseppe im ersten Stock. Salvatore sieht sich um, ob ihn jemand beobachtet und steigt dann langsam die Treppe nach oben. Auf der ersten Etage befinden sich insgesamt drei Wohnungen. An der Klingel der mittleren Wohnung springt ihm wieder der Name »G. Manzoni« ins Auge. Er drückt den Klingelknopf und glaubt ein leises Geräusch aus der Wohnung zu vernehmen. Er wartet, aber es geschieht nichts. Nach einer Weile klingelt er ein zweites Mal; diesmal etwas länger. Wieder rührt sich nichts. Diesmal aber glaubt Salvatore am Türspion eine Verdunkelung der kleinen Glaslinse wahrgenommen zu haben. Auf gut Glück ruft er laut Richtung Tür:

»Hey Beppe! Ich bin‘s. Dein Freund Salvatore. Mach auf! Ich weiß, dass du zuhause bist!«

Die Reaktion läßt nicht lange auf sich warten. Er hört, wie an der Tür eine Kette entfernt wird und sich der Schlüssel im Türschloss zweimal dreht. Dann öffnet sich die Tür und ein erschrockener Guiseppe Manzoni schaut ihm verängstigt in die Augen.

»Mensch Salvatore! Sei ruhig und komm rein!«

Guiseppe zieht Salvatore in die Wohnung, schließt wieder gründlich die Tür, führt ihn in sein Wohnzimmer und bittet ihn auf dem breiten

Ledersofa vor dem Fenster Platz zu nehmen. Bevor er sich setzt, wirft Salvatore einen kurzen Blick aus dem Fenster. Es ist direkt zur Piazza hin ausgerichtet. Von hier oben kann er wieder die alten Männer bei ihrem Bocciaspiel im Park sehen. Nachdem Salvatore auf dem weichen Sofa Platz genommen hat, schweift sein Blick durch das große Zimmer. Alle Achtung! Guiseppe hat offensichtlich Geschmack und Geld. Die gesamte Einrichtung wirkt sehr edel und gediegen. Massive Möbel aus dunklem Edelholz, dicke Teppiche mit filigranen orientalischen Mustern, zwei Stehlampen mit bunt bedruckten Stoffschirmen und Porzellanfüßen. Oben, in der Mitte der hohen Decke, hängt ein ausladender Kronleuchter aus Glaskristall. Am meisten fasziniert Salvatore aber der riesige Flachbildfernseher, der allerdings auf der antiken Kommode etwas deplatziert wirkt.

Guiseppe bemerkt Salvatores irritierten Blick und meint verlegen:

> *»Alles Erbstücke, die meine Frau mit in die Ehe gebracht hat.«*

Salvatore ist aber nicht gekommen, um sich über den Stil von Möbeln zu unterhalten. Er will von Guiseppe schließlich wissen, warum die La Città bisher den Bestechungsskandal mit keinem Wort erwähnt hat. Über die dramatischen Ereignisse in Giannas Wohnung weiß er allerdings selbst noch nichts, da diese ja erst ein paar Stunden zurückliegen.

Guiseppe fängt an über die Ereignisse der vergangenen Tage zu berichten:

> *»Salvatore, du musst mit diesen Papieren in ein Wespennest gestochen haben! So etwas habe ich in meinem ganzen Berufsleben noch nicht erlebt. Als du fort warst, bin ich zu meinem Chefredakteur gegangen und habe sie ihm gezeigt. Ich habe ihm gesagt, dass sie in einem Umschlag in unserem Hausbriefkasten gelegen hätten und der Umschlag ohne Absender an mich persönlich adressiert gewesen wäre. Mein Chef hat die Papiere jedenfalls mitgenommen und sie der Verlagsleitung gezeigt. Am nächsten Tag kam er dann ganz aufgebracht wieder zu mir. Er hat mir eingeschärft, dass es diese Dokumente nie gegeben hätte und mir mit der sofortigen Entlassung gedroht, wenn ich diese Papiere nicht vergessen*

würde. Um das Ganze zu untermauern, hat er mich bis auf weiteres aus der Wirtschaftsredaktion verbannt und zu den Klatsch- und Tratsch-Kollegen versetzt!«

»Dann kennst du doch sicher den Artikel in der heutigen Ausgabe über den angeblichen Suizid der zwei warmen Brüder aus dem Vatikan!«

»Ja, klar! Das war ja sozusagen mein Erstlingswerk in meinem neuen beruflichen Umfeld. Ganz schön gruselig, sag ich dir! Ich war da mit unserem Fotografen vor Ort und habe die Ermittlungen sozusagen live miterlebt.«

Salvatore denkt kurz nach, inwieweit er sein Wissen mit Guiseppe teilen kann, ohne Gianna da mit hinein zu ziehen. Dann beugt er sich auf dem Sofa nach vorne in Richtung seines Gesprächspartners und spricht mit leiser bedeutungsvoller Stimme:

»Guiseppe hör zu: Ich weiß aus sicherer Quelle, dass es einer dieser beiden toten Priester war, der diese Papiere aus dem Vatikan geschmuggelt hat!«

Guiseppe braucht ein paar Sekunden, um diese Information richtig bewerten zu können. Dann wird er noch bleicher, als er ohnehin schon ist.

»Salvatore, weißt du was du da sagst? Wenn dieser Priester sich nicht selbst umgebracht hat, sondern wegen der Herausgabe dieser Papiere sterben musste, dann schweben wir alle als Mitwisser in Lebensgefahr!«

»Wie kommst du darauf, dass er sich nicht selbst umgebracht haben könnte?«, fragt Salvatore mit einem künstlich aufgesetzten Ausdruck von Ahnungslosigkeit.

»Wir hatten an der Brücke alle den Eindruck, dass da irgend etwas nicht stimmt. Hör mal! Die Stricke, an denen die beiden baumelten, waren an Metallhaken angebracht, die ins Mauerwerk der Brücke eingedübelt worden waren. Würdest du mit dem Schlagbohrer erst einmal ein paar Dübel setzen, wenn du dich aus Verzweiflung aufhängen willst? Und dann erst der Abschiedsbrief! Der Wortlaut wurde unserer Redaktion einfach

per E-Mail mitgeteilt. Kein Mensch kann beurteilen, ob das authentisch ist oder nicht. Mit sauberer journalistischer Arbeit, hat dieser Zeitungsartikel absolut nichts zu tun. Dafür wurde er aber dreimal von der Verlagsleitung redigiert, bis wir ihn dann an die Druckerei geben durften. Das stinkt doch zum Himmel!«

»Und was sollen wir jetzt tun?«, will Salvatore wissen.

»Wenn dir dein Leben lieb ist, wirst du da gar nichts mehr tun! Sag das auch deinem Informanten oder von wem auch immer du das Zeug bekommen hast!«

»Ich werde darüber nachdenken. Ich wäre dir auf jeden Fall sehr dankbar, wenn du meinen Namen weiterhin geheim halten würdest!«

»Du kannst dich auf mich verlassen. Ich denke schon, dass sie mir die Geschichte mit dem anonymen Brief geglaubt haben. Kommt ja schließlich oft vor, dass uns jemand auf diesem Wege Informationen zukommen lässt. Wir sollten es aber in Zukunft vermeiden, zusammen gesehen zu werden! Am besten verlässt du heute auch erst das Haus, wenn es dunkel geworden ist. Ich hätte da auch eine gute Flasche Rotwein im Keller, mit der wir uns bis dahin die Zeit vertreiben können!«

»Danke für das Angebot, aber ich bin mit dem Fahrrad da und will auf keinen Fall in der Dunkelheit zurück nach Trastevere fahren.«

Guiseppe hat weiterhin Bedenken, dass Salvatore bei Tageslicht von den falschen Leuten an seinem Haus gesehen werden könnte. Andererseits weiß er natürlich, dass es keine gute Idee wäre, sich nachts mit einem Fahrrad auf den Straßen Roms herumzutreiben. Zu viele Menschen haben das mit ihrem Leben – oder zumindest mit dem Verlust von allem was sie bei sich hatten – bezahlen müssen. So verabschieden sich die beiden und Salvatore tritt in die Pedale, um noch vor Einbruch der Dunkelheit wieder nach Hause zu kommen.

Trauerfeier

Kurz vor elf Uhr hat sich die kleine Trauergemeinde in der Stadtkirche mit dem angrenzenden Friedhof versammelt. Von Peter Eckerts Familie sind nur seine Frau Elvira und seine beiden Kinder Jan und Anna gekommen. Peter Eckerts Eltern leben beide schon lange nicht mehr. Von seinen Geschwistern ist niemand anwesend. Peter Eckert hat einen älteren Bruder, der in Hamburg lebt und eine jüngere Schwester, die vor ein paar Jahren mit ihrer Familie nach Schweden ausgewandert ist. Beide hatte Frau Eckert vergeblich versucht telefonisch zu erreichen. Außerdem hatte sie ihnen ein Telegramm geschickt. Bisher war aber noch keine Reaktion eingetroffen. Doch selbst wenn sie die Nachricht rechtzeitig erhalten hätten, wäre eine kurzfristige Anreise sicherlich an den fehlenden Verkehrsverbindungen gescheitert.

So findet die Trauerfeier für Jans Vater also im kleinsten Familienkreis statt. Der Pastor hat den Gemeindechor zusammengetrommelt, um die Zeremonie musikalisch zu begleiten. Er findet nach Jans Meinung auch die richtigen Worte. Tröstend für die Hinterbliebenen, zum Nachdenken anregend für die Gemeinde und diskret genug, um nicht zu direkt auf die tragischen Todesumstände einzugehen.

Von Peter Eckerts früheren Kollegen sind nur wenige gekommen. Die meisten haben wahrscheinlich noch gar nicht von seinem Tod erfahren. Die Informationsweitergabe erfolgt immer noch größtenteils von Mund zu Mund. Sowohl lokale als auch überregionale Zeitungen haben ihren Betrieb noch nicht wieder aufgenommen.

Eines der größten Probleme, das momentan alle stattfindenden Beisetzungen betrifft, ist der akute Ressourcenmangel. Es gibt schlicht und einfach zu wenig Särge, um alle Verstorbenen konventionell zu bestatten. Peter Eckert wollte eigentlich nach seinem Tode verbrannt werden. Momentan können in den meisten deutschen Städten wegen des Energiemangels aber nur noch Erdbestattungen durchgeführt werden. Und auch hierbei wird der Sarg als Mehrwegartikel wiederverwendet. In der Praxis bedeutet dies, dass der Tote bis zur Trauerfeier in einem schön

geschmückten Sarg liegt. Bei der Beisetzung hat man sich aber pragmatisch am muslimischen Bestattungsritual orientiert. Der Leichnam wird in ein Leintuch gehüllt und auf einem schlichten Holzbrett in das Grab hinabgelassen. Der Sarg wird danach gereinigt und kommt beim nächsten Begräbnis wieder zum Einsatz. Die Lobby der Bestattungsunternehmen hatte sich früher, trotz reger Nachfrage, lange erfolgreich gegen diese Art der Bestattung gewehrt. Schließlich fürchtete sie empfindliche Umsatzeinbußen durch den Wegfall der Sargverkäufe und der dazu gehörenden Zusatzausstattungen. Durch die jetzigen Umstände ist die neue Bestattungsart aber alternativlos und wird überall so praktiziert.

Trotz aller Widrigkeiten ist Peter Eckert nach zwei Stunden würdevoll unter die Erde gebracht. Der Pastor und die Trauergemeinde kondolieren der Familie am offenen Grab. Danach gehen alle wieder nach Hause. Für Einladungen zu einem gemeinsamen Mittagessen oder zu Kaffee und Kuchen fehlen den meisten Leuten die Mittel. Und so geht auch die Familie Eckert nach der Beerdigung allein zurück in ihr Einfamilienhaus und verbringt den Rest des Tages im kleinen Kreis.

Eine Woche bleibt Jan noch bei seiner Mutter und seiner Schwester Anna. Er hilft ihnen so gut er kann bei den erforderlichen Behördengängen. Viele sind dies im Vergleich zu früheren Zeiten aber ohnehin nicht. Die Standesämter funktionieren wie gewohnt und registrieren peinlich genau jeden Geburts- und Sterbefall. Die Nachlassgerichte haben aber ihren Betrieb noch nicht wieder aufgenommen und ein Erbschein ist ein Relikt aus einer früheren Welt.

Als Jan das Gefühl hat, dass seine Familie ohne ihn zurecht kommt, beschließt er wieder zurück nach Köln zu fahren. Mehrere Male geht er zum Bahnhof und versucht einen der sporadisch verkehrenden Züge zu erwischen. Beim vierten Mal hat er Erfolg. Nach drei Stunden endloser Zugfahrt in einem völlig überfüllten Regionalzug, kommt er schließlich am Kölner Hauptbahnhof an und eine halbe Stunde später ist er wieder in seiner Wohnung.

Big Data

Die Nachtruhe und das Frühstück im Hotel Villa Medici ließen erwartungsgemäß nichts zu wünschen übrig. David und sein Chef haben sich kurz vor neun Uhr in der Lobby getroffen und warten darauf von ihren Gastgebern abgeholt zu werden. Lange müssen sie nicht warten, da kommt Hochwürden Bonelli durch die Drehtür herein:

> *»Buongiorno Signori! Ich hoffe Sie hatten eine angenehme Nachtruhe!«*

Nach einem kurzen Austausch von Höflichkeiten mit Thomas Prenninger, gibt der Priester das Signal zum Aufbruch.

> *»Ich hoffe es ist Ihnen recht, dass wir einen kleinen Morgenspaziergang machen. Hier im Vatikan ist eigentlich alles fußläufig zu erreichen. Ich habe deshalb keinen Shuttle Service angefordert.«*

David hat nicht das geringste gegen einen kleinen Verdauungsspaziergang. Den Gesichtsausdruck seines Chefs weiß er dagegen nicht recht zu deuten. Der Priester führt die beiden aus dem Hotel hinaus, direkt in die Vatikanischen Gärten. Kaum haben sie den Trubel der Hotellobby verlassen, befinden sie sich in einer Oase der Ruhe. Der Weg führt sie zunächst über einen, von Palmen gesäumten, breiten Kiesweg. Links von ihnen erstreckt sich eine weite Rasenfläche mit ein paar Blumenbeeten. Zwei Gärtner nutzen dort die noch angenehme Morgentemperatur für ihre schweißtreibende Arbeit. Rechts sorgt eine zufällige Ansammlung von Pinien und Zypressen für etwas Schatten und ein abwechslungsreiches Landschaftsbild. An einem Steingarten folgt der Priester einem kleinen Weg, der sie an niedrigen Hecken und großen Steineichen vorbei, direkt zur wuchtigen Hinterseite des Petersdoms führt. David bestaunt die enorme Größe der Kuppel, die auf dem ohnehin schon gigantischen Bauwerk thront. Als sie das Ende des Gartens erreichen meint ihr Begleiter:

»Wir können ja kurz durch die Sistina gehen. Die ist für die Pilger um diese Zeit noch nicht geöffnet!«

David und sein Chef schauen sich ratlos an und zucken mit den Schultern, folgen dem Priester dann aber in den unscheinbaren Bau, vor dem sie stehen. Nach wenigen Metern stellt sich ihnen ein Kontrollposten mit grimmigem Blick in den Weg. Als er allerdings ihren Führer erkennt, grüßt er freundlich und lässt alle drei passieren. Als sie durch die Tür treten, erkennt David erst einmal nur, dass sie sich in einer recht großen Halle befinden. Die kleinen Fenster unterhalb der Decke lassen nicht viel Licht herein. Außerdem sind seine Augen noch nicht an die Dunkelheit des Raums gewöhnt. Als der Priester jedoch die Beleuchtung einschaltet, glaubt sich David in einer Gemäldegalerie zu befinden. Wände und Decken sind nahezu flächendeckend mit Gemälden verziert. Wahrscheinlich sind das die berühmten Vatikanischen Museen, denkt sich David. Er zückt sein Smartphone und fotografiert das komische Deckenbild mit dem alten Mann, der böse auf einen faulenzenden Nackten deutet. Irgendwo hat er dieses Motiv schon einmal gesehen. David nimmt sich fest vor, das Bild zuhause durch sein Bilderkennungsprogramm zu jagen, um dann vielleicht näheres darüber erfahren zu können.

Viel Zeit bleibt ihnen aber nicht für dieses touristische Intermezzo. Ihr Begleiter führt sie auf der anderen Seite der Halle wieder hinaus in das daran anschließendes Gebäude. Dann geht es kreuz und quer, treppauf und treppab, so dass David bald die Orientierung verliert. Seinem Chef scheint es nicht anders zu gehen und beide sind froh, als sie endlich ihr Ziel erreichen. Alle Achtung! Dieser kleine prunkvolle Saal ist offenbar der Besprechungsraum, von dem gestern die Rede war. Unter den zehn anwesenden Personen erkennt David auch sofort die gestrigen Gesprächspartner Sergio Giocondo und Enzo Agnesi wieder. Um wen es sich bei den anderen Personen handelt, bleibt für David aber leider ein Geheimnis, da Enzo sofort aufspringt und ihn auffordert ihn zu begleiten.

»Good morning Mister Jonas. Are you so kind to join me in my office?«

David nickt und folgt ihm durch ein paar weitere Sektionen des vatikanischen Gebäudelabyrinths. Während ihres Marsches durch die Gänge und Treppenhäuser des Apostolischen Palastes einigen sich die beiden darauf, sich mit ihren Vornamen anzureden. Enzo entschuldigt sich bei David für sein holpriges Englisch und erzählt bei der Gelegenheit auch gleich ein wenig über seine Herkunft. Geboren und zur Schule gegangen war er in Martigny am Oberlauf der Rhone. Er war dort zweisprachig – mit französisch und italienisch – aufgewachsen. Später hatte er in der Domänenhauptstadt Genf Informatik studiert und dabei einige Englischkurse belegt. Über einen Cousin, der sich bei der Schweizer Garde verpflichtet hatte, war er in den Vatikan gekommen und betreut dort seit vier Jahren, zusammen mit acht Kollegen, die diversen IT-Systeme des Kleinstaates.

Als sie den Trakt der Vatikanbank erreichen, hat David eher den Eindruck sich in einem Gefängnis als in einem Verwaltungsgebäude zu befinden. Über eine Wendeltreppe steigen sie jetzt auch noch hinab ins Untergeschoß.

> *»Welcome to our IT office!«, sagt Enzo, als er David in einen großen Raum führt, in dem fünf Männer gebannt auf ihre Computerbildschirme blicken. »Wake up guys, this is David from Vienna.«*

Die Fünf lösen ihren Blick kurz von ihren Monitoren, begrüßen kurz ihren Gast und widmen sich dann aber wieder ihrer Arbeit.

> *»Let‘s go to our study booth. There we can talk without disturbing my colleagues.«*

Enzo führt David noch ein weiteres Stockwerk nach unten bis in eine winzige Kammer. Die Einrichtung entspricht den Rückzugsräumen, die David von vielen IT-Firmen kennt: Ein Schreibtisch, zwei Bürostühle, ein Computer, zwei Bildschirme, Tastatur, Maus und Telefon. Nur dass ihn das Ambiente mehr an ein Verlies als an einen HighTec-Arbeitsplatz erinnert.

»In former times this room was a dungeon!«, grinst Enzo, als wenn er Davids Gedanken lesen könnte.

Nur gut, dass sein Chef nicht mit hier unten ist. Der Gedanke seine IT-Sklaven in so etwas einzusperren, würde ihm bestimmt gut gefallen.

David und Enzo nehmen an dem Schreibtisch Platz und Enzo loggt sich in das Intranet der Vatikanbank ein. Auf Davids Frage, ob er ihm denn wirklich den Serverraum zeigen wolle, so wie gestern von Hochwürden Bonelli angekündigt, winkt er nur müde ab.

»Are you really interested in our hardware?«

David grinst. Die hiesigen Chefs haben offenbar auch keine Ahnung von der Technik, die ihren Laden am Laufen hält. Wahrscheinlich interessiert es sie auch nicht. Er ist jedenfalls froh in Enzo einen technischen Ansprechpartner auf Augenhöhe gefunden zu haben. Beide überlegen sich, wie sie den Tag möglichst sinnvoll nutzen können. David übergibt Enzo einen Speicherstick mit der Protokollbeschreibung der Clearinghouse Software. Nachdem Enzo den Stick auf Viren getestet und für okay befunden hat, öffnen sie die Dokumente und David erklärt Enzo im Detail, welche Komponenten in der Software der Vatikanbank neu zu implementieren wären. Enzo hört interessiert zu und scheint auch schnell zu verstehen, wo die kritischen Punkte liegen.

»Do you want to take a look at our current database scheme?«, fragt Enzo.

»Sure, that would be helpful!«

Enzo schlägt vor, dass David einmal einen Blick auf die Datensätze des bestehenden Transfersystems wirft. Dieses alte System soll durch die neue Software ersetzt werden. Anhand der bereits im Einsatz befindlichen Software, kann David am einfachsten erkennen, wo die Knackpunkte bei einer Neuentwicklung liegen würden. Enzo loggt sich in die Datenbank ein und lässt ein paar Datensätze über den Bildschirm scrollen.

»These are some money transfer transactions from Vatican to Vienna.«

David sieht die Datensätze aller Geldüberweisungen des letzten Monats in umgekehrter zeitlicher Reihenfolge über den Bildschirm laufen; die neuesten zuerst, die ältesten zuletzt. Das Datenbankschema scheint keine Besonderheiten aufzuweisen. David ist sich mittlerweile sicher, dass hier keine großen technischen Herausforderungen zu bewältigen sind. Ein Routinejob.

»What means subject Wasserbereinigung?« fragt ihn Enzo.

»Wasserbereinigung? This is a very bad german translation for water cleaning.«

Noch während David antwortet stockt ihm der Atem. Tatsächlich steht bei einigen dieser Datensätze im Verwendungszweck der deutsche Begriff »Wasserbereinigung«. David fällt sofort ein, wo er dieses seltsame Wort zuletzt gesehen hatte: In den Datensätzen, deren Kenntnis seinem Freund und Kollegen Klaus Baumann das Leben gekostet haben! Erst am Abend vor dem Flug nach Rom, hatte sich David nochmal kurz die Datensätze angesehen. Es waren dutzende Überweisungen, deren Ursprung nicht nachvollzogen werden konnte, bei denen aber im Verwendungszweck immer dieses komische Wort zu finden war!

»Do you want a printout of our database scheme?«, fragt Enzo.

»Of course, that would be helpful«, stammelt David wie in Trance.

»Just a moment. The printer is in our office. I will be back in a minute!«

Enzo verläßt den kleinen Raum und steigt die Wendeltreppe zu seinem Büro hinauf, um einen Ausdruck der Datenbankstruktur anzustoßen. David bleibt derweil, wie vom Donner gerührt, vor den zwei Monitoren sitzen. Kann das ein Zufall sein? Nie und nimmer! Er wirft einen Blick zur Wendeltreppe. Von Enzo oder seinen Kollegen ist weit und breit nichts zu

sehen. Da er ja schon in der Datenbank drin ist, kann er sich diese Gelegenheit einfach nicht entgehen lassen. In Sekundenschnelle tippt er eine SQL[12]-Abfrage ein:

```
> SELECT COUNT(*) FROM transfers WHERE
subject='Wasserbereinigung'
  724
```

Unglaublich! Von der Vatikanbank wurden insgesamt siebenhundertvierundzwanzig Überweisungen getätigt, bei denen im Verwendungszweck das Wort »Wasserbereinigung« stand! David gibt noch ein paar weitere SQL-Befehle ein. Er findet dabei heraus, dass die Überweisungen in die verschiedensten europäischen Domänen gegangen waren: Donau, Rhein, Elbe, Weser, Rhone, Dnjepr, Don, Wolga, Po, Seine, Loire, die Liste nimmt und nimmt kein Ende! Auch der Absender scheint immer gleich zu sein, auch wenn er nicht sehr aussagekräftig ist: SM. Nur zwei Buchstaben. Sado-Maso? San Marino? Super Mario? Keine Ahnung. Vielleicht könnte durch weiteres Stöbern in der Datenbank noch etwas über dieses Kürzel herausbekommen. Aber David bleibt keine Zeit mehr. Vom oberen Ende der Wendeltreppe hört er Stimmen. Bestimmt ist Enzo schon mit dem Ausdrucken seines Dokuments fertig und auf dem Weg nach unten. Wenn der ihn beim Rumstöbern in der Datenbank erwischt ist die Kacke am Dampfen! David löscht den Bildschirminhalt und setzt schnell nochmal das Kommando ab, welches Enzo zuletzt eingegeben hatte. Hoffentlich merkt er nichts!

Doch David scheint Glück zu haben. Als Enzo mit fünf ausgedruckten DIN-A4 Seiten zurückkommt, scheint er in Gedanken ohnehin ganz woanders zu sein.

> *»I have talked with my supervisor. He allowed me to give you this document.«*

David nimmt den Ausdruck zu seinen Unterlagen. Er bedankt sich und versichert Enzo, dass diese Unterlagen bestimmt hilfreich für die

12 SQL: Structured Query Language – Programmiersprache zur Abfrage von Datenbanken

Umsetzung des Projekts sein werden. Dann schlägt er ihm vor, eine kleine Pause an der frischen Luft zu machen. Enzo ist einverstanden und erklärt sich bereit, ihm bei einer Zigarettenpause draußen die Vatikanhöfe zu zeigen. Auch er hat irgendwie keine Lust mehr, sich in irgendwelche Datenbankstrukturen zu vertiefen.

Was Enzo nicht erzählt ist, dass er sich von seinem Vorgesetzten gerade eine gewaltige Standpauke anhören mußte. Wie er so leichtsinnig sein könne, den fremden Gast unbeaufsichtigt an einem Bankencomputer sitzen zu lassen! Wenn so etwas noch einmal vorkommen würde, hätte er mit disziplinarischen Konsequenzen zu rechnen! »Diese Vaticanisti sind wirklich paranoid«, denkt sich Enzo, als er mit David die Treppen zum Tageslicht hinaufsteigt.

Derweil hat sich sein Vorgesetzter auf der Administrationskonsole des Datenbankservers eingeloggt und untersucht die Datenbankabfragen der letzten zehn Minuten. Sein Gesichtsausdruck erstarrt zu Eis, als er sieht, welche SQL-Abfragen da soeben ihre Spuren in der Logdatei hinterlassen haben. Eine Minute lang überlegt er, welche Handlungsoptionen er jetzt hat. Doch er hat nur genau eine einzige Alternative, auch wenn ihn diese seinen Job kosten kann. Auf der Intranetseite der IT eröffnet er einen neuen »Sicherheitsvorfall«. Sachlich und nüchtern beschreibt er welche Informationen der Besucher aus Wien da gerade unberechtigt in der vatikanischen Datenbank ausgespäht hat. Als er seinen Bericht absendet, werden automatisch mehrere E-Mails mit höchster Prioritätsstufe und dem Betreff »Security Alert« versendet: An den Sicherheitsbeauftragten der Vatikanbank, an Monsignore Scarelli und an dessen Privatsekretär Alberto Bonelli.

Fluchthelfer

Gianna hatte nach dem Überfall drei Tage lang nicht die Wohnung verlassen. Ihr Gesicht war immer noch angeschwollen und ihr malträtiertes Auge wechselte täglich seine Farbe; von rot über violett bis momentan ins leicht bläuliche. Drei Tage und Nächte hatte sie darüber gegrübelt, was sie

jetzt tun sollte – und immer noch war sie zu keiner Entscheidung gelangt. Salvatore hatte sie jeden Tag besucht. Das erste Mal schon am Abend des Überfalls, als er kurz vor Einbruch der Dunkelheit von seinem Besuch bei Guiseppe Manzoni zurückgekehrt war. Er war beim Anblick von Giannas geschundenem Gesicht genauso erschrocken, wie Marco und Maria zuvor. Stundenlang hatten sie überlegt, ob sie weitere Personen in ihr gefährliches Wissen einweihen sollten oder dem Rat von Salvatores Journalistenfreund folgen und die ganze Angelegenheit auf sich beruhen lassen sollten.

Nach drei Tagen Unentschlossenheit hält Gianna dieses Hin- und Her nicht länger aus. Sie beschließt zu ihren Eltern zu gehen und sie ins Vertrauen zu ziehen. Schließlich schweben diese ja selber in Gefahr, wenn sie sich richtig an die drohenden Abschiedsworte des brutalen Schlägers erinnert.

Vor dem Spiegel im Flur versucht sie ihr Aussehen in einen halbwegs unauffälligen Zustand zu bringen. Sie setzt eine Sonnenbrille auf, um das Veilchen an ihrem Auge zu verdecken. Mit einem Kopftuch bedeckt sie, so gut es geht, die angeschwollenen Stellen im Gesicht. Da Marco und Maria außer Haus sind, schreibt sie ihnen ein paar Zeilen. Dann schließt sie die von Marco inzwischen reparierte Wohnungstür sorgfältig ab und verläßt das Haus.

Gott sei Dank wohnen ihre Eltern nur ein paar Häuser weiter. Gianna hat nicht die geringste Lust jetzt einem Nachbarn zu begegnen und sich eine Lügengeschichte ausdenken zu müssen. Doch ihre Hoffnung wird jäh enttäuscht, als sie durch die Haustür ihres Elternhauses geht und plötzlich vor der alten Signora Sabatini steht.

> *»Signorina Gianna! Wir haben uns ja schon eine Ewigkeit nicht mehr gesehen! Besuchen Sie mal wieder ihre Eltern?«*
>
> *»Ja, Signora Sabatini. Wie geht es denn Ihnen und Ihrem Mann? Ich hoffe gut?«*
>
> *»Na ja, es geht so. Wir werden ja beide nicht jünger. Aber Gianna, was haben Sie denn mit ihrem Gesicht gemacht? Hatten Sie einen Unfall?«*

»Ach, das ist nichts Schlimmes. Ich bin mit meiner Vespa auf einem Ölfleck weggerutscht und gestürzt. Leider hatte ich keinen Helm auf. Aber Gott sei Dank ist nicht viel passiert. Nur ein paar Prellungen und blaue Flecken. Und die Vespa ist zum Glück auch heil geblieben.«

»Dann wünsche ich Ihnen gute Besserung und passen Sie in Zukunft bitte besser auf sich auf! Ihre armen Eltern werden sich bestimmt Sorgen machen!«

»Das werde ich tun. Auf Wiedersehen Signora Sabatini und grüßen Sie ihren Mann von mir!«

Bloß schnell die Treppen hoch, bevor sie noch einem Nachbarn in die Arme läuft. Die kennen sie schließlich fast alle seit sie ein Kind war und lassen sich meistens nicht so leicht abwimmeln, wie die alte Sabatini gerade eben. Gianna klingelt an der Wohnungstür ihrer Eltern. Es dauert eine Weile, dann öffnet ihr Vater die Tür. Noch bevor er etwas sagen kann, huscht Gianna in die Wohnung und schließt schnell die Tür hinter sich.

»Gianna! Das ist aber eine Überraschung, dass du deinen alten Vater mal besuchst. Aber was ist denn passiert? Wie siehst du denn aus?«

»Grüß dich Vati! Ist die Mamma auch zuhause?«

»Nein, die ist zu einer Kundin gegangen, die sich ein Kleid weiter machen lassen wollte. Sie wird wahrscheinlich erst in zwei Stunden wiederkommen.«

»Vati, ich muss mit dir reden! Ich stecke in Schwierigkeiten!«

»Na, dann komm mal in die gute Stube und erzähl, was du wieder angestellt hast.«

Gianna findet es eigentlich immer lustig, wenn ihr Vater seine deutschen Wurzeln offen zutage treten lässt und mit so komischen Begriffen wie »guter Stube« um sich wirft. Momentan hat sie aber keinen Sinn für linguistische Spitzfindigkeiten. Auch ihrem Vater vergeht schlagartig der

Humor, als sie auf dem Wohnzimmersofa Platz nimmt und sowohl Sonnenbrille als auch Kopftuch abnimmt.

»Mein Gott, Kind! Was ist denn mit dir passiert? Wer hat dir das angetan?«

»Vati, als ihr neulich bei uns in der WG zum Essen wart, da habe ich euch doch von so einem Unbekannten erzählt, der sich mit mir an der Engelsbrücke verabredet hat und dann nicht gekommen ist.«

»Ja, ich erinnere mich genau. Du hattest mir versprochen, dass du uns Bescheid sagst, falls er sich nochmal bei dir melden würde!«

»Ich weiß Vati«, antwortet Gianna mit gesenktem Blick. »In der Zwischenzeit ist leider recht viel passiert, von dem ihr noch nichts wisst.«

Und wieder muß Gianna ganz von vorne mit dem Erzählen anfangen. Es dauert eine gute halbe Stunde, bis sie ihr schlechtes Gewissen erleichtert und ihren Vater in alle Einzelheiten der vergangenen Tage eingeweiht hat. Dieser hört sich alles wortlos an, ohne den Redeschwall seiner Tochter zu unterbrechen. Als Gianna endlich fertig ist, bleibt er eine Weile wortlos auf dem Sofa sitzen und denkt nach.

»Wie sagtest du heißt der Journalist, dem Salvatore diese Dokumente ausgehändigt hat?«

»Guiseppe Manzoni«, antwortet Gianna.

»Ich war vor einer Stunde unten am Kiosk und habe die aktuelle Ausgabe der La Città gekauft. Du scheinst noch nicht die ganze Geschichte zu kennen. Komm mal mit!«

Giannas Vater geht zum Esstisch, auf dem die Zeitung aufgeschlagen liegt. Offensichtlich hatte sie ihn gerade bei seiner morgendlichen Zeitungslektüre gestört. Er blättert ein paar Seiten vor und zurück, bis er schließlich diesen kleinen Artikel wieder findet:

In eigener Sache
Die Zeitung La Città trauert um ihren langjährigen Mitarbeiter Guiseppe Manzoni. Guiseppe starb gestern plötzlich und unerwartet in seiner Wohnung an einem Herzinfarkt. Er hinterläßt seine Frau und zwei erwachsene Kinder. Wir verlieren mit Guiseppe einen unser besten und erfahrensten Mitarbeiter. Unser Mitgefühl gilt seiner Familie und allen seinen Freunden.

Gianna wird blass wie die Wand. Selbst das Veilchen an ihrem Auge scheint an Farbe zu verlieren.

»Das ist ja furchtbar! Das ist jetzt schon der dritte Tote im Zusammenhang mit diesen verdammten Papieren. Erst die beiden Priester unter der Brücke und jetzt Salvatores Freund. Salvatore weiß bestimmt noch gar nichts davon. Ich muss es ihm sofort erzählen!«

»Ihr müsst untertauchen und aus der Stadt verschwinden!«, schreit ihr Vater sie verzweifelt an.

»Glaubst du wirklich?«

»Hör mal Kind! Ich habe keine Ahnung, um was es hier geht. Aber bestimmt nicht um irgendeinen kleinen Bestechungsskandal! Dieser verdammte Priester ist da unwissentlich jemandem auf die Füße getreten, der riesengroße Schuhe an hat. Da geht es um viel mehr als um ein paar Millionen Lire, die an irgendwelche römischen Ratsmitglieder geflossen sind!«

»Was sollen wir denn tun?«, fragt Gianna verzweifelt.

»Ihr müsst raus aus der Stadt bis Gras über die Sache gewachsen ist! Wenn die jetzt den Journalisten umgebracht haben, dann haben sie vorher bestimmt noch mit Gewalt die Informationen über seine Quelle aus ihm heraus geholt. Spätestens jetzt ist ihnen also Salvatores Identität bekannt. Deinen Namen hatten sie ja offensichtlich schon von dem Priester erfahren. Wenn die jetzt schon vor einem Mord an einem Journalisten nicht zurückschrecken, seid ihr doch die Nächsten!«

»Und wenn Manzoni wirklich eines natürlichen Todes gestorben ist?«

»Das glaubst du ja wohl selber nicht! Du hast mir doch erzählt, wie tief die Verlagsleitung der Zeitung da mit drin steckt. Die haben diese Todesanzeige bestimmt genauso diktiert bekommen, wie die Berichterstattung über den Selbstmord der beiden Priester.«

»Aber wo sollen Salvatore und ich denn hin?«

»Ich habe einen Bekannten im Vatikan, der mir noch einen Gefallen schuldet. Er arbeitet im Pilgerbüro und kann euch Passierscheine ausstellen, mit denen ihr dann hoffentlich problemlos aus Rom raus kommt.«

»Aber was wird denn aus euch und meinen Freunden in der WG? Der Mann, der mich überfallen hat, hat damit gedroht, auch euch allen etwas anzutun!«

»Deine Mutter und ich könnten vielleicht eine Weile bei Tante Gina in Neapel untertauchen. Mutti hat sich mit ihrer Schwester doch immer gut verstanden. Vielleicht nimmt Gina uns eine Weile bei sich auf. Ich werde mit Mutti über alles reden wenn sie nach Hause kommt. Ich hoffe nur, dass sie sich nicht zu sehr aufregt!«

»Und Marco und Maria?«

»Mit denen musst du schon selber reden! Geh aber zuerst zu Salvatore und erzähl ihm vom Tod seines Freundes. Sag ihm, dass er auf sich aufpassen soll bis ich euch die Passierscheine besorgt habe! Wenn er will, kann er solange bei uns wohnen. Das gilt natürlich auch für dich! Ich fürchte allerdings, wenn sie euch suchen, werden sie euch auch bei uns schnell finden.«

»Ach Vati!«, sagt Gianna mit trauriger Stimme. »Es tut mit so leid, dass ich euch in sowas reingezogen habe!«

Vater Marconi nimmt seine Tochter in den Arm und versucht einen überzeugten Ton in seine Stimme zu bringen.

»Du kannst ja nichts dafür. Das wird schon wieder!«

Rückzug

Georgios ist bereits seit ein paar Monaten unterwegs. Richtung Süden – Richtung Griechenland. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Hatte er gedacht. An Wegen herrscht auch kein Mangel. Allerdings an Beförderungsmöglichkeiten. Jede deutsche Kommune legt inzwischen willkürlich fest, wer wann mit wem wohin fahren darf. Alleinreisende Ausländer stehen da an letzter Stelle in den Wartelisten. Sie profitieren bestenfalls von der Tatsache, dass man sie los werden will. In so manch einer Stadt, durch die Georgios während seiner langen Odyssee kam, war man froh, einen unnötigen Esser, wie ihn, möglichst schnell wieder loszuwerden. Und verfrachtete ihn in den nächstbesten LKW, der wieder aus der Stadt hinaus fuhr. Hätte man seine Reiseroute aufgezeichnet und die zickzack gefahrenen LKW-Kilometer gemessen, wäre er mit der zurückgelegten Strecke wahrscheinlich einmal nach Saloniki und wieder zurück nach Köln gekommen.

Wenn er zu lange in einer Stadt hängen bleibt, geht er zu Fuß weiter. Manchmal erbarmt sich jemand und nimmt ihn ein Stück des Weges mit. Meistens wird er aber gemieden. Als Grieche entspricht er zwar nicht gerade dem typischen Bild eines Flüchtlings, aber irgendwie sieht man ihm den Südländer doch an. Je länger er unterwegs ist, umso vagabundenhafter wirkt sein äußeres Erscheinungsbild.

Richtig schlimm wird es, als er Frankfurt am Main erreicht. Ausgehungert wie er ist, zieht es ihn in die Innenstadt, in der Hoffnung ein paar Landsleute zu finden, die ihn auf seiner Reise mit ein paar Lebensmitteln und neuen Schuhen unterstützen. Was er stattdessen hautnah erlebt, ist eines der vielen Pogrome gegen die ausländische Bevölkerung, wie sie momentan in vielen deutschen Städten an der Tagesordnung sind.

Als er München erreicht, wird er sogar kurzzeitig in ein Konzentrations-lager vor den Toren der Stadt gesteckt. Diesen Begriff zu verwenden ist natürlich bei Strafe verboten und er wird auch nur von den dort

internierten Ausländern so verwendet. Aber wie sollte man diese mit Stacheldraht umzäunte Kaserne an einem aufgelassenen Flugplatz sonst bezeichnen? Tausende von Ausländern werden dort in Sichtweite der KZ-Gedenkstätte bei Dachau unter absolut menschenunwürdigen Bedingungen festgehalten und von der einheimischen Bevölkerung abgeschirmt.

Als bei einer Revolte von hunderten wütenden Schwarzafrikanern die Zäune niedergerissen werden, ergreift auch Georgios diese einmalige Chance zur Flucht und macht sich weiter auf den Weg in Richtung Alpen. Ohne Geld, Essensmarken und Tauschwaren ist allein die Nahrungssuche ein täglicher Kampf, den er an so manchem Tag verliert. Oft muss er mit leerem Magen sein provisorisches Nachtlager aufschlagen. Manchmal trifft er auf hilfsbereite Menschen, manchmal fallen sogar an einer der Essensausgaben ein paar Scheiben Brot für ihn ab. Meistens wird er aber, unter Androhung von Gewalt, davongejagt. Und manchmal bleibt es auch nicht nur bei der Androhung.

Mit der Zeit wird er immer geschickter beim Organisieren von Lebensmitteln. Mal nutzt er einen günstigen Moment, um an einem Marktstand ein paar Kartoffeln zu stibitzen. Mal findet er ein paar frisch gelegte Eier in einem nicht abgesperrten Hühnerstall. Die Not macht ihn erfinderisch und über das Erfindungswesen an sich hatte er ja schon während seines Studiums an der Universität in Athen einiges gelernt.

Bevor der Winter anbricht hat er die Alpen überquert und versucht im Hafen von Venedig eine Überfahrtmöglichkeit in Richtung Griechenland zu ergattern. Der internationale Schiffsverkehr ist aber noch komplett eingestellt. Der Hafen wird von der ausgehungerten Stadt ausschließlich zu Fischereizwecken betrieben. Georgios erkennt schnell, dass ihm der Seeweg bis auf weiteres versperrt bleibt.

Notgedrungen begibt er sich auf den langen Landweg über den Balkan. Die ehemaligen Grenzzäune zwischen den kollabierten Balkanstaaten stellen für ihn kein großes Hindernis dar. Es gibt keine Staatsmacht mehr, welche sich für den Schutz dieser Grenzanlagen zuständig fühlt. Und seine

Fluchtrichtung ist gegen den unvermindert anhaltenden Migrantenstrom gerichtet, der sich selbst in diesen chaotischen Zeiten unvermindert von Süden nach Norden ergießt.

Als er Kroatien erreicht, keimt in ihm langsam die Hoffnung auf, dass er das Schlimmste jetzt hinter sich hat und in absehbarer Zeit seine Heimat und seine Familie wiedersieht.

Gelage

David und sein Chef haben einen langen Arbeitstag hinter sich. Auf dem Rückweg zum Hotel sind sie beide darüber froh, noch einen kleinen Spaziergang machen zu können. Hochwürden Bonelli hat sie diesmal nur bis zum Rand der Vatikanischen Gärten begleitet und ihnen dann grob den weiteren Weg erklärt. Verlaufen kann man sich auf dem umzäunten Gelände des Vatikanstaates ohnehin nicht.

Als sie im Hotel ankommen, haben sie noch eine knappe Stunde, bis sie zum versprochenen »Social Event« abgeholt werden. Gerade genug Zeit, um zu duschen und etwas Frisches anzuziehen. Bonelli hatte legere Freizeitkleidung empfohlen. Als David sich aber mit Thomas Prenninger in der Hotellobby trifft, ist dieser angezogen, als wäre er zu einem seiner üblichen Geschäftsessen verabredet. Dunkler Anzug, schwarze Lederschuhe, Schlips und Kragen. David fragt sich, was sein Chef an dem Wort Freizeit nicht verstanden hat. Aber was weiß er als kleiner IT-Fuzzi schon, was sein Chef in seiner Freizeit so treibt. Falls er überhaupt so etwas hat.

Sie müssen nicht lange warten, da hält vor dem Eingang des Hotels der schwarze Kleinbus, mit dem sie gestern hierher gebracht worden waren. Auch die zwei schwarzgekleideten unsympathischen Gestalten von der Schweizer Garde, die gerade aus dem Shuttlebus aussteigen, erkennt David sofort wieder. Diesmal werden sie aber von Alberto Bonelli, Sergio Giocondo und Enzo Agnesi begleitet. Alle fünf betreten die Hotellobby und begrüßen David und seinen Chef.

Hochwürden Bonelli sagt grinsend: »Aber Herr Prenninger, warum sind Sie so förmlich angezogen? Hatte ich nicht darauf hingewiesen, dass heute Abend Freizeitkleidung ausreichend ist?«

»Doch Hochwürden, aber ich wollte nicht unhöflich erscheinen. Außerdem haben Sie ja auch nach wie vor ihre Soutane an!«

»Wir Priester sind nun mal rund um die Uhr im Auftrag Gottes unterwegs und kennen keine Freizeit. Ich wusste nicht, dass Sie auch derartigen Zwängen unterliegen.«

David kann sie das Lachen kaum verkneifen. Dann steigen die fünf in den schwarzen Kleinbus ein. Als sie die schützenden Mauern des Vatikanstaates verlassen, wird es schon dunkel. Sie fahren durch die unbeleuchteten Straßen der Innenstadt. David verliert schnell jegliche Orientierung. Nach etwa fünfzehn Minuten hält der Kleinbus vor einem unscheinbaren Haus.

»Meine Herren, steigen Sie bitte aus. Wir sind da!«, ruft Hochwürden Bonelli.

Während die bewaffneten Begleiter im Wagen bleiben, steigen die fünf Passagiere aus und folgen dem Priester zu einer großen Haustür. Mit dem metallenem Türklopfer schlägt Bonelli dreimal an die Tür. Es dauert ein wenig, dann wird die Tür von einem dicken Mann in einer Art Ritterrüstung geöffnet. Er erinnert David an die Comics mit den Galliern und den Römern. Erstaunlicherweise begrüßt er die Gruppe sofort auf deutsch, wenn auch mit einem starken italienischen Akzent:

»Willkommen meine sehr verehrten Gäste in der Taverne zum Lucullus! Falls Sie mich noch nicht kennen sollten: Mein Name ist Zenturio Marcus Flavius. Treten Sie ein und genießen Sie bei uns einen unvergesslichen Abend bei Speis und Trank!«

Bei dieser lebenden Witzfigur handelt es sich offensichtlich um den Wirt dieses Etablissements. Während er spricht, gestikuliert er wild mit seinen Armen, wohl um seinen salbungsvollen Worten möglichst viel Pathos zu

verleihen. Er führt seine Gäste durch ein paar verwinkelte Gänge in einen großen Saal, der allerdings recht sparsam möbliert wirkt: In der Mitte steht ein großer runder Tisch aus weißem Marmor. Um diesen herum gruppieren sich fünf seltsame Möbelstücke, die David für so eine Art Liegestuhl hält. Der gesamte Fußboden ist mit groben Fliesen belegt. An einigen Stellen sind farbenfrohe Steinmosaike in den Boden eingelassen. An den Wänden hängen brennende Fackeln und Kerzen. Sie verbreiten Wärme und einen leicht rußigen Geruch.

> *»Meine verehrten Herren, legen Sie bitte nun ihre Toga an. Unsere Sklavin Lydia wird Ihnen dabei behilflich sein!«*

Die erwähnte Sklavin Lydia scheint eine der Bedienungen zu sein. Freundlich lächelnd reicht sie jedem der Gäste eine Art weißen Umhang, aus dem nur Kopf und Arme herausschauen und der fast bis zu den Füßen reicht. Alle fünf Männer sehen reichlich dämlich aus, nachdem sie sich dieses Gespensterkostüm über den Kopf gestülpt haben. Mit Abstand am bescheuertsten wirkt aber Thomas Prenninger, der seine Krawatte nun auch noch aus diesem Ganzkörperlätzchen heraushängen lässt.

> *»Verehrte Herrschaften! Im alten Rom war es üblich die Mahlzeiten im Liegen einzunehmen. Begeben Sie sich nun bitte auf ihre Speisesofas und lassen Sie sich mit erlesenen Gaumengenüssen verwöhnen. Unser Koch hat heute folgende Speisen für Sie zubereitet:«*
>
> - *Frisches Fladenbrot mit Olivenaufstrich*
> - *Gegrilltes Huhn, dazu in Butter gebratene Maiskolben und Polenta*
> - *Marinierten Fisch aus dem Mittelmeer*
> - *Gebratene Auberginen, gefüllte Zucchini, gegrillte Paprika und anderes frisches Gemüse*
> - *Obst und gemischter Salat*
> - *Käse aus Gallien*

»Dazu servieren wir Ihnen erlesenen Honigwein und klares Bergquellwasser vom Oberlauf des Tiber.«

Kaum haben sich die fünf Männer zu Tisch gelegt, beginnen drei Kellner – ebenfalls stilecht als römische Sklaven gekleidet – damit den runden Marmortisch mit Platten und Schüsseln zu füllen. Der Priester läßt es sich nicht nehmen ein Tischgebet zu sprechen. Dann beginnt die Völlerei. Es wird ein langes und opulentes Mahl. David hat auch einen Riesenhunger mitgebracht. Schließlich hatte er seit dem Frühstück im Hotel nur ein Sandwich aus der Cafeteria der Vatikanbank zu Essen bekommen. Auf dieses aufgesetzte antik-römische Getue hätte er gerne verzichten können. Das gute und viele Essen entschädigt ihn aber für alles. Die drei Bediensklaven haben reichlich damit zu tun Essen herbei zu schaffen und die Trinkbecher gefüllt zu halten. David bemerkt, dass alle drei Kellner Namensschilder tragen. Ob das im alten Rom wirklich schon so üblich war? Was aber noch mehr sein Interesse erweckt, ist der Name auf einem der Schilder:

S. M. Al-Sayed

Diesen Nachnamen trug auch seine Familie vor der Flucht aus Syrien, bevor sein Vater später den Namen Jonas angenommen hatte. Und überhaupt hat David das Gefühl, diesen jungen Mann schon einmal gesehen zu haben. Das erste »S« steht auf allen Namensschildern und bedeutet wahrscheinlich Servus oder Sklave. Das »M« steht dann wohl für den Vornamen des Kellners. David nimmt sich vor, ihn nach dem Essen einmal auf seinen Namen anzusprechen.

Mittlerweile hat ein alter Mann mit einer Gitarre in einer Ecke des Saales Platz genommen und beginnt damit auf seinem Instrument herum zu zupfen. Von Lied zu Lied wird er jedoch immer lauter und als er auch noch anfängt mit voller Stimme zu singen, bittet ihn Sergio Giocondo um etwas Mäßigung, da man sich sonst am Tisch nicht mehr unterhalten könne. Dann beginnt Sergio – schon reichlich alkoholisiert – von seinen früheren

Besuchen in dieser Lokalität zu schwärmen und wie sehr er die altrömische Lebensart doch schätze:

»Die alten Römer haben noch zu feiern gewusst. Bei den Gelagen in der Antike ging es in jeder Hinsicht sehr genussvoll zu! Leider wird bei den offiziellen Einladungen des Vatikans hier immer nur das Musikprogramm gebucht. Ich war aber auch schon mit einigen Pilgergruppen hier, die das volle Programme gebucht hatten! Ich kann euch sagen: Da geht es hoch her! Im alten Rom war der Beruf der Dirne nämlich etwas durchaus Ehrenhaftes! Gaumen- und Fleischesgenüsse lagen ja schon immer nahe beieinander. Ihr könnt euch nicht vorstellen, was da manchmal in den Hinterzimmern so ...«

»Sergio, jetzt reicht‘s aber!« fällt ihm Hochwürden Bonelli ins Wort. »Ich glaube du hast zu viel getrunken!«

Der gescholtene Projektmanager ist augenblicklich still. Enzo Agnesi, mit dem sich David eigentlich den ganzen Tag gut verstanden hatte, hat den ganzen Abend kaum ein Wort gesagt. Die ganze Zeit hatte er lustlos in seinem Essen herumgestochert. Irgend etwas scheint ihm schwer zu schaffen zu machen. Dagegen scheint Thomas Prenninger nur auf sein Stichwort gewartet zu haben:

»Sergio, wenn du nächstes Mal zum Gegenbesuch zu uns nach Wien kommst, werde ich für uns beide einen Tisch im Mutzenbacher[13] bestellen. Dort gibt es auch eine ganz exquisite Küche und wenn der größte Hunger gestillt ist, kann man sich mit den Bedienungen in die Séparées oder in die Besenkammer zurückziehen! Das wird dir bestimmt gefallen!«

Dann senkt er senkt er die Lautstärke seiner Stimme und fragt ungeniert in die Runde:

»Besteht denn hier die Möglichkeit eines Upgrades der hiesigen Veranstaltung? Ich meine, ich würde das auch privat zahlen, wenn ihr wisst was ich meine?«

---

13 Josefine Mutzenbacher: Wiener Prostituierte (1852–1904)

Alberto Bonelli schaut ihn aber nur mitleidig an und antwortet mit priesterlicher Bestimmtheit:

> *»Mein lieber Herr Prenninger, wenn Sie genügend römische Lire in ihrer Tasche haben, können sie in dieser Stadt tun und lassen was sie wollen. Wenn sie allerdings nur Plastikgeld oder Scheine aus Ihrer Donau-Domäne dabei haben sollten, werden sie wohl mit dem vorliebnehmen müssen, was der Vatikan für richtig und angemessen erachtet. Und da gehören Ihre Extrawünsche leider nicht dazu.«*

Dann geht er wieder zur Tischkonversation über, als wenn nichts gewesen wäre:

> *»Meine Herren, ich denke, dass wir jetzt zum Finale dieses vorzüglichen Mahles übergehen sollten. Wie Sie sicherlich wissen, schließt Käse den Magen. Zenturio! Bringt die Käseplatte!«*

Das Essen geht in seine letzte Runde und obwohl alle Gäste eigentlich schon mehr als satt sind, bleibt auch auf der Käseplatte kaum etwas liegen. Langsam beginnt David die Vorteile diese bequemen Liegemöbel zu schätzen. Ermöglichen sie doch nach dem Essen die Einnahme einer verdauungsfördernden Ruhehaltung. Bevor die gesellige Runde aber die Möglichkeit zu einem Verdauuungsschläfchen wahrnehmen kann, kommt schon wieder der rastlose Zenturio mit einer Schachtel Original Altrömischer Zigarren. David winkt dankend ab und verlässt während der Raucherpause seine Liege, um einem kleinen Wegweiser in Richtung des Locus zu folgen. Nachdem er sich dort von einem Liter Honigwein erleichtert hat, trifft er auf dem Rückweg im Flur auf den Kellner, dessen Namensschild ihm vorhin schon aufgefallen war. Etwas unsicher fragt er ihn:

> *»Do you speak english? Sprechen Sie deutsch?«*

Der Kellner blickt ihn jedoch nur fragend an und murmelt irgend etwas auf italienisch, was David nicht versteht. Nachdem er kurz überlegt hat, versucht es David auf arabisch:

»Mein Name ist Daoud Al-Sayed. Kannst du mich verstehen?«

Seit Jahren hat David schon kein Wort arabisch mehr gesprochen. Als seine Großeltern noch lebten, hatte er es von ihnen gelernt. Seine Eltern hatten von Anfang an mit ihm deutsch geredet. Nach dem Tod seiner Großeltern waren seine arabischen Sprachkenntnisse wieder stark verkümmert, so dass er zwar das meiste versteht, mit dem Sprechen aber seine Probleme hat. Dem angesprochenen Kellner scheint es aber ähnlich zu gehen. Mit strahlenden Gesicht antwortet er in einem ähnlich holprigen syrisch-arabisch:

»Ja, ich verstehe dich! Kennen wir uns?«

»Ich glaube nicht. Mein Vater heisst Said Al-Sayed und mein Großvater wie ich Daoud Al-Sayed. Meine Familie stammt ursprünglich aus Aleppo in Syrien und ist von dort vor etwa vierzig Jahren ausgewandert.«

Die Augen des Kellners verengen sich. David ist sich nicht sicher, ob er sich verständlich ausgedrückt hat. Da entgegnet dieser jedoch nachdenklich:

»Meine Vorfahren kommen auch aus Aleppo. In welchem Stadtviertel haben deine Großeltern denn gewohnt?«

»Mein Großvater hat immer erzählt, dass sie in Dschabal Badro im Osten von Aleppo gewohnt hätten. Wo genau, weiss ich aber nicht.«

»Das ist interessant! Da kommen meine Vorfahren auch her.«

Die beiden jungen Männer schauen sich ratlos an. Kann es sein, dass es sich hier um eine Folge von Zufällen handelt oder steckt da mehr dahinter. Der Kellner beginnt nun detailliert damit seine Familiengeschichte zu erzählen:

»So weit ich weiß, ist meine Familie im Jahr 2015 aus Aleppo geflohen. Damals herrschte dort Krieg und die Stadt wurde völlig zerstört. Meine Großeltern flüchteten mit ihren zwei Söhnen in die

Türkei. Dort fanden sie einen Fluchthelfer, der sie für viel Geld mit einem Schiff nach Süditalien brachte. Dort wurden sie dann mehrere Wochen in einem Lager interniert. Mein Großvater wollte unbedingt weiter nach Deutschland, was aber ziemlich aussichtslos erschien. Schließlich fand er nach vielen vergeblichen Versuchen einen Fluchthelfer, der ihn und die gesamte Familie mit einem LKW nach Norditalien bringen wollte. Bei der nächtlichen Abfahrt ging es aber dann drunter und drüber. Statt des versprochenen LKWs kamen nur zwei Kleintransporter und in diesen waren nur noch Plätze für drei, beziehungsweise eine Person. Der Fluchthelfer versprach, dass beide Fahrzeuge zusammen fahren würden und sagte meinem Großvater, dass sich seine Familie auf die zwei Wagen aufteilen müsse. Dieser weigerte sich zunächst natürlich und versuchte andere Flüchtlinge zum Umsteigen zu bewegen. Die verstanden aber seine Sprache nicht. Schließlich stand er vor der Alternative weiterhin auf unbestimmte Zeit mit der Familie im Lager zu bleiben oder der Aufforderung des Fluchthelfers zu folgen und ein Familienmitglied in den zweiten Kleintransporter zu setzen. Angesichts der menschenunwürdigen Zustände in diesem Aufnahmelager, bat er dann seinen ältesten Sohn – meinen Vater – in den zweiten LKW zu steigen. Kurz darauf ging die Fahrt los. Der Kleintransporter mit meinem Vater drin, geriet in eine Kontrolle und alle Insassen kamen in ein Lager in der Nähe von Neapel. Mein Vater hat seine Familie nie wieder gesehen!«

Mit jedem Wort das David hört, werden seine Augen größer und größer. Er kennt diese Geschichte. Er hat sie unzählige Male erzählt bekommen. Es hatte ihn immer ziemlich genervt, wenn seine Eltern und Großeltern wieder mit ihren alten Kriegsgeschichten angefangen hatten. Großmutter hatte dann geheult, Großvater geschimpft und seine Eltern hatten immer zu streiten begonnen. Dass David aber ausgerechnet hier im fernen Rom dieselbe alte Geschichte aus dem Mund eines jungen Kellners hört, lässt ihm das Blut in den Adern gefrieren.

»Ich kenne diese Geschichte«, beginnt er zögerlich. »Mein Vater und meine Großeltern haben sie mir oft erzählt! Mein Vater muss

der Bruder von deinem Vater sein. Heißt dein Vater auch Dauod, so wie unser Großvater und ich?«

Jetzt reisst auch der Kellner ungläubig seine Augen auf. Kann das wahr sein oder zieht dieser fremde Tourist da eine ganz üble Show mit ihm ab?

»Ja genau! Mein Vater heißt ebenfalls Daoud. Und ich heiße übrigens Mohammad. Du meinst also wir sind miteinander verwandt?«

»Sieht wohl ganz danach aus. Mir wurde immer genau diese Geschichte erzählt. Der Transporter mit meinem Großeltern und meinem Vater ist bis nach Verona gefahren. Als der andere Transporter mit deinem Vater nicht ankam, sind meine Großeltern schier verrückt geworden. Sie sind wochenlang in Verona geblieben und haben alles menschenmögliche versucht, um herauszufinden, wo ihr ältester Sohn abgeblieben war. Er war aber wie vom Erdboden verschluckt. Schließlich haben sie sich weiter auf den Weg Richtung Deutschland gemacht, in der Hoffnung ihn dort wiederzutreffen. Meine Großeltern haben ihr Leben lang versucht, ihren verlorenen Sohn zu finden, aber ohne Erfolg. Lebt denn dein Vater auch hier in Rom?«

»Ja, das tut er. Er war mehrere Monate in diesem Internierungslager bei Neapel untergebracht. Irgendwann gelang ihm die Flucht. Er ist bis nach Rom gekommen und dort dann eine Weile untergetaucht. Hier hat er dann auch meine Mutter kennengelernt und ist letztendlich hier hängengeblieben. Damals war Rom ja auch noch eine tolle Stadt. Bis dann die große Wirtschaftskrise kam und alles hier den Bach hinunter ging. Meine Eltern hatten damals wohl eine schwierige Zeit. Mittlerweile geht es ihnen aber gut und mein Vater führt ein bescheidenes Dasein als Schuster in der Altstadt.«

David kann es kaum glauben. Er hat hier in Rom einen Onkel, eine Tante und einen Cousin. Und sein Onkel ist Schuster. Genauso wie Davids Vater und Großvater. Wenn das sein Vater erfährt! Wenn er wieder zuhause ist, muss er das seinem alten Herrn jedenfalls schonend beibringen.

»Mohammad, ich fliege morgen wieder zurück nach Wien. Kann ich dich und deine Familie morgen früh treffen?«

In dem Moment kommt der Wirt und wirft seinem Kellner einen zornigen Blick zu. Mohammad flüstert zu David:

»Ich muss wieder arbeiten. Mein Chef mag es nicht, wenn sich die Angestellten mit den Gästen unterhalten. Ich schreib dir meine Adresse auf.«

Darauf verschwindet er schnell in der Küche. David geht zurück in den Speisesaal und nimmt wieder auf seiner Liege Platz. Mittlerweile ist die Luft voll von beißendem Zigarrenqualm und David bekommt Sehnsucht nach den Wiener Restaurants, in denen ein striktes Rauchverbot herrscht. Sein Chef kann sich natürlich einen Kommentar nicht verkneifen:

»Na David, das ist ja eine längere Sitzung gewesen! Oder hast du etwa doch noch einen Weg zu den Hinterzimmern gefunden?«

Da sich die anderen ohnehin gerade lebhaft unterhalten, ignoriert David die Frage einfach. Er ist seinem Chef schließlich nicht für jeden seiner Schritte Rechenschaft schuldig. Außerdem ist der offensichtlich schon viel zu betrunken, um noch eine ernsthafte Antwort zu erwarten.

Der Abend zieht sich noch über eine Stunde hin, bis es Hochwürden Bonelli für an der Zeit hält, die Tafel aufzuheben. Er steht von seiner Liege auf, geht zum Zenturio und steckt ihm diskret ein Bündel Scheine zu, die dieser ohne Nachzuzählen in seiner Rüstung verschwinden lässt. Auch die anderen Gäste erheben sich langsam von ihren Liegen, befreien sich aus ihrer Toga und überreichen diese an die bereitstehenden Bediensteten. David übergibt seine Toga an Mohammad. Der übergibt ihm dabei unauffällig einen kleinen Zettel, den David in einem unbeobachteten Moment in seiner Hosentasche verschwinden lässt. Der Wirt bedankt sich und führt seine Gäste aus dem Lokal auf die Straße, wo der schwarze Kleinbus bereits auf die Gruppe wartet. Nach etwa fünfzehn Minuten Fahrt durch die stockdunklen Straßen, erreichen sie den Vatikan und das Hotel.

Donnerwetter

Sofort nachdem Hochwürden Alberto Bonelli die Gäste aus Wien im Hotel Villa Medici abgesetzt hat, schaltet er sein Smartphone ein und checkt die in der Zwischenzeit eingegangenen Nachrichten. Fünf verpasste Anrufe von seinem Monsignore! Er hatte sich doch extra bei ihm abgemeldet und auch gesagt, dass er sein Mobiltelefon ausschalten würde. In der römischen Taverne hätte er ohnehin keinen Empfang des vatikanischen Mobilfunknetzes gehabt. Bonelli hört die letzte Sprachnachricht auf seiner Mailbox ab. Als ihm Monsignore Scarelli seine Nachricht ins Ohr schreit, hält er sein Telefon reflexartig ein Stück weg von seinem Kopf:

> *»BONELLI, WO ZUM TEUFEL STECKEN SIE DENN? KOMMEN SIE NACH DIESEM GESCHÄFTSESSEN SOFORT IN MEIN PRIVATGEMACH UND WENN ICH SOFORT SAGE, MEINE ICH SOFORT!«*

Alberto Bonelli atmet tief durch. Das Leben als Privatsekretär hatte er sich ursprünglich auch anders vorgestellt. Welche Laus ist seinem Monsignore denn jetzt wieder über die Leber gelaufen, dass er ihn mitten in der Nacht noch sehen will? Warum kann die Angelegenheit denn nicht bis morgen früh warten? Nachdem sie der Kleinbus zum Santa-Martha-Haus gebracht und er Sergio und Enzo eine gute Nacht gewünscht hat, begibt er sich schnurstracks zu den Wohnräumen des Monsignore. Zu seiner großen Überraschung findet er ihn nicht allein vor. Als Alberto Bonelli das Wohnzimmer betritt, sieht er einen fremden Mann, mit dem sich Monsignore Scarelli gerade angeregt zu unterhalten scheint.

> *»Bonelli, da sind Sie ja endlich! Das hat ja eine Ewigkeit gedauert! Wie kann man nur so viel Zeit mit Essen verschwenden und dann noch in so einer elenden ordinären Fressbude! Darf ich vorstellen: Boris Luganov aus der Newa-Domäne. Alberto Bonelli, mein Privatsekretär und Vertrauter.«*
>
> *»Guten Abend!«, antwortet Bonelli und gibt dem Fremden die Hand.*

»Signore Luganov wird uns in einer heiklen Angelegenheit unterstützen. Während Sie sich ihren Bauch vollschlagen durften, haben sich hier im Vatikan die Ereignisse überschlagen! Ihre sogenannten Gäste aus Wien sind offenkundig aus einem ganz anderen Grund hier, als sie uns weismachen wollen. Als Sie heute mit diesem Herrn Prenninger zusammensaßen, hat sein Kollege Jonas versucht, sich in unsere Datenbank zu hacken!«

»Monsignore, das kann ich nicht glauben. Ich habe die beiden mittlerweile ja schon ganz gut kennengelernt und wie Spione sehen die mir nun wirklich nicht aus. Mit Verlaub gesagt, dieser Prenninger ist ein schwanzgesteuerter Wichtigtuer und dieser Jonas ist nur ein ganz unbedeutender IT-Heini.«

Das hätte Alberto Bonello so besser nicht gesagt. Monsignore Scarelli bekommt schlagartig einen roten Kopf und brüllt ihn an:

»Unbedeutender IT-Heini? Woher wollen Sie das wissen? Ich werde Ihnen verraten, was dieser unbedeutende IT-Heini gemacht hat, als er mal für eine Minute unbeaufsichtigt war! Er hat sich in die Datenbank gehackt und ganz gezielt nach unseren Schwarzgeldüberweisungen gesucht. Als er gefunden hatte, wonach er gesucht hat, verwischte er schnell alle Spuren und erweckte den Anschein, als wenn nichts gewesen wäre! Unbedeutender IT-Heini! Sie Vollidiot! Glauben Sie immer noch, dass die zwei zu uns gekommen sind, um irgend so ein Softwareprojekt vorzubereiten? Ich sage Ihnen, das sind zwei ganz ausgebuffte Spione!«

»Glauben Sie wirklich, Monsignore?« fragt Alberto Bonelli sichtbar eingeschüchtert.

Doch der schreit noch lauter: »Natürlich! Sobald die wieder in Wien sind, werden die ihre Erkenntnisse an ihre Auftraggeber weitergeben und dann war unsere Arbeit der letzten Jahre umsonst! Verstehen Sie endlich?«

Alberto Bonelli ist immer noch nicht recht davon überzeugt, dass dieser sympathische junge Mann ein Spion sein soll. Andererseits fällt ihm ein, dass dieser nach dem Essen einmal auffällig lange verschwunden blieb.

Bonelli hatte vermutet, dass ihm vielleicht das Essen nicht bekommen war. Vielleicht hatte er ja auch nach dem vorangegangenen Tischgespräch ein amouröses Abenteuer gesucht. Der andere Gast hatte ja auch aus seinen sexuellen Bedürfnissen kein Hehl gemacht. Vielleicht waren ja alle Wiener so? Was aber, wenn er in dieser Zeit einen Komplizen kontaktiert hätte? Aber wie hätte er das tun sollen? Er wusste ja nicht, wo das Abendessen stattfinden würde. Obwohl – die Vatikanbank hatte in den vergangenen Jahren schon einige Gäste in dieses Lokal geführt. Bei einer professionellen geheimdienstlichen Vorbereitung wäre es theoretisch schon möglich gewesen, diesen Tagesablauf vorherzusehen und ein konspiratives Treffen bei dem Lokal einzuplanen. Andererseits hatten die Wachen von der Schweizer Garde ja die ganze Zeit vor dem Lokal gewartet. Wäre ihnen etwas Verdächtiges aufgefallen, hätten sie es ihm bestimmt gemeldet. Wie Bonelli es auch dreht und wendet: Er bleibt hin- und hergerissen zwischen einem Verdacht und einer Unschuldsvermutung. Schließlich entscheidet er dem Monsignore nichts von der Abwesenheit des Herrn Jonas im Lokal zu erzählen, um sich nicht noch mehr dem Zorn seines Vorgesetzten auszuliefern.

> *»Monsignore, was schlagen Sie vor, wie wir mit der Situation umgehen sollen?«, fragt er vorsichtig.*
>
> *Scarelli antwortet ungewohnt leise: »Diese Spione dürfen nicht mit ihrem Wissen nach Wien zurückkehren. Herr Luganov wird geeignete Maßnahmen ergreifen. Ich habe mit ihm bereits alle Einzelheiten besprochen.«*

Alberto Bonelli wird bleich wie die Wand.

> *»Sie meinen, Sie wollen sie –«*
>
> *»Nun stellen sie sich mal nicht so an, Bonelli. Sie sind ja mittlerweile auch kein Unschuldslamm mehr. Muss ich denn diese leidige Angelegenheit mit den Bestechungsgeldern hier in Rom erwähnen? Wer hat denn Bruno damit beauftragt, die zwei Verräter aus unseren Reihen zu eliminieren?«*

»Monsignore, Bruno sollte ihnen einen Denkzettel verpassen! Von Mord habe ich nie gesprochen!«, stottert Bonelli fassungslos.

»Dann hat er Sie wohl falsch verstanden. Aber apropos: Diese Angelegenheit ist auch noch keinesfalls ausgestanden. Diese kleine Schlampe hat uns nämlich angelogen! Als Bruno sie zuhause besuchte, hat sie ihm angeblich hoch und heilig versprochen, dass nur sie selbst von diesen Unterlagen wisse und dass sie diese anonym an die Zeitung geschickt hat.«

»Ja und?«, fragt Bonelli vorsichtig.

Scarelli schreit jetzt wieder mit rotem Kopf: »Angelogen hat sie uns, diese Schlampe! Mittlerweile wissen wir, dass diese Unterlagen von einem gewissen Salvatore Pollini persönlich bei einem Reporter der Zeitung abgeliefert worden sind. Dieser Pollini weiß mindestens genau so viel über diese Überweisungsbelege, wie diese Gianna Marconi. Langsam habe ich das Gefühl, dass ich nur von Stümpern und Volltrotteln umgeben bin. Alles scheint hier momentan schief zu laufen, nur weil einige Leute offenbar unfähig sind, ordentlich ihre Arbeit zu machen! Und das gerade jetzt in dieser kritischen Phase, wo wir nun wirklich kein Störfeuer von irgendwelchen Nebenkriegsschauplätzen brauchen können! Dachten Sie etwa, dass der von mir hochgeschätzte Herr Luganov nach Rom gekommen ist, um sich hier mit solchen Lappalien zu beschäftigen?«

Alberto Bonelli schüttelt eingeschüchtert den Kopf. Er kennt die domänenübergreifenden Verbindungen seines Vorgesetzten zu einigen mächtigen Personen, die Bonelli lieber nie im Leben kennengelernt hätte. Er ist zwar nicht in die genauen Details dieser laufenden Verschwörung eingeweiht, doch weiß er, dass die darin verstrickten Menschen allesamt völlig skrupellos sind und ohne mit der Wimper zu zucken, über Leichen gehen.

»Monsignore, soll das heißen, dass Herr Luganov auch die beiden römischen Journalisten …«

Weiter kommt Bonelli mit seiner vorsichtigen Frage nicht.

> *»Sie Schwachkopf! Haben Sie immer noch nicht kapiert, dass Herr Luganov kein gewöhnlicher Kleinkrimineller ist? Schlimm genug, dass wir seine professionelle Unterstützung in der Angelegenheit mit den zwei Spionen aus Wien benötigen. Die zwei Journalisten soll Bruno zum Schweigen bringen! Und Sie Bonelli, werden ihn beauftragen! Und drücken Sie sich diesmal klar aus! Haben Sie das verstanden?«*

Fernuniversität

Eines Abends kommt Jan Eckerts Kommilitone Patrick ganz aufgeregt in das Wohnzimmer der WG gestürmt.

> *»Jan, hast du schon gehört? Die Universitäten wollen ihren Lehrbetrieb wieder aufnehmen!«*

> *»Echt jetzt? Woher weißt du das?«*

> *»Ich bin heute an meiner Uni vorbeigekommen. Da hingen Infoplakate aus, wo draufstand, dass alle Studenten der Wirtschaftswissenschaften am kommenden Freitag zu einer Informationsveranstaltung in die große Aula der Universität zu Köln kommen sollen.«*

> *»Und um was soll es da gehen?«, fragt Jan etwas irritiert.*

> *»Das würdest du wohl gerne wissen?«, meint Patrick augenzwinkernd. »Na, das wirst du dann ja wohl spätestens dort erfahren! Ich gehe auf jeden Fall hin! Du etwa nicht?«*

> *»Doch, klar komm ich mit«, antwortet Jan nach kurzem Nachdenken.*

Seit über einer Jahr fand an keiner Hochschule im Großraum Köln mehr eine Vorlesung statt. Viele Studenten hatten ihren Studienort verlassen und waren in ihre Heimatorte, zu ihren Eltern, zurückgekehrt. Das Lehrpersonal war freigestellt worden und musste sich weniger akademischen Themen als vielmehr praktischen Dingen widmen.

»Ich weiß aber noch mehr!«, beginnt Patrick wieder. »Interessiert's dich?«

»Jetzt sag schon!«

»Ich habe heute mit einem meiner früheren Dozenten gesprochen, der jetzt in der Verwaltung für die Lebensmittelmarken arbeitet. Der weiß schon Bescheid und hat mir verraten, was die da am kommenden Freitag verkünden wollen.«

»Jetzt spann mich nicht so auf die Folter!«

»Also, es geht darum, dass man langfristig auf dem Arbeitsmarkt wieder gut ausgebildete Leute mit Universitätsausbildung brauchen wird. Momentan kommt da ja nichts mehr nach und wenn sich da nix dran ändert, gibt es irgendwann niemanden mehr, der die Wirtschaft wieder ans Laufen bringen kann. Sie wollen also jungen Leuten wie uns wieder einen Universitätsabschluss ermöglichen, damit wir mit unserem Wissen dann den Karren aus dem Dreck ziehen!«

»Ich lach mich schlapp!«, sagt Jan eher humorlos. »Wir machen an der Uni einfach so weiter wie vor der Krise? Wie will man das denn finanzieren?«

»Es wird bestimmt nicht so wie vorher sein! Das einzige was die Universitäten momentan leisten können, ist ein vereinfachtes Prüfungssystem zu etablieren. Wir sollen uns dann anhand von bereits vorhandenen Videos, Skripten, Büchern und so weiter in unserer Freizeit selbst fortbilden und auf die Prüfungen vorbereiten. Wir werden auch keine Studenten im bisherigen Sinn sein, sondern wir werden auch weiterhin in unserem Arbeitsdienst eingesetzt werden.«

»Wie sollen wir das denn auf die Reihe bekommen? Arbeiten und studieren gleichzeitig?« fragt Jan skeptisch.

»Leicht wird das bestimmt nicht, aber ich habe ja auch früher neben meinem Studium gejobbt. Wenn man will, geht das durchaus! Außerdem bin ich mir sicher, dass sie das Niveau bei den Prüfungen auch etwas absenken werden. Es bringt ja nichts,

wenn man diesen ganzen Aufwand treibt und die Studenten dann massenweise durch die Prüfung rauschen.«

»Du meinst also, die Uni ist in Zukunft nur noch so eine Art Zertifizierungsinstitut, das einem nach der Prüfung einen akademischen Titel verleihen kann?«

»Kann man so sagen«, sagt Patrick und nickt zustimmend mit dem Kopf. »Fürs erste gibt es dort keine Forschung und keine Lehre mehr, sondern nur noch Prüfungen. Obwohl, das mit der Lehre kann man so auch nicht sagen. Es gibt mittlerweile ja wirklich schon von fast jeder Vorlesung einen Videomitschnitt. Da ist es doch eigentlich egal, ob man sich den am Computer reinzieht oder sich in die echte Vorlesung hockt. Vielleicht ist das sogar effektiver!«

Jan ist noch nicht ganz überzeugt, ob das alles wirklich eine gute Idee ist. Aber immerhin geht es wieder ein Stück voran in seinem Leben. Bei der kommenden Infoveranstaltung wird er jedenfalls dabei sein.

Stazione Termini

David hatte diese Nacht lange wach gelegen. Immer wieder liefen die Ereignisse der letzten Wochen wie in einer Endlosschleife vor seinem geistigen Auge ab: Die letzten Gespräche mit seinem Kollegen Klaus Baumann, dessen furchtbares Ende in der Kanalisation und die anschließende dilettantische Ermittlungsarbeit der Wiener Polizei. Gestern dann die verdächtigen Überweisungen aus der Vatikanbank, die auf einen Zusammenhang mit dem Tod von Klaus hindeuten. Schließlich noch das Zusammentreffen mit Mohammad. David hat das Gefühl, als hätte er ein paar verloren geglaubte Teile aus dem Lebenspuzzle seiner Familie plötzlich wieder entdeckt. Nun hat er die Chance alle Teile wieder zusammenzufügen und seine zerrissene Familie endgültig wieder zu vereinen.

David würde den Vormittag gerne nutzen, um seinen Cousin zu besuchen. Dieser hatte ihm ja gestern seine Adresse zugesteckt. Vielleicht könnte er bei dieser Gelegenheit sogar noch seinen Onkel treffen! Sein Chef hatte

ihm gesagt, dass der Privatjet am frühen Nachmittag wieder zurückfliegen würde. Hoffentlich fällt ihren Gastgebern nicht noch irgend etwas Wichtiges ein. Normalerweise laufen diese Meetings so ab, dass am letzten Tag noch ein kurzes Wrap-Up stattfindet. Alle klopfen sich auf die Schultern und betonen einmütig, wie ungemein wichtig und erfolgreich das Treffen doch gewesen sei. Danach Shake-Hands und Tschüss! Aber es kann auch ganz anders kommen: Irgend jemand hat noch eine doofe Frage und man diskutiert dann bis zur letzten Minute endlos über ein belangloses Detail.

Was seine neuen Erkenntnisse über die belastenden Geldtransfers angeht, ist David noch völlig unschlüssig, wie er damit umgehen soll. Eigentlich wäre er verpflichtet, seinen Chef umgehend darüber zu informieren. Aber dann hätte er sich auch für seine bisherige Heimlichtuerei zu rechtfertigen. Einschließlich seiner falschen – oder zumindest unvollständigen – Aussage bei der Wiener Polizei. David verdrängt dieses Thema lieber erst einmal. Vielleicht fällt ihm ja später zuhause noch etwas Schlaues dazu ein.

Als David von den singenden Vögeln geweckt wird, hat er gerade einmal drei Stunden geschlafen. Entsprechend müde trifft er beim Frühstück auf einen erstaunlich gut gelaunten Thomas Prenninger.

> *»Einen wunderschönen Guten Morgen! Hast du auch so gut geschlafen wie ich?«*
>
> *»Danke, geht so!«*
>
> *»Dir ist wohl das gute Essen nicht bekommen! Siehst müde aus!«*
>
> *»Ich habe mir wohl noch zu viele Gedanken über die neue Datenbankanbindung gemacht und konnte deshalb nicht einschlafen«, lügt David.*
>
> *»Ihr jungen Programmierer könnt eben noch nicht die richtigen Prioritäten setzen. Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps.«*

Dabei winkt er einen der Ober herbei, um sein Sektglas auffüllen zu lassen und sein dick belegtes Räucherlachsbrötchen damit hinunter zu spülen.

Eine Stunde später sitzen sie in der Lobby und warten auf Hochwürden Bonelli, der fast pünktlich auf die Minute zur Drehtür hereinrotiert. Dieser sieht aus, als hätte er die ganze Nacht durchgefeiert: Bleich wie die Wand und dunkle Ringe unter den Augen. Thomas Prenninger kann es nicht lassen, ihn auf sein Erscheinungsbild anzusprechen:

> *»Guten Morgen, Hochwürden! Sie sehen mir so aus, als hätten sie gestern ein bisschen zu viel von dem hervorragenden Honigwein gekostet! Ich hoffe, Sie hatten trotzdem eine halbwegs gute Nacht.«*

Alberto Bonelli wirkt aber recht kurz angebunden und entgegnet:

> *»Danke, der Nachfrage. Wir Priester sind in der Tat das Feiern nicht so gewohnt wie Ihresgleichen. Ich bin nur gekommen, um Ihnen einen guten Heimflug zu wünschen. Mein Monsignore hätte Sie auch gerne persönlich kennengelernt und sich für das konstruktive Treffen bedankt. Leider erlauben es ihm seine Termine nicht, heute hier zu erscheinen, weshalb Sie leider wieder nur mit mir vorlieb nehmen müssen. Ich möchte mich jedenfalls, auch im Namen aller meiner Kollegen aus der Bank, für die gute Zusammenarbeit bedanken. Leben Sie wohl und sei Gottes Segen alle Zeit mit Ihnen!«*

Danach gibt er beiden die Hand und verabschiedet sich so schnell wie er gekommen ist. Als er das Hotel verlassen hat, sagt Thomas Prenninger zu David:

> *»Hast du gemerkt, was der für schweißnasse Hände hatte? Der hat offenbar gestern wirklich zu viel Alkohol erwischt!«*

> *»Allerdings. Wann geht denn eigentlich unser Flieger zurück nach Wien?«*

> *»Um Punkt drei Uhr Nachmittags. Das Shuttle holt uns um halb zwei hier an der Rezeption ab. Ich werde bis dahin den Fitnessraum und die Hotelsauna aufsuchen und etwas relaxen. Was hast du vor?«*

»Ich werde mir ein wenig die Stadt anschauen«, sagt David. »Vielleicht komme ich dann direkt von dort zum Flughafen. Falls ich also um halb zwei nicht hier sein sollte, fahr bitte allein zum Flughafen. Wir treffen uns dann dort. Meinen Koffer hinterlege ich an der Rezeption. Kannst du ihn bitte mit zum Flughafen nehmen?«

»Kann ich machen. Aber pass auf dich auf! Rom soll für Touristen nicht ungefährlich sein!«

»Alles klar! Dann bis später!«

Damit trennen sich ihre Wege. David geht zu der jungen Dame an der Rezeption, um sich nach einem Taxi zu erkundigen:

»Hello, can you call me a taxi to the city of Rome please?«

»Sorry Sir, we recommend not to leave Vatican state on your own. The city is very dangerous for tourists!«

»Thank you for this information. But I need a driver who takes me to a certain place and back again.«

Die Rezeptionistin versucht noch ein paar Mal David von seinem ungewöhnlichen Vorhaben abzubringen, ruft dann aber schließlich bei einer römischen Taxizentrale an, die einen Kooperationsvertrag mit dem Hotel zu haben scheint. Nach einem längeren Gespräch legt sie wieder auf und wendet sich an David:

»The taxi is here in about 15 minutes. You act on your own risk and you have to pay the driver in cash! Do you have roman money?«

David bestätigt der jungen Dame nochmal, dass er schon gut auf sich aufpassen wird. Dann geht er zu einem anderen Schalter an der Lobby, um ein paar Römische Lire für die Taxifahrt zu bekommen. Die Abrechnung erfolgt völlig unproblematisch über seine Kreditkarte. Der Kassenangestellte hat offenbar mitbekommen, dass David eine Taxifahrt

unternehmen will und ist etwas erstaunt über die Geldmenge die er dafür mitzunehmen gedenkt.

»Taxi in Rome is very cheap, Sir!«

David beharrt aber auf dem Betrag. Schließlich will er nicht mit zu wenig Geld irgendwo in Rom stranden. Außerdem können Mohammad und seine Familie den Rest sicher gut gebrauchen.

Zehn Minuten später sitzt er mit prall gefülltem Geldbeutel und einem kleinen Faltplan der Innenstadt in der Lobby und wartet auf sein Taxi. Seinen Koffer hat er mittlerweile auch an der Rezeption deponiert, so dass sein Chef ihn gegebenenfalls zum Flughafen mitnehmen kann. Er muss nicht lange warten, da hält ein uralter Fiat in der Auffahrt des Hotels und ein älterer Herr mit Zigarette im Mund und Schiebermütze auf dem Kopf steigt aus. Mit etwas unsicherem Blick schaut er zur Glasfront herein und betritt schließlich das Hotel. Als ihn die Rezeptionistin erblickt, schickt sie ihn stumm mit einer nickenden Kopfbewegung direkt zu David.

»Signore, Taxi to Rome?«, fragt er an David gewandt.

»Si, grazie.«

David folgt dem Fahrer zu seinem Taxi. Der hält ihm die hintere Tür auf und bittet ihn einzusteigen. Als der Fahrer am Lenkrad Platz genommen hat, dreht er sich zurück in Davids Richtung und fragt:

»Where going, Signore?«

David reicht ihm den Zettel, den ihm Mohammad gestern zugesteckt hatte:

»36 Via d'Azeglio, Piano 3, Mohammad«

Der Taxifahrer denkt kurz nach und schüttelt dann ungläubig den Kopf.

»Aaah, Stazione Termini!«

Dann beginnt sich die alte Klapperkiste langsam in Bewegung zu setzen. Als sie den Vatikan hinter sich gelassen haben, bekommt David ein flaues Gefühl in der Magengegend. Auf was hat er sich da wieder eingelassen?

Aber jetzt heißt es Augen zu und durch! Nach ein paar Minuten hat er sich wieder beruhigt und beginnt die Fahrt zu genießen. Mit einem Oldtimer durch ein Freilichtmuseum fahren, so etwas hat David noch nie erlebt. Am Taxi sind alle Seitenscheiben heruntergekurbelt – David fragt sich, ob es überhaupt Scheiben hat – so dass der Zigarettenqualm des Fahrers ihn nicht weiter stört und der warme Fahrtwind durch seine Haare weht. Das vorsintflutliche Autoradio dudelt italienische Evergreens und der Fahrer singt lauthals mit. Die ganze Atmosphäre ist völlig anders, als bei der Horrorfahrt vom Flughafen zum Vatikan. An manchen Orten, versucht sich der Fahrer mit ein paar erklärenden Ortsangaben. David versteht aber nicht viel von dem Gesagten. Lediglich »Ponte Regina«, als sie eine Brücke über den Tiber überqueren und »Villa Borghese« als sie durch ein Waldstück fahren. David befürchtet schon, dass sie die Stadt verlassen haben, nach einer Weile endet aber das dichte Grün und die Stadt hat sie wieder. Das muss sich ja um eine sehr bedeutende Villa handeln, wenn man hier von der Größe des Gartens auf das Haus schließen kann. Wahrscheinlich eine Sommerresidenz des Papstes denkt David und beschließt sich zuhause darüber schlau zu machen.

> *»Piazza Esedra. We soon there!«, ruft der Taxifahrer, als sie einen großen Platz mit einem trockenen Brunnen in der Mitte umrunden.*

Und tatsächlich: Kaum eine Minute später taucht plötzlich ein riesiger und weiter Platz vor ihnen auf. Er erinnert David spontan an die diversen Bahnhofsvorplätze, die er auf seinen bisherigen Dienstreisen schon gesehen hat. Aber hier ist alles anders. Die Gebäude um den Platz herum wirken alt und verfallen, kaum eine Menschenseele ist auf dem gesamten Areal auszumachen. Zwischen den Bodenplatten und sogar durch die geschlossene Asphaltdecke sprießen Unkraut und sogar kleinere Bäume.

> *»Stazione Termini. Here destination!«, ruft der Taxifahrer nach hinten zu David.*

> *»No Signore, Via d'Azeglio!«, antwortet David entrüstet.*

»No no Signore. Not further than here! Very dangerous here!«

Der Taxifahrer scheint fest entschlossen zu sein, seinen Fahrgast nicht weiter als zu diesem Geisterplatz zu fahren. Als David ihm seinen Stadtplan aus dem Hotel zeigt, deutet er auf ein paar Punkte und versucht ihm den weiteren Fußweg zu erklären.

»Via d'Azeglio not far from here. Via Cavour – Via Giovanni Amendola – Via d'Azeglio. Only five minutes walk. But be careful! Very dangerous!«

Offenbar ist der Fahrer durch nichts dazu zu bewegen, diese letzten Meter noch weiter zu fahren. Als David ihn fragt, ob er hier auf ihn warten könne, schüttelt er entsetzt den Kopf. Schließlich einigen sich beide darauf, dass der Fahrer ihn in drei Stunden genau hier wieder abholt und zum Flughafen fährt. Bevor er David aussteigen lässt, besteht er aber auf die Bezahlung der bisherigen Fahrt. Auf einem kleinen Schreibblock schreibt er eine runde vierstellige Zahl. David kramt in seiner Geldbörse legt noch einen Tausend Lire Schein als Trinkgeld drauf und drückt das Bündel dem Taxifahrer in die Hand. Dieser schaut ihn fassungslos an und stammelt nur:

»Grazie mille, Signore! Grazie mille!«

Kaum dass David aus dem Fond ausgestiegen ist, gibt der Fahrer Gas und braust so schnell er kann davon. Jetzt beschleicht David wieder das flaue Gefühl, das er zu Beginn der Fahrt verspürt hatte. Den Richtungsempfehlungen des Taxifahrers folgend, verlässt David den großen Platz und folgt dem Verlauf einer breiten Straße. Via Cavour steht dort eingemeißelt auf einer großen Marmorplatte an einer der wuchtigen Häuserfassaden. Richtig prächtige Häuser müssen das einmal gewesen sein, fast so wie sie David von der Umgebung der Wiener Hofburg her kennt. Aber völlig verwahrlost! Die Fensterscheiben fehlen größtenteils, die Dächer sind beschädigt und überwuchert, die Fassadensteine sind zum Teil heraus gebrochen und die Erdgeschosswände sind fast flächendeckend mit Graffitikunst übersprüht worden. Immerhin scheint er aber auf dem

richtigen Weg zu sein. Als David in die nächsten Seitenstraße rechts einbiegen will, sieht er schnell, dass hier kein Durchkommen ist. Ein riesiger Müll- und Schuttberg versperrt ihm den Durchgang und zwingt ihn, sich einen anderen Weg zu suchen. In der nächsten Querstraße sieht es nicht viel besser aus. Hier liegen die Reste einer ausgebrannten und eingestürzten Hotelruine im Weg und verhindern jegliches Durchkommen. Irgendwie muss er doch in die nächste Querstraße kommen. David sieht einen offene Einfahrt zu einem Hinterhof. Vielleicht kommt er auf diesem Weg ja zu seinem Ziel. Wenn er wenigstens jemanden fragen könnte. Aber entweder machen die Bewohner hier alle gerade Siesta oder die Gegend ist wirklich so ausgestorben, wie sie scheint. Auf dem Bahnhofsplatz hatte er ja wenigstens noch ein paar vereinzelte Menschen herumlaufen sehen, aber hier ist ja nur noch tote Hose. Für Siesta ist es aber definitiv noch zu früh. Als David das Hotel verlassen hatte, war es doch gerade mal neun Uhr vorbei und das ist jetzt gerade mal eine halbe Stunde her. David hat mittlerweile die überdachte dunkle Einfahrt durchquert und den Innenhof des weiträumigen Gebäudekomplexes erreicht. Er lässt langsam seine Blicke in alle Richtungen schweifen. Hier wohnt kein Mensch! Keine Blumen in den Fenstern, die meisten Fensterscheiben zerbrochen und überall liegt Müll herum. Hier ist definitiv kein Durchkommen. David beschließt wieder zurück zur Hauptstraße zu gehen und es in einer der folgenden Querstraßen zu versuchen.

Als er wieder durch die Hofeinfahrt gehen will, wird ihm schlagartig bewusst, dass er einen entscheidenden Fehler gemacht hat. Der Weg zurück zur Straße wird ihm von ein paar Gestalten verstellt. Ihre Gesichter kann er wegen der Dunkelheit in der Einfahrt nicht erkennen. Dafür zeichnen sich ihre Silhouetten gegen das helle Licht der Querstraße gut ab und was David sieht, reicht um sein Herz bis zum Hals schlagen zu lassen. Zögernd geht er auf die drei eher schmächtigen Männer zu. Die machen jedoch nicht den Eindruck, dass sie ihn ungeschoren durch diese Einfahrt gehen lassen würden. Zwei von ihnen halten in ihren Händen einen Baseballschläger oder ein vergleichbar großes Schlaginstrument. Als er

direkt vor ihnen steht schreit ihm der größte von ihnen etwas unverständliches auf italienisch entgegen und stößt ihn mit Wucht zu Boden. Leicht benommen rappelt sich David langsam wieder auf und versucht verzweifelt seine Handlungsoptionen zu sortieren. Sein Instinkt besteht jedoch auf Flucht! So schnell er kann rennt David wieder zurück in den Innenhof, aus dem er gerade kam. Vielleicht kann er den Typen ja doch noch entkommen. Als er eine Mauer mit einer angrenzenden Garage erreicht, versucht er verzweifelt an deren Dachrinne hochzuklettern. Vielleicht kommt er ja über die Mauer auf die andere Seite und von dort wieder auf die Straße. Die Hoffnung stirbt ja bekanntlich zuletzt. Kurz vor dem Erreichen der rettenden Mauerkrone holen ihn seine Verfolger ein und reißen ihn gewaltsam zu Boden.

»Nach der Hoffnung stirbt der Mensch« ist der letzte Gedanke der durch Davids Kopf geht, als ihm der brachiale Schlag eines auf ihn niedersausenden Holzknüppels die Lebenslichter ausknipst.

Hinterhalt

Am späten Nachmittag sitzt Gianna einsam und verlassen am Küchentisch ihrer WG und liest die aktuelle Ausgabe der La Città. Marco und Maria sind weg. Es hatte in den letzten zwei Tagen einige unschöne Szenen gegeben. Vorwürfe, Schuldzuweisungen, Rechtfertigungen und Entschuldigungen. Letztendlich waren sich alle drei darüber einig, dass es wohl besser wäre, wenn sie ihre gemeinsame Wohnung in Trastevere in nächster Zeit lieber meiden würden. Maria war zu einer befreundeten Lehrerin in der Nähe ihrer Schule gezogen. Marco war bei ein paar alten Kumpeln untergetaucht. Gianna hatte noch am längsten die Stellung gehalten. Aber auch sie hatte bei jeder Gelegenheit, die sich ihr bot, die Wohnung verlassen und sich bei Freunden, Salvatore oder ihren Eltern aufgehalten.

In der Zeitung steht wieder kein Sterbenswörtchen über den Bestechungsskandal im Rat der Stadt. Auch über den Tod von Guiseppe

Manzoni wird nichts mehr berichtet. Stattdessen findet Gianna unter »Urbi et Orbi« die üblichen Nachrichten aus Rom und aller Welt:

Papst reist in die Mississippi-Domäne und spricht Martin Luther King heilig!

Elon Musk vom Mond zurückgekehrt!

Gebeine von Beppe Grillo in römischen Katakomben entdeckt!

War Silvio Berlusconi wirklich schwul?

Gianna schwört sich, dass sie heute zum letzten Mal Geld für dieses Käseblatt ausgegeben hat. Wen interessiert denn dieser Schwachsinn? Wie sehr vermisst sie ihren Computer und den Zugriff auf die Fülle der Informationen aus dem Internet. Diese Zeitungsheinis drucken doch nur das, was ihnen die Verlagsleitung und die dahinter stehenden Sponsoren in die Feder diktieren.

Plötzlich klingelt es. Gianna schleicht auf Zehenspitzen zur Wohnungstür und schaut vorsichtig durch den Spion. Instinktiv hält sie ihre Hände vor ihren Kopf, als wenn sie sich vor irgend etwas schützen wolle. Diese komische Angewohnheit hat sie bereits vor ein paar Tagen an sich bemerkt und kann sie sich nicht so recht erklären. Ihr Puls fährt aber wieder herunter, als sie ihren Vater vor der Tür stehen sieht.

»Vati! Komm rein!«

Gianna gibt ihn einen flüchtigen Kuss auf die Wange, zieht in ihn die Wohnung und schließt schnell hinter ihm die Tür.

»Grüß dich Kind! Ich komme gerade aus dem Vatikan und habe die Passierscheine für dich und Salvatore mitgebracht.«

Sie gehen beide in die Küche, falten die zwei Dokumente auf dem Tisch auseinander und betrachten sie eine Weile stumm.

»Da fehlen noch die Fotos!«, meint Gianna schließlich.

»Ja, die müsst ihr noch draufmachen. Ich habe hier noch ein weiteres Musterexemplar, wie das Ganze dann fertig aussehen sollte. Das Foto muss mit zwei Ringösen auf dem Passierschein befestigt werden. Danach müsst ihr noch den Stempel des Vatikans auf Schein und Foto nachbilden. Meinst du ihr kriegt das hin?«

»Ich denke schon! Marco kennt da jemanden, der so etwas kann.«

»Ist Marco noch hier in der Wohnung?«

»Nein, meine WG-Genossen haben sich verdünnisiert. Marco ist vorübergehend bei ein paar Kumpels in der Bahnhofsgegend abgetaucht. Er spricht da ja nicht gerne drüber, aber er hat während seiner Ausbildung zum Mechaniker selber da gewohnt und kennt da offenbar so einige zwielichtige Gestalten.«

»Von denen soll es dort ja genug geben. In dieser Gegend treibt sich doch nur Gesindel herum!«, schimpft Giannas Vater entrüstet.

»Jetzt tu ihm nicht Unrecht! Marco hat es nach der Schule bei seinen Eltern nicht mehr ausgehalten. Sein Stiefvater hat ihn jeden Tag verprügelt. Was hätte er denn tun sollen? Damals ist er jedenfalls mit seinen Kumpels jeden Tag durch die Straßen gezogen und hat am alten Bahnhof Unterschlupf gefunden. Die alten verfallenen Hotels haben ja seit jeher junge Obdachlose angezogen. Da ist er dann eben hängengeblieben. Du weisst doch, dass er letztendlich noch ganz gut die Kurve gekriegt hat und im Grunde ein netter Kerl ist!«

»Ich habe ja nichts gegen ihn persönlich, aber jeder Mensch definiert sich nun mal auch über den Umgang, den er pflegt.«

»Ach Vati, jetzt sei doch nicht so spießig! Marco hat Salvatore und mir angeboten, dass wir auch für ein paar Tage bei ihm und seinen alten Kumpeln abtauchen können. Und genau das werden wir jetzt auch tun!«

»Mein liebes Kind, du wirst ja sehen wie lange du es dort in diesen Slums aushältst. Ohne Strom und fließendes Wasser. Ihr

solltet auf jeden Fall so schnell wie möglich die Stadt verlassen! Raus aus Rom und möglichst weit weg vom Vatikan. Je weiter ihr kommt, desto besser!«

»Was habt ihr denn jetzt vor?«

»Mutti ist bereits unterwegs zu Tante Gina. Sie hat ihr in einem Brief bereits unser Kommen angekündigt. Hoffentlich kommt der Brief vor ihr an! Ich habe noch eine Übersetzungsarbeit fertig zu machen. Ich denke, dass ich morgen damit durch bin. Die gebe ich dann im Vatikan ab und reise Mutti nach Neapel nach.«

»Hast du denn keine Angst, dich direkt in die Höhle des Löwen zu begeben?«

»Nein! Ich habe dir doch schon mal versucht zu erklären, dass du im Vatikan nicht alle Menschen über einen Kamm scheren kannst. Die Leute, denen ihr da offenbar in die Quere gekommen seid, haben nichts mit den Leuten zu tun, für die ich arbeite.«

»Wie sollen wir denn in Kontakt bleiben?«, fragt Gianna mit Tränen in den Augen.

»Schreib uns doch einfach ab und zu einen Brief, wie es dir geht. Aber vermeide auf jeden Fall Ortsangaben! Niemand – auch wir nicht – darf wissen, wo ihr euch gerade aufhaltet! Ich denke, dass Mutti und ich nach ein paar Monaten wieder nach Rom zurückkehren werden. Wir können uns auch nicht den Rest unseres Lebens verstecken. Vielleicht kannst du dann ja mal versuchen uns anzurufen. Es wäre schon schön, wenn wir ab und zu deine Stimme hören könnten!«

Gianna kennt die Unzuverlässigkeit des römischen Telefonnetzes. Anrufe aus anderen Domänen sind nach wie vor fast unmöglich und funktionieren bestenfalls per Handvermittlung über das Hauptpostamt.

»Ich werd‘s versuchen!«, verspricht sie ihrem Vater. »Und passt bitte ganz gut auf euch auf! Ich hab doch nur euch beide!«

Jetzt kann sich Gianna das Heulen nicht mehr verkneifen. Schluchzend umarmt sie ihren Vater und presst ihn eine Minute ganz fest an sich. Und

auch der alte Signore Marconi kann ein paar Tränen nicht unterdrücken, als ihm klar wird, dass er sein geliebtes Töchterlein jetzt für eine ganze Weile nicht mehr sehen wird.

Dann geben sie sich noch ein paar gute Ratschläge hier und Versprechungen dort. Aber irgendwann ist alles gesagt, was gesagt werden kann und der alte Mann lässt seine einzige Tochter allein mit ihrem Schmerz in der Wohnung zurück.

Gianna bleibt noch ein paar Minuten gedankenverloren am Küchentisch sitzen. Dann springt sie auf und verbannt alle melancholischen Gedanken aus ihrem Kopf. Sie holt ihren Rucksack, packt die Passierscheine und ein paar Klamotten hinein und verlässt ebenfalls die Wohnung. Im Hinterhof kettet sie ihre Vespa los und macht sich auf den Weg zu Salvatore. Als sie dessen Haus erreicht, parkt sie den Roller auf dem Gehweg und springt im Laufschritt die Treppe zu Salvatores Wohnung hinauf. Kaum drei Sekunden nachdem sie geklingelt hat, öffnet er schon die Tür.

> *»Hast du die Passierscheine?«, fragt er Gianna, kaum dass sie in der Wohnung ist.*
>
> *»Ja, ich zeig sie dir, hier schau!«*
>
> *»Gloria Montebello, von Beruf Sekretärin und Cesare Botazzi, von Beruf Gärtner. Na Klasse! Hätte man mich nicht wenigstens zum Journalisten machen können? Da fehlen übrigens noch die Fotos!«*
>
> *»Ja, aber ich weiß, wie das aussehen muss und Marco wird sich drum kümmern. Hast du deine Sachen gepackt?«*
>
> *»Ja, dort!« Salvatore zeigt auf einen kleinen Rucksack.*
>
> *»Nimm soviel Geld mit, wie du kannst! Ich habe auch meine Spardose geplündert und alles im Deckelfach meines Rucksacks verstaut.«*
>
> *»Hab ich bereits gemacht. Ist ebenfalls alles im Rucksack. Soll ich meinen Ausweis mitnehmen?«*

»Nein auf keinen Fall! Ab jetzt sind wir Cesare und Gloria. Gewöhn dich schon mal daran!«

»Und diese Passierscheine aus dem Vatikans werden überall anerkannt?«

»Ja, die stellen so etwas den Pilgern aus, wenn denen während ihres Romaufenthalts die Papiere geklaut werden. Soll angeblich öfter vorkommen. Diese Passierscheine werden an sämtlichen Domänengrenzen Europas als offizielles Reisedokument anerkannt.«

»Na, wir werden ja sehen. Ich bin ja schon oft mit dem LKW der Großmarkthalle in den südlichen Domänen gewesen und ich kann dir sagen, dass die Grenzer selbst bei normalen Papieren ziemlich genau hinschauen und außerdem noch die Hand aufhalten, bevor sie einen weiterfahren lassen.«

»Jetzt mach dir nicht ins Hemd! Wir sollten jetzt los. Hast du alles dabei, was du brauchst?«, fragt Gianna sichtlich genervt.

»Ja, ich denke schon.«

Die beiden verlassen die Wohnung und Salvatore verschließt die Tür. Als sie die Treppen hinunter steigen, hören sie wie unten die Haustür quietscht. Gianna geht ans Treppengeländer und schaut durch das weite Treppenhaus nach unten ins Erdgeschoss. Im selben Augenblick schaut ein Mann nach oben zu ihr. Ihre Blicke treffen sich. Gianna erstarrt. Dieses Gesicht wird sie nie wieder im Leben vergessen!

»Scheiße! Das ist der Typ der mich in meiner Wohnung verprügelt hat!«, flüstert sie zu Salvatore.

»Nichts wie weg. Komm mit!«

Salvatore zieht Gianna mit sich die Treppe nach oben. An seiner Wohnung vorbei noch eine Etage höher und dann noch eine. Bis sie vor der Tür zum Dachboden stehen. Im Treppenhaus hören sie bereits schnelle Schritte. Der Mann hat Gianna offenbar ebenfalls erkannt und ist ihnen auf den Fersen.

Salvatore zieht Gianna in den Dachboden und versucht die Tür zu schließen.

»Mist, es gibt hier keinen Schlüssel! Hilf mir dieses Sofa vor die Tür zu stellen!«

Mit vereinter Kraft hieven sie ein altes, mit einem Bettlaken abgedecktes, Sofa vor die Tür. Salvatore hatte sich immer darüber aufgeregt, dass manche Hausbewohner ihren Müll hier oben deponieren. Jetzt ändert er seine Meinung darüber schlagartig. Die Dachbodentür ist fürs erste blockiert.

»Schnell weiter! Wir müssen sehen, wir wir hier rauskommen!«, ruft Salvatore außer Atem.

Gemeinsam bahnen sie sich geduckt den Weg zwischen den vielen Wäscheleinen, auf denen die Hausbewohner ihre Wäsche zum Trocknen aufgehängt haben. Er schaut zu den kippbaren Dachfenstern hinauf, die alle paar Meter das Licht von oben hereinlassen.

»Das da müsste gehen!«, sagt er zu Gianna.

Neben der Dachluke steht ein alter Stuhl. Salvatore stellt ihn direkt unter die Luke, hängt deren Haltevorrichtung aus und klappt sie ganz nach außen. Er steigt auf den Stuhl streckt seinen Kopf durch die Dachluke und sieht sich draußen kurz um. Dann zieht er seinen Kopf wieder ein und sagt zu Gianna:

»Das Dach ist flach genug! Wir gehen hier raus und am Nachbarhaus wieder rein!«

»Spinnst du? Ich hab Höhenangst!«

»Willst du warten, bis der Typ hier drinnen ist?«

Ihr Verfolger hat unterdessen die Dachbodentür erreicht und beginnt damit, sich mit seinem gesamten Körpergewicht gegen die blockierte Tür zu werfen. Der ganze Dachboden hallt von den rhythmischen Schlägen gegen das dünne Türholz.

»Schnell jetzt! Ich gehe zuerst.«

Salvatore zwängt seinen Körper durch die Dachluke, packt den äußeren Metallrahmen mit den Händen und stemmt sich mit den Armen nach oben.

»Schieb mich raus!«, ruft er nach unten zu Gianna.

»Ich versuch's!« antwortet die und packt ihn an den baumelnden Knöcheln.

Mit aller Kraft schiebt sie seine Beine nach oben. Ächzend plumpst er wie ein nasser Sack auf die braunen Dachziegel.

»Gib mir jetzt die Rucksäcke!«

Gianna reicht ihm beide Rucksäcke durch die Luke. Sie ist immer noch unentschlossen, ob sie da wirklich hoch soll.

»Steig jetzt auf dem Stuhl und komm raus!«

Gianna hört, dass die Geräusche von der Dachbodentür plötzlich anders klingen. Das Sofa hat offenbar seinen Widerstand auf- und die Tür fast freigegeben. Es hilft alles nichts. Sie muss Salvatore folgen. Zitternd steigt sie auf den Stuhl und steckt ihren Oberkörper durch die Dachluke. Salvatore packt sie von hinten unter ihren Armen und zieht sie mit Schwung durch die Luke hinaus aufs Dach. Die untergehende Abendsonne scheint ihr in die Augen und blendet sie. Das erste was sie wieder erkennen kann ist das schräge Dach vor ihr, das an der Dachrinne abrupt endet. Dahinter ist nur noch der schier endlos tiefe Abgrund zum Innenhof. Gianna wird schwindelig.

»Wir müssen da rüber!«, sagt Salvatore. »Ich halte deine Hand! Schau nicht nach unten! Mach kleine Schritte! Wir schaffen das!«

Ziegel für Ziegel bewegen sich die beiden auf dem schrägen Dach entlang. Salvatore hält Gianna mit der rechten Hand und die beiden Rucksäcke in der linken. Nach ein paar Metern wechseln die Ziegel sowohl Farbe als auch Form.

»Ich glaube hier beginnt das Nachbarhaus. Jetzt müssen wir einen Einstieg finden!«

Die erste Dachluke die sie erreichen ist viel zu klein, als dass ein Mensch da hindurchpassen würde. Die zweite wäre groß genug, ist aber fest verschlossen. Salvatore rüttelt ein paarmal daran so fest er kann, gibt aber schnell wieder auf.

»Schnell weiter! Irgendwo werden wir schon rein kommen!«

Und tatsächlich: Die dritte Luke ist gekippt und lässt sich so weit öffnen, dass ein Mensch hindurch passen sollte. Salvatore wirft die beiden Rucksäcke hindurch und sagt zu Gianna:

»Los, du zuerst!«

Im Rückwärtsgang krabbelt Gianna in die Dachluke, bis sie sich nur noch mit ihren Ellbogen am Rahmen abstützt. Salvatore packt sie von vorne an den Unterarmen und lässt sie langsam vollständig in die Luke hineingleiten. Dann lässt er sie hinunter plumpsen.

»Au! Das hat weh getan!«, hört er Gianna von unten schimpfen.

»Pass auf! Jetzt komme ich.« ruft er nach unten.

Genau wie Gianna kriecht er mit den Füßen voran in die Luke, bis nur noch sein Oberkörper aus dem Dach schaut.

»Pack mich bei den Füßen und hilf mir auf den Boden zu kommen!«, ruft er zu Gianna.

In dem Moment sieht er, wie ihr Verfolger seinen Kopf aus der Dachluke streckt, aus der sie geflohen waren.

»Mach schnell! Er hat uns gesehen!«

Salvatore lässt sich fallen und plumpst zu Boden, ohne dass Gianna seinen Aufprall groß bremsen kann. Im gleichen Moment peitscht draussen ein Schuss und ein paar Mauerreste eines getroffenen Kamins rieseln durch die Dachluke auf den Boden.

»Der hat auf dich geschossen!«, schreit Gianna.

»Nichts wie weg! Wir müssen durchs Treppenhaus nach unten auf die Straße.«

»Mach die Luke zu!«

Salvatore verriegelt schnell die Dachluke so gut er kann. Dann rennen beide zur Dachbodentür und suchen das Treppenhaus. Gott sei Dank sind die Häuser hier alle recht ähnlich aufgebaut, so dass sie sich schnell zurechtfinden. Immer zwei Stufen auf einmal nehmend, laufen sie die Treppen hinab. An mehreren Wohnungen blicken sie in die verängstigten Augen der Bewohner. Offenbar hatten diese den Schuss gehört und wollten sich bei ihren Nachbarn erkundigen, was da los ist. Etage für Etage rennen sie nach unten bis sie endlich die Haustür und die Straße erreichen.

»Da vorne steht mein Roller!«, ruft Gianna. »Nimm deinen Rucksack auf den Rücken und halte meinen in der Hand!«

Sowie sie den Roller erreicht haben, beginnt Gianna in den Taschen ihre Jeans nach dem Schlüssel zu suchen.

»Mach schnell! Der Kerl wird bestimmt bald hier sein!«, ruft Salvatore ungeduldig.

Gianna hat den Schlüssel aber schon gefunden. Sie hebt die Vespa vom Mittelständer, steckt den Schlüssel ins Schloss und drückt den Anlasserknopf. Ein leises hartes Knackgeräusch ist aber alles, was der Roller von sich gibt.

»Scheiße! Die Batterie ist leer. Das hat er in den letzten Tagen öfter gemacht. Wir müssen ihn ankicken!«

Gianna hievt den Roller wieder auf den Mittelständer und versucht den Kickstarter durchzudrücken.

»Mach du!«, ruft sie zu Salvatore. »Du hast mehr Kraft!«

Salvatore tritt zweimal fest den verchromten Hebel nach unten und schon schnurrt der Motor. Gianna steigt auf und schiebt den Roller wieder vom

Ständer. Salvatore nimmt hinter ihr Platz und beide sausen so schnell sie können davon. Kurz bevor sie um die erste Ecke biegen, zerreißen hinter ihnen drei Schüsse die Luft. Das war knapp!

Gianna rast durch die Gassen von Trastevere, wie sie es noch nie getan hat. Als wenn der Teufel hinter ihr her wäre, verschafft sie sich hupend freie Bahn. An der Ponte Palatino überqueren sie den Tiber. Am anderen Ufer sieht sie die Kirche Santa Maria, wo das ganze Drama seinen Anfang genommen hatte. Wäre sie doch niemals dort hingegangen! Dann steckten sie jetzt nicht in diesem Schlamassel. Auf der langen Geraden am Circus Maximus kann sie endlich mit Vollgas dahin brausen. Dabei gehen ihr unweigerlich nochmal die ganzen Ereignisse der letzten Tage und Wochen durch den Kopf. Wie konnte sie nur so naiv sein! Sie wollte der Gerechtigkeit zum Sieg verhelfen. Und was hatte sie nun davon? Man hat auf sie geschossen und versucht sie umzubringen! Wenn sie aus dieser Nummer jemals wieder heil rauskommen sollte, würde sie in Zukunft jedenfalls vorsichtiger agieren. Ganz bestimmt! Allerdings müsste sie dann wohl auch ihren Beruf wechseln! Aber den kann sie fürs erste nun ohnehin vergessen. Mal sehen was die nächsten Wochen und Monate noch für Überraschungen für sie bereit halten.

Nachdem sie die Ruinen den Circus Maximus hinter sich gelassen haben, bremst Gianna die Vespa wieder ab und biegt nach links in die Via di San Gregorio ein. Sie nimmt jetzt direkt Kurs auf Marcos geheimen Unterschlupf am alten Hauptbahnhof. Als sie das Kolosseum erreichen klopft ihr Salvatore von hinten auf die Schulter.

»Halt bitte an!«

»Was ist los? Wieso soll ich anhalten?«, ruft sie nach hinten.

»Halt bitte sofort an!«, schreit er ihr ins Ohr.

Gianna stoppt den Roller am rechten Fahrbahnrand und dreht sich zu Salvatore um.

»Was ist los?«, fragt Gianna verwundert.

Salvatore versucht nach rechts von seinem Soziussitz abzusteigen. Er taumelt aber nur und stürzt auf den Gehweg neben der Straße. Gianna schreit entsetzt auf:

»Salvatore! Was ist passiert? Du blutest ja!«

Hemd und Hose von Salvatore sind unter seinem Rucksack tiefrot verfärbt. Auch das gesamte Heck des Rollers ist blutverschmiert. Als Gianna absteigt, sieht sie, dass auch die ganze Sitzbank, einschließlich ihrer Hose, voller Blut ist. Gianna bockt den Roller am Straßenrand auf und bückt sich zu Salvatore hinunter. Der hat sich mittlerweile über den Gehweg zu einem kleinen Mäuerchen gerobbt und dort eine sitzende Position eingenommen. Die Beine auf dem Bürgersteig, mit dem Rücken an die Mauer gelehnt und den Blick auf die Ruinen des Kolosseums gerichtet, sitzt er da wie ein Häufchen Elend.

»Ich glaube der Typ hat mich bei der Abfahrt erwischt! Als wir um die Ecke gebogen sind, habe ich einen stechenden Schmerz hier hinten am Rücken gespürt.«

Nachdem Salvatore den Rucksack abgenommen hat, sieht Gianna das ganze Ausmaß seiner Wunde. Alles trieft nur so von Blut und mittlerweile hat sich auch auf dem Gehweg ein rotes dünnes Rinnsal seinen Weg in Richtung Fahrbahn gebahnt.

»Salvatore, wir müssen so schnell wie möglich ins Lazarett fahren! Du verblutest sonst!«

»Gianna ich kann nicht mehr fahren. Ich bin gerade eben schon fast vom Roller gefallen.«

Mittlerweile sind haben sich schon ein paar Passanten um sie herum versammelt und gefragt ob sie helfen könnten. Ein älterer Herr fragt:

»Hatten Sie einen Unfall mit dem Motorrad? Ich kenne einen Arzt der zwei Straßen weiter wohnt. Soll ich ihn holen?«

Gianna antwortet verzweifelt: »Ja bitte, holen Sie Hilfe so schnell es geht! Mein Freund verblutet hier sonst!«

Der freundliche Herr geht so schnell er kann in die Richtung aus der er gekommen war und ist bald nicht mehr zu sehen. Unterdessen sucht Gianna in ihrem Rucksack nach einem Tuch. Als sie eins gefunden hat, zieht sie vorsichtig Salvatores Hemd aus seiner Hose und drückt das Tuch fest auf die Wunde.

> *»Tut das weh?« fragt sie vorsichtig?*

Salvatore schüttelt nur leicht den Kopf.

> *»Salvatore, du musst jetzt durchhalten! Der Mann kommt bestimmt gleich mit dem Arzt wieder und der wird die Blutung dann bestimmt stillen können! Versprich mir, dass du solange durchhältst!«*

> *»Gianna, hör zu!«, flüstert ihr Salvatore ins Ohr. »Du musst mir versprechen, dass du gut auf dich aufpasst! Verlass diese verdammte Stadt so schnell du kannst und komm nicht wieder zurück, bevor du hier wieder sicher bist! Hast du mich verstanden?«*

> *»Ja, ja, aber jetzt müssen wir erst einmal dafür sorgen, dass du wieder auf die Beine kommst. Hörst du? Ich will mit dir die Stadt verlassen, aber dafür musst du erst mal wieder gesund werden!«*

Salvatores Stimme wird immer schwächer.

> *»Gianna, ich glaube nicht dass ich dich begleiten kann. Lass mich bitte hier allein auf den Arzt warten. Die Leute hier passen schon auf mich auf. Schau dass du zu Marco kommst und dann so bald wie möglich die Stadt ...«*

Gianna beginnt zu schluchzen und versucht dabei weiter auf ihren ohnmächtig gewordenen Freund einzureden. Sie erzählt ihm vom Meer und den tollen neuen Landschaften, die sie auf ihrer Flucht vielleicht sehen werden. Von den Abruzzen, der Toskana, dem Vesuv, dem Ätna und Sardinien. Sie erzählt ihm von all den Orten, von denen sie in ihrem bisherigen Leben gehört hatte und die selbst einmal mit ihren eigenen Augen sehen wollte.

Nachdem fast den gesamten Inhalt eines dicken Reiseführers aufgezählt hat, muss sie kurz überlegen, ob ihr noch ein weiteres Traumziel einfällt. In diesem Moment reißt sie der ältere Herr von vorhin aus ihren Gedanken:

> *»Signorina, ich habe den Arzt mitgebracht!«*

Der herbei gerufene Doktor schaut Salvatore skeptisch an, greift ihm an den Hals und überprüft seine Pupillen.

> *»Tut mit leid! Dem kann kein Arzt mehr helfen. Mein herzliches Beileid Signorina.«*

Amselfeld

Dragoš Ogarcović hat endgültig genug! Wie soll ein Kleinbauer wie er seine Familie durchbringen, wenn ihm jede Nacht ein Haufen gesetzloser Banditen sein Eigentum streitig macht? Seinen Nachbarn im Dorf geht es genauso. Gestern auf der Versammlung hatten sie stundenlang hitzig darüber gestritten, wie sie diesen unhaltbaren Zuständen endlich Einhalt gebieten können.

Ihr Dorf liegt im oberen Amselfeld, nördlich der Stadt Pristina im Kosovo. Sie hatten schon immer ein hartes arbeitsreiches Leben geführt. Die Natur gab ihnen, was sie zum Leben brauchten. Mehr aber auch nicht. Auch sonst bekam man hier nie etwas geschenkt. Kriege gab es. Jede Menge Kriege! So weit man hier zurückdenken konnte. Aber verhungert war man hier nie. Der Boden ist fruchtbar und wer hart arbeitet kann irgendwann auch ernten. So war das bisher immer gewesen. Jetzt ist aber plötzlich alles anders! Seit sich Millionen von heimatlosen Migranten auf den Weg nach Nordeuropa gemacht haben, ist in dieser Gegend nichts mehr so, wie es früher einmal war. Solange die Nationalstaaten noch existierten, wurden die Flüchtlingsströme wenigstens noch in halbwegs geordneten Bahnen gelenkt. Das Amselfeld war schon immer eine Engstelle auf der große Landkarte der globalen Völkerwanderungen. Solange aber niemand zu

lange blieb – und bleiben wollten hier die wenigsten – war es ein Kommen und Gehen, wie auf einem großen Bahnhof.

Mit dem Zusammenbruch der Staaten war nun alles anders geworden. Niemand organisiert mehr den Durchzug der vielen verzweifelten Menschen aus dem Süden, die alle, nach wie vor, nur ein Ziel haben: Nordeuropa. Und viele hängen jetzt hier fest und wissen nicht, wie sie weiter kommen sollen. Verstecken und abwarten. Das konnte man hier schon immer sehr gut. Der Partisanenkampf wurde im Amselfeld einst zur Perfektion gebracht. Doch Partisanen müssen essen. Und Flüchtlinge auf der Durchreise müssen ebenfalls essen. Und beide holen sich ihr Essen, so oder so.

Es gibt keinen Bauern im ganzen Dorf, dem nicht regelmäßig nachts Vieh aus den Ställen gestohlen wird und dessen Vorratskammern nicht schon geplündert worden sind. Ihre Frauen und Töchter können sie auch nicht mehr allein aufs Feld lassen. Und wer hilft ihnen, sich gegen diese Heuschrecken durchzusetzen? Niemand. Es gibt niemanden, der ihnen hilft. Selbsthilfe ist angesagt.

In der Dorfversammlung hatten sie beschlossen, sich in Zukunft zur Wehr zu setzen. Wer noch keine Waffe hatte, bekam eine von seinem Nachbarn. An Waffen hatte es hier in dieser Gegend noch nie gemangelt. Auch deren Bedienung hatten sie im letzten Balkankrieg trainiert. Was sie nun lernen müssen ist – zu schweigen. Schweigen über die Dinge, die jetzt notwendig sind und die getan werden müssen, wenn sie hier überleben wollen. Nur wenn jetzt alle zusammenhalten und sich gemeinsam zur Wehr setzen, werden sie und ihre Familien hier eine Zukunft haben.

Kurz vor Mitternacht sitzt Dragoš mit seinem entsicherten M76 Sturmgewehr im dunklen Hühnerstall und wartet. Gestern hatte um diese Zeit sein Hund gebellt. Fünf Minuten später hatte er ihn sterbend vor dem Hühnerstall gefunden. Erstochen!

Lange muss Dragoš nicht warten. Langsam und leise quietschend öffnet sich die Tür des Hühnerstalls. Der Umriss eines Menschen zeichnet sich

gegen die schwach beleuchtete Wand der gegenüberliegende Scheune ab. Dragoš fackelt nicht lange. Er zielt mit seinem Gewehr genau in die obere Mitte des Kopfes und drückt ab. Ein Schuss peitscht durch die Nacht. Der gerade eben noch angespannte Körper des Hühnerdiebs fällt leblos in sich zusammen und rührt sich nicht mehr.

Zusammen mit seinem Nachbarn, dem Dorfvorsteher, bringt Dragoš den Toten auf seinem Fuhrwerk in ein kleines Wäldchen hinter dem Dorf. Hier verscharren sie gemeinsam den Leichnam ein paar Meter abseits des Weges. Niemand wird ihn jemals hier finden.

Hier in einem kleinen Wäldchen im Amselfeld, keine 300 Kilometer Luftlinie von seiner griechischen Heimatstadt Saloniki entfernt, endet auf tragische Weise die Reise und das Leben von Jan Eckerts WG-Genossen und Freund – Georgios.

Giglio

Thomas Prenninger wartet im Hotel Villa Medici vergeblich auf die Rückkehr seines Mitarbeiters. Wie verabredet holt er schließlich dessen Koffer von der Rezeption und braust mit den Jungs von der Schweizer Garde zum Flughafen nach Fiumicino. Der Learjet der Wiener Zentralbank parkt bereits abflugbereit auf dem Vorfeld. Die Boardingprozedur erfolgt genauso unspektakulär wie bei ihrer Ankunft. Als der schwarze Kleinbus das Tor zum Rollfeld erreicht und der Wachsoldat den Fahrer erkennt, öffnet er sofort das Tor. Ohne jegliche Formalitäten geht es weiter bis zum geparkten Flugzeug. Die Schweizer Gardisten tragen noch die Koffer über die Gangway ins Flugzeug und verabschieden sich.

Im Flugzeug trifft Thomas Prenninger wieder auf dieselbe Crew wie schon beim Hinflug. Sie wundern sich nicht schlecht, dass anstatt der zwei erwarteten Passagiere nur einer erschient. Thomas Prenninger erklärt ihnen kurz die Situation und versichert ihnen, dass David bestimmt bald von seiner Sightseeing-Tour zurückkommt und sie dann sofort starten können. Die Zeit vergeht und vergeht. Flugzeuge kommen und gehen. Wer nicht kommt, ist David Jonas. Thomas Prenninger erzählt der Crew von seinem

Aufenthalt in Rom und insbesondere von dem außergewöhnlichen Abendessen, das ihm seine Gastgeber hatten zuteil werden lassen. Stunde um Stunde verstreicht, bis irgendwann der Pilot meint, dass er nun nicht mehr länger warten kann, weil er sonst Probleme mit der Flugsicherung bekommt. Thomas Prenninger kann noch eine weitere Viertelstunde Wartezeit heraushandeln. Als dann aber immer noch kein David Jonas aufgetaucht ist, gibt er das Signal zum Aufbruch. »Das wird ihm eine Lehre sein« denkt er insgeheim, und stellt sich seinen Mitarbeiter auf dem Rückflug in einem dieser Pilgerflieger vor.

Der Start geht wieder sehr schnell vonstatten. Der Pilot beschleunigt auf der Startbahn in südlicher Richtung und zieht dann in einer weite Rechtskurve über das tiefblaue Meer. Thomas Prenninger sitzt in seinem dicken Ledersessel mit einem Lachshäppchen in der linken Hand und einem Glas Champagner in der rechten Hand und schaut in die bereits rot über dem Horizont stehende Sonne. Nach dem zweiten Glas Champagner bringt er seinen Sitz in Liegeposition und nach einer Minute ist er fest eingeschlafen.

Viele tausend Meter unter ihnen, irgendwo in den sanften Hügeln der toskanischen Mittelmeerküste, sitzt Niccolo Gasperi auf seinem Fuhrwerk und schaukelt langsam in Richtung seines kleinen Gehöfts. Den ganzen Tag hat er in seinem Olivenhain geschuftet und jetzt freute er sich schon auf die Spaghetti, die seine Frau heute Abend für ihn kochen wird. Sein treues Pferd kennt den Weg, so dass Niccolo seine Augen in die Weite schweifen lassen kann. Über viele Kilometer hinweg kann er den Verlauf der Küstenlinie beobachten. Sein Großvater hatte ihm oft von den Zeiten erzählt, als da unten noch die Tourismusindustrie das Sagen hatte und kleine Landwirtschaftsbetriebe im Landesinneren, so wie der ihre, vor dem finanziellen Ruin standen. Gott sei Dank sind diese Zeiten lange vorbei, denkt sich Niccolo. Harte Landarbeit lohnt sich heute in dieser Gegend wieder. An dieser Küste können dagegen nur noch Fischer und Piraten ihren Lebensunterhalt bestreiten.

Im Dunst des Meeres sieht Niccolo schwach die Umrisse der Insel Giglio. Auch über diese Insel hat sein Großvater oft erzählt. Irgendwann sei da mal eines dieser Riesenschiffe auf das vorgelagerte Riff gefahren und gekentert. Viele Menschen wären dabei ums Leben gekommen, obwohl das Schiff nicht einmal untergegangen war, sondern sich nur auf die Seite gelegt hatte. Ob das alles so den Tatsachen entspricht, würde Niccolo aber nicht beschwören. Sein Großvater hatte zu oft phantastische Geschichten erzählt. Vor allem dann, wenn ihm der Rotwein besonders gut geschmeckt hatte.

Hinter Giglio versinkt die Sonne langsam im Meer. Wie ein riesiger roter Feuerball steht sie über dem Horizont und droht bald zu Verlöschen. Vor der Insel zieht ein einsames Flugzeug langsam seine Bahn und glänzt ebenfalls hell in den letzten Sonnenstrahlen.

Plötzlich kommt es Niccolo so vor, als verwandele sich das Flugzeug in einen weiteren Feuerball am Himmel. Wo gerade noch ein kleiner silberner Punkt zu sehen war, fallen nun wie bei einem Feuerwerk eine Schar heller Glühwürmchen der Erde und dem Meer entgegen. Nach ein paar Sekunden haben sie das Wasser erreicht und verlöschen genau so schnell, wie sie entstanden sind. Am Himmel steht nur noch eine große Rauchwolke, die sich langsam aufzulösen beginnt. Nach ein paar weiteren Sekunden hört Niccolo einen leisen dumpfen Knall. Dann hat der Spuk ein Ende. Als er zehn Minuten später seinen Hof erreicht, ist er sich schon nicht mehr sicher, ob dieses Schauspiel real war oder ob ihm seine Sinne einen Streich gespielt haben. Es schwört bei Gott in den nächsten Wochen keinen Rotwein mehr mit zur Feldarbeit zu nehmen.

Sprachprobleme

Ein ganze Weile schon verharrt Gianna regungslos neben dem toten Körper ihres Freundes Salvatore. Inzwischen hat sich eine große Menschentraube um die beiden gebildet. Die Leute beginnen zu tuscheln und zu mutmaßen, wie sich dieser schreckliche Unfall wohl zugetragen haben mag. Gianna ist mit ihren Gedanken immer noch bei Salvatore und

nimmt gerade Abschied. Alles was um sie herum passiert, nimmt sie nicht wahr.

Schließlich rafft sie sich auf und geht mit den beiden Rucksäcken zu ihrer Vespa, die immer noch am Straßenrand parkt. Sie schultert ihren Rucksack und stellt den von Salvatore auf das Bodenblech, so dass sie ihn während der Fahrt mit den Füßen festhalten kann. Dann drückt sie den Anlasser und die Vespa startet ohne Probleme. Bevor sie davon saust, ruft sie noch der verdutzten Menschenmenge zu:

> *»Sein Name ist Salvatore Pollini. Er kommt aus Trastevere. Sagt der Polizei, dass ihn der Vatikan auf dem Gewissen hat!«*

Ein paar Passanten versuchen noch sie aufzuhalten. Sie kommen aber zu spät und sehen nur noch ihr in der Dunkelheit verschwindendes Rücklicht.

Als Gianna das Kolosseum umrundet, ist die gigantische Steinruine schon fast vollständig von der Nacht verschluckt worden. Sie biegt in die breite Via Cavour ein, die sie geradewegs in die noch dunklere Bahnhofsgegend führt. Gianna hatte dieses Stadtviertel immer gemieden und kann sich gar nicht erinnern, wann sie das letzte Mal hier war. Marco hatte ihr aber gut beschrieben, wo sie ihn und seine Kumpane finden würde. Nun kann sie nur hoffen, dass sie ohne überfallen zu werden, die kleine Straße mit dem verfallenen Hotel erreicht. Zum Glück geht alles gut. Im Scheinwerferlicht ihres Rollers kann sie die alten Hausnummern einigermaßen entziffern. Das hier muss es sein! Die Fassade und ein altes Schild weisen diese Ruine tatsächlich als ehemaliges Hotel aus. Im Erdgeschoß gibt es weder Fenster noch Türen. Wo früher einmal blitzsaubere Glasfronten den Blick ins gepflegte Innere ermöglicht haben, steht jetzt alles offen und ist dem Verfall preisgegeben! Gianna fährt mit ihrem Roller durch den ehemaligen Haupteingang und parkt ihn direkt am völlig verstaubten Rezeptionstresen. Als sie den Motor und damit auch den Scheinwerfer abstellt, umgibt sie völlige Dunkelheit und gespenstische Stille. Es dauert aber nicht lange, da kommen zwei Gestalten mit einer Laterne aus dem Treppenhaus. Offenbar hatten sie ihren knatternden Motor gehört und wollen sehen, was da los ist.

»Wer ist da?«, ruft eine dunkle männliche Stimme.

»Ich bin Gianna Marconi und möchte zu Marco aus Trastevere!«

Marco hatte ihr ausdrücklich eingeschärft, dass hier niemand mit seinem Nachnamen angesprochen werden will. Da sie nicht wissen kann, wie viele Marcos er hier wohl gibt, hängt sie halt seinen Herkunftsort an seinen Vornamen.

»Okay, ich weiß Bescheid. Komm mit nach oben!« antwortet der Laternenträger.

Gianna nimmt die beiden Rucksäcke und folgt den Männern in das Treppenhaus. Ohne dass sie viel erkennen kann steigt sie Stufe für Stufe nach oben. Erster Stock – zweiter Stock – dritter Stock. Hier biegen sie in einen langen Gang, an dessen Ende ein flackerndes Leuchten zu erkennen ist. Sie erreichen einen großen Raum, in dem schätzungsweise zehn Männer um einen Tisch mit einer Karbidlampe sitzen.

»Willkommen in unserer Präsidentensuite. Marco hier ist Besuch für dich!«

Gianna sieht, wie einer der Männer von seinem Stuhl aufspringt. Gott sei Dank! Es ist ihr Marco. Er drückt sie an sich und sagt:

»Schön dass du endlich da bist. Ich habe mir schon Sorgen gemacht. Warum bist du allein gekommen? Wo ist Salvatore?«

Unter Tränen antwortet Gianna: »Salvatore ist tot! Sie haben ihn erschossen! Oh Marco, es ist so schrecklich!«

Marco weiß erst gar nicht, was er sagen soll. Wenn er nicht so dunkel in dem Raum wäre, könnte man sehen, dass jegliche Farbe aus seinem Gesicht entwichen ist.

»Komm, wir gehen rüber in mein Zimmer. Da ganz du mir unter vier Augen in aller Ruhe erzählen was los war.«

Beide verlassen mit einer Kerze die Gemeinschaftssuite und gehen vier Zimmer weiter. Bei diesem Raum handelt es sich offensichtlich um eines

der vielen Zweibettzimmer des Hotel. Auf dem breiten Bettgestell liegen Decken und zwei Schlafsäcke. Von der früheren Einrichtung ist nicht mehr viel übrig. Der Kleiderschrank hat keine Türen mehr. Das ehemalige Bad dient offensichtlich als Rumpelkammer. Weitere Möbelstücke kann Gianna nicht erkennen. Lediglich ein Bild über dem Bett, mit dem nächtlich hell angestrahlten Kolosseum lässt ein wenig von der früheren Atmosphäre dieser Stadt erahnen.

> *»Setzt dich hier auf meinen Schlafsack und sag mir was passiert ist«, sagt Marco mit ruhiger Stimme.*

Gianna beginnt in allen Einzelheiten die Ereignisse der vergangenen Stunden zu erzählen. Ab und zu wird sie von heftigen Weinkrämpfen geschüttelt und kann nicht mehr weiter reden. Marco erkennt, dass sie noch unter Schock steht und bohrt nicht weiter nach, um nicht noch mehr seelische Wunden bei ihr aufzureißen. Als er den Eindruck hat, dass Gianna sich alles von der Seele geredet hat, meint er hilflos:

> *»Lass uns wieder zu den anderen gehen. Es bringt ja nichts, wenn wir hier Trübsal blasen. Das Leben muss irgendwie weiter gehen.«*

Nachdem sie sich wieder zu den anderen gesellt haben, stellt er Gianna kurz die anwesenden Personen vor, wohl wissend, dass sie sich kaum all die Vornamen von den dunklen Gesichtern merken kann.

> *»Leute, das hier ist Gianna. Seid bitte nett zu ihr! Sie hat heute einiges durchgemacht und muss erst mal wieder zur Ruhe kommen.«*

Die meisten der Jungs nicken stumm. Einer allerdings sagt in einem recht aggressiven Ton:

> *»Hör mal zu Marco! Wir wollen nicht, dass deine Tussi uns Schwierigkeiten macht. Du bist hier nur Gast! Wenn deine Tussi uns die Bullen auf den Leib hetzt, ist Schluss mit lustig!«*

> *Marco entgegnet lautstark, wie Gianna ihn noch nie erlebt hat: »Jetzt hör du mal zu Jungchen! Dass ich euer Gast bin ist das*

eine; dafür bin euch auch dankbar. Wenn du aber mich oder meine Freundin beleidigst, wundere dich nicht, wenn ich dir das nächste Mal eine in die Fresse schlage! Da versteh ich nämlich keinen Spaß!«

Nach dieser klaren Ansage scheinen die Positionen erst einmal geklärt. Die meisten in der Runde schauen irritiert zum Fußboden, einschließlich dem angesprochenen Halbstarken. Diejenigen, die Marco noch aus früheren Zeiten kennen, wissen dass er ein sehr verlässlicher Kamerad ist, dass man ihn aber andererseits auch nicht ungestraft reizen darf. Nach diesem kurzen und unerwarteten verbalen Schlagabtausch herrscht erst einmal betretenes Schweigen. Bis jemand auf die Idee kommt, das Gespräch wieder in unverfänglichere Bahnen zu lenken:

»Gianna, was machst du denn so den ganzen Tag? Ich meine beruflich.«

Ein paar der Anwesenden prusten vor Lachen, weil diese Frage eher nach Smalltalk auf einem Stehempfang der High Society klingt und irgendwie überhaupt nicht in dieses prekäre Umfeld hier hineinpasst. Gianna antwortet aber so gut sie kann:

»Ich arbeite normalerweise als freiberufliche Journalistin. Momentan habe ich aber ein paar private Probleme und befinde mich deshalb gerade in einer Auszeit.«

»Kannst du dann etwa auch Englisch sprechen?«

Marco antwortet für sie: »Gianna spricht perfekt Englisch, weil sie oft im Internet recherchiert und dort sehr viele Seiten nur auf Englisch verfügbar sind. Außerdem spricht sie ebenso gut Deutsch, weil ihr Vater aus Deutschland stammt. Trotzdem ist sie natürlich eine waschechte Römerin!«

»Das trifft sich gut! Der Mohammad hat doch heute diesen halbtoten Deutschen hier angeschleppt. Der ist vorhin aus seinem Koma aufgewacht und redet wirres Zeug, aber keiner versteht ihn!«

»Du meinst die arme Sau, die man zwei Häuserblocks weiter leblos im Hinterhof gefunden hat, mit nichts als einem Zettel in der Hand auf dem unsere Adresse und Mohammads Name stand?«

»Ja genau. Mohammad hat gesagt, dass er ihn vor kurzem in seiner Arbeit kennengelernt habe und dass es wohl ein entfernter Verwandter von ihm sei!«

»Wo ist ist denn dieser Kameltreiber jetzt? Soll der sich doch um ihn kümmern!«

»Der schiebt heute Abend wieder Dienst in seinem Sklavenkostüm und kommt erst morgen früh wieder zurück.«

Gianna fragt spontan: »Wo ist denn der arme Kerl von dem ihr da redet?«

»Komm mit! Ich bring dich zu ihm.«

Gianna steht auf und wird in ein kleines Zimmer am anderen Ende des Flurs geführt. Auf einem der Betten liegt ein Mensch bewegungslos auf dem Rücken und starrt zur Decke. Die Kerze neben seinem Bett verbreitet ein schummriges Licht. Was Gianna sofort auffällt, ist das weiße Tuch, das turbanartig um seinen Kopf gewickelt wurde. Als sich Gianna neben den Patienten setzt, wendet dieser seinen Kopf in ihre Richtung und schaut sie mit großen dunklen Augen an. Gianna versucht auf Deutsch mit ihm zu reden:

»Hallo! Mein Name ist Gianna. Kannst Du mich verstehen?«

»Ja, ich kann dich verstehen! Wer bist du? Wo bin ich hier?«

»Du bist in Rom. Wie heißt du?«

»Mein Name ist David. David Jonas. Ich komme aus Wien.«

Teil 2

Wettschulden

Das Wasser und das Volk kann man nicht zurückhalten[14]

Jan Eckert hat sein BWL-Studium wieder aufgenommen und bereitet sich auf seine ersten Prüfungen vor. Am Tag ist er weiterhin voll in die Betreuung der alten und hilfsbedürftigen Menschen in seinem Stadtviertel eingebunden. Sehr viel Zeit bleibt ihm also nicht für seine Studien. Jeden Abend sieht er sich ein bis zwei der verfügbaren Vorlesungsvideos auf seinem Computer an. Die Notizen, die er sich dabei auf altmodische Art und Weise auf einem Notizblock macht, sollen ihm dann später – so seine Hoffnung – bei der Prüfungsvorbereitung helfen. Häufig diskutiert er auch beim gemeinsamen Abendessen mit seinem Freund und Kommilitonen Patrick über das eine oder andere Thema. Beide sind froh, wenn sie nach ihrem anstrengenden Dienst vor dem Schlafengehen noch ein wenig über wirtschaftliche Theorien philosophieren können. Wenn Elena allerdings zuhause ist, sind solche Gesprächsthemen tabu. Sie kann von dem ganzen Wirtschaftskram nichts mehr hören. Das hat sie den beiden Männern bereits mehrfach unmissverständlich zu verstehen gegeben. Sobald sich einer ihrer WG-Genossen nicht daran hält, verschwindet sie beleidigt in ihrem Zimmer.

Im Vergleich zu der Zeit vor dem Wirtschaftscrash, ist die Anzahl der Studenten sehr überschaubar. Es sind auch nur ein paar wenige Fakultäten, wie eben die Wirtschaftswissenschaften, die für diese Pilotphase in Frage kommen. Andere Studiengänge wählen ganz andere – nicht minder unkonventionelle – Ausbildungsmodelle für die Erlangung von Hochschulabschlüssen. Die Ausbildung der Mediziner erfolgt nur noch am Krankenbett und in den Operationssälen der ehemaligen Universitätskliniken.

14 Sprichwort aus der Toskana

Was Jan am meisten vermisst, ist der direkte Kontakt zu seinen früheren Dozenten. Die Bücher, Skripte und Videos vermitteln zwar eine Menge Wissen, dennoch stellen sich ihm oft spontan viele Fragen, die ihm bei diesem »Fernstudium« niemand beantwortet. So oft es geht, nimmt er deshalb an den verschiedenen Podiumsdiskussionen teil, die in unregelmäßigen Abständen von der Fachschaft organisiert werden. Heute Abend findet in einem großen Hörsaal ein Vortrag statt zum Thema:

Verschuldung in der Eurozone – War der Crash vorhersehbar?

Den Vortrag hält ein gewisser Professor Karl Guggenmoser. Jan hatte bisher noch nie etwas von ihm gehört. Ein paar von seinen Studienkollegen hatten aber angeblich bereits vor der Krise ein paar Videos auf Youtube gesehen, in denen er sich sehr kritisch mit dem europäischen Bankensystem und der Eurokrise auseinandergesetzt hatte. Als Jan eine halbe Stunde vor Vortragsbeginn den Hörsaal betritt, sind nur noch wenige Plätze frei. Ganz vorne, direkt vor der breiten Holzbühne, findet er noch einen freien Platz.

Zu seiner Überraschung sind auch zwei seiner früheren Professoren gekommen und sitzen jetzt neben dem Gastredner auf dem Podium. Eigentlich sind sie ja noch von ihrer Lehrtätigkeit freigestellt. Offenbar lassen sie es sich aber nicht nehmen, sich in ihrer Freizeit wieder wissenschaftlich zu betätigen und ein wenig akademische Luft zu schnuppern.

Professor Guggenmoser beginnt mit seinem Vortrag. Ein Vertreter der Fachschaft sitzt nervös mit einem Notebook neben dem Podium und versucht die Abfolge der Powerpointfolien zu steuern, die mit dem Beamer auf die große Leinwand geworfen werden. Karl Guggenmoser ist ein exzellenter Redner. Er strahlt eine souveräne Ruhe aus und zieht innerhalb weniger Minuten das Publikum vollkommen in seinen Bann. Groß gewachsen, elegant gekleidet, leicht graumeliertes Haar. Wie alt wird er sein? Jan schätzt ihn auf vielleicht Mitte fünfzig. Aber es sind nicht nur Äußerlichkeiten, die das Publikum so andächtig seinen Worten folgen

lassen. Sein Vortrag ist gut strukturiert und selbst für Laien gut verständlich. Beginnend von den Geldsystemen der Antike schlägt er einen großen Bogen über den Tauschhandel im Mittelalter, die großen Weltwirtschaftskrisen der Vergangenheit, die Entstehung der Europäischen Währungsunion, die Schuldenkrise, bis hin zum großen Zusammenbruch des weltweiten Wirtschaftssystems. Am Ende seines Vortrags herrscht erst einmal andächtige Stille, bevor schließlich der ganze Hörsaal ohrenbetäubend zu klatschen, klopfen, trampeln und pfeifen anfängt.

Nachdem wieder etwas Ruhe eingekehrt ist, greift einer der Professoren zum Mikrofon und übernimmt die Moderation der anstehenden Diskussionsrunde:

> *»Sehr geehrter Herr Professor Guggenmoser! Vielen herzlichen Dank für Ihre sehr interessanten Ausführungen. Oder um mit Richard Wagners[15] Worten zu sprechen: Wer hätt‘s gedacht, was doch recht Wort und Vortrag macht! Ich denke wir alle, wie wir hier versammelt sind, haben heute von Ihnen eine Menge über Geschichte und Wirtschaft gelernt und vor allem, wie sehr diese beiden Wissenschaftsgebiete untrennbar miteinander verwoben sind. Schade, dass Sie diesen Vortrag nicht schon vor ein paar Jahren im deutschen Parlament gehalten haben. Die Damen und Herren dort hätten dann vielleicht noch rechtzeitig das Ruder herumreißen können und wir wären heute nicht in dieser misslichen Situation, in der wir uns nun leider befinden.«*

Das Publikum im Hörsaal beginnt laut zu klatschen und der Professor muss ein paar Minuten warten, bevor er fortfahren kann:

> *»Ich bin mir sicher, dass einige unserer Studenten noch ein paar Fragen an Sie haben und möchte hiermit die Diskussion eröffnen. Wer traut sich als erster?«*

Der Fachschaftsvertreter reicht ein Mikrofon zu einer Studentin, die in der dritten Reihe aufgestanden ist.

> *»Herr Professor Guggenmoser. Die Bundesrepublik Deutschland galt immer als wirtschaftliches Musterland innerhalb der*

15 Richard Wagner: Die Meistersinger von Nürnberg – Stolzings Preislied

Europäischen Union. Wir hatten unsere Arbeitslosigkeit im Griff, konnten die Neuverschuldung auf Null reduzieren und sogar damit beginnen unsere bestehenden Staatsschulden abzubauen. Wie konnte es dazu kommen, dass wir, genau wie alle unsere Nachbarn, von dieser Wirtschaftskrise so eiskalt erwischt wurden?«

Karl Guggenmoser hört aufmerksam zu und greift dann seinerseits zum Mikrofon:

»Vielen Dank für diese sehr gute Frage! Sie haben völlig recht. Wir Deutschen haben uns jahrelang der Illusion hingegeben, dass wir alles richtig machen, während die anderen – sprich die Griechen, die Spanier, die Italiener und auch die Franzosen – ihre Wirtschaft immer nur auf Pump am Laufen halten wollten. Wir Deutschen haben immer mahnend mit dem Zeigefinger auf so formale Dinge wie die Maastricht Kriterien gezeigt, die andere gefälligst – so wie wir auch – einhalten sollten. Diese Anforderungen waren aber, aufgrund der Konstruktion des Euro, für viele Länder gar nicht zu erfüllen. Solange diese Länder im Euro gefangen waren, gerieten sie immer mehr ins Hintertreffen gegenüber den wirtschaftlich starken Nordstaaten. Deutschland konnte seinen Export ankurbeln und Arbeitsplätze schaffen, während die südeuropäischen Länder diese Waren nun auf Kredit aus dem Ausland einkaufen mussten. Aber wie funktionieren denn Kredite? Irgend jemand muss dafür gerade stehen, dass das geliehene Geld wieder zurückgezahlt wird. Und wer hat für diese Kredite gebürgt? Letztendlich die deutsche Bevölkerung! Die deutschen Sparer! Im Prinzip hat unsere Regierung wie ein Hedgefonds eine langfristige Wette darauf abgeschlossen, dass der Euro als europäische Gemeinschaftswährung erhalten bleibt. Solange so eine Wette gut geht, kann man dabei richtig viel Geld verdienen. Das ist uns ja auch jahrelang gelungen, wie man an den niedrigen Arbeitslosenzahlen, den steigenden Aktienkursen und den von Jahr zu Jahr steigenden Exportrekorden sehen konnte. Aber leider lässt sich dieses Spiel nicht endlos fortsetzen! Das erste Warnsignal war das Zinsniveau, das immer tiefer und tiefer gesunken ist. Das hat zwar auch in gewisser Weise zu einer Konjunkturbelebung geführt, weil auch angeschlagene Firmen quasi umsonst an frische Kredite gekommen sind. Damit wurden

aber letztendlich nur Firmenpleiten künstlich hinausgezögert. Denn Firmen, die eigentlich nicht mehr in der Lage waren ihre Kapitalkosten zu verdienen, wurden durch diese billigen Kredite künstlich am Leben gehalten. Die Banken hat diese Negativzinspolitik aber unweigerlich in den Ruin getrieben. Womit hätten die denn noch ihr Geld verdienen sollen? Mit faulen Krediten? Mit Geldanlagen, die keine Zinsen bringen? Der Deutsche Staat hat natürlich mit aller Gewalt versucht, diese Wette auf die Beibehaltung des Euro so lange wie möglich am Laufen zu halten. Mit dem Zusammenbruch der Banken auf breiter Front, ging diese Wette aber endgültig verloren. Und dann wurde es richtig teuer! Extrem teuer!«

In der hintersten Reihe meldet sich ein junger Mann. Als er das Mikrofon gereicht bekommt will er wissen:

»Bei einer Wette kann man doch maximal seinen Einsatz verlieren. Wie hoch war denn diese Wette und warum wurde es für uns Deutsche letztendlich so teuer?«

Karl Guggenmoser nickt mit dem Kopf und antwortet nach einer kurzen Pause:

»Diese Art von Wetten sind eben nicht so, wir ihr sie aus eurem Alltag kennt. Hier wird meistens mit sogenannten Hebeln gearbeitet, um einen höheren Gewinn erzielen zu können. Das bedeutet, man leiht sich Geld und schließt damit die Wette ab, in der Hoffnung, dass alles gut geht. Wenn die Wette nicht platzt, macht man einen satten Gewinn. Wenn sie aber schief geht, muss man plötzlich echtes Geld nachschießen. Diese Konstrukte nennt man auch Derivate. Der berühmte Investor Warren Buffet hat diese Derivate schon lange vor dem Crash einmal zutreffend als finanzielle Massenvernichtungswaffen bezeichnet. Als die Wette Deutschlands auf die Existenz des Euros verloren ging, musste die Deutsche Bundesbank Kredite in unvorstellbarer Höhe abschreiben. Kredite, die sie an die anderen Zentralbanken Europas vergeben hatte und womit diese wiederum die Schulden ihrer Länder finanziert hatten. Genauso wie die Deutsche Bundesbank, kollabierten aber auch die institutionellen Anleger wie die Versicherungen und die Banken. Fast alle ihre

Forderungen basierten auf dem Euro und als dieser nichts mehr wert war, mussten sie diese Forderungen abschreiben. Von den Kleinanlegern und Sparern, die genauso dabei ihr Geld verloren haben, mal ganz zu schweigen. Im Grunde haben Länder wie Deutschland nur auf Kosten anderer Staaten ein Spiel auf Zeit gespielt. Am Ende konnten sie sich aber genauso wenig wie alle anderen Länder dem globalen Zusammenbruch entziehen.«

Jan sieht viele ratlose Gesichter um sich herum. Es klingt ja alles recht schlüssig, was der gute Mann da vorne von sich gibt. Aber wenn das alles so einfach wäre, warum hat dann niemand rechtzeitig Gegenmaßnahmen ergriffen? Warum hat man den Karren so ungebremst gegen die Wand fahren lassen? Jan vermutet, dass die Zusammenhänge wahrscheinlich doch wesentlich komplexer sind, als ihnen dieser Mensch da vorne weismachen will.

Mittlerweile hat sich ein weiterer Student zu Wort gemeldet:

»Herr Professor Guggenmoser, ich habe einmal ein Video von ihnen gesehen, in dem Sie sich für einen Reset der globalen Weltwirtschaft, basierend auf einem neuartigen Domänensystem stark machen. Können Sie uns etwas über dieses Domänensystem erzählen?«

Karl Guggenmoser beginnt zu schmunzeln und schüttelt etwas verlegen den Kopf. Man kann ihm ansehen, dass er diese Frage nicht erwartet hatte. Nach einer kurzen Denkpause beginnt er vorsichtig mit der Formulierung seiner Antwort:

»Ich glaube, das würde den Rahmen dieser Veranstaltung sprengen. Aber erlauben Sie mir ein paar grundlegende Worte zu diesem Gedankenmodell, das ich vor einiger Zeit einmal angestellt habe: Fakt ist, dass unser ehemals bestehendes Wirtschafts- und Finanzsystem weltweit kollabiert ist und möglichst schnell durch ein neues – möglichst gut funktionierendes – System ersetzt werden muss. Fakt ist ebenfalls, dass unsere früheren Nationalstaaten, welche die vollumfängliche Verantwortung für dieses kollabierte System tragen, sich als komplett handlungsunfähig erwiesen haben. Auf allen meinen

Vortragsreisen bietet sich mir dasselbe Bild: Es sind die kleinen Kommunen, wie die ihre hier in Köln, die mit viel Engagement ihrer Bürger versuchen, das Überleben der Menschen und einen Neuaufbau der wirtschaftlichen Strukturen zu organisieren. Den Staat als solchen gibt es nicht mehr! Und zwar nirgendwo! Nicht in Deutschland, nicht in Europa und auch nicht in allen anderen hoch entwickelten Ländern dieser Erde. Die Nationalstaaten haben sich de facto in Luft aufgelöst. Was können wir also tun, um möglichst schnell wieder zu individuellem Wohlstand und Sicherheit zu kommen? Wir müssen es schaffen – und zwar ohne Reibungsverluste – die wiedererstarkten Strukturen, wie zum Beispiel die ihre hier in Köln – miteinander zu vernetzen. Allein kann auf Dauer niemand überleben! Das haben wir in unserer Menschheitsgeschichte längst gelernt. Doch wie gestaltet man am effektivsten eine Vernetzung von autonomen, kleinteiligen Wirtschaftszentren? Nach Volkszugehörigkeit? Nach Religionszugehörigkeit? Nach Hautfarbe? In welchem Rahmen wollen wir unsere Interessen vertreten? Wollen wir wieder zu einem Staat zurückkehren, in dem Kölner Bürger ihr Leben dafür riskieren, die Freiheit der Menschen am Hindukusch zu verteidigen? Wollt ihr das wirklich?«

Die Studenten schauen sich ratlos an und wissen nicht so recht worauf Karl Guggenmoser hinaus will.

»Mein Vorschlag hat ein ganz einfaches Ziel: Man orientiert sich bei der Vernetzung an gegebenen Strukturen. Strukturen, die nicht in Frage gestellt werden können. Strukturen, die nicht durch Kriege und individuelle Machtinteressen verändert werden können. Wenn es uns gelingt, unsere menschliche Schaffenskraft ausschließlich in den Aufbau unseres gemeinsamen Wohlstands und nicht in die Austragung territorialer Konflikte zu kanalisieren, dann werden wir am Ende des Tages erfolgreich sein! Das ist die Grundidee des Domänensystems! Ein wirtschaftlicher Neustart mit der Akzeptanz beständiger territorialer Rahmenbedingungen.«

Wieder herrscht ratloses Schweigen im Auditorium. Eine Studentin geht zum Mikrofon und fragt:

»Wie stellen sie sich denn diese unveränderlichen territorialen Grenzen vor? Die von 1945 oder die nach der Französischen Revolution oder nach dem Fall der Mauer?«

Die Zuhörer im Saal wirken belustigt. Einige klatschen, manche geben Buh-Rufe von sich. Professor Guggenmoser kann sich ebenfalls ein lautes Lachen nicht verkneifen, wird dann aber wieder ernst und antwortet:

»Es macht überhaupt keinen Sinn, sich an irgendwelchen Grenzen aus der Vergangenheit zu orientieren. In der Menschheitsgeschichte hat es noch nie Grenzlinien gegeben, die nicht irgendwann Gegenstand von Streitereien geworden wären. Meine erste Idee, wie man natürliche Grenzen definieren könnte, waren Flüsse. Seit jeher dienten Flüsse als natürliche Ländergrenzen. Ein Fluss ist ein natürliches Hindernis. Er trennt zwei Gebiete voneinander und hindert den feindlichen Nachbarn daran, auf das eigene Territorium zu gelangen. Auf den ersten Blick könnte also der Verlauf von Flüssen ein möglicher Kandidat sein. Ich bin dann aber sehr schnell zu der Erkenntnis gekommen, dass dies in der Praxis nicht funktioniert! Warum funktioniert das nicht? Nehmen sie sich mal einen Atlas zur Hand und versuchen sie Territorien zu definieren, die durch Flussläufe begrenzt werden. Sie werden schnell merken, dass das nicht geht! Je weiter sie einem Fluss in Richtung seiner Quelle folgen, in um so mehr kleine Zuflüsse fächert er sich auf. Wo wollen sie dort die Grenzen ziehen? Und was machen sie an den Quellen? Mit diesem Ansatz landen sie sehr schnell wieder bei willkürlichen Entscheidungen, welche Flussläufe als Grenze dienen sollen. Wenn wir in unsere jüngere Vergangenheit zurückblicken, standen wir ja schon bereits öfter vor der Frage, wo zum Beispiel Deutschland endet. An der Oder? An der Memel? An der Maas? Am Rhein? Ich habe die Idee mit den Flüssen und den natürlichen Grenzen dann wieder verworfen und schon beinahe wieder vergessen. Bis ich eines Tages eine Karte mit den europäischen Flusssystemen und Wasserscheiden gesehen habe. In dem Moment wurde mir schlagartig klar: Das mit den Flüssen ist schon der richtig Weg! Nur darf man nicht die Flüsse, die ja die tiefsten Punkte einer Landschaft darstellen, als Grenze definieren, sondern die Höhenzüge! Jeder Fluss, der an irgendeiner Stelle

der Erdkugel ins Meer mündet, bildet ein sogenanntes Flusssystem, aus dem er sich speist. Jeder Wassertropfen, der vom Himmel auf die Erde fällt, landet in genau einem Flusssystem! Sein Weg bis ans Meer ist ihm genau vorbestimmt. Im Normalfall sickert er durch den Boden bis zu einem kleinen Bächlein, das irgendwann in einen großen Bach mündet, der Bach mündet in einen Fluss, der Fluss wird zum Strom und irgendwann landet unser Wassertropfen an der Mündung des Stroms im Meer. Die Grenzen zwischen den verschiedenen Flusssystemen werden Wasserscheiden genannt. Und diese Wasserscheiden haben genau die Eigenschaft, nach der ich lange Zeit gesucht habe. Sie sind klar definiert und unveränderlich! Man müsste schon ganze Höhenzüge und Gebirge versetzen, um den Verlauf eines Flusssystems zu verändern! Zusammenfassend kann man also sagen: Das Domänensystem, das ich in meinem Gedankenmodell vorgestellt habe, basiert auf dem Verbund autonomer Wirtschaftszentren, die sich innerhalb unveränderlicher Territorialgrenzen vernetzen. Und diese Territorialgrenzen orientieren sich an den einzigen natürlichen Grenzen, die wir auf unserer Erde haben – den Wasserscheiden.«

Mit diesen Worten beendet Karl Guggenmoser seine Ausführungen zum »Domänensystem« und beantwortet noch einige weitere Fragen zu seinem vorangegangenen Vortrag. Jan hört aber schon kaum noch zu. Seine Gedanken kreisen fortan nur noch um diese krude Domänentheorie des Professor Guggenmoser. Macht so etwas Sinn? Kann so etwas funktionieren? Jan beschließt morgen einmal einen Atlas zur Hand zu nehmen und sich die Deutschlandkarte anzusehen.

Kofferbombe

Boris Luganov war etwas irritiert. Sein Aufenthalt in Rom hatte eigentlich ganz verheißungsvoll begonnen. Mit seinem Kontaktmann war er von Anfang an gut klar gekommen. Zuerst hatte er seinen Augen nicht getraut. Ein Geistlicher! Ein Monsignore! Boris Luganov hatte nie ein sehr inniges Verhältnis zur Kirche gehabt. Und diese römisch-katholische Kirche schien ihm als gebürtigem Russen ein ganz besonderer Verein zu sein.

Trotzdem hatte die Chemie zwischen Monsignore Scarelli und ihm auf Anhieb gestimmt. Der Mann wusste genau was er wollte. Und er schien auch keine Skrupel bei der Verfolgung seiner Ziele zu kennen.

Offenbar besaß er das volle Vertrauen der Organisation. Es standen einige strategische Operationen an, die Scarelli vom Vatikan aus koordinieren sollte. Boris Luganov war mit der Ausführung betraut worden und sollte seinen zweiwöchigen Aufenthalt in Rom dazu nutzen, um mit Scarelli die detaillierten Operationspläne auszuarbeiten. Alles hatte recht vielversprechend begonnen. Bis Scarelli dann plötzlich durch zwei hausinterne Probleme bei seiner Arbeit gestört wurde.

Die eine Geschichte war wohl eher eine Lappalie. Zwei römische Journalisten waren einem kleinen Bestechungsskandal auf die Spur gekommen und wollten aus einer Mücke nun einen Elefanten machen. Normalerweise hätte man einen Mann wie Monsignore Scarelli mit so etwas wohl gar nicht belästigt. Da dieser momentan aber die Vatikanbank um jeden Preis aus den Schlagzeilen heraushalten wollte, wurde die Angelegenheit zur Chefsache erklärt. Letztendlich hatte man aber doch noch eine interne Lösung des Problems gefunden und Luganov aus der Angelegenheit herausgehalten.

Das zweite Problem war von weit größerer Dimension. Zur selben Zeit, als Scarelli und Luganov mit ihren Operationsvorbereitungen beschäftigt waren, hatten sich zwei Spione aus der Donau-Domäne, unter dem Vorwand eines Projektmeetings, Zugang zu den Datenbankservern der Vatikanbank verschafft. Es war den beiden tatsächlich gelungen die Schwarzgeldüberweisungen der Organisation zu entdecken. Wären diese brisanten Daten nach außen gelangt, hätten sie die gesamte laufende Operation gefährdet. Der Monsignore hatte sich nicht anders zu helfen gewusst, als Boris Luganov mit bei der Beseitigung dieses Problems zu betrauen.

Selbst für Luganov war diese Aufgabe eine echte Herausforderung gewesen. Nicht wegen der Aufgabenstellung, sondern wegen des sehr

sportlichen Terminplans. Am Vormittag waren die Spione durch die Aufmerksamkeit eines IT-Verantwortlichen aufgeflogen. Am Nachmittag hatte sich Scarelli mit seinem Krisenteam beraten und die Eliminierung der beiden Spione beschlossen. Am Ende dieser Besprechung wurde Luganov hinzugezogen. Nach einer weiteren Stunde stand der Ausführungsplan fest, für dessen Durchführung sie keine vierundzwanzig Stunden Zeit hatten.

Die beiden Spione sollten während ihres Rückflugs nach Wien einer Bombenexplosion zum Opfer fallen. Auf keinen Fall sollte der Vatikan Schauplatz dieses vorgetäuschten Terroraktes sein. Luganov erstellte eine Liste von Zutaten, die er für den Bau der Bombe benötigte. Dann kam der schwierige Teil: Der Koffer eines der Spione musste während der Fahrt zum Flughafen ausgetauscht werden. Über eine Stunde schauten sich Luganov und Scarelli die Überwachungsvideos aus der Lobby des Hotels Villa Medici an. Bis sie endlich einen Hotelgast gefunden hatten, der mit einem gleichen Koffer wie dieser Herr Prenninger angereist war. Der Hoteldirektor war natürlich nicht begeistert, als er diesen Koffer aus dem Zimmer des Gastes holen lassen sollte. Schließlich fügte er sich aber den Anweisungen und tat was ihm befohlen worden war. Die ganze Nacht verbrachte Luganov dann damit den Sprengstoff anzurühren und einen geeigneten Zünder zu bauen. In seinem Reisegepäck hatte er zwar immer eine gewisse Grundausstattung für solche Fälle dabei, dennoch lag die Kunst in seinem Geschäft gerade darin, aus ein paar Standardkomponenten eine maßgeschneiderte Lösung zu basteln. Als der Morgen graute, war sein Werk fast vollendet. Während einer der ahnungslosen Spione seine Runden durch den Pool des Hotels drehte, führte Boris Luganov ein paar letzte Tests mit dem Zünder seiner fertiggestellten Kofferbombe durch. Schließlich übergab er den Koffer an die Schweizer Gardisten und instruierte diese, wie sie den unauffälligen Austausch durchführen sollten. Als sich der schwarze Kleinbus vom Hotel aus auf den Weg zum Flughafen machte, war Luganov bereits dort und wartete in Sichtweite des Privatjets auf das Eintreffen der beiden Spione. Die Schweizer Gardisten hatten, wie besprochen, beim Entladen des Kleinbusses den echten Koffer

gegen den präparierten ausgetauscht. Dummerweise lief dann doch nicht alles ganz nach Plan. Als der Kleinbus am Flugzeug anhielt, konnte Luganov zwar zwei Koffer, aber nur einen einzigen Passagier durch sein Fernglas erkennen. Wo zum Teufel war der andere abgeblieben? Auch der Start des Flugzeugs verzögerte sich schier endlos. Man hatte Luganov gesagt, dass die Maschine pünktlich um fünfzehn Uhr abheben würde. Nun ging schon bald die Sonne unter und der Learjet stand noch immer unbewegt in Parkposition. Luganov machte sich schon Sorgen, dass dem Fluggast vielleicht langweilig werden und er in Folge dann vielleicht seinen vermeintlichen Reisekoffer öffnen würde. In diesem Fall, wäre die Bombe sofort an Ort und Stelle detoniert, was natürlich nicht im Sinne seiner Auftraggeber gewesen wäre. Schließlich rollte das Flugzeug aber dann doch in Richtung Startbahn. Boris Luganov aktivierte per Funk den Zeitzünder der Bombe und ließ sich wieder zurück in den Vatikan fahren. Dass nur einer der Passagiere an Bord war, konnte man ihm nicht vorwerfen. Da mussten sich seine Auftraggeber schon an die eigene Nase fassen. Der andere Spion musste sich nach wie vor in Rom befinden. »Was soll‘s!«, dachte Boris Luganov, als er in sein Taxi stieg. »Vielleicht ergibt sich daraus ja noch ein lukrativer Folgeauftrag!«

Alles im Fluss

Jan Eckert hat seine ersten Prüfungen erfolgreich hinter sich gebracht. Stolz hat er die ersten Prüfungszertifikate über dem Bett in seinem WG-Zimmer aufgehängt. Zuwachs haben die drei auch bekommen: Kevin ist vor kurzem in der WG eingezogen und bewohnt jetzt das ehemalige Zimmer von Georgios. Was wohl aus Georgios geworden war? Seit seinem Aufbruch nach Griechenland hatten Jan, Elena und Patrick nichts mehr von ihm gehört.

Kevin hatte vor der Krise bereits seinen Bachelorabschluss in Informatik gemacht. Er verließ dann aber Köln während des Hungerwinters und kehrte erst jetzt wieder in die Stadt zurück, um sein Studium fortzusetzen. An einen regulären Vorlesungsbetrieb ist auch an seiner Fakultät noch

nicht zu denken. Stattdessen arbeitet Kevin mit anderen IT-Spezialisten der Stadt Köln daran, den Einwohnern wieder ein halbwegs funktionierendes Internet anbieten zu können. Eigentlich ist es mehr ein Intranet, da es noch keine Routerverbindungen zu Netzknoten außerhalb der Stadt gibt. Sein Team baut fürs erste nur ein kleines Netz von Servern auf und erstellt ein rudimentäres Webportal der Stadt, in dem sich die Bürger über alle Dinge des täglichen Lebens informieren können. Auch die Informatikstudenten sollen natürlich nicht auf die Möglichkeit eines offiziellen Hochschulabschlusses verzichten müssen. Der Prüfungsausschuss macht sich deshalb das Leben leicht, indem er sich aus dem großen Fundus der IT-Zertifizierungen der freien Wirtschaft bedient. Man verwendet einfach die Prüfungsfragen, an die man bereits vor langer Zeit einmal auf dubiosen Wegen gelangt war und verleiht auf deren Basis nun eigene Hochschulzertifikate.

Eines Sonntags kochen die WG-Genossen mit vereinten Kräften ein gemeinsames Mittagessen. Nach dem Nachtisch beginnt unter den jungen Leuten eine lebhafte Diskussion, indem Patrick eher beiläufig in die Runde fragt:

> *»Was haltet ihr eigentlich von diesem Domänensystem, über das jetzt Gott und die Welt redet?«*
>
> *Elena antwortet genervt: »Patrick, wie oft muss ich es dir noch sagen? Keine Wirtschaftsthemen hier am Küchentisch!«*
>
> *»Aber das hat doch nur ganz am Rande mit Wirtschaft zu tun!«, antwortet er schnell. »Da geht es doch darum, wie wir Menschen uns in Zukunft organisieren und miteinander interagieren wollen.«*
>
> *Jan meint: »Also ich habe diesen Karl Guggenmoser, der sich das ausgedacht hat, ja neulich schon mal persönlich auf einer Podiumsdiskussion an der Uni erlebt. Der Mann hat schon Ahnung, denke ich. Aber was er da von seinen natürlichen Territorialgrenzen gefaselt hat, das war doch schon recht abgehoben, wenn ihr mich fragt.«*

Kevin ergänzt: »Meine IT-Kollegen reden momentan auch von nichts anderem. Das Thema scheint ungeheuer zu polarisieren. Die einen finden das total super, die anderen halten es für völligen Schwachsinn.«

Elena meint: »Wenn ihr mich fragt, ist dieser Typ ein absoluter Blender, der die Not der Leute ausnutzt, um seine wirren Theorien unters Volk zu bringen.«

Patrick hält dagegen: »Das würde ich nicht so sagen. Im Rat der Stadt Köln stehen sie diesen Theorien sehr aufgeschlossen gegenüber. Es gibt jetzt auch eine Kooperation mit der Stadt Rotterdam. Die Stadträte von beiden Städten haben sich neulich getroffen und bilaterale Handelsbeziehungen vereinbart. In den Raffinerien von Rotterdam lagern zum Beispiel noch große Mengen an Diesel und Benzin, die wir hier in Köln dringend gebrauchen könnten. Ich finde es total Klasse, dass sich beide Städte jetzt zum Vorteil ihrer Bürger zu einer Rhein-Domäne zusammengeschlossen haben.«

Kevin lacht: »Wir und die Kaasköppe? Das kann doch auf Dauer nicht gut gehen!«

Doch Patrick entgegnet: »Würdest du das Erdöl lieber aus Bayern hierher transportieren? Viel Vergnügen bei den heutigen Transportmöglichkeiten! In Rotterdam müssen sie den Diesel nur in eines der dort ohnehin rumliegenden Transportschiffe kippen und dieses dann rheinaufwärts zu uns hochschicken!«

Elana mischt sich ein: »Du kannst doch nicht nur auf diese spezielle Situation hier in Köln schauen. Wie soll denn so ein Flussdomänensystem in meiner spanischen Heimat funktionieren? Ich habe mir das mal auf dem Atlas angesehen. Wir haben dort fünf große Flusssysteme. Vier Flüsse fließen – teilweise über Portugal – in den Atlantik. Der Ebro mündet ins Mittelmeer. Im Einzugsgebiet des Tajo liegen sowohl Madrid als auch Lissabon. Sollen diese beiden Städte jetzt eine Domäne bilden? Das führt doch zu Mord und Totschlag zwischen Spaniern und Portugiesen! Und was ist mit Barcelona? Das liegt direkt am

Meer, ohne dass irgendein Flusssystem auch nur in der Nähe wäre! Das ist doch alles völliger Humbug!«

Jan wiegt den Kopf und meint: »Warum sollten sich zwei Städte wie Lissabon und Madrid nicht gut ergänzen? Die eine liegt am Meer und kann in Zukunft die domänenübergreifenden Handelsbeziehungen abwickeln. Die andere Metropole liegt zentral im Binnenland und eignet sich hervorragend als Verwaltungszentrum. Es sagt ja niemand, dass die Madrilenen jetzt Portugiesen werden oder die Einwohner von Lissabon spanisch sprechen müssen. Es geht doch nur darum, dass man einen stabilen Rahmen für den schnellen Aufbau von Handelsbeziehungen schafft.«

»Womit wir doch wieder bei euren bescheuerten Wirtschaftsthemen wären!«, sagt Elena beleidigt.

Patrick meint hingegen: »Apropos Barcelona: Die Katalanen wollen sich doch schon seit Jahren von Spanien separieren. Da kommt ihnen ihre abgeschiedene Lage jenseits der anderen Flusssysteme doch ganz recht! Da können sie dann endlich ihr eigenes Ding machen und sich ihre Kooperationspartner nach Belieben aussuchen! Oder sie gründen eine Metropolregion Barcelona und verbinden diese mit der nahegelegenen Ebro-Domäne!«

»Ihr habt doch überhaupt keine Ahnung, von was ihr da redet. Die Katalanen definieren sich in erster Linie nach den Regionen, in denen ihre Sprache gesprochen wird und nicht nach irgendwelchen bescheuerten Wasserscheiden in der Landschaft!«

Damit verlässt sie erbost den Raum und geht in ihr Zimmer. Die drei Männer grinsen sich nur gegenseitig an. Kevin hält das Gesprächsthema aber noch am Leben:

»Was soll denn mit den Städten passieren, die genau an einer Grenze zwischen zwei Domänen liegen?«

Patrick antwortet mit wachsendem Enthusiasmus: »Da muss man prinzipiell erstmal zwischen Hauptdomänen und Unterdomänen unterscheiden. Nehmt als Beispiel mal meine Heimatstadt

Wetzlar. Dort mündet die Dill in die Lahn. Man könnte also darüber diskutieren, ob Wetzlar jetzt in die Dill-Unterdomäne oder in die Lahn-Unterdomäne gehört. Das ist aber eigentlich belanglos, weil die Lahn in den Rhein mündet und Wetzlar damit ganz klar in der Hauptdomäne Rhein verortet ist. Der Rhein ist eine Hauptdomäne, weil er ins Meer mündet. »Lahn.Rhein« bildet eine Unterdomäne erster Ordnung und »Dill.Lahn.Rhein« bildet eine Unterdomäne zweiter Ordnung, die das gesamte Einzugsgebiet der Dill abdeckt. An den Flussmündungen im Landesinneren hat man immer Übergänge verschiedener Hierarchieebenen. Das ist aber unkritisch, da alles zu einer gemeinsamen Hauptdomäne gehört.«

»Und wenn eine Stadt jetzt aber genau an den Grenze zweier Hauptdomänen liegt?«, fragt Jan neugierig. »Was ist dann? Zu welcher Hauptdomäne soll die sich dann zugehörig fühlen?«

Patrick lehnt sich genüsslich zurück, grinst seine Mitbewohner an und antwortet: »Nennt mir eine Stadt! Schaut in den Atlas und nennt mir eine einzige Stadt auf dieser Welt, auf die das zutrifft!«

Schlagzeilen

David hat eine ruhige Nacht hinter sich. Der Schlaf hat ihm gut getan. Als er morgens aufwacht und die Sonne hell auf sein Matratzenlager scheint, sind seine Kopfschmerzen fast verflogen. Wo befindet er sich hier? Warum ist er nicht in seiner Wohnung? Alles sieht so anders aus. Alles riecht so anders. Was ist passiert?

Ein hübscher Engel mit dunklem lockigen Haar betritt sein Zimmer und fragt ihn freundlich:

»Magst du eine Tasse Kaffee?«

Langsam kommt Davids Erinnerung zurück. Er war auf Dienstreise nach Rom gegangen. Die junge Frau hat er schon einmal gesehen. Aber warum ist er jetzt hier? In diesem Raum? Was hat er da auf seinem Kopf? Er beginnt mit seinen Händen vorsichtig seinen Kopf und den Verband abzutasten, da sagt die junge Frau zu ihm:

»Lass das mal lieber. Mir dieser Beule am Kopf wäre ich vorsichtig!«

Gianna war schon früh am Morgen aufgestanden. Die Jungs hatten auf einem Gaskocher eine große Kanne Kaffee gekocht und waren dann einer nach dem anderen aus der Hotelruine verschwunden. Die meisten schienen, zumindest tagsüber, irgendeiner Tätigkeit nachzugehen. Nur der unsympathische Halbstarke, der sich gestern mit Marco angelegt hatte und ein weiterer junger Mann, den Gianna vorher noch nie gesehen hat, bleiben im Hotel. Die beiden scheinen so eine Art Wachdienst zu haben und patrouillieren den ganzen Vormittag durch das weiträumige Gebäude.

»Kannst du mir sagen, was passiert ist?«, fragt David die junge Frau.

»Du bist zusammengeschlagen worden. Dein Cousin hat dich angeblich hierher gebracht. Das soll er dir aber selber erzählen, wenn er kommt. Ich bin selber erst seit gestern hier und kenne deinen Cousin noch gar nicht.«

»Mein Cousin?«, fragt David irritiert? Dann beginnt er sich langsam wieder zu erinnern. »Ach ja, der junge Mann aus dem Restaurant. Mohammad.«

»Ihr scheint ja nicht sehr enge Verwandte zu sein!«, wundert sich Gianna. »Aber immerhin hat er dir das Leben gerettet! Ohne ihn wärst du da draußen krepiert!«

David erinnert sich nun wieder, wie er mit dem Taxi zu diesem verlassenen Bahnhof gefahren war. Wie ihn der Taxifahrer noch ausdrücklich gewarnt hatte und wie er in der dunklen Hofeinfahrt, dann plötzlich den drei Schlägern gegenüber stand. An das was danach kam, kann er sich nicht mehr erinnern. Die Sache muss aber ziemlich übel ausgegangen sein. Wenn er seine Beule am Hinterkopf richtig deutet.

»Wie lange war ich denn bewußtlos?«

»So weit ich weiß, hat dich gestern einer der Jungs in einem Hinterhof hier ganz in der Nähe gefunden. Er hat dann den

Mohammad geholt und der hat dich hierher gebracht. Du bist dann viele Stunden im Koma gelegen und in der Nacht irgendwann aufgewacht.«

»Au scheiße, dann ist mein Flieger jetzt weg!«

»Was ist weg?«, fragt Gianna irritiert.

»Mein Flugzeug. Ich hätte gestern nachmittag wieder zurück nach Wien fliegen müssen. Jetzt sind die bestimmt ohne mich geflogen!«

»Du hast vielleicht Probleme!«, meint Gianna wenig verständnisvoll. »Jetzt trink erst mal deinen Kaffee und ruf mich wenn du etwas brauchst. Ich bin nur ein paar Zimmer weiter.«

Dann geht sie wieder zurück in die große leere Gemeinschaftssuite, die sie heute vormittag offenbar für sich allein hat. Eigentlich wollte sie sich für die Gemeinschaft nützlich machen. Geschirr wegräumen, abspülen oder irgendwas in der Richtung. Sie findet aber weder eine Küche noch ein funktionierendes Bad. Es steht auch gar kein Geschirr herum. Es sieht eher so aus, als wenn jeder der Jungs seine Tasse hat, aus der er morgens seinen Kaffee und Abends seinen Tee trinkt. Mehr brauchen die offenbar nicht.

David bleibt unterdessen auf seinem Bett liegen und denkt nach. Wie kommt er nun wieder nach Hause? Am besten er fährt direkt zum Flughafen und erkundigt sich dort vor Ort nach dem nächsten Flieger. Vielleicht wäre es aber auch geschickter, zuerst in den Vatikan zurückzufahren, sich im Hotel eine Verbindung heraussuchen zu lassen und die Wartezeit dann dort zu verbringen. Angenehmer als am Flughafen wären das allemal, zumal es vielleicht eine Weile dauert, bis der nächsten Flieger Richtung Norden geht. Dass er einen Direktflug bekommt, kann er wahrscheinlich vergessen. Es gibt ja offenbar nur diese Pilgerflüge nach Rom und keinen regelmäßigen Flugplan wie in den nördlichen Domänen. Hauptsache, er kommt erst mal von hier weg. Der Anschlussflug nach Wien ist dann bestimmt kein großes Problem mehr.

Da kommt ein junger Mann in sein Zimmer und begrüßt ihn grinsend auf Arabisch:

»Guten Morgen, Daoud! Geht es dir wieder gut?«

Auf den ersten Blick erkennt David Mohammad gar nicht. Er sieht heute, ohne Sklavenumhang und Sandalen, ganz anders aus. Jetzt trägt er eine ausgewaschene Jeans, ein bunt bedrucktes T-Shirt und Turnschuhe.

»Hallo Mohammad! Ja, ich lebe wieder. Und ich bin dir zu großem Dank verpflichtet!«

»Ist schon gut. Was macht dein Kopf?«

»Dröhnt noch ein bisschen, aber das wird sich schon noch geben.«

»Wie ist das denn passiert?«, will Mohammad wissen.

»So genau weiß ich das auch nicht. Die letzten Sekunden vor dem Schlag auf meinen Kopf fehlen in meiner Erinnerung. Ich war jedenfalls unterwegs zu dir und bin in einen Hinterhof geraten. Plötzlich standen dann drei Schläger vor mir, die mir den Weg abgeschnitten haben. Ich weiß noch, dass ich weggelaufen bin. Was danach kam?«

David zuckt mit seinen Schultern, lässt das aber schnell wieder sein, weil das seinem Kopf gar nicht gut zu tun scheint.

»Wie sahen diese Typen denn aus?«, fragt Mohammad.

»Nicht besonders groß. Kurze dunkle Haare. Zwei hatten, glaube ich, einen Baseballschläger oder so etwas ähnliches in der Hand.«

»Ich vermute mal, dass das die Brüder Torretti waren. Die Gruppe, in der die leben, kontrolliert das Gebiet mit dem Hof, wo man dich gefunden hat. Mich wundert allerdings, dass sie dich so brutal niedergeknüppelt haben. Haben die denn nichts gesagt?«

»Der größte von den dreien hat mir irgendwas ins Gesicht gebrüllt, kurz bevor er mich auf den Boden gestoßen hat. Ich

kann aber nicht sagen was. Ich verstehe ja kaum ein Wort Italienisch. Ich hab dann versucht abzuhauen.«

»Wahrscheinlich hat er dich auf seine Art freundlich darum gebeten, ihm dein Geld zu überlassen«, meint Mohammad grinsend. »Die drei mögen es gar nicht, wenn man ihre Wünsche einfach so ignoriert. Was hattest du denn an Wertsachen bei dir?«

»Meine Geldbörse, meinen Ausweis und meine Armbanduhr«, sagt David.

»Wieviel Geld?«, will Mohammed wissen.

Als David ihm den Betrag nennt, den er im Hotel umgetauscht hatte, pfeift er leise durch die Zähne und sagt:

»Da hast du Glück gehabt. Für so viel Geld werden hier in dieser Gegend schon mal Leute umgebracht! Du warst ganz schön unvorsichtig!«

»Wenn ihr diese Typen kennt, glaubst du dass ich meine Sachen zurückbekommen kann?«

»Das kannst du vergessen!« meint Mohammad kopfschüttelnd. »Die einzelnen Gruppen gehen sich hier aus dem Weg so gut es geht. Da der Vorfall in deren Revier passiert ist, wird sich niemand hier einmischen wollen.«

»Aber was ist mit meinem Ausweis? Mit dem können die doch gar nichts anfangen. Ich brauch den doch, um wieder nach Hause zu kommen!«

»Vergiss es! Offizielle Papier aus nordeuropäischen Domänen sind hier auf dem Schwarzmarkt heiß begehrt. Der bringt ihnen wahrscheinlich mehr ein, als dein Bargeld und die Uhr.«

David seufzt. Das wird komplizierter als er dachte. Jetzt muss er auf jeden Fall in den Vatikan zurück, um sich Ersatzpapiere ausstellen zu lassen. Der ganze Formalkram wird bestimmt wieder eine Weile dauern und seinen Rückflug noch weiter verzögern. Momentan läuft wirklich alles schief!

»Übrigens«, fährt Mohammad fort. »Ich komme gerade von meinem Vater. Ich habe ihm erzählt, dass wir uns getroffen haben und was du mir alles über deine Familie erzählt hast.«

»Und?«, erwidert David aufgeregt. »Wie hat er reagiert? Können wir uns mal treffen?«

»Da muss ich dich enttäuschen. Er hat sich alles angehört und dann aber entschieden, dass er dich nicht sehen will. Nimm das bitte nicht persönlich. Ich denke, dass er Angst davor hat, alte Wunden wieder aufzureißen. Vielleicht ändert er ja auch seine Meinung nochmal.«

David kann seine Enttäuschung kaum verbergen. Zu gern hätte er seinen verlorenen Onkel kennengelernt. Wenn er das vorher gewußt hätte, wären ihm diese ganzen Unannehmlichkeiten erspart geblieben und er wäre jetzt bereits wieder in Wien.

In diesem Moment kommt Gianna in das kleine Zimmer. Sie hat Stimmen gehört und will nachsehen, mit wem sich David unterhält.

»Ciao, ich bin Gianna. Und du bist wahrscheinlich Mohammad. Stimmt‘s?«

»Ciao. Ja. Kennen wir uns?«

»Ich bin eine Freundin von Marco und werde voraussichtlich ein paar Tage bei euch bleiben.«

»Stimmt! Marco hatte neulich was erzählt«, erinnert sich Mohammad. »Wolltet ihr nicht zu zweit kommen?«

»Da ist leider etwas dazwischengekommen«, sagte Gianna mit gesenktem Blick.

Sie hat nicht die geringste Lust jetzt mit zwei fremden Personen über die tragischen Geschehnisse des vergangenen Tages zu sprechen. Stattdessen lenkt sie das Gespräche in unverfänglichere Bahnen und bald entwickelt sich eine lebhafte deutsch-italienisch-arabische Unterhaltung zwischen den dreien, je nach dem, wer gerade mit wem spricht. Gianna übersetzt vom

Italienischen ins Deutsche, David vom Deutschen ins Arabische und Mohammad vom Arabischen ins Italienische. Es herrscht ein unbeschreibliches Sprachgewirr. Als es Abend wird, haben sich die drei miteinander angefreundet und jeder kennt die grobe Lebensgeschichte des Anderen. Gianna war allerdings recht einsilbig geworden, als das Gespräch kurz auf ihre aktuelle Situation gekommen war. Die zwei Männer hatten aber schnell kapiert, dass sie hier irgendeinen wunden Punkt berührten und daraufhin das Thema gewechselt.

Kurz bevor es dunkel wird, kommt Marco von seiner Arbeit in der Werkstatt nach Hause. Er hat von hier jetzt einen wesentlich weiteren Arbeitsweg. Gianna hatte ihm ihre Vespa angeboten und er hatte dieses Angebot dankend angenommen. Als er den Flur im dritten Stock der Hotelruine entlang läuft, hört er schon von weitem das multilinguale Kauderwelsch der drei. Er gesellt sich zu ihnen und hört ihnen eine Weile zu. Gianna bemerkt aber schnell, dass er irgendwie bedrückt wirkt.

»Marco, ist irgendwas? Du schaust so komisch?«, fragt sie ihn.

Er öffnet seine Tasche zieht die aktuelle Ausgabe der La Città heraus. Wortlos zeigt er auf eine der drei großen Schlagzeilen auf der Titelseite:

Schwerer Motorradunfall am Kolosseum!
Am Rondell des Kolosseums ereignet sich gestern ein schwerer Motorradunfall. Die Fahrerin einer Vespa verlor aus Unachtsamkeit und aufgrund stark überhöhter Geschwindigkeit die Kontrolle über ihr Fahrzeug. Bei dem folgenden Sturz verletzte sich ihr Mitfahrer Salvatore P. so sehr, dass er noch am Unfallort seinen schweren Verletzungen erlag. Die Fahrerin beging Unfallflucht und überließ ihren verletzten Mitfahrer seinem Schicksal. Nach den Ermittlungen der Polizei handelt es sich bei der Unfallfahrerin um eine gewisse Gianna Marconi. Sie konnte noch nicht gefasst werden. Auf die Ergreifung der Flüchtigen wurde eine Belohnung von 100.000 RL ausgesetzt. Sachdienliche Hinweise nimmt jede Polizeistation entgegen.

Gianna hält sich vor Entsetzen die Hände vor den Mund. Sie kann nicht glauben, was sie da mit ihren eigenen Augen lesen kann.

»Diese elenden Schweine! Jetzt wollen sie mir auch noch den Tod von Salvatore in die Schuhe schieben! Sogar ein Bild von mir haben sie neben den Artikel gesetzt. Als wenn ich ein Verbrecher wäre! Salvatore ist an der Schussverletzung verblutet, die ihm dieser Vatikankiller zugefügt hat! Ich hatte doch überhaupt keinen Unfall mit dem Roller! Und es gab doch dort jede Menge Zeugen, die gesehen haben müssen, was passiert ist!«

David kann sich keinen rechten Reim darauf machen, was hier gerade passiert. Er vermag weder diesen italienischen Zeitungsartikel zu lesen, noch Giannas hysterisches Schreien zu interpretieren. Als er allerdings nochmal einen Blick auf die Zeitungsseite wirft, bleiben seine Augen an etwas ganz anderem hängen. Nur wenige Zentimeter neben dem Bild von Gianna entdeckt er sein eigenes Konterfei.

»Das bin doch ich!«, ruft er entsetzt. »Was steht denn da?«

Entflohener Schwerverbrecher gesucht!
Gestern gelang dem mehrfachen Kindesmörder Silvio M. die Flucht aus dem Regina-Coeli-Gefängnis. Auf die Ergreifung des Flüchtigen wurde eine Belohnung von 100.000 RL ausgesetzt. Sachdienliche Hinweise nimmt jede Polizeistation entgegen.

Nachdem Gianna ihm den Text übersetzt hat, ist er erst einmal sprachlos. Dann schüttelt er den Kopf und sagt:

»Wie kommen die dazu so einen Schwachsinn da abzudrucken? Das auf dem Bild bin doch eindeutig ich! Dieses Bild ist in der Lobby des Hotel Villa Medici entstanden. Man kann im Hintergrund doch noch die Palme und den kleinen Springbrunnen erkennen! Wieso setzen die mein Bild neben den Fahndungsaufruf von so einem Kriminellen?«

Mohammad weiß überhaupt nicht was er sagen soll. Schließlich meint er halb im Scherz:

»Na, da bin ich ja in eine illustre Gesellschaft hineingeraten. Ich will mal hoffen, dass wenigsten die dritte Schlagzeile in diesem Käseblatt keinen Bezug zu unserem Luxushotel hier hat.«

»Nein«, erwidert Gianna. »Manchmal passieren auch außerhalb von Rom schreckliche Dinge, die nichts mit uns zu tun haben.«

Und sie übersetzt für David den Artikel der dritten großen Schlagzeile ins Deutsche:

<u>Flugzeugabsturz über dem Tyrrhenischen Meer</u>
Aus noch ungeklärter Ursache stürzte gestern ein aus Rom kommender Privatjet nahe der Insel Giglio ins Meer. Nach übereinstimmenden Zeugenaussagen explodierte die Maschine in der Luft. An Bord waren, neben der zweiköpfigen Besatzung, die beiden IT-Spezialisten Thomas P. und David J., die von einem Arbeitsbesuch im Vatikan nach Wien zurückkehren wollten. In der Region um die Absturzstelle wurden in letzter Zeit Piratenschiffe gesichtet, die nach zuverlässigen Geheimdienstinformationen auch über hoch fliegende Flugabwehrraketen verfügen sollen. Die Sicherheitsvorkehrungen am Flughafen Giovanni Paolo II werden weiterhin als ausreichend erachtet. Die Sicherheitsbehörden gehen von keinem Terroranschlag aus. Der Vatikan zeigte sich erschüttert über dieses schreckliche Unglück und telegrafierte Beileidsbekundungen des Papstes nach Wien.

Putschversuch

Inzwischen ist mehr als ein Jahr vergangen. In vielen deutschen Städten herrscht eine noch nie dagewesene Aufbruchstimmung. Dem Wirtschaftsverbund der Rhein-Domäne gehören nun neben Köln und Rotterdam mittlerweile auch die Städte Frankfurt, Stuttgart und Zürich an. Seit die Versorgung mit Rohöl gesichert ist, läuft die Wirtschaft wieder wie geschmiert. Die erdölexportierenden Länder hatten nur darauf gewartet, endlich Abnehmer für ihr schwarzes Gold zu finden. Im Hafen von Rotterdam kommen mehr Tanker an, als abgefertigt werden können.

Seit die Landwirtschaft wieder über genügend Dieselkraftstoff für ihre Maschinen verfügt, übersteigt die Menge der produzierten Lebensmittel sogar den Bedarf der Bevölkerung. Es wird so viel produziert, dass über den Hafen in Rotterdam Lebensmittel ins Ausland exportiert werden

können. Hauptabnehmer sind derzeit vor allem die Rohöllieferanten. Ein Barrel Öl hat den Gegenwert von zehn Litern Milch.

Auch der öffentliche Nahverkehr funktioniert wieder reibungslos und zuverlässig. Am Wochenende erst hat Jan seine Mutter und seine Schwester in seiner alten Heimatstadt besucht. Den beiden geht es wieder richtig gut. Seine Mutter leitet inzwischen die Filiale eines neu eröffneten Einkaufszentrums. Seine Schwester Anna hat eine Ausbildung bei der Stadtverwaltung begonnen und engagiert sich in ihrer Freizeit ehrenamtlich in einem Hospizverein. Überhaupt wundert sich Jan jedes Mal aufs Neue, wie erwachsen und selbstständig sein kleines Schwesterlein inzwischen geworden ist. Keine Spur mehr von ihrer früheren kindlichen Naivität. Sie hat sich zu einer jungen selbstbewussten Frau gemausert, die offenbar genau weiß, wo sie im Leben hin will. Hart zu sich selbst und falls notwendig auch hart gegen andere – das scheint ihre Devise zu sein.

In der gesamten Region hat das öffentliche Leben wieder enorm an Fahrt aufgenommen. In den ehemaligen Gebäuden des WDR[16] hat die Neue Rheinische Welle ihren Sendebetrieb aufgenommen. Auf drei unterschiedlichen Radiokanälen werden unter anderem Musik, Nachrichten und Sportergebnisse gesendet. Auch ein Fernsehprogramm ist vor kurzem wieder auf Sendung gegangen. Die meiste Sendezeit ist für die Wiederholung alter Spielfilme reserviert. Ganz vorne in der Gunst der Zuschauer liegen aber die Talkrunden über aktuelle politische Themen.

Als Jan Eckert sich eines Abend in seinem Zimmer auf eine anstehende Studienprüfung vorbereitet, kommt Kevin plötzlich aufgeregt in die WG-Wohnung gestürmt.

> *»Habt ihr schon gehört was da draußen los ist? Macht mal den Fernseher an!«*

Die vier WG-Genossen versammeln sich in ihrem gemeinsamen Wohnzimmer und schalten das TV-Gerät ein. Auf dem Bildschirm

16 WDR: Westdeutscher Rundfunk

erscheint ein Bundeswehrsoldat in Offiziersuniform, der mit ernstem Blick einen vorgefassten Text von einem Blatt Papier abliest.

> *»Die Sicherheit der Bürger der Bundesrepublik Deutschland und die Souveränität unseres Vaterlandes ist bedroht wie noch niemals zuvor. Wir haben das Ziel, diese allumfassende Krise, Chaos und Anarchie in unserem Land zu überwinden und die Einheit der Bundesrepublik Deutschland wieder herzustellen. Aus diesem Grund wird im gesamten Geltungsbereich des Deutschen Grundgesetzes mit sofortiger Wirkung der Ausnahmezustand verhängt. Alle Regionalregierungen haben sich ab sofort der Befehlsgewalt der neuen Übergangsregierung zu unterwerfen. Sämtliche Verträge, die in den letzten Monaten mit ausländischen Regierungsorganisationen verhandelt wurden, werden für vorläufig ungültig erklärt und müssen vor dem Wiederinkrafttreten von der Übergangsregierung bestätigt werden. Meine lieben Mitbürgerinnen und Mitbürger! Ich appelliere an Ihre staatsbürgerliche Pflicht, alles in Ihrer Macht stehende zu tun, damit unser Volk wieder vereint in Sicherheit und Wohlstand leben kann. Folgen Sie den Anweisungen, die von der Übergangsregierung in den kommenden Stunden über die Medien bekannt gegeben werden. Glauben Sie nicht den falschen Versprechungen der Vaterlandsverräter, die Sie glauben machen wollen, dass eine Wiederherstellung von Sicherheit und Ordnung auch außerhalb der Rechtsordnung der Bundesrepublik Deutschland möglich wäre. Besinnen Sie sich auf ihre bürgerlichen Pflichten. Ihr Land braucht jetzt die Unterstützung eines jedes Einzelnen. Zögern Sie nicht! Unterstützen Sie nach besten Kräften die tapferen Soldaten der Deutschen Bundeswehr, die alles tun werden, um Recht und Ordnung in diesem unseren Lande wieder zu garantieren. Gott schütze Deutschland!«*

Nachdem der Offizier seinen Text fertig abgelesen hat, erscheint auf dem Bildschirm eine schwarz-rot-goldene, im Wind wehende Fahne und die deutsche Nationalhymne beginnt laut zu ertönen. Nachdem die Musik verstummt, beginnt das Ganze wieder von vorn. Der Fernsehspot wird in einer Endlosschleife ausgestrahlt.

»Was soll das denn?«, fragt Jan irritiert in die Runde. »Ist das Realsatire oder ist das echt?«

»Natürlich ist das echt!«, antwortet Kevin. »Das Sendegebäude am Domplatz ist vom Militär besetzt worden. Es sollen Schüsse gefallen sein. Es gab angeblich mehrere Tote! Der Rat der Stadt Köln ist untergetaucht und hat alle Einwohner Kölns zum Widerstand aufgerufen. In den Straßen werden Barrikaden errichtet und die Menschen demonstrieren. Die meisten Kölner stehen auf der Seite des Rates und verurteilen den Militärputsch. Es gibt aber auch Befürworter. Am Heumarkt sind zwei gegnerische Demonstrationszüge aufeinander getroffen. Es gab eine Massenschlägerei mit Dutzenden Verletzten!«

»Wer steckt denn hinter diesem Putschversuch?«, fragt Jan.

»Angeblich einige Mitglieder der letzten Bundesregierung in Berlin. Es heißt, sie hätten nur auf das Vorhandensein einer wieder funktionierenden Medieninfrastruktur gewartet, um ihren Plan in die Tat umzusetzen.«

»Wo kommen denn plötzlich die vielen Soldaten her?«, will Patrick wissen. »Die Bundeswehr hat doch nach dem großen Crash aufgehört zu existieren, als kein Geld mehr da war, um die Soldaten zu bezahlen.«

Kevin meint: »Es ist momentan völlig unklar, wieviel Personen an diesem Putsch beteiligt sind. Angeblich hat das Militär die Sendeanstalten in allen früheren Landeshauptstädten besetzt und überträgt von dort aus den Spot, den ihr da gerade gesehen habt. Es kann also sein, dass es sich nur um ein überschaubares Grüppchen von reaktionären Kräften handelt. Vielleicht haben sie es aber auch geschafft, eine richtige Armee zu mobilisieren. Momentan ist alles unklar und unbestätigt.«

Jan überlegt kurz was er bedeuten würde, wenn diese Putschisten jetzt tatsächlich wieder an die Macht kämen. Dann verkündet er:

»Also ich weiß ja nicht wie ihr das seht. Aber ich werde hier jedenfalls nicht tatenlos herumsitzen. Wenn diese Verbrecher, die uns das alles eingebrockt haben, jetzt wieder ihr altes System

herstellen wollen, dann müssen wir versuchen, das zu verhindern. Ich gehe jetzt auf die Straße und schließe mich einer Demo an. Die sollen ruhig sehen, auf wessen Seite das Volk steht!«

Elena pflichtet ihm bei: »Meine Eltern haben mir erzählt, dass es in Spanien nach dem Ende der Franco-Diktatur auch einmal einen Putschversuch des Militärs gegeben hat. Das Volk und der König haben sich aber gemeinsam gegen die Putschisten gestellt und der Gerechtigkeit zum Sieg verholfen! Ich gehe mit auf die Straße und werde für unsere Sache kämpfen!«

Auch Patrick ist fest entschlossen: »Seit über einem Jahr versuche ich jetzt schon alle meine Freunde und Verwandten von den Vorteilen einer domänenbasierten Wirtschaftsstruktur zu überzeugen. Denkt ihr wirklich, dass ich so kurz vor dem Ziel jetzt aufgebe und das Feld kampflos diesen Halunken überlasse? Damit die dann ihr krankes System wiederbeleben?«

»Na dann los!«, ruft Kevin. »In einer Stunde beginnt eine Großkundgebung auf der Domplatte. Zeigen wir diesen Berliner Großschnauzen doch mal, wer hier das Sagen hat!«

Aufbruch

Für Gianna war die Zeitungsmeldung, über den vor ihr angeblich verschuldeten Unfall, nur eine weiterer grausamer Beweis über die Skrupellosigkeit einiger Herrschaften bei der Zeitung und im Vatikan. Für David brach jedoch eine Welt zusammen. Sein Chef – auf dem Rückflug mit dem Flugzeug abgestürzt. Er selbst – angeblich mit an Bord gewesen und ebenfalls ums Leben gekommen. Wer auch immer sich diese Falschmeldung ausgedacht haben mochte: Er musste dies mit voller Absicht und eiskalter Berechnung getan haben. Wie sonst wäre sonst der andere Artikel zu verstehen gewesen, in dem David unter falschem Namen als Schwerverbrecher diffamiert und zur Fahndung ausgeschrieben wurde. Er war tot. Offiziell – und inoffiziell genauso. Bei dem Betrag, der da auf seinen Kopf ausgesetzt worden war, ist er de Facto schon tot.

»Jetzt sag schon!«, sagt Gianna. »Was hast du hier in Rom ausgefressen, dass du dich so unbeliebt gemacht hast?«

»Gar nichts!«, antwortet David. »Ich war hier auf einer dreitägigen Dienstreise. Wir haben uns mit ein paar Leuten vom Vatikan getroffen. Ein paar harmlose Meetings, ein gemeinsames Abendessen und das war‘s! Ich hab keine Ahnung was hier los ist!«

Gianna hakt aber nach: »Also irgend etwas muss aber vorgefallen sein! Du glaubst doch nicht, dass das alles ein Zufall ist! Habt ihr die Gebeine des Heiligen Petrus gestohlen oder was habt ihr angestellt?«

David zögert und sagt dann: »Ich habe da eine vage Idee, womit das vielleicht zusammenhängen könnte. Während einem der Meetings hatte ich kurz Gelegenheit, mich in den Datenbankserver der Vatikanbank zu hacken. Mir war da etwas aufgefallen, was mit einem mysteriösen Todesfall in Wien zu tun hatte. Ich bin da auf eine ganze Menge von seltsamen Geldüberweisungen gestoßen. Das hat aber niemand gemerkt – das heißt natürlich – wahrscheinlich hat es niemand gemerkt. Theoretisch könnte es natürlich schon sein, dass das jemand nachträglich herausgefunden hat.«

»Mein lieber David!«, sagt Gianna. »Wenn die Herren im Vatikan etwas auf den Tod nicht ausstehen können, dann ist es, wenn man ihnen bei irgendwelchen Schwarzgeldgeschäften auf die Spur kommt. Rate mal, warum ich mir hier in dieser Hotelruine die Zeit vertreibe!«

Mit knappen Worten erzählt Gianna David nun einen Abriß ihrer Geschichte. Als sie fertig ist, berichtet David detailliert über die Dinge, die sich aus seiner Sicht bisher in Wien und Rom ereignet haben. Gemeinsam kommen sie zu dem Schluss, dass David in diesem Datenbankserver wohl auf eine brisante Spur gestoßen sein musste. So brisant, dass irgend jemand im Vatikan um jeden Preis verhindern will, dass diese Information den Weg nach Wien findet. Nachdem David durch Zufall dem Bombenanschlag auf das Flugzeug entkommen war, werden jetzt

offensichtlich alle Hebel in Bewegung gesetzt, um seiner doch noch habhaft zu werden.

Marco und Mohammad haben bisher ratlos dem deutschen Gespräch zugehört. Nachdem Gianna ihnen das wichtigste übersetzt hat, sind sich alle drei einig: David muss so schnell wie möglich aus der Stadt verschwinden, wenn ihm sein Leben lieb ist. Noch ist sein Bild nicht weit verbreitet worden. Aber spätestens morgen, wenn viele Leute die Zeitung gelesen haben, wird er keinen Schritt mehr auf der Straße machen können, ohne von einem Kopfgeldjäger niedergestreckt zu werden. Als Gianna und Mohammad gemeinsam versuchen David dies klarzumachen, sagt Marco plötzlich.

> *»Gianna, es tut mir leid dies sagen zu müssen: Aber dieses Problem hat nicht nur David! Du bist ebenfalls mit Namen und Bild zur Fahndung ausgeschrieben und solltest dich ab morgen früh nicht mehr auf der Straße sehen lassen. Und was noch schlimmer ist: Wir können auch hier im Hotel nicht mehr für deine Sicherheit garantieren. Für einige von den Jungs hier würde ich meine Hand ins Feuer legen. Aber es laufen hier auch ein paar Gestalten herum, die für ein paar Lire ihre Großmutter ans Messer liefern würden. Du musst hier weg und zwar sofort!«*
>
> *»Aber mein Passierschein ist doch noch gar nicht fertig!«, versucht Gianna sich herauszureden. »Wir müssen doch erst noch zu deinem Bekannten, um das Foto hinzuzufügen!«*
>
> *»Das machen wir heute Abend noch. Wir gehen jetzt gleich zu ihm!«, antwortet Marco fest entschlossen.*
>
> *»Und was soll aus David werden?«, mischt sich Mohammad ein.*
>
> *»Gute Frage!«, sagt Marco. »Gianna, kann David nicht den Passierschein von Salvatore nehmen? Solange noch kein Bild drauf gedruckt wurde, ist das doch ein Blankoschein.«*

Gianna zögert. Sie kennt diesen David Jonas erst seit ein paar Stunden. Wer weiß, was er wirklich angestellt hat und ob die Geschichte, die er ihnen da erzählt auch wirklich wahr ist. Am Schluss ist er ja wirklich ein

entflohener Kindermörder und hat sich das alles nur ausgedacht, um seinen angeschlagenen Kopf zu retten. Gianna schaut ihm tief in die Augen. Nein – dieser arme Kerl ist nicht in der Lage sich so eine Räuberpistole auszudenken.

»Vielleicht habt ihr Recht. Salvatore kann mit dem Schein ja nun nichts mehr anfangen. Wahrscheinlich ist es wirklich das beste, wir machen uns gemeinsam auf die Flucht. David, kommst du mit?«

»Wo willst du denn genau hin?«, fragt dieser vorsichtig.

»In unseren Passierscheinen steht, dass wir aus Mailand kommen. Das heißt, wir können uns wahrscheinlich frei in Richtung Norden bewegen.«

»Mailand wäre super! Das ist die Hauptstadt der Po-Domäne. Von dort verkehren regelmäßig Flieger nach Wien!«

»Ich kenn mich in deiner Welt ja nicht so aus«, beginnt Gianna. »Aber dir ist schon klar, dass du nicht einfach so mir nichts dir nichts in Mailand in den nächstbesten Flieger steigen kannst?«

»Wieso denn nicht? Ich gehe in Mailand ins Konsulat der Donau-Domäne, melde meinen Ausweis und meine Kreditkarte als gestohlen, bekomme meine Ersatzdokumente und ab geht‘s nach Wien. Ohne euch beleidigen zu wollen: Mailand liegt in einer der fortschrittlichsten Domänen der Welt. Das kann man nicht mit diesem armseligen Rom hier vergleichen!«

Gianna rümpft die Nase und antwortet beleidigt: »Der gnädige Herr vergisst leider, dass er ab sofort Signore Cesare Botazzi heißt und von Beruf Gärtner ist. Bis du in Mailand ankommst, ist David Jonas schon lange tot und vergessen. Viel Spaß auf deinem Konsulat, sage ich da nur!«

Nach kurzer Überlegung entschuldigt sich David bei Gianna für seine überheblichen und unbedachten Worte. Sie hat natürlich recht. In den nächsten Tagen wird er bestimmt in seiner Heimat für tot erklärt werden.

David will sich gar nicht vorstellen, was seine Familie in der nächsten Zeit durchmachen wird.

»Leute!«, sagt Marco und zeigt dabei auf seine Armbanduhr. »Wir haben nicht viel Zeit. Bevor wir uns um die Passierscheine kümmern, müssen wir noch ein wenig an eurem Äußeren arbeiten. Ich werde mal sehen, ob Matteo schon da ist.«

Er lässt die drei etwas ratlos im Zimmer zurück. Nach einer Minute kommt er mit einem seiner Mitbewohner wieder zurück und stellt diesen kurz vor:

»Gianna, David, das hier ist Matteo. Er arbeitet als Gehilfe bei einem Friseur und wird euch einen geeigneten Haarschnitt verpassen. Ich würde sagen: Glatze für David und eine chice Kurzhaarfrisur für dich, Gianna.«

»Spinnst du?«, antwortet diese empört. »Ich lass mir doch nicht von dem Typ meine schönen Haare abschneiden!«

Auch David ist alles andere als begeistert. Er hatte diesem Trend zum Kahlkopf noch nie etwas abgewinnen können. Ganz im Gegenteil: Er war immer stolz auf seine dichten dunklen Haare.

»Stellt euch nicht so an! Wenn die Haare erst runter sind, wird man euch anhand der Zeitungsfotos nicht mehr so leicht erkennen können. Außerdem solltet ihr euch unauffällig unter die Pilger mischen, die regelmäßig die Stadt verlassen. Da müsst ihr auch halbwegs authentisch aussehen. Und praktisch ist es auch. Also los! Runter mit dem Pelz!«

David gibt sich als erster geschlagen. Vorsichtig entfernt er seinen Kopfverband. Matteo beginnt mit einem mechanischen Haarschneidegerät damit Davids Haarpracht Büschel für Büschel zu entfernen. Als er nur noch ein paar Stoppeln hat, verteilt er eine Handvoll Gel auf den spärlichen Überresten. Er lässt den Schaum eine Weile einwirken – und es kann weiter gehen. Mit einem Nassrasierer zieht er eine Bahn nach der anderen über Davids Schädeldecke. An der Stelle, wo der Baseballschläger seine Spuren hinterlassen hat, geht er etwas behutsamer vor. Nach wenigen Minuten ist sein Werk vollendet und er fragt David:

»Soll ich dir einen Spiegel holen?«

»Danke nein!« antwortet David und entfernt mit den Resten seines Verbandes den restlichen Schaum von seinem Kopf.

»Die Nächste bitte!«

Gianna hat ihren Widerstand mittlerweile aufgegeben. Widerwillig lässt sie es zu, dass Matteo eine Decke über ihre Schultern legt und mit seiner Arbeit beginnt. Wenigstens scheint er etwas davon zu verstehen. Zumindest war bei David kein Blut geflossen. Mit einer Schere arbeitet er sich langsam aber sicher durch ihre dichte Lockenpracht. Schnipp – Schnapp – Schnipp – Schnapp. Gianna vergießt dabei ein paar kleine Tränen. Wobei sie sich nicht sicher ist, ob dies nur dem Verlust ihrer Haare oder dem damit symbolisierten Ende eines ganzen Lebensabschnitts geschuldet ist. Auf Matteos Frage nach dem Spiegel antwortet sich mit Bestimmtheit »Ja«.

»Mein Gott!«, ruft sie entsetzt aus. »Ich sehe aus wie ein Junge!«

»Also ich find's chic!«, entgegnet Marco. »Und es ist ja nicht für die Ewigkeit.«

David und Mohammad grinsen nur blöd vor sich hin, als sie das Ergebnis betrachten. Das wird bestimmt lange dauern, bis der ursprüngliche Zustand wieder hergestellt ist!

»Jetzt müssen wir aber endlich los!«, mahnt Marco mit einem erneuten Blick auf die Uhr. »Mein Bekannter hat einen kleinen Buchladen in der Via dei Condotti, ganz nah an der Spanischen Treppe – Hausnummer 10. Er wohnt direkt über dem Laden. Hoffentlich ist er daheim. Du Gianna fährst am besten mit David auf der Vespa hin. Ich komme mit dem Fahrrad in circa 10 Minuten nach. Nehmt alles mit, was ihr braucht. Ihr werdet wahrscheinlich nicht wieder hierher ins Hotel zurückkehren.«

Gemeinsam gehen sie durch das Treppenhaus nach unten bis zur verfallenen Lobby, wo Giannas Motorroller seinen neuen Stellplatz gefunden hat. Marco holt ein altes klappriges Fahrrad aus dem Keller. Er

erklärt Gianna grob die Richtung und saust dann davon, um sich einen kleinen Vorsprung herauszufahren.

David macht große Augen, als er sieht, wie Gianna die Vespa mit dem Kickstarter anwirft.

> *»Genau dieses Modell gibt es bei uns in Wien auch. Aber mit Elektromotor! Ich wusste gar nicht, dass es die auch mal als Benziner gab. Diese Stinker dürfen bei uns schon lange nicht mehr in der Innenstadt fahren.«*

> *»Du kannst auch zu Fuß gehen, wenn dir das lieber ist«, antwortet Gianna genervt.*

Dann wartet sie bis David auf dem Sozius Platz genommen hat und braust durch den offenen Hoteleingang nach draußen. Die Fahrt in die Via dei Condotti dauert nicht lange. In dieser Gegend kennt sich Gianna gut aus. Sie liebt die vielen kleinen Geschäfte und die Handwerkerläden in dem einstigen Boutiquenviertel. Im Vorbeifahren zeigt sie David die Spanische Treppe. Vor langer Zeit befand sich hier angeblich die spanische Botschaft beim Heiligen Stuhl. Der Platz vor der spanischen Botschaft war spanisches Hoheitsgebiet, und jeder Ausländer, der sich dort ohne Genehmigung aufhielt, konnte zum Dienst in der spanischen Armee verpflichtet werden. Auch ein Asylrecht gegenüber dem Vatikan konnte hier gewährt werden. »Ach, wäre das nur heute noch möglich«, denkt Gianna insgeheim.

Es dauert keine zwei Minuten, da kommt Marco auf seinem Fahrrad angesaust.

> *»Kommt hier rein!«, sagt er zu Gianna und David als er sein Fahrrad in eine Hofeinfahrt schiebt.*

Gianna schiebt den Roller hinterher und bockt ihn in dem kleinen Innenhof auf. Marco geht zu einem Hauseingang und drückt einen Klingelknopf. Irgendwo im Haus schellt eine Glocke und jemand ruft »Subito«. Nach einer Weile öffnet ein grauhaariger Mann die Tür und schaut verwundert,

wer ihn um diese Zeit noch stört. Als er Marco erkennt, erhellt sich seine Miene.

»Buonasera Marco! Ich hatte dich und deine Freunde schon früher erwartet. Kommt rein! Wir gehen gleich in meinen Laden.«

Die drei folgen ihm ins Haus und betreten den dunklen Buchladen durch die Hintertür. Der Buchhändler führt sie in ein Hinterzimmer und schaltet das Licht an.

»Enrico, das sind Gianna und David.«

Enrico stutzt etwas. »Hattest du nicht etwas von einem Salvatore erzählt?«

»Die Ereignisse haben sich leider seit gestern überschlagen. Salvatore ist tot. Erschossen von einem Killer des Vatikans. Der junge Mann hier wird stattdessen mit Gianna die Stadt verlassen. Glaub mir, er steckt genau so tief in der Scheiße wie der arme Salvatore. Und wir können ihm vertrauen. Ich verbürge mich für ihn.«

Der Buchhändler wirkt etwas misstrauisch. Offensichtlich schätzt er derartige Planänderungen nicht sehr. Missmutig wendet er sich an Gianna:

»Wo habt ihr denn die Passierscheine?«

Gianna reicht ihm die beiden Dokumente und das Musterexemplar, das als Vorlage dienen soll und sagt.

»Hier auf diese Scheine müssen noch Fotos von uns drauf. Und dann muss noch der Stempel des Vatikanstaates hinzugefügt werden. Meinen Sie, dass Sie das hinkriegen?«

Der alte Mann schaut sie nur verächtlich an. Dann hängt er ein weißes Laken vor das Bücherregal an der Wand, schaltet zwei helle Scheinwerfer an und bittet Gianna vor dem Laken Platz zu nehmen. Dann holt er eine kleine Digitalkamera aus einer Schublade, schaltet sie ein und sagt:

»Bitte freundlich, aber nicht zu freundlich!«

Dieselbe Prozedur wiederholt er mit David. Dann verschwindet er kurz in einem kleinen Kämmerchen am Ende des Zimmers und kommt nach einer Weile mit zwei kleinen ausgedruckten Ausweisfotos zurück.

»Na, gut genug getroffen?«

Gianna und David erkennen sich auf den Bildern zwar kaum wieder, was aber nicht der Qualität der Aufnahmen, sondern ihrer noch ungewohnten Frisur geschuldet ist. Der Buchhändler schneidet die Fotos zurecht und holt dann eine Art Klammerapparat aus dem Schrank. Mit je zwei festen Stößen auf den langen Hebel der Apparatur, befestigt er die Fotos mit zwei messingfarbenen Ringösen auf dem Passierschein. Jetzt fehlt nur noch das Siegel. Gianna ist gespannt, wie er das nun hinbekommen will. Enrico öffnet wieder die Schublade. Er legt die Kamera zurück und holt stattdessen zwei kleine Schächtelchen heraus. Als er das eine aufklappt, entpuppt es sich als ganz normales Stempelkissen. Im anderen Schächtelchen liegen nur ein paar einzelne Münzen herum.

»Wer von euch kann sich noch an diese Münze erinnern?«, fragt er amüsiert in die Runde, als er ihnen eine außen silbern und innen goldfarbene Münze vor die Nase hält. »Dies ist eine Zwei-Euro-Münze des Vatikans aus dem Jahre 2005 mit dem Wappen des Kardinalkämmerers auf der Rückseite.«

Sorgfältig drückt er die Rückseite der Münze auf das Stempelkissen und presst sie danach auf die rechte untere Ecke von Giannas Foto auf dem Passierschein. Nach etwas zehn Sekunden hebt er sich vorsichtig wieder von dem Dokument ab und wedelt eine wenig mit dem Schein herum, um die Trocknung zu beschleunigen.

»Voilà, sieht doch gar nicht schlecht aus!«, lobt er sich selbst, als er den fertigen Passierschein mit dem Musterexemplar vergleicht.

Gianna und David bleibt der Mund offen stehen. Dieser Stempelabdruck unterscheidet sich wirklich kaum vom Original. Vielleicht ein wenig verschmierter, aber nicht so sehr, dass jemand die Echtheit des Dokuments

in Zweifel ziehen würde. Dann wiederholt Enrico mit geschickter Hand dieselbe Prozedur auch mit Davids Passierschein.

> *»So, meine Hübschen, das hätten wir! Was habt ihr denn nun vor?«*

> *Gianna antwortet unsicher: »Nun ja, wir werden uns jetzt als Pilger ausgeben und die Stadt in Richtung Norden verlassen.«*

> *»Jetzt?«, fragt Enrico entsetzt nach. »Und so wie ihr jetzt zu mir gekommen seid? Wo habt ihr denn eure Sachen?«*

Gianna zeigt verlegen auf ihren kleinen Rucksack mit ihren paar Habseligkeiten und David zuckt nur mit den Schultern. Er besitzt nicht mehr als die Kleidung, die er am Körper trägt.

> *»Ihr seid mir ja zwei schöne Pilger!«, meint Enrico kopfschüttelnd. »Kommt mal mit nach oben in meine Wohnung!«*

Sie verlassen seinen Buchladen im Erdgeschoß und gehen eine schmale Treppe nach oben. Dort angekommen, führt sie Enrico in sein Wohnzimmer, in dem eine Frau – dem Anschein nach seine Ehefrau – am Wohnzimmertisch sitzt. Sie liest gerade ein Buch und scheint darin recht vertieft zu sein. Erstaunt schaut sie über den oberen Rand ihrer Lesebrille, als sie die fremden Personen eintreten sieht.

> *»Ariana, das ist mein Freund Marco und seine Begleiter, von denen ich dir erzählt habe. Stell dir vor, die beiden wollen sich heute Nacht noch unter die Pilger mischen und die Stadt verlassen. Dieser kleine Rucksack der jungen Dame ist alles, was sie dabei haben!«*

> *»Das ist doch wohl nicht euer Ernst«, meint Enricos Ehefrau mitleidig. »Ihr werdet erst im Morgengrauen aufbrechen und könnt, wenn ihr wollt, hier bei uns die Nacht verbringen. Vorher werden wir euch aber noch für euer Vorhaben ausstatten!«*

Gianna und David schauen sich ratlos an. Dann beginnt Enrico zu erklären:

»Meine Frau hat einen kleinen Laden direkt neben der Buchhandlung. Sie verkauft dort hauptsächlich Pilgerbedarf. Ihr macht euch keine Vorstellung wie viele Menschen heute über die alte Via Francigena zu Fuß nach Rom pilgern. Bevor sie sich wieder auf den Rückweg machen, rüsten sich viele von ihnen neu aus. Ariana macht mit ihrem Pilgerzubehör wesentlich mehr Umsatz als ich mit meinen Büchern!«

»Na nun übertreib mal nicht, mein Lieber! Aber im Grunde hat Enrico schon recht. Der Bedarf an Pilgerausstattung ist in den letzten Jahren immer größer geworden. Manche statten sich komplett neu aus, bevor sie sich zu Fuß auf den beschwerlichen Rückweg machen.«

Gianna fragt vorsichtig: »Und jetzt empfehlen Sie uns zwei komplette Sätze Pilgermontur bei ihnen zu erwerben?«

Ariana antwortet erschrocken: »Nein nein, um Gottes willen! Ich will doch kein Geschäft mit euch machen! Es ist nur so, dass die Pilger, wenn sie sich neu ausstatten, meistens gleich ihr altes Zeug hier bei uns zurücklassen. Die allermeisten Sachen sind nicht mehr zu gebrauchen und werden von uns sofort weggeschmissen. Manchmal sind aber auch Sachen dabei, die man noch verwenden kann. Aus diesem Fundus könnt ihr euch, wenn ihr wollt, bedienen. Wenn ihr nicht auffallen wollt, würde ich euch sowieso möglichst alte und abgerissene Klamotten empfehlen.«

Jetzt mischt sich auch Marco, der bis jetzt geschwiegen hatte, in das Gespräch ein.

»Ihr könnt Enrico und Ariana vertrauen! Sie hatten selbst einmal ein schlimmes Erlebnis mit den Leuten vom Vatikan und helfen jedem gerne, der Probleme mit dieser Institution hat.«

Enrico ergänzt: »Außerdem schulde ich dir noch einen Gefallen Marco, wegen meinem Motorrad, das du mir neulich wieder repariert hast.«

Gianna und David haben daraufhin keine weiteren Bedenken mehr. Im Gegenteil - sie bedanken sich für dieses großzügige Angebot und machen

sich bereit für die abendliche Shoppingtour. Alle zusammen gehen sie in den Laden von Enricos Frau und lassen sich von dieser ausgemachten Expertin zwei alte Wanderrucksäcke vollpacken, die alles enthalten, was ein Pilgerherz begehrt: Schlafsack, Isomatte, Outdoorjacke, Wasserflasche, Taschenmesser, Essgeschirr, Waschmittel, Wechselklamotten, Unterwäsche, Erste-Hilfe-Set, Blasenpflaster, Landkarten und so weiter und so fort. Nachdem Enrico ein paar Mal die leuchtende Beule auf Davids kahlgeschorenem Schädel betrachtet hat, geht er an ein Regal und holt zwei Souvenir Caps mit der Aufschrift »Roma« heraus.

> *»Hier – die schützen euch vor der Sonne!« Und dann mit dem Blick auf Davids feine Lederschuhe gerichtet: »Mit diesen Schühchen wirst du nicht weit kommen, mein Junge. Ich werde dir mal ein paar von unseren AdiDAS Schuhen bringen. Welche Schuhgröße hast du denn?«*

> *»43«, erwidert David verwundert. »Ich hätte nicht gedacht, dass es hier bei Ihnen in Rom so etwas gibt. Bei uns in Wien sind die vor kurzem wieder groß in Mode gekommen. Die Firma Adidas war ja in der großen Wirtschaftskrise fast völlig untergegangen. Mittlerweile ist sie aber wieder groß im Geschäft und beliefert von ihrer Nebendomäne Aurach.Regnitz.Main.Rhein aus fast die ganze Welt mit ihren teuren Sportartikeln!«*

Enrico und Ariana schütteln bloß verständnislos den Kopf über den Unsinn, den der junge Mann da redet. Ariana verschwindet im Lager und kommt nach einer Weile mit einem Paar völlig verschrammter und ausgelatschter, aber immerhin neu besohlter, Wanderschuhe zurück.

> *»Hier – ein Paar AdiDAS Schuhe – Größe 43. Ein Schuster aus der Nachbarschaft arbeitet die für mich auf. Hier an der Seite hat er sogar sein Logo ins Leder eingebrannt: ΞAdiDAS – Assemblato di Daoud Al-Sayed.«*

Abgesang

> *Es braust ein Ruf wie Donnerhall,*
> *Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:*
> *Zum Rhein, zum Rhein, zum Vater Rhein!*
> *Wer will des Stromes Hüter sein?*

Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!

Noch nie zuvor in der Geschichte der Stadt waren auf den Plätzen rund um den Kölner Dom so viele Menschen versammelt. Und noch niemals zuvor hatten so viele Menschen so laut und voller Inbrunst die neue Hymne der Rhein-Domäne gesungen. Und wenn nicht gesungen wurde, dann wurden Parolen skandiert wie: »Wir sind das Volk!« oder »Berlin go home!«

Die Sendeanstalt der Neuen Rheinischen Welle wurde von einem Heer aufgebrachter Menschen regelrecht belagert. Die Putschisten versuchten über Lautsprecher, Radio und Fernsehen die Demonstranten zum Verlassen des Platzes zu bewegen. Bewirkt wurde damit lediglich das Gegenteil. Mit jeder ausgestoßenen Drohung strömten noch mehr Menschen in das Kölner Stadtzentrum und stellten sich demonstrativ gegen die Putschisten.

Vor dem Haupteingang des Doms wurde eine Rednerbühne errichtet. Die vielen Lautsprecher der Verstärkeranlage wurden in schwindelnder Höhe, inmitten der dunklen Sandsteinfassade, rund um das Hauptschiff des Doms angebracht. Sogar auf der anderen Rheinseite waren die kämpferischen Worte der Redner noch zu hören.

Die vorübergehend in den Untergrund abgetauchten Ratsmitglieder der Stadt traten unerschrocken auf das Podium und appellierten an die Putschisten keine weitere Gewalt auszuüben und sich zu ergeben. Obwohl die Bühne problemlos aus dem besetzten Sendegebäude heraus hätte beschossen werden können, trat ein Redner nach dem anderen an das Mikrofon. Den Putschisten war klar, dass im Falle eines Schusswaffengebrauchs die Wut des Volkes nicht mehr zu bändigen gewesen wäre.

Drei Tage lang hielten sich die Putschisten in ihrem Gebäude verschanzt. Als sie erkennen mussten, dass sie weder mit Worten, noch mit Gewalt auch nur den Hauch einer Chance hatten, willigten sie in die Aufnahme von Verhandlungen ein. Schließlich wurde ihnen Straffreiheit und ein freier Abzug garantiert. Zwei Transporthubschrauber der Stadtverwaltung

holten sie am Abend des vierten Tages von der Dachterrasse des Sendegebäudes ab und brachten sie an einen sicheren Ort ihrer Wahl.

In den anderen Städten der ehemaligen BRD spielten sich ähnliche Szenen ab. In Frankfurt wurde das Funkhaus am Dornbusch erst nach einwöchiger Belagerung von den Putschisten geräumt. In München wurde das Hochhaus des Bayerischen Rundfunks am Hauptbahnhof gewaltsam von den Einwohnern zurückerobert. Die schlimmsten Szenen spielten sich jedoch in Berlin, rund um den Reichstag, ab. Im ehemaligen Regierungsviertel gingen die früheren Sendezentralen von ARD und ZDF in Flammen auf. Keiner der dortigen Putschisten konnte der Flammenhölle entkommen. In den Straßen der Berliner Innenstadt tobte tagelang ein entfesselter Lynchmob. Niemand, der früher einmal ein politisches Amt bekleidet hatte, konnte in dieser Stadt seines Lebens noch sicher sein. Zwei ehemalige Minister der letzten Bundesregierung wurden erschlagen zwischen den Säulen des Brandenburger Tors aufgefunden.

Mit dem Scheitern des Putschversuchs hatte die alte Bundesrepublik Deutschland de facto aufgehört zu existieren. Fast alle ehemaligen deutschen Staatsbürger fanden sich sowohl wirtschaftlich als auch politisch in einer der folgenden sechs Domänen wieder: Rhein, Donau, Elbe, Ems, Weser und Oder. Das Domänensystem war von der deutschen Bevölkerung nicht explizit gewünscht worden. Es erschien der Mehrheit zu diesem Zeitpunkt aber als alternativlos. Eine Rückkehr zur gescheiterten Staatsform war für niemanden mehr eine ernsthafte Alternative.

Die Domänenzuordnung der Menschen erschien einfach, plausibel und nachvollziehbar. Lediglich in einigen Küstenregionen an der Nord- und Ostsee, gab es Landstriche, die aufgrund ihrer geographischen Lage außerhalb der sechs großen Flusssysteme lagen. Die meisten der betroffenen Städte wurden jedoch schon bald als Sonderwirtschaftszonen in die nächstgelegene Domäne integriert.

Offizielle Domänenhauptstädte gab es zu dieser Zeit noch nicht. Jede Stadt und jedes Dorf innerhalb einer Domäne war politisch autonom und konnte nach Belieben multilaterale Beziehungen zu anderen Einheiten aufbauen. Es gab Domänen, in denen sich schnell eine Hauptmetropole herauskristallisierte. In der Rhein-Domäne war dies beispielsweise die Stadt Köln. Anderenorts konkurrierten die Städte noch lange Zeit untereinander um die Vormachtstellung. In der Donau-Domäne wollte sich die frühere bayerische Landeshauptstadt München nicht mit den Führungsansprüchen der diversen Donaumetropolen abfinden. In der Elb-Domäne war Hamburg als wichtige Hafenstadt von Anfang an mit dem Anspruch auf den Hauptstadtstatus angetreten. Da aber auch Berlin im Flusssystem der Elbe liegt, war hier der Streit vorprogrammiert, in dessen Verlauf sich dann auch noch andere Großstädte wie Prag und Dresden zu Wort meldeten.

Mit Abstand am problematischsten war aber die Situation der ehemaligen deutschen Bundesbürger in der Oder-Domäne. Die Oder-Neiße-Linie, die früher die beiden Nationalstaaten Deutschland und Polen getrennt hatte, war ins Zentrum der Domäne gerückt. Für viele Städte am Oberlauf der Oder und an der Lausitzer Neiße war dies zweifellos ein Segen, da die nach dem zweiten Weltkrieg künstlich geschaffene Grenze endlich wieder von der Landkarte verschwand. Die deutschsprachigen Einwohner waren in der Oder-Domäne aber nur eine kleine Minderheit im Vergleich zur polnisch sprechenden Mehrheit. Den Wettstreit um den Hauptstadtstatus lieferten sich die Städte Szczecin[17] und Wrocław[18]. Viele der ehemaligen Deutschen fühlten sich abgehängt und litten unter dem teilweise fremdenfeindlichen Verhalten ihrer polnischen Nachbarn. Einmal mehr in der Geschichte wurde hier das Verhältnis von Deutschen und Polen auf eine harte Probe gestellt.

17 Szczecin: Stettin
18 Wrocław: Breslau

Via Cassia

Die Sonne ist noch nicht aufgegangen, als David und Gianna bereits in Richtung Norden unterwegs sind und auf der Milvischen Brücke den Tiber überqueren. Beim ersten Morgengrauen hatten sie sich von ihren Gastgebern verabschiedet. Ariana hatte es sich nicht nehmen lassen, den beiden noch eine ordentliche Brotzeit einzupacken. Eier, Käse, Speck, eine Salami und einen ganzen Laib selbst gebackenes Brot. Verhungern würden die beiden so schnell jedenfalls nicht.

> *»Schau mal Gianna!«, sagt David, als er die vielen Vorhängeschlösser an der Brücke sieht. »Jetzt hat sich dieses Unwesen schon bis zu euch nach Rom ausgebreitet!«*
>
> *»Du machst wohl Witze!«, meint Gianna kopfschüttelnd über so viel Unwissenheit. »Von dieser Brücke aus hat dieser romantische Brauch die ganze Welt erobert! Als meine Eltern frisch verliebt waren, haben sie auch ein Schloss hier angebracht und den Schlüssel in den Tiber geworfen. Das Schloss ist bestimmt schon längst wieder entfernt worden. Der Schlüssel liegt aber bestimmt immer noch irgendwo da drunten in der stinkenden Brühe.«*
>
> *»Du meinst Deine Eltern haben dieses kitschige Getue mitbegründet?«*
>
> *»Nein. Als meine Eltern ihr Schloss hier angekettet haben, war das mit den Brückenschlössern schon weit verbreitet. Wann dieser Brauch aufgekommen ist, weiß ich nicht. Das muss schon viel früher gewesen sein. Hier auf dieser alten römischen Brücke wird jedenfalls sein Ursprung vermutet.«*

Gianna verschweigt, dass die Römer schon lange mit den Florentinern darüber im Clinch liegen, wer denn nun wirklich der Erfinder dieser Liebesschlösser war. Die Wiener und alle anderen Nordeuropäer haben die Idee jedenfalls geklaut; soviel steht fest.

Nach wenigen Kilometern erreichen David und Gianna die Via Cassia und folgen dieser altehrwürdigen Römerstraße stadtauswärts. Viel los ist um diese Zeit noch nicht. Ab und zu kommt ihnen ein Bauer mit seinem

Fuhrwerk entgegen. Wahrscheinlich will er seine Waren auf einem der vielen Märkte in der Stadt verkaufen. Ansonsten herrscht hier noch paradiesische Ruhe. Nur das Zwitschern der Vögel in den Bäumen und das Krähen der Hähne ist zu hören. Zu Fuß zu pilgern – das hat schon was.

Mit jedem Schritt den sie machen, lassen sie Rom und die bösen Erinnerungen hinter sich. Jeder Schritt bringt sie voran, in Richtung eines neuen Lebens. Wie dieses Leben aussehen wird? Wer kann das wissen? Muss man immer wissen, was der nächste Tag bringen wird? Bisher wussten sie immer ziemlich genau, wie der nächste Tag verplant war. Hat es ihnen etwas genützt? Waren sie freier als sie es jetzt sind? Waren sie nicht gefangen in ihrem Alltag und in ihrem Leben? Jetzt sind sie frei. Frei wie ein Vogel. Sie haben kein konkretes Ziel, nur eine ungefähre Richtung. Nach Norden. Alles weitere wird sich finden. Sind sie vogelfrei? Sie haben keinen Schutz, kein Dach über dem Kopf. Sie haben nur eine Richtung. Immer dorthin, wo nie die Sonne steht. Dorthin führt sie der Weg. Ist der Weg wirklich das Ziel?

Nach vier Stunden erreichen sie La Storta. Schon im Mittelalter kamen die Pilger, die der Via Francigena – dem sogenannten Frankenweg – folgten, hier durch. Der Name des Ortes leitet sich von der alten Römerstraße ab, die hier eine markante Kurve aufwies. In La Storta endet auch das heutige römische Stadtgebiet. Gianna und David erschrecken, als sie plötzlich eine Straßensperre mit einem Schlagbaum vor sich sehen. Jetzt heißt es ruhig Blut bewahren und sich bloß nicht ängstlich oder verdächtig verhalten. Der diensthabende Polizist nimmt aber kaum Notiz von den beiden Pilgern, sondern wünscht ihnen nur freundlich einen »Guten Weg« und widmet sich dann wieder seiner Zeitungslektüre.

> *»Was meinst du, wie weit wir heute kommen werden?«, fragt David, als sie den Kontrollpunkt bereits ein gutes Stück hinter sich gelassen haben.*

> *»Ich weiß nicht.«, antwortet Gianna unsicher. »In Enricos Wanderkarte ist der kleine Ort Campagnano erwähnt. Dort gibt es offenbar eine Menge Pilgerherbergen.«*

»Meinst du es ist eine gute Idee, in einer dieser Pilgerherbergen zu übernachten? Vielleicht suchen sie dort nach uns?«

»Hmmm, wahrscheinlich hast du recht. Solange wir noch in der Umgebung von Rom sind, sollten wir vielleicht bessere die Hauptwege und die Herbergen meiden.«

»Kennst du dich denn hier in der Gegend aus?«

»Letztes Jahr war ich mit Freunden übers Wochenende mal am Lago di Bracciano. Das war sehr schön da. Wir haben gezeltet und viel gebadet. Eigentlich haben wir ja alles dabei, um dort die Nacht zu verbringen. Sehr weit kann das von hier nicht mehr sein. Wir müssen irgendwann links abbiegen.«

»Gute Idee! Ein erfrischendes Bad im See wäre jetzt ganz nach meinem Geschmack. Langsam qualmen mir schon die Fußsohlen!«

»Jetzt schon?«, fragt Gianna entsetzt? »Wir haben das römische Stadtgebiet kaum verlassen und dir tun schon die Füße weh?«

»Nein nein, ist nicht so schlimm! Ich freue mich nur aufs Baden. Das ist alles!«

Sie laufen eine Weile wortlos nebeneinander her – jeder in seine eigenen Gedanken versunken. Gianna bricht dieses Mal als Erste das Schweigen und fragt:

»Sag mal! Stimmt es, dass deine Vorfahren hier auch schon auf der Flucht waren?«

»Wie meinst du das? Mein Vater und meine Großeltern kommen ursprünglich aus Syrien und sind über Italien nach Deutschland geflohen. Wo sie genau durchgekommen sind, kann ich dir nicht sagen. Die waren wie Tiere in einem Transporter eingepfercht und haben von der Fahrtroute nichts mitgekriegt. Wahrscheinlich sind sie auf der Autobahn auf dem kürzesten Weg unterwegs gewesen.«

»Dann sind sie wahrscheinlich auf der Autostrada an der Adriaküste entlang gefahren. Das war bestimmt der schnellste Weg. Theoretisch hätten sie damals aber auch hier durchkommen können. Früher gab es noch eine alternative Route von Rom über Florenz nach Bologna. Die ist aber schon lange nicht mehr befahrbar.«

In der Tat sind die meisten Brücken- und Tunnelbauwerke auf dieser Strecke inzwischen unpassierbar geworden. Es ist einfach niemand mehr in der Lage, die komplizierte Straßenführung der alten »Autostrada del Sole« durch die Apenninen instand zu halten. Jetzt sind die gigantischen Talbrücken entweder bereits eingestürzt oder akut vom Einsturz bedroht und in die endlos langen, dunklen Tunnels trauen sich die wenigsten Menschen noch hinein.

»Warum hast du eigentlich einen anderen Familiennamen als dein Cousin?«, will Gianna wissen. »Eure Väter waren doch Brüder.«

»Das wollte mein Vater damals so. Als meine Familie aus Syrien fortging, war mein Vater noch ein Kind. Die Flucht muss ihn ziemlich traumatisiert haben. Als er endlich in Deutschland ankam, musste er sich als Jugendlicher einen Platz in der deutschen Gesellschaft erkämpfen. Das ist ihm sehr schwer gefallen. Von Flüchtlingen wie ihm wurde erwartet, dass sie sich möglichst reibungslos in die deutsche Gesellschaft integrieren. Kurz nachdem ich auf die Welt gekommen war, hat er die Namensänderung für unsere Familie beantragt. Wahrscheinlich wollte er durch diesen Schritt seine Integrationsbereitschaft beweisen. Er hat mir auch einmal erzählt, wie er auf den Namen Jonas gekommen ist. Im Koran gibt es eine Geschichte vom Propheten Yūnus, der auf dem Meer von einem Wal gefressen wurde und später irgendwo in der Fremde wieder an Land ausgespieen wurde. Als mein Vater hörte, dass derselbe Prophet in Deutschland unter dem Namen Jonas bekannt war und dieser Name auf der Namensliste für einbürgerungswillige Flüchtlinge stand, war seine Wahl getroffen. Von da an hießen wir Jonas.«

»Das ist ja interessant«, meint Gianna. »Mein Vater hat auch seinen Namen abgelegt. Er kommt aus Deutschland und hieß früher Müller. Als er meine Mutter geheiratet hat, nahm er deren Namen an und hieß fortan Marconi. Eigentlich war es in dieser Zeit eher unüblich, dass Männer den Namen ihrer Frau angenommen haben. Aber wenn ich mir vorstelle, ich wäre als Gianna Müller in Rom aufgewachsen – unmöglich!«

Während sich David und Gianna langsam aber stetig dem Lago di Bracciano nähern, tauschen sie nach und nach die Lebensgeschichten ihrer Familien aus. Und was es da alles zu erzählen gibt! Sie sind in geordneten Familienverhältnissen aufgewachsen – wenn auch in zwei unterschiedlichen Welten. Ihre Eltern hatten aufregende Zeiten erlebt und mit Erzählungen darüber nie gespart. Es ist schon ein seltsames Gefühl, wenn man sich plötzlich selber wieder an diese alten Geschichten erinnert und sie weiter erzählt, als hätte man das alles selber erlebt. Man wechselt die Perspektive. Man beginnt anders zu reden und anders zu fühlen. Man fühlt sich irgendwie – alt.

Als Mittags die Sonne unbarmherzig vom Himmel brennt, verlassen sie den Weg und machen im Schatten einer großen Pinie Rast. Warum sich unnötig quälen? Sie haben alle Zeit der Welt. Niemand wartet auf sie. In ihrem Leben gibt es keinen Terminplan und keinen Kalender mehr. Sie essen und trinken und schlafen ein wenig. Erst als die Mittagshitze vorbei ist und ein leichter Wind von Westen aufkommt, setzen sie ihren Marsch durch die sanfte hügelige Landschaft im Vorfeld der Sabatiner Berge fort.

Am Nachmittag erreichen sie die ersten Häuser von Anguillara. Die Einwohnerzahl des Ortes war nach der Wirtschaftskrise stark angewachsen, als viele Einwohner Roms – vom Hunger getrieben – ihr Glück in den ländlichen Provinzen gesucht hatten. Viele landwirtschaftlich geprägte Orte in der ehemaligen Region Latium, die jahrzehntelang unter der massiven Landflucht gelitten hatten, wurden plötzlich zu Zufluchtsorten für hungrige Städter.

Schier endlos scheint sich der Ort hinzuziehen, bis sie plötzlich und unvermutet den See vor sich liegen sehen. Kreisrund und tiefblau liegt er da. Am Horizont umrahmt von bewaldeten Bergen.

»An dieser Stelle war früher einmal ein Vulkan«, erklärt Gianna. »Die Magmakammer ist irgendwann eingestürzt und bildet heute den See. Ist das nicht ein herrlicher Anblick!«

In der Tat. Auch David ist völlig überwältigt, als er nach der Strapaze des langen Marsches jetzt mit diesem grandiosen Ausblick belohnt wird.

»Ja, hier könnte ich alt werden und mich zur Ruhe setzen!«

»Träum ruhig weiter!«, antwortet Gianna. »Ich schlage vor, dass wir uns am Westufer ein schönes Plätzchen für die Nacht suchen.«

Sie lassen Anguillara hinter sich und laufen die schmale Uferstraße entlang. Rechts der Straße reiht sich ein Gehöft an das andere. Je weiter sie kommen, um so dünner wird die Besiedelung. Schließlich finden sie ein wunderschönes Plätzchen direkt am Ufer des Sees. Die Straße ist weit genug entfernt, um von dort aus nicht gesehen zu werden. Eine alte verfallene Hütte bietet ihnen Schutz für die Nacht. Sie ist windschief, ohne Fenster und Türen. Aber sie hat ein Dach, das sie vor Regen schützen könnte. »Regen – gibt es so etwas hier überhaupt?«, fragt sich David. Seit seiner Ankunft in Rom hat es nicht ein einziges Mal geregnet. Kennen die so etwas hier überhaupt?

Vor der Hütte befindet sich eine kleine, mit Steinen umrahmte, Feuerstelle. Daneben liegt ein Baumstamm, der als notdürftige Sitzgelegenheit dient. Sie sind offenbar nicht die ersten, die diesen idyllischen Platz für sich entdeckt haben.

»Meinst du Ariana hat uns Badesachen in unsere Pilgerrücksäcke gepackt?«, fragt David.

»Wohl kaum! Ich glaube nicht, dass sie davon ausgegangen ist, dass wir einen Badeurlaub machen! Wir haben Handtücher. Was brauchst du denn noch? Ich gehe jetzt ins Wasser. Und unterstehe

dich, dass du hinschaust! Spanner kann ich nämlich auf den Tod nicht ausstehen!«

Gianna sucht ihr Handtuch in den Tiefen ihres Rucksacks. Als sie es endlich gefunden hat, legt sie es über die Baumstammsitzbank und schlüpft in Windeseile aus ihren Sachen. Dann rennt sie, so schnell sie kann, über den kurzen schwarzen Kiesstrand und stürzt sich in die Fluten. David lässt sich nicht lange bitten und tut es ihr gleich. Als er mit seinen nackten Füßen über die kleinen, von der Sonne aufgeheizten schwarzen Lavasteine geht, wird ihm klar, dass Gianna nicht nur von reiner Schamhaftigkeit getrieben worden war. Es ist, als würde er über glühende Kohlen laufen. Er beschleunigt seine Schritte, bis er mit den Füßen endlich das kühlende Wasser erreicht.

»Nun komm schon rein!«, ruft ihm Gianna lachend zu, als er zögernd einen Schritt vor den anderen setzt.

David tut, wie ihm geheißen. Gianna hat zwar gesagt, dass sie keine Spanner mag, auf ihr eigenes Verhalten scheint dies aber keinerlei Auswirkungen zu haben. David ist sichtlich erleichtert, als das kühle Nass endlich seinen Bauchnabel erreicht hat. Noch einmal kurz die Arme eintauchen. Dann springt auch er kopfüber in den See und schwimmt mit kräftigen Armbewegungen ins tiefe Wasser.

»Wo hast du Schwimmen gelernt?«, will Gianna wissen.

»Was soll die blöde Frage. In meiner Kindheit. In der Schule und von meinen Eltern. Jeder Mensch kann schwimmen. Oder nicht?«

»In Rom können die wenigsten Menschen schwimmen. Mein Vati hat es mir beigebracht, als ich noch ein kleines Mädchen war. Wir sind früher häufig nach Ostia ans Meer gefahren. Da hat er mir beigebracht, wie man schwimmt. Von meinen Schulfreunden in Trastevere hat keiner Schwimmen gelernt. Das Meer ist ja doch ziemlich weit weg und Schwimmbäder gibt es in Rom leider keine mehr.«

»Könnt ihr nicht im Tiber schwimmen lernen? In Wien haben wir an der Alten und Neuen Donau jede Menge schöner Bademöglichkeiten.«

»Im Tiber? Bist du wahnsinnig? Ein Bad in dieser Kloake hat noch kein Mensch überlebt!«

»Warum wollte dein Vater, dass du schwimmen lernst?«, will David wissen.

»Für ihn ist es das Natürlichste auf der Welt, dass jeder Mensch schwimmen kann. Er hat es in Deutschland auch schon als kleines Kind gelernt und wollte das wohl an mich weitergeben. Ich kann auch tauchen!«

Um ihrer Aussage Glaubwürdigkeit zu verleihen, holt Gianna tief Luft und verschwindet für eine halbe Minute unter Wasser. David beginnt sich schon Sorgen zu machen, da taucht sie prustend direkt neben ihm wieder auf. In ihrer Hand hält sie einen großen Stein.

»Hier! Den hab ich vom Grund hochgeholt. Ich schätze mal das Wasser ist hier vier Meter tief!«

Lachend wirft sie den Stein in Davids Richtung, so dass eine kleine Wasserfontäne in sein Gesicht spritzt.

»Das kann ich auch!«, ruft der und verschwindet ebenfalls in der Tiefe des Sees.

Das geht eine ganze Weile so weiter. Wie zwei ausgelassene junge Seehunde tauchen und schwimmen die beiden um die Wette. Gianna macht sich lustig über Davids sonnenverbrannten Glatzkopf, der wie eine rote Boje aus dem Wasser ragt. David hat bei jedem Tauchgang von Gianna seinen Spaß, wenn er beim Abtauchen kurzzeitig ihre weißen Pobacken wie zwei Eisberge aus dem Wasser auftauchen sieht.

Nach einer guten halben Stunde im See wird ihnen langsam kalt. Als sie wieder trocken und anzogen sind, meldet sich ihr Magen. Mit großem

Hunger machen sie sich über den Proviant her, den ihnen die gute Ariana so liebevoll eingepackt hat.

> *»Meinst du wir können unsere Wasserflaschen hier im See auffüllen?«, fragt David, als er den letzten Schluck aus seiner Flasche nimmt.*

> *»Na klar. Die Stadt Rom und der Vatikan bekommen schon seit ewigen Zeiten ihr Trinkwasser per Fernleitung aus diesem See. Das heißt: Zuerst nimmt sich der Vatikan, was er für seine Gärten und Brunnen so benötigt. Und was übrig bleibt, bekommen die Einwohner der Stadt. Meistens ist genügend Wasser für alle da. Es gab aber auch schon heiße Sommer, in denen der See durch die Wasserentnahme so sehr ausgetrocknet war, dass in Rom das Trinkwasser rationiert werden musste. Dass der Vatikan aber Wasser gespart hat, habe ich in all den Jahren noch nie erlebt.«*

Hier hat Gianna allerdings im Geschichtsunterricht nicht richtig aufgepasst. Vor vielen Jahren gab es tatsächlich einmal einen Papst, der während einer Dürreperiode die Vatikanischen Gärten trockenfallen ließ und das Recht der Menschen auf sauberes Trinkwasser in den Vordergrund stellte. Diese Zeiten sind aber lange vorbei und der damalige Papst, wie immer er auch hieß, ist seit langem tot und vergessen. Viel genützt hatte dieser symbolische Akt den Römern damals aber ohnehin nicht. Wie viele andere Städte auf der Welt hatten sie ihre Wasserversorgung in die Hände einer privaten Gesellschaft gegeben. Mit der Folge, dass durch Misswirtschaft und schlechte Organisation das Wasser in der Stadt dennoch streng rationiert werden musste. Solange bis die Gebete des Papstes erhört wurden und endlich der ersehnte Regen fiel.

Währungsreform

Jan Eckert hat inzwischen seinen Bachelorabschluss in BWL[19] gemacht. Sein nächstes Studienziel ist der Masterabschluss in VWL[20]. Seinen Sozialdienstjob bei der Stadt hat er an den Nagel gehängt. Stattdessen arbeitet er jetzt als Werkstudent in einem Kölner Betrieb. Erfassung,

19 BWL: Betriebswirtschaftlehre
20 VWL: Volkswirtschaftslehre

Buchung und Archivierung von Rechnungen, Mahnwesen, Kontenabstimmung und Erstellung von Zahlläufen. Das sind im Wesentlichen so die Aufgaben, bei denen er die Buchhaltungsabteilung der Firma, sechzehn Stunden in der Woche, unterstützt. Nicht dass ihm die Arbeit mit den alten Leuten keinen Spaß mehr gemacht hätte. Er aber war der Meinung, dass sein Brot-und-Butter-Job doch etwas mehr mit seinem Studienziel zu tun haben sollte.

Eines Abends klingelt sein Telefon und seine Mutter ist dran. Sie scheint ziemlich verstört zu sein.

> *»Jan, hast du schon die Nachrichten gehört? Jetzt wollen sie uns unser Haus wegnehmen! Das dürfen die doch nicht! Wo sollen Anna und ich denn in Zukunft wohnen?«*
>
> *»Hallo Mama, jetzt beruhige dich doch mal wieder. Wer will euch das Haus wegnehmen?«*
>
> *»Na diese Domänenregierung! In den Nachrichten haben sie gesagt, dass im Rahmen der kommenden Währungsreform auch so ein Vermögensausgleichsgesetz verabschiedet wird. Alle Immobilien werden mit einer Zwangshypothek belegt. Das ist doch eine Enteignung! Von was soll ich denn die Hypothekenzinsen bezahlen? Wenn ich die Hypothek nicht bedienen kann, muss ich das Haus verkaufen! Oder die schmeißen uns einfach auf die Straße und nehmen mir das Haus weg! Oh Jan, was soll ich denn jetzt tun?«*

In den vergangenen Jahren haben sich fast alle Kommunen der Rhein-Domäne zu einem gemeinsamen großen Wirtschaftsverbund zusammengeschlossen. Der Handel zwischen den Städten floriert. Das größte Handelshemmnis stellen aber die vielen Lokalwährungen dar. Jede Region hat ihr eigenes Geld und bei jedem überregionalen Geschäft sind aufwändige Umrechnungen und Geldwechselgeschäfte erforderlich. Alle Bewohner der Rhein-Domäne waren deshalb froh, als es endlich erste Anzeichen zur Einführung einer einheitlichen Domänenwährung gab.

Anfang des nächsten Monats ist es nun soweit: Die Rheinmark wird alle bisherigen Zahlungsmittel ersetzen.

»Mensch Mama, reg dich doch nicht so auf! So schlimm wird das schon nicht kommen. Dass die das Vermögensausgleichsgesetz gleichzeitig mit der Währungsreform durchziehen, kommt zwar unerwartet, im Grunde ist dies aber eine sinnvolle und gerechte Sache.«

»Was ist denn daran gerecht?«, fragt Jans Mutter empört. »Dein Vater und ich haben unser Leben lang für dieses Haus gearbeitet. Und jetzt nimmt man es uns, mir nichts dir nichts, wieder weg!«

»Mama, die nehmen dir das Haus nicht weg! Mach dich doch nicht verrückt! Da es sich um eine selbstbewohnte Immobilie handelt, wird die Hypothek sehr gering ausfallen. Und der Zeitraum, in dem ihr die Hypothek abzahlen könnt, beträgt voraussichtlich 30 Jahre. Ich kann euch ja bei Gelegenheit mal ausrechnen, was das für eine monatliche Zusatzbelastung ausmacht. Es wird aber schon nicht die Welt sein!«

»Aber warum machen die das? Das ist doch ungerecht!«

»Nein, es geht bei diesem Gesetz ja gerade um die Gerechtigkeit. In der Krise haben fast alle Menschen ihr gesamtes Vermögen verloren. Sämtliche Sparguthaben, Lebensversicherungen, Bausparverträge und Aktiendepots wurden wertlos. Nur ein paar Schlaumeier, die ihr Geld rechtzeitig in Sachwerte gesteckt haben, sind mit einem blauen Auge davon gekommen. Dieses Gesetz soll nun dafür sorgen, dass die von ihrem Besitz etwas abgeben, damit die anderen nicht verhungern müssen.«

»Aber warum ausgerechnet die Häuslebauer? Es gibt doch auch andere Sachwerte. Warum geht an die keiner ran?«, will Elvira Eckert wissen.

»Na das stimmt so doch nicht! Es gibt schon seit einiger Zeit ein striktes Edelmetallhandelsverbot. Wer Gold und Silber gehortet hat, der wird nun gesetzlich verpflichtet es zu einem sehr schlechten Preis an die Domäne zu verkaufen. Wer in Kunst, Oldtimer oder andere Liebhaberobjekte investiert hat, ist sowieso

gekniffen, weil keiner das Zeug braucht und es keinen Markt mehr dafür gibt. Das einzig Werthaltige sind momentan nun mal die Häuser und Wohnungen. Und man weiß über die Grundbucheinträge genau, wem was gehört.«

»Die Leute sind doch selber schuld, wenn sie damals ihr ganzes Geld auf die Sparkasse getragen haben, statt in eine eigene Immobilie zu investieren!«

»Das Geld soll ja auch nur denen zu Gute kommen, die jetzt nicht mehr in der Lage sind über die Runden zu kommen. Die alt oder krank sind oder aus sonstigen Gründen nicht mehr für ihren Lebensunterhalt sorgen können. Man kann diese Leute doch nicht verhungern lassen! Wir haben nur die Wahl diese Menschen entweder aus Steuermitteln zu unterstützen oder über diesen Vermögensausgleich. Wenn man‘s über die Steuer macht, ist das aber ungerechter, als wenn man die Immobilienbesitzer über diese Sondersteuer in die Verantwortung nimmt.«

»Das behauptest du! Ich finde das überhaupt nicht gerecht!«, ereifert sich Jans Mutter. »Und deine Schwester sieht das auch so wie ich!«

»Findet euch damit ab! Ihr könnt es eh nicht ändern. Ihr braucht jedenfalls keine Angst zu haben, dass ihr das Haus nicht mehr halten könnt. Ihr habt doch beide ein regelmäßiges Einkommen. So ein Gesetz gab es übrigens auch früher schon einmal. Nach dem Zweiten Weltkrieg. Auch damals wurden die Immobilien mit einer Zwangshypothek belegt, um den Ausgebombten und den heimatlosen Flüchtlingen das Überleben zu ermöglichen. Den Leuten damals ging‘s doch viel schlechter als uns heute. Wir haben nur unser Geld verloren. Die haben damals Haus, Hof, Heimat und ihre Angehörigen verloren. Da geht‘s uns doch vergleichsweise gut!«

»Wenn du meinst. Ich sehe das etwas anders. Wann kommst du denn mal wieder bei uns vorbei?«

»Ich hab momentan ziemlich viel für die Uni und die Arbeit zu tun. Aber vielleicht klappt‘s übernächstes Wochenende mal wieder.«

»Wir würden uns jedenfalls freuen! Mach‘s einstweilen gut und arbeite nicht zu viel! Hörst du?«

»Ja ja Mama. Grüß Anna von mir! Tschüss.«

Jan beendet das Telefonat und grübelt noch ein wenig. Eigentlich könnte seine Mutter doch froh sein, dass sie damals, nach Vaters Tod, überhaupt in dem großen Einfamilienhaus bleiben konnte. Schließlich war es noch nicht abbezahlt. Wenn es blöd gelaufen wäre, hätte die Bank das Haus versteigern lassen. Aber die Bank war bankrott und einen Rechtsnachfolger, der ihnen das Haus hätte streitig machen können, gab es nicht. Eigentlich konnte sich seine Familie nicht beklagen. Die verfallene Restschuld für das Haus war bestimmt höher als die Zwangshypothek, die jetzt wahrscheinlich fällig wird.

Andere Immobilienbesitzer haben da ganz andere Probleme. Der Vermieter ihrer WG-Wohnung zum Beispiel. Da der seine Immobilie nicht selber nutzt, hat er nun mit einer wesentlich höheren Zwangshypothek zu rechnen. Dazu kommen noch die vielen Renovierungsarbeiten, die in den letzten Jahren nicht erfolgt waren und die nun immer dringender anstehen. Eigentlich hatte der Vermieter das Mietshaus damals als Altersvorsorge erworben. Jetzt ist er wegen des Renovierungsbedarfs und der Zwangshypothek gezwungen das Haus zu verkaufen. Und das zu einem Zeitpunkt, wo kein vernünftiger Preis dafür zu erzielen ist. Für ihn bedeutet das: Haus weg und Altersvorsorge weg. Selber wohnt er mit seiner Familie zur Miete und zum Arbeiten ist er zu alt. Fast bekommt Jan Mitleid mit dem guten Mann. Dann erinnert er sich aber daran, wie arrogant und gemein er sich früher gegenüber seinen Mietern aufgeführt hat und schon weicht das Mitleid einer gehörigen Portion Schadenfreude. So ist das eben im Leben: Es gibt Gewinner und Verlierer.

Anguillara

Vor dem Einschlafen liegt David noch lange wach. Eine gute Stunde hatte er sich gerade noch mit Gianna unterhalten. Jetzt hat sie sich umgedreht und ist im Nu eingeschlafen. Aus ihrem Schlafsack ist nur noch ein leises regelmäßiges Atmen zu vernehmen. David hängt seinen Gedanken nach und bewundert den Sternenhimmel über sich. In seinem ganzen Leben hat er noch nie so viele Sterne gesehen. Sternbilder, die er bisher nur aus Büchern kannte, sind plötzlich klar und riesig über ihm zu erkennen. Orion und Großer Wagen springen ihm förmlich ins Auge. Was für ein Unterschied zum Wiener Nachthimmel! Natürlich sind auch dort in klaren Nächten die Sterne zu sehen. Aber niemals so hell und so spektakulär wie hier am Ufer dieses tiberianischen Kratersees. Liegt das an der südlicheren Lage? Oder an der absoluten Dunkelheit, die hier nachts weit und breit herrscht? David vermisst sein Smartphone, um eine Antwort auf diese Frage zu bekommen.

Der helle Punkt in der Nähe des Großen Wagens muß der Polarstern sein! Er weist den Weg nach Norden. Nach Hause. Was ihn wohl dort erwarten wird? Wahrscheinlich erst einmal jede Menge ungläubige Gesichter. »David Jonas ist tot«, werden sie sagen. Auf tragische Weise verunglückt in Erfüllung seiner beruflichen Pflichten. »Er könne nicht David Jonas sein«, werden sie sagen. Und er wird ihnen erst einmal das Gegenteil beweisen müssen – was nicht sehr schwer sein dürfte. Mit Hilfe seiner Freunde, Kollegen, Verwandten, Bekannten, seinem Zahnarzt oder diverser DNA-Abgleichsprozeduren. Am Ende werden ihm dann doch alle glauben, dass er David Jonas ist und doch noch lebt. Obwohl der Vatikanstaat seinen Tod offiziell bestätigt hat. Haben sie sich eben geirrt. Sie werden sich bestimmt in aller Form für diesen unverzeihlichen Irrtum entschuldigen und ihre Freude über seine glückliche Heimkehr ausdrücken. Und dann? Was kommt danach? Wird er in Wien sicher sein? War sein Freund und Kollege Klaus Baumann in Wien vor diesen Verbrechern sicher?

Was wird aus Gianna? Sie ist ein liebes Mädchen und hat offenbar in letzter Zeit einiges mitgemacht. Am meisten macht ihr offenbar der Tod dieses Salvatore zu schaffen. David ist immer noch nicht ganz schlau aus ihren Erzählungen geworden. Wie eng war Gianna mit diesem Salvatore verbunden? War er nur ein Kollege oder ihr Freund oder gar ihr Lebensgefährte? Sie vermeidet es jedenfalls über diese Beziehung zu sprechen und er muss das akzeptieren. Sie scheint ihn ja auch so zu akzeptieren, wie er ist. Er spürt natürlich ihre Skepsis, die sie ihm gegenüber oft unverhohlen zum Ausdruck bringt. Wie ein Meteorit aus einer fernen Galaxie ist David unvermittelt in Giannas Leben geplumpst. Von einem Tag auf dem anderen sind die beiden dazu verdammt worden ihre Haut zu retten. Einer kann nicht so recht ohne den anderen leben und doch sind sie so unterschiedlich, wie zwei Menschen unterschiedlicher kaum sein können. Wie lange werden sie zusammen unterwegs sein? Wo will Gianna überhaupt hin? David bezweifelt, dass sie das selber weiß.

Eine Sternschnuppe huscht über den Himmel. Während David darüber nachdenkt, welcher Wunsch wohl die Nummer eins auf seiner langen Liste sein sollte, schläft er ein. Er schläft tief und fest. Erst als die ersten Vögel in den Sträuchern den Morgen begrüßen, wacht er wieder auf. Selten hat er so gut geschlafen wie in dieser Nacht. Der weiche Grasboden unter seiner Isomatte war für seinen Rücken offenbar wohltuender als das weiche Bett im Hotel Villa Medici. Wie früh wird es sein? Vielleicht halb sechs? Am hellblauen Himmel über ihm sind nur ein paar vereinzelte Schleierwolken zu sehen. Vorboten für einen weiteren schönen Tag unter südlicher Sonne. Die Morgenluft am See ist allerdings noch recht frisch. David verschnürt die Kordel an der Kapuze seines Schlafsacks noch etwas fester und genießt die wohlige Wärme, die der Daunenpelz an ihn abgibt. Während sein Atem in der frischen Morgenluft kondensiert. Es ist definitiv noch zu früh um aufzustehen, denkt er sich. Und nach wenigen Minuten ist er wieder fest eingeschlafen.

Die Sonne ist bereits aufgegangen als er von Gianna geweckt wird. Sie ist schon angezogen. Ihre nassen Haare deuten darauf hin, dass sie bereits ein

Morgenbad im See genommen hat. David überlegt, ob er wirklich schon die schützende Hülle seines Schlafsacks verlassen soll. Warum nicht einfach liegenbleiben? Liegen bleiben und diesen grandiosen Anblick genießen. Auf der gegenüberliegenden Seite des Sees erstrahlen die Sabatiner Berge im sanften Morgenlicht. Eine Entenfamilie mit fünf kleinen Küken schwimmt gerade an ihrem Lagerplatz vorbei und nimmt von den zwei fremden Besuchern keine Notiz.

David fragt Gianna, was sie davon hält, noch einen weitere Nacht an diesem idyllischen Ort zu verbringen. Zu seiner Überraschung hat sie nichts dagegen. Warum sollte sie es auch eilig haben? Wenn die beiden etwas im Überfluss haben, dann ist es Zeit. Nach einer kurzen Katzenwäsche im See verschafft sich David einen groben Überblick über die verbliebenen Lebensmittelvorräte in seinem Rucksack. Gianna schlägt vor, dass sie nach Anguillara gehen, um ein paar Besorgungen zu machen. Nach einem Frühstück mit Brot, Wurst, Eiern und Käse – aber leider ohne Kaffee – packen sie ihre Sachen und machen sich auf den Weg zurück in die Stadt. Sie sind noch nicht lange auf der Uferstraße unterwegs, als sie ein alter Bauer mit seinem Pferdefuhrwerk überholt. Gianna ruft ihm irgendwas auf italienisch zu. Der Bauer murmelt irgendeine unverständliche Antwort und ehe David sich versieht, sitzen die beiden auf der Ladefläche des Wagens und schaukeln gemächlich ihrem Ziel entgegen. Gianna unterhält sich fast die ganze Fahrt über lautstark mit dem Bauern, während David es dem Pferd gleichtut und stumm die Landschaft an sich vorüberziehen lässt. Die Fahrt dauert aber nicht sehr lang und als sie das Zentrum von Anguillara erreichen, verabschieden sich die beiden von dem hilfsbereiten Mann.

Sie lassen die Altstadt erst einmal rechts liegen und steuern direkt die Uferpromenade an. Auf der Terrasse einer kleinen Bar, direkt am See, nehmen sie ihre Wanderrucksäcke vom Rücken und nehmen Platz. Sie sind die einzigen Gäste, aber es ist ja auch noch recht früh am Morgen.

> *»Due cappuccino per favore!«, ruft David, als der Barbesitzer sie entdeckt hat.*

»Du sprichst italienisch?«, fragt Gianna verwundert.

»Ich habe vor meinem Abflug ein paar Floskeln auswendig gelernt.«

»Es heißt Cappuccini! Mehrzahl. Du verstehst?«

»Meinetwegen. Der Ober hat‘s aber verstanden. Du wirst schon sehen!«

Tatsächlich bringt der Barbesitzer nach einer Weile den bestellten Milchkaffee. Er stellt die beiden Tassen auf den kleinen Cafetisch, mustert seine beiden Gäste eine Weile und versucht dann mit David ein Gespräch zu beginnen. Der zuckt aber nur hilflos mit den Schultern angesichts dieses unverständlichen Redeschwalls, der da plötzlich über ihn hereinbricht. Hilfesuchend wendet er seinen Blick zu Gianna, die eine Weile das Schauspiel zu genießen scheint und ihn dann endlich aus der peinlichen Situation erlöst. Nach ein paar erklärenden Sätzen ihrerseits lacht der Barista spontan los und verzieht sich dann wieder amüsiert in seine Bar.

»Was hast du ihm denn erzählt?«, will David wissen.

»Dass wir zu Fuß nach Rom pilgern und dass du aus den nördlichen Domänen jenseits der Alpen kommst.«

»Das war alles?«

»Und dass du außer Prego, Per favore und Grazie bisher kaum italienisch kannst.«

»Sonst nichts?«

»Und dass du beim Heiligen Vater in Rom dafür beten willst, dass mehr Weisheit über dich kommen möge!«

»Sehr witzig! Und worüber hast du dich mit dem alten Bauern so angeregt unterhalten?«

»Eigentlich dasselbe. Dass wir zu Fuß auf Pilgerschaft nach Rom sind und dass du taubstumm bist und nicht reden kannst.«

»Sehr glaubwürdig! Du weißt schon, dass ich beim Abschied laut Grazie Arrivederci zu ihm gesagt habe?«

»Ja, er hat ja auch reichlich verwirrt geschaut. Ich glaube, wir müssen noch an unserer Story arbeiten!«

»Warum sagt du immer, dass wir in Richtung Rom unterwegs sind?«

»Auf der Uferstraße gingen wir in Richtung Süden. Da kann ich wohl schlecht behaupten, dass wir Pilger sind und aus Rom kommen. Da wären wir ja in der falschen Richtung unterwegs! Und dem Barista hab ich‘s gesagt, weil es vorteilhaft für uns sein könnte. Falls wir von den Schergen des Vatikans verfolgt werden, suchen sie jemanden, der sich auf der Flucht aus Rom befindet. Solange wir den Anschein erwecken, in Richtung Rom zu pilgern, sind wir weniger verdächtig.«

»Da hast du wohl recht«, stimmt David zu. »Aber warum hast du behauptet, ich wäre taubstumm?«

»Wegen deinen Papieren. Falls wir einmal in eine Kontrolle kommen sollten und du deine Papiere zeigst, dann musst du als Gärtner aus der Po-Domäne durchgehen! Was machst du denn, wenn dich jemand etwas fragt? Du kannst ja schlecht behaupten, dass du kein Italienisch sprichst!«

»Ich könnte ja ein Schweigegelübde abgelegt haben! Während der gesamten Pilgerreise darf kein einziges Wort über meine Lippen kommen«, schlägt David vor.

»Meinetwegen auch das. Fang am besten schon einmal zu Üben an!«

Gianna und David verweilen fast eine ganze Stunde auf der Terrasse. Der Barista hat inzwischen ein paar Sonnenschirme aufgespannt und hofft auf weitere Gäste. Die Seepromenade wirkt aber immer noch wie ausgestorben. David überlegt, wie es früher hier mal ausgesehen haben mag, als die Touristen noch in Scharen dieses idyllische Fleckchen Erde heimgesucht hatten. Schließlich geht Gianna in die Bar hinein und bezahlt

die beiden Cappuccini. Danach machen sie sich auf den Weg in die Altstadt, mit ihren schmalen, verwinkelten Gassen.

Außerhalb der Stadtmauer hatte es so ausgesehen, als wäre der Ort wie ein Keil in den See hineingetrieben worden. Hat man das Stadttor aber durchschritten, ist vom See und der grandiosen Umgebung nichts mehr zu sehen. Nichts als alte und verwahrloste Häuser, wohin man schaut. Auf einem kleinen Platz findet gerade ein Markt statt. Gianna übernimmt wortlos das Kommando und zieht David von Stand zu Stand. Er fühlt sich ein wenig in seine Kindheit zurückversetzt, als seine Mutter ihn beim Einkaufen über den Wochenmarkt der bayerischen Kleinstadt geschleift hatte. Gianna redet mit den Marktfrauen und kauft die unterschiedlichsten Dinge ein. Äpfel und Weintrauben, Kartoffeln, Würste, Brot, eine seltsame Masse, die aussieht wie fertig vorbereiteter Pizzateig. Am Ende geht sie sogar noch zum Fischhändler und lässt sich zwei prachtvolle Exemplare der silbern glänzenden Fische einpacken, die dieser in einer mit Eis gefüllten Metallwanne zum Verkauf anbietet. David wundert sich zwar über Giannas Einkaufsrausch, lässt sie aber machen. Sie wird schon wissen, wie sie das ganze Zeug zubereiten will. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätten sie sich ein schönes Restaurant gesucht und es sich dort gut gehen lassen. Allerdings – wenn er sich recht erinnert, waren sie auf ihrer bisherigen Wanderschaft noch an keinem einzigen Restaurant vorbeigekommen.

Als sie ihren Stadtbummel beendet haben, machen sie sich wieder auf den Weg zu ihrem Lagerplatz am See. Diesmal haben sie aber nicht das Glück, dass sie jemand mitnimmt. Sie müssen den ganzen langen Weg auf der Uferstraße, wie gestern schon einmal, zu Fuß gehen. Im Vergleich zu der Strecke, die sie gestern aus Rom kommend zurückgelegt hatten, ist dies eigentlich nicht der Rede wert. Mittlerweile steht die Sonne aber im Zenith und brennt unbarmherzig auf die beiden Wanderer herunter. »Hoffentlich wird der Fisch nicht schlecht!« denkt David. Gianna hatte ihn vom Händler zwar in viel Eis einpacken lassen, aber wie lange das bei diesen Temperaturen wohl gefroren bleibt?

Schließlich erreichen sie völlig verschwitzt ihre verfallene Hütte am Ufer. Gianna verstaut die eingekauften Lebensmittel sorgfältig im Schatten des morschen Daches. Danach gehen sie beide zum erholsamen Teil des Tages über. Raus aus den Klamotten und rein ins kühle Nass! »Das Leben kann so schön sein« denkt sich David, als er versucht die bereits weit hinaus geschwommene Gianna wieder einzuholen.

Lokalisierung

An einem trüben Donnerstag Morgen sitzt Jan Eckert wieder einmal müde in der Straßenbahn. Zwei Jahre schon arbeitet er inzwischen als Werkstudent in der Buchhaltung der Grasmann GmbH. Die Bezahlung ist nicht schlecht und Jan benötigt momentan dringend Geld für die Bezahlung der Miete. Vor kurzem haben Patrick und Elena die WG verlassen – und zwar als frisch vermähltes Elternpaar eines süßen kleinen Mädchens. Patrick hatte sein Studium beendet und in einer Kölner Vorstadt eine Anstellung gefunden. Elena hörte nach der Geburt der kleinen Isabella vorübergehend auf zu arbeiten. Es war also nur eine Frage der Zeit, bis Jan und Kevin allein in der WG zurückbleiben würden. Nun müssen die zwei ganz schön ranklotzen, um die Wohnung halten zu können.

Anfangs hatte Jan der Job bei der Grasmann GmbH ziemlich angeödet. Er hatte eigentlich erwartet, sein akademisches Wissen aus dem Studium dort praktisch anwenden zu können. Sein Arbeitsalltag besteht aber hauptsächlich darin, Rechnungen in das ERP[21]-System der Firma einzupflegen und Mitarbeitern hinterherzulaufen, die sich nicht an die bestehenden Bestellrichtlinien gehalten haben.

Die Grasmann GmbH ist eines der Unternehmen in der Kölner Wirtschaftsregion, die nach der Wirtschaftserholung einen märchenhaften Aufstieg in die erste Liga der High-Tec Unternehmen hingelegt haben. Mit ihren Spezialpumpen haben sie eine Nische gefunden, in der sie ihr über Jahrzehnte aufgebautes Wissen in satte Gewinne umsetzen können. Zu ihren Kunden zählen mittlerweile fast alle namhaften Ölförderfirmen auf

21 ERP: Enterprise Resource Planning

der ganzen Welt. Und die Verlaufskurve des Auftragseingangs kennt nur eine Richtung: Sie weist steil nach oben.

Nach der Fahrt mit der Straßenbahn geht Jan noch eine weitere Viertelstunde zu Fuß durch das schmucklose Industriegebiet im Kölner Norden, bevor er das Verwaltungsgebäude erreicht. Die nette Dame am Empfang kennt ihn schon seit langem und begrüßt ihn wie immer freundlich. Jans Arbeitsplatz befindet sich im ersten Stock. Natürlich hat er kein eigenes Büro, sondern nur einen Schreibtisch in dem Großraumbüro, in dem alle Kollegen aus der Buchhaltung ihrer Arbeit nachgehen. Und genau genommen hat er nicht einmal einen eigenen Schreibtisch, sondern teilt sich diesen mit einer anderen Werkstudentin, mit der es sich deshalb terminlich absprechen muss.

> *»Guten Morgen Herr Müller!«, begrüßt er seinen Kollegen und direkten Vorgesetzten, als er neben seinem Schreibtischnachbarn Platz nimmt.*

> *»Ja der Herr Student ist heute wieder da! Guten Morgen auch!«*

Eigentlich duzen sich hier sämtliche Kollegen und natürlich machen da auch Jan und sein Kollege Matthias Müller keine Ausnahme. Zu Ihrem regelmäßigen Gefrotzel gehört es aber dazu, dass sie ihre gegenseitigen Anreden gelegentlich auf ein sehr förmliches Niveau anheben.

> *»Steht heute was Besonderes an?«, will Jan wissen.*

> *»Nö, nicht dass ich wüsste. Dein Stapel ist gestern wieder etwas angewachsen. Schau einfach mal, ob was wichtiges dabei ist und erledige so viel, wie du heute schaffst!«*

Jan holt sich erst einmal einen Kaffee aus dem Automaten. Dann loggt er sich ein und liest die neu eingegangenen E-Mails. Danach beginnt er die Papiere in seinen Eingangskorb nach Neuigkeiten zu durchforsten.

> *»Hat der Jens von F&E jetzt endlich den Lieferschein für den IPC vorbeigebracht? Ich laufe dem jetzt schon seit zwei Wochen hinterher, aber der reagiert einfach nicht! Mittlerweile haben wir die zweite Mahnung des Lieferanten im Haus aber solange ich*

den Lieferschein nicht habe, kann ich die Überweisung des Geldes nicht freigeben!«

»Mensch Junge«, antwortet Herr Müller, »reg dich nicht auf. Geh doch einfach zu ihm rüber und lass dir den Lieferschein geben. Die in der Forschungsabteilung haben momentan ziemlich Stress und setzen ihre Prioritäten eben anders als wir.«

»Okay, werd' ich machen«, antwortet Jan. »Ich weiß ja, wo der Kollege sitzt.«

»Eigentlich weißt du ja gar nicht wie gut du es hast!«

»Wieso?«, fragt Jan verwundert.

»Es war hier nicht immer so, dass man seine Probleme mit einem kurzen Weg über den Flur lösen konnte!«

Jan muss grinsen. Bestimmt beginnt Matthias Müller jetzt wieder mit seinen alten Geschichten. Er steht bereits kurz vor dem Ruhestand und hat die Höhen und Tiefen dieser Firma seit seiner Lehrzeit miterlebt. Es heißt sogar, er habe den alten Grasmann noch persönlich gekannt, der die Firma seinerzeit gegründet und groß gemacht hat.

»Ich kann mich noch gut an die Zeiten erinnern, als man in Indien anrufen musste, wenn man Probleme mit seinem Computer hatte. Die komplette IT hatten die damals outgesourct. Mich wollten sie auch loswerden, als die Buchhaltung erst nach Tschechien und dann nach Polen verlagert wurde. Sie haben aber hier trotzdem immer noch Leute gebraucht, um die Fehler dieser Billiglöhner wieder zu korrigieren und den Laden am Laufen zu halten.«

»Na ja«, meint Jan. »Eine Firma muss sich eben auf ihre Kernkompetenzen konzentrieren.«

»Das haben die schicken Heinis von den Unternehmensberatungen auch immer gesagt. Wahrscheinlich lernt ihr das an der Universität heute immer noch so. Aber soll ich dir was sagen? In der Praxis funktioniert das anders, als man es sich in der Theorie vorstellt. Als der alte Grasmann die Firma

verkauft hat, war das der Anfang vom Ende. Die neuen Inhaber waren immer nur am schnellen Gewinn interessiert und haben überhaupt keine langfristige Strategie mehr verfolgt. Das einzige was denen wichtig war, waren die Quartalszahlen und der Aktienkurs.«

»Warum wurde die Firma denn überhaupt verkauft, wenn vorher alles so super lief?«

»Der alte Grasmann war schon über neunzig Jahre und seine Nachkommen waren an der Fortführung der Firma nicht interessiert. Die Leitung von so einem Laden ist ja auch nicht einfach mal so auf die Schnelle zu erlernen. Da muss man schon eine entsprechende Persönlichkeit mitbringen, sonst wird das nichts. Unsere Firma erlitt jedenfalls damals dasselbe Schicksal wie viele andere mittelständische Familienunternehmen. Wir wurden von einer Firma zur nächsten weitergereicht und wurden zur Spielfigur im Monopoly der großen multinationalen Konzerne. Am schlimmsten war es, als uns die Amis übernommen hatten. Die Kollegen in den USA haben bald festgestellt, dass deren Produkte in Konkurrenz zu den unsrigen standen. Anstatt aber die Kompetenzen zu bündeln und an einem Strang zu ziehen, verfolgten die einzelnen Standorte ihre eigenen politischen Interessen und versuchten ihrer konzerninternen Konkurrenz zu schaden, wo immer sie konnten. Und dass wir gegen die Amis mit ihrer America-First-Doktrin keine echte Chance hatten, war eigentlich von vornherein klar. Also haben wir irgendwann nur noch Dienst nach Vorschrift gemacht. Der alte Grasmann hätte sich im Grabe umgedreht, wenn er gesehen hätte, was die Globalisierung aus seiner Firma gemacht hat!«

»Und heute ist alles besser als vor dem Wirtschaftscrash?«, fragt Jan ungläubig.

»Das kannst du laut sagen, Junge! Schau dich doch mal bei den Kollegen in der Produktion und in der Entwicklung um. Die identifizieren sich doch wieder mit dem Laden und haben Spaß an ihrer Arbeit.«

»Wenn man sich aber die Mitarbeiterzahlen ansieht, ist man noch weit von den früheren Rekordmarken entfernt!«

»Das mag schon sein. Aber überleg doch mal, mit was für einem Bullshit sich manche Kollegen früher beschäftigen mussten. ISO-Zertifizierungen mussten vorbereitet, durchgeführt und penibel dokumentiert werden. Genderbeauftragte kontrollierten in den Betrieben, ob die gesetzlichen Bestimmungen eingehalten wurden. Die Technischen Führungskräfte waren größtenteils nur noch damit beschäftigt Zeitarbeiter zu akquirieren, weil die geltenden Kündigungsschutzbestimmungen eine Festanstellung von Mitarbeitern einfach nicht mehr zuließen. Und die wenigen festen Mitarbeiter mussten permanent diese unerfahrenen externen Mitarbeiter einweisen und auf ihre Arbeit vorbereiten. Wie sollen da noch innovative Ideen entstehen und gute Produkte herauskommen?«

»Klingt wirklich nicht gut!«, entgegnet Jan nachdenklich.

»Heute haben wir wieder einen Chef an der Spitze des Unternehmens, der die Fäden fest in der Hand hält und der seinen Leuten klare Anweisungen gibt. Früher hat sich doch niemand mehr getraut Entscheidungen zu treffen! Man hat sich hinter Vorschriften und bürokratischen Prozessen versteckt und alles unnötig in die Länge gezogen. Heute sind die Wege wieder kurz und wenn der Chef von einer guten Idee überzeugt werden kann, wird diese auch sofort in die Tat umgesetzt.«

»Und das funktioniert mit weniger Mitarbeitern als früher?«

»Und ob! Wenn ich allein an dieses Patentunwesen denke, welches sich in den Jahren vor dem Crash wie ein Krebsgeschwür hier ausgebreitet hat! Frag mal unsere älteren Ingenieure, was für ein Zirkus da um jede simple technische Neuerung veranstaltet wurde. Wenn die eine Erfindungsmeldung geschrieben haben, wurde sie von den Juristen und Patentanwälten so lange umformuliert, bis selbst der Erfinder den Text der Patentschrift nicht mehr verstanden hat. Es ging aber letztendlich auch gar nicht um die Inhalte der Patente, sondern nur noch darum, dass die Großkonzerne ein möglichst

großes Arsenal von Schutzrechten anhäuften, mit denen sie die kleinen innovativen Mitbewerber in Grund und Boden klagen konnten. Wenn Du wüsstest wieviele Mitarbeiter damals in den Patentabteilungen der Industrie und in den nationalen und internationalen Patentämtern beschäftigt waren, würde dir schwindlig werden. Zur technischen Innovation beigetragen haben da die wenigsten. Im Grunde war das eine richtige Innovationsverhinderungsindustrie, die sich da entwickelte und die natürlich kein Interesse daran hatte, sich selbst wieder abzuschaffen. Also wurden die rechtlichen Anforderungen für die Firmen immer höher und höher geschraubt, bis am Ende ein Bürokratiemonster entstanden war, das jeden technischen Fortschritt schon im Ansatz erstickte.«

»Du meinst also, dass man heute auf jegliche Bürokratie verzichten kann?«, fragt Jan mit zweifelndem Blick.

»Nein, natürlich nicht. Du brauchst dir ja nur mal die Arbeitsordnung anzusehen, an die du dich hier zu halten hast. Ich brauche dich wohl nicht daran zu erinnern, dass du mit deinem Arbeitsvertrag unterschrieben hast, die darin enthaltenen Vorschriften nach bestem Wissen und Gewissen zu befolgen. Ohne einen gewissen Grad an Bürokratie geht es nicht, wenn Menschen zielgerichtet zusammenarbeiten sollen. Man muss eben nur aufpassen, dass keine Wasserköpfe entstehen. Schau dir nur mal das Thema Arbeitssicherheit an. Heute ist der Produktionsleiter gleichzeitig der Sicherheitsbeauftragte unserer Firma. Wenn der an den Maschinen einen Arbeiter ohne Sicherheitsschuhe erwischt, scheißt er ihn dermaßen zusammen, dass der nie wieder vergisst seine Stahlkappenschuhe anzuziehen, bevor er den Maschinenbereich betritt. Früher gab es dagegen jedes Jahr eine Zwangsveranstaltung, an der jeder Sachbearbeiter teilnehmen musste und wo man ihm jedes Jahr aufs Neue erklärt hat, dass er nicht auf Drehstühle und auf kaputte Leitern steigen darf. Dass der Weg zur Toilette versichert ist, der Aufenthalt darauf aber nicht, und lauter ähnlicher Schwachsinn. Was da für ein Organisationsaufwand dahinter steckte, bis jeder Mitarbeiter entsprechend geschult war und dies mit seiner Unterschrift bestätigt hatte! Allein für das Thema Arbeitssicherheit hatten wir einen Mitarbeiter, der den ganzen Tag nichts anderes gemacht

hat, als die Durchführung der Schulungen und den damit zusammenhängenden Bürokratismus zu organisieren. Diesen Kollegen wirst du heute hier vergeblich suchen. Trotzdem passieren heute aber weniger Arbeitsunfälle als damals. Und warum? Weil die Leute wieder ihren gesunden Menschenverstand einsetzen, anstatt auf gesetzliche Regelungen zu vertrauen.«

Jan nickt nur noch stumm und beginnt damit die eingegangen Rechnungen in seinem Eingangskorb zu verarbeiten. In seinen Gedanken ist er aber bei seinem verstorbenen Vater. Der hatte schließlich auch einmal als Elektriker seinen Berufsweg begonnen und war letztendlich als Sicherheits- und Qualitätsbeauftragter am Schreibtisch gelandet. War das auch so ein »Bullshit-Job«, wie ihn sein Kollege Matthias Müller gerade verächtlich bezeichnet hat? Hätte er lieber sein Arbeitsleben lang Elektriker bleiben sollen, nur weil er als solcher vielleicht produktiver gearbeitet hätte? Matthias dürfte in etwa der gleiche Jahrgang wie sein Vater sein. Folglich müssten sich ihre Lebenswege und Berufserfahrungen in vieler Hinsicht gleichen. Würde sein Vater heute Matthias‘ Ansichten teilen, wenn er noch leben würde? Jan kann sich noch gut erinnern, wie stolz sein Vater immer darauf war, dass er sich vom kleinen Elektriker auf seinen verantwortungsvollen Posten emporgearbeitet hatte. Finanziell musste es sich auf jeden Fall gelohnt haben, denn sein Vater hat oft genug erwähnt, dass sie sich das Haus, das Auto und die Urlaube nicht hätten leisten können, wenn er beruflich nicht so erfolgreich wäre. Fakt ist aber auch, dass ihn sein Arbeitgeber als einen der Ersten abserviert hatte, als es mit der Wirtschaft den Bach hinunter ging und dass sein Vater das letztendlich nicht verkraftet hatte.

Jans Arbeitstag endet heute mit einigen Fehlbuchungen. Er kann sich einfach nicht mehr richtig auf die Arbeit konzentrieren. Als er am Nachmittag in der Straßenbahn nach Hause sitzt, denkt er bei sich:

»Heute habe ich vielleicht mehr gelernt, als in einer ganzen Vorlesungswoche an der Uni.«

Und als Matthias Müller am nächsten Tag die Buchungen seines Werkstudenten korrigiert, denkt er:

> *»Komisch – der Jan war vorgestern wohl feiern. Normalerweise arbeitet er doch immer recht gewissenhaft.«*

Stockbrot

Kurz bevor die Sonne hinter den Sabatiner Bergen untergeht, schickt Gianna David los, um Feuerholz zu holen. Am Ufer des Sees liegt jede Menge trockenes Treibholz vom letzten Hochwasser herum. Es dauert nicht lange, da hat David einen ansehnlichen Haufen Brennholz neben der Feuerstelle aufgetürmt. Gianna errichtet eine kleine Pyramide aus dünnen Ästen, knüllt ein wenig Zeitungspapier von ihren Einkäufen zusammen, und platziert das Papier im Inneren der Holzpyramide. Dann sucht sie in ihrem Rucksack nach Streichhölzern und zündet das Papier an. Nach wenigen Minuten brennt die Pyramide lichterloh und Gianna legt nach und nach dickere Holzteile auf die Flammen. Während sie das Feuer in Gang bringt, beobachtet sie heimlich Davids Gesichtsausdruck. Der Kerl schaut, als hätte er noch nie in seinem Leben ein Feuer gemacht. Wahrscheinlich gibt es so etwas in seiner HiTec-Domäne, vor lauter Atomstrom und Solarenergie, überhaupt nicht. Gianna überlegt ernsthaft, ob sie ihm jetzt einen Vortrag über die Gefahren des Umgangs mit offenem Feuer halten sollte, verzichtet dann aber um des lieben Friedens willen doch darauf.

Nach einer halben Stunde sind die ersten dicken Äste heruntergebrannt. Gianna holt die Kartoffeln und legt sie vorsichtig an den Rand der Glut. Dann bricht sie von einem Strauch vier gerade Äste ab, entfernt die seitliche Triebe und spitzt das eine Ende mit ihrem Taschenmesser zu einer Spitze an, so dass sie letztlich vier dicke Holzspieße in der Hand hält. Danach packt sie die beiden Fische aus. Wieder beginnt sie in ihrem Rucksack zu wühlen und befördert diesmal zwei kleine Metalldöschen daraus hervor. Salz und Kräutermischung. Nur gut, dass sie zuhause genug Zeit hatte, sich darüber Gedanken zu machen, was man unterwegs so alles

gebrauchen könnte. Fachmännisch würzt sie die beiden Fische, spießt sie auf und befestigt sie über der Glut.

Als nächstes ist der Pizzateig dran. Gianna knetet die ganze Masse kräftig durch und beginnt dann ein paar dünne Würstchen daraus zu formen. Dann nimmt sie den dritten Spieß und wickelt die dünne Teigwurst spiralförmig um das Ende des Spießes herum. Als das obere Ende vollständig mit einer dünnen Teigschicht umwickelt ist, drückt sie David den Spieß in die Hand.

> *»Hier! Halte das mal über die Glut!«*

Mit dem letzten verbleibenden Spieß wiederholt sie die Prozedur. Schweigend sitzen sie am Feuer und beobachten, wie der Teig auf den Stöcken langsam dunkel wird.

> *»Hast du das schon mal gegessen?«, fragt Gianna nach einer Weile, als sie das Schweigen nicht mehr ertragen kann.*

> *»Was soll das sein?«, fragt David. »Indianerpizza?«*

> *»Sag bloß, du hast noch nie Stockbrot probiert!«*

David schüttelt den Kopf. In seiner Jugend war er häufig mit seinen Kumpels am Fluss Grillen gewesen. Aber da stand mehr der Alkohol im Vordergrund und bestenfalls ein paar deftig gewürzte Koteletts, die der Jürgen, dessen Vater Metzger war, mitgebracht hatte.

> *»Schmeckt echt lecker!«, muß David zugeben, als er das erste Stück probiert hat. »Hätte ich nicht gedacht!«*

Im Nu haben sie die ersten zwei Stockbrote verzehrt. Baden macht hungrig.

> *»Lass uns noch zwei Stockbrote essen«, sagt Gianna. »Der Fisch braucht noch etwas Zeit.«*

Wieder halten sie ihre Teigstöcke über das Feuer und lassen sich vom Flackern der Flammen hypnotisieren.

> *»Was meinst du David?«, beginnt Gianna plötzlich sehr nachdenklich. »Was wäre aus uns geworden, wenn man damals*

diese Wirtschaftskatastrophe noch rechtzeitig hätte abwenden können?«

»Dann säßen wir wohl heute nicht hier!«

»Ja, schon klar. Aber was wäre aus uns beiden geworden? Rom wäre wahrscheinlich eine genauso wohlhabende Stadt wie Wien! Meine Eltern hätten eine großzügige Rente und könnten ihren Lebensabend in vollen Zügen genießen. Es wäre so vielen Menschen so viel Elend erspart geblieben!«

»Vielleicht ja, vielleicht auch nicht«, antwortet David skeptisch.

»Wie meinst du das?«

»Dieser Systemcrash war damals einfach überfällig. Es hätte so nicht endlos weiter gehen können!«

»Warum denn nicht? So wie das abgelaufen ist, gab es doch nur Not und Elend auf der ganzen Welt. Kein einziger Mensch ist damals ungeschoren davon gekommen.«

»Auf den ersten Blick mag das so erscheinen«, antwortet David nachdenklich. »Aber wenn ich ehrlich bin, muss ich sagen, dass ich froh bin, dass alles so gekommen ist!«

»Wieso das denn?«, fragt Gianna mit ungläubigem Gesicht.

»Die ganze Welt hat viel zu lang auf Pump gelebt. Und arme Leute, wie meine Eltern und Großeltern, mussten dafür die Zeche zahlen!«

»Du meinst der Krieg in der Heimat deiner Vorfahren, hat mit der Verschuldung der reichen Länder zu tun?«

»Vielleicht auch das, aber das ist es nicht, worauf ich hinaus will. Nein, diese Verschuldungsorgie der letzten Jahre vor dem Crash hat meine Familie ganz konkret getroffen. Nach der Flucht. Als sie sich schon längst in Deutschland in Sicherheit geglaubt hatten. Meine Eltern und Großeltern wurden damals zwar aufgenommen, man hatte ihnen Asyl gewährt, sie durften bleiben,

alles schien gut. Aber wir waren auf die Hilfe des Staates angewiesen und dadurch in einem perfiden System gefangen.«

»Wie meinst du das? Hat man euch schlecht behandelt?«

»Nein. Ganz im Gegenteil. Obwohl wir uns das Leben in Deutschland nicht leisten konnten, wurden wir vom Sozialsystem aufgefangen. Uns wurde Wohnraum zur Verfügung gestellt und weil wir die hohen Mieten nicht zahlen konnten, wurde alles vom damaligen Arbeitsamt bezuschusst. Irgendwann kam aber der Bumerang zurück. Plötzlich bekamen wir regelmäßig Post von der bayerischen Regierung, in denen man uns die bereits aufgelaufenen Unterbringungskosten vorgerechnet hat. Alles war angeblich nur ein formaler Akt. Die verschiedenen Behörden schoben sich gegenseitig die Verantwortung und das Geld zu. Alles lief in den geordneten deutschen bürokratischen Bahnen. Nur der Kostenbescheid, den meine Eltern Monat für Monat zur Information bekamen, wies immer höhere Beträge auf. Meine Großeltern waren damals schon alt und krank und konnten nicht mehr arbeiten. Mein Vater war Schuster. Alle meine Vorfahren waren Schuster. Hast du eine Ahnung, wie wenig Geld sie ihm damals als Hilfskraft gezahlt haben? Wie hätte er da eine Familie ernähren sollen? Bei meiner Geburt lastete auf meiner Familie bereits ein so hoher Schuldenberg, dass ein gut verdienender Deutscher einen ganzen Jahresverdienst für die Abzahlung benötigt hätte. Und in Deutschland hafteten damals Kinder und Eltern gegenseitig für ihre Schulden. Ich wurde sozusagen schon als Schuldner geboren und wäre bis zu meinem Lebensende dazu verdammt gewesen, diese Schuld abzutragen. Durch den Crash wurden die Karten wieder neu gemischt. Deinen Eltern hat man ihren wohlverdienten Rentenanspruch weggenommen. Mir wurde aber die Last der angeborenen Schulden von den Schultern genommen. Nur durch diesen Crash wurde mir ein freies und selbstbestimmtes Leben ermöglicht!«

»Das mag ja alles so sein«, meint Gianna trotzig. »Trotzdem finde ich es ungerecht, dass manche Regionen quasi in die Steinzeit zurückgebombt wurden, während andere reiche Domänen wieder in Saus und Braus leben, als wäre nichts gewesen!«

»Ja, das mit der Gerechtigkeit, das ist so eine Sache«, sinniert David, als er die letzten Reste von seinem Stockbrot herunterknabbert.

Inzwischen sind auch die Fische und die Kartoffeln gar und Gianna holt sie aus der Feuerstelle. Das Essen erfolgt mangels geeigneter Tischutensilien unter erschwerten Bedingungen. Der Genuss wird dadurch aber nicht wesentlich beeinträchtigt. Es schmeckt herrlich! »Fehlt nur noch ein trockener Weißwein dazu«, denkt sich David insgeheim, als er die letzten Bissen mit einem kräftigen Schluck aus seiner Wasserflasche hinunterspült.

Auch Gianna ist mit ihrer Kochkunst zufrieden. Nachdem sie den letzten Bissen verzehrt hat, geht sie ans Wasser und bringt Mund und Hände wieder in einen halbwegs sauberen Zustand. Dann setzt sie sich auf die Isomatte vor die Hütte, lehnt sich mit ihrem Rücken an die windschiefe Wand und lässt ihre Augen über den schwarzen See gleiten. Der Mond spiegelt sich darin und taucht die gesamte Landschaft in ein magisches Licht.

»Dieser David ist schon ein komischer Kauz«, denkt sie. Gar nicht so, wie sie sich die Menschen in den reichen Domänen bisher immer vorgestellt hat. Sie hatte immer ein recht konkretes Bild von so einem typischen Donaubewohner im Kopf gehabt. Reich, arrogant, rücksichtslos und immer auf den eigenen Vorteil bedacht. So ein fettes Kapitalistenschwein, das nur darauf aus ist, die Bewohner anderer Domänen zu seinem Vorteil auszubeuten. David passt gar nicht in dieses Bild. Weder äußerlich, noch von seiner Art. Im Grund ist es ja schon krass, wenn man sein Leben, mit dem seines Cousins Mohammad in Rom vergleicht. Warum haust der eine in den römischen Slums und verdient seinen kargen Lohn als Kostümsklave in einem Nepplokal, während der andere ein tolles Yuppieleben im noblen Wien führt? Weil ihre Väter einmal in unterschiedlichen Autos gesessen haben! Der eine hatte Glück, der andere Pech. Jetzt leben ihre Söhne in zwei völlig unterschiedlichen Welten. Es hätte genau so gut anders herum laufen können. Dann hätte sie vielleicht

David schon vor Jahren in Rom kennengelernt. Wer kann das schon wissen?

Auf einmal wird Gianna jäh aus ihren Gedanken gerissen. Neben ihr steht plötzlich eine fremde Person und fragt sie:

> *»Was macht ihr da?«*

Gianna zuckt zusammen, als hätte sie den Leibhaftigen gesehen. So plötzlich und unerwartet ist diese Gestalt aus dem Nichts aufgetaucht, dass ihr Herz bis zum Hals pocht. Erst langsam realisiert sie, dass da ein etwa vierzehnjähriger Junge vor ihr steht.

> *»Du hast mich jetzt aber erschreckt!«, sagt sie zu ihm, nachdem sie sich wieder etwas beruhigt hat.*

> *»Entschuldigung, ich wollte euch nicht erschrecken. Ich wohne dort oben und komme öfter abends zum Angeln hierher.«*

Dabei zeigt er in Richtung der Uferstraße. Gianna hatte zwar keine Häuser dort oben gesehen, die Gegend ist aber auch nicht sehr überschaubar. Es kann also gut sein, dass sich da oben auf der anderen Seite der Straße irgendwo ein Bauernhof oder ein Haus befindet.

> *»Magst du Stockbrot?«, fragt Gianna den Jungen freundlich.*

> *»Gerne! Ich tu nur erst die Angel ins Wasser«, antwortet der.*

Er wirft im hohem Bogen eine Handvoll gelber Körner in den See, wirft dann seine Angel aus und befestigt sie geschickt am Ufer. Dann nimmt er eine Handvoll Teig aus Giannas Schale und belegt mit wenigen Handbewegungen einen der Holzspieße. Als er ihn in über die Glut hält, wiederholt er seine anfängliche Frage:

> *»Und was macht ihr jetzt hier?«*

> *»Wir sind Pilger auf dem Weg nach Rom. Wir wollen hier nur übernachten und uns morgen wieder auf den Weg machen.«*

> *»Ich habe euch gestern schon hier gesehen!«*

»Äh, ja stimmt. Ich habe ja auch nicht gesagt, dass wir erst heute hier angekommen sind!«

»Was wollt ihr denn in Rom?«

»Na ja, wir wollen die heiligen Stätten besuchen und Gott um die Vergebung unserer Sünden bitten!«

»Meine Eltern haben auch einmal in Rom gelebt. Sie sind aber weggegangen. Sie sagen, in Rom lebt der Teufel!«

»Warum denn das?«, fragt Gianna etwas verunsichert.

»Weiß ich nicht. Sie sagen es halt.«

»Bist du denn schon einmal in Rom gewesen?«, will Gianna wissen.

»Nein, meine Eltern fahren öfter dorthin auf den Markt. Ich bleibe aber immer daheim und muss auf den Hof aufpassen. Oder ich muss in die Stadt zur Schule gehen.«

»Nach Anguillara?«

»Ja, wohin denn sonst? Ist der da dein Mann?«, fragt der Junge und zeigt auf David.

»Nein, das ist ein Bekannter, den ich auf meiner Pilgerreise getroffen habe. Er kommt von weit her und spricht nicht unsere Sprache. Wie heißt du?«

»Mario. Warum müsst ihr nicht arbeiten? Meine Eltern könnten nicht so durch die Gegend pilgern. Sie sagen, wenn wir im Sommer nicht jeden Tag auf dem Feld arbeiten, müssen wir im Winter verhungern!«

»Äh, wir leben halt sehr bescheiden. Für unsere Pilgerreise haben wir jahrelang sparen müssen«, flunkert Gianna so gut sie kann.

»Die Fische da habt ihr aber nicht hier geangelt! Die habt ihr bestimmt auf dem Markt gekauft! Die gibt es nur auf der anderen Seite des Sees bei Bracciano!«

Dabei zeigt er auf die Reste ihrer Mahlzeit, von der außer zwei Fischköpfen, zwei Schwanzflossen und einer Menge Gräten nicht mehr viel zu sehen ist.

»Da hast du recht! Die haben wir in Anguillara auf dem Markt gekauft. Du solltest Detektiv werden! Weißt du, was ein Detektiv ist?«

»Nein. Ich weiß aber, dass die Fische auf dem Markt sehr teuer sind. Meine Eltern kaufen nie Fische auf dem Markt. Sie sagen, was es umsonst vor der eigenen Haustür gibt, das kauft man nicht auf dem Markt!«

»Da haben deine Eltern völlig recht.« versucht sich Gianna zu rechtfertigen. »Aber wir können auf unserer Pilgerreise leider nur das Notwendigste mitnehmen. Und eine Angel passt nun mal schlecht in unseren Rucksack hinein. Deshalb müssen wir uns manchmal auf dem Markt versorgen.«

»Ich verstehe«, sagt der Junge, während er sein Stockbrot aufisst.

Dann springt er plötzlich auf und rennt zu seiner Angelrute ans Wasser. Mit schnellen Bewegungen holt er die Schnur ein und zieht einen prachtvollen Fisch aus dem Wasser. Geschickt löst er ihn vom Haken und befördert ihn mit einem gezielten Schlag auf den Kopf ins Jenseits. Dann macht er sich mit seiner Jagdbeute auf den Nachhauseweg.

»Seid ihr morgen noch da?«, fragt er im Vorübergehen.

»Kann sein«, antwortet Gianna. »So genau wissen wir das noch nicht. Schönen Gruß an deine Eltern!«

»Danke, werde ich ausrichten!«, ruft Junge zurück.

Dann verschwindet er in der Dunkelheit.

Außenseiter

> *»Du schwule Sau!«, brüllt der Mann Jan unvermittelt entgegen, als dieser auf seinem Nachhauseweg aus der Straßenbahn steigt. »Solche wie dich hätte man früher vergast!«*

Jan gefriert das Blut in den Adern. Er weiß zunächst überhaupt nicht wie er auf diese Attacke reagieren soll. Vom Sehen kennt er diesen Typen. Meistens sitzt er betrunken vor irgendeinem Haus in Jans Wohnviertel und pöbelt vorbeigehende Passanten an. Heute hat es ihn an die Straßenbahnhaltestelle verschlagen und er kommentiert lauthals das Ein- und Aussteigen der Fahrgäste.

Jan steht richtig unter Schock. Wie kommt dieses asoziale Subjekt dazu ihn mitten in der Öffentlichkeit, vor allen Leuten und so ohne Grund, verbal anzugreifen? Erst als Jan seine Wohnung erreicht und die Tür hinter ihm ins Schloss fällt, beruhigt sich sein rasender Puls.

> *»Was ist denn mit dir los?«, fragt Kevin, als er Jan kreidebleich hereinkommen sieht.*
>
> *»Mir ist gerade etwas Unglaubliches passiert! Du kennst doch diesen Penner, der hier in der Nachbarschaft oft besoffen rumhängt und die Leute anquatscht!«*
>
> *»Ja – den und seine Kumpels aus dem Park kennt hier im Viertel doch jeder.«*
>
> *»Als ich gerade eben aus der Straßenbahn gestiegen bin, hat der mich vor allen Leuten als schwule Sau tituliert und rumgebrüllt, dass ich vergast gehöre!«*
>
> *»Was einfach so? Ohne Grund?«*
>
> *»Ja sag ich doch! Ich bin ausgestiegen, er hat mich gesehen und schon hat er losgebrüllt!«*
>
> *»Das glaub ich einfach nicht!«, entgegnet Kevin sichtlich schockiert. »Wie haben denn die anderen Passanten reagiert?«*

»Die haben alle betreten weggeschaut. Es hat anscheinend keinen Menschen interessiert!«

Jan und Kevin verbindet lange schon mehr als nur der Mietvertrag für die Wohnung. Bald nachdem Kevin in die WG eingezogen war, hatten sie ihre Zuneigung füreinander entdeckt und leben seitdem in einer mehr oder weniger festen Beziehung. Beide hatten sich ganz bewusst Köln als Studienort ausgesucht. Die Stadt galt seit jeher als offen und tolerant und bot ein vielfältiges Angebot an schwul-lesbischen Lokalitäten jeglicher Art. Mit dem Zusammenbruch der Wirtschaft war die Stimmung aber schlagartig gekippt. Je schlechter es der Bevölkerung ging, umso stärker trat die Diskriminierung von Randgruppen und Minderheiten offen zutage. Ausländer, Nichtchristen und Schwule waren die bevorzugten Opfer.

Die Geschichte schien sich zu wiederholen: »Totgeschlagen – Totgeschwiegen«, stand einst auf dem Mahnmal, das am Rheinufer an die schwulen und lesbischen Opfer des Nationalsozialismus erinnern sollte. Die Zerstörung dieses »Rosa Schandflecks« war eine der ersten Aktionen des entfesselten Mobs, der sich das Recht des Stärkeren und die Unterdrückung aller Abartigen auf seine Fahnen geschrieben hatte. Und es gab niemanden mehr, der diesem Spuk Einhalt hätte gebieten können.

»Ich dachte wir hätten diese dunklen Zeiten langsam hinter uns«, stöhnt Kevin.

»Träum weiter! So wie früher wird das nie wieder. Erinnerst du dich noch daran, wie die Politiker damals die Ehe für Alle auf den Weg bringen wollten? So einen Vorschlag würde heute niemand mehr laut aussprechen. Ich habe das Gefühl, dass eine Gesellschaft, der es schlecht geht, immer ihre schwächsten Mitglieder drangsaliert, um ihre eigenen Defizite zu kompensieren. Und die Regierenden tun nichts dagegen, damit sie nicht die Gunst des Pöbels verlieren.«

»Ja klar. Solange man im Luxus lebt, kann man sich mit den tollsten Dingen beschäftigen: Umweltschutz, Politische Korrektheit oder Gender-Mainstreaming. Wenn du aber ums nackte Überleben kämpfen musst, treten die niederen Instinkte

des Menschen offen zutage. Da heißt es dann nur noch zusammenrotten und alles niederknüppeln, was nicht zur eigenen Gruppe gehört. Das sind doch uralte Verhaltensweisen, die da hochkommen.«

»Also ich bin schon der Meinung, dass jeder Mensch in der Lage sein sollte, die Konsequenzen seines Handelns zu überdenken. Ich bin ja auch nicht hingegangen und habe dem Penner, der mich angepöbelt hat, einfach den Schädel eingeschlagen!«

»Verdient hätte er's, wenn du mich fragst!«, antwortet Kevin kühl.

»Mag sein, aber dann wäre ich keine Spur besser als er. Der redet ja nur dumm daher und tut das auch nur, weil ihm der Alkohol den letzten Rest von seinem Gehirn zerfressen hat.«

»Mag sein. Lass uns von was anderem reden! Du kannst das sowieso nicht ungeschehen machen. Ich habe auch eine interessante Neuigkeit: Du kennst doch Franzi und Heike.«

»Ja wieso?«, fragt Jan.

»Die Franzi hat mich heute gefragt, ob die Zimmer von Patrick und Elena schon anderweitig vergeben sind.«

»Ich glaub's nicht! Du meinst die zwei haben Interesse daran in unsere WG zu ziehen? Eine schwul-lesbische-Vierer-WG? Ich glaub du spinnst!«

»Wieso denn nicht? Die beiden Mädels sind doch ganz nett. Wahrscheinlich sind sie auch die blöden Sprüche leid, die sie sich dauernd anhören müssen. Wenn die mit uns jetzt eine gemischte Vierer-WG gründen, müssen sie sich nicht mehr dauernd vor irgendwelchen Leuten rechtfertigen.«

»Kann es sein, dass das auch dein Hintergedanke ist? Dass man mit zwei Frauen in der WG nicht mehr so offensichtlich für schwul gehalten wird?«

»Na und? Was wäre daran so schlimm? So weit ich weiß, können die beiden ganz gut kochen, haben ein regelmäßiges Einkommen

> *und sind auch sonst recht umgänglich! Wir müssen über kurz oder lang sowieso zwei neue Mitbewohner suchen. Ich kann mir auf Dauer jedenfalls nicht die derzeitige Miete leisten!«*

Jan überlegt einen Augenblick und meint dann:

> *»Meinetwegen. Lade die zwei doch mal zum Abendessen ein! Dann können wir uns mit ihnen in Ruhe darüber unterhalten.«*

Sutri

David und Gianna verbringen noch einen weiteren Tag an ihrem Lagerplatz am Braccianosee. Hier fühlen sie sich sicher. Und nach der Hölle der zurückliegenden Tage fühlen sie sich wie im Paradies. Tagsüber baden sie oder dösen entspannt im Schatten der Bäume. Am Abend kommt wieder Mario mit seiner Angel vorbei. Dieses Mal bringt er aber zwei große Teller mit warmer Polenta und Grüße von seiner Mutter mit. Gut gesättigt verkriechen sich Gianna und David nachts in ihre Schlafsäcke. Fest entschlossen morgen in aller Frühe aufzustehen und sich wieder auf den Weg zu machen.

Noch bevor es richtig hell ist, sind sie tatsächlich schon unterwegs. Immer die Uferstraße entlang Richtung Norden. Kurz bevor sie Trevignano erreichen, verlassen sie den See und folgen einer alten Fahrstraße in Richtung der Stadt Sutri. Wenn sie ihrer Landkarte trauen können, müssten sie kurz vor Sutri wieder auf den offiziellen Pilgerweg stoßen. Je länger sie sich von den Hauptstraßen fernhalten, um so besser – denken sie. Der Weg führt sie, immer leicht ansteigend, auf die grünen Hügelketten hinauf, die den See auf seiner Nordseite umgeben. Das Wetter meint es heute nicht ganz so gut mit ihnen. Von der Sonne keine Spur und die dunklen Wolken, die vom Meer herangetragen werden, verheißen nichts Gutes.

Mit zügigem Schritt wandern die beiden, ohne viel zu reden, durch die üppige Vegetation. Die zwei Ruhetage haben ihnen zweifellos gut getan. Sie strotzen nur so vor Tatendrang und Energie. Je weiter sie sich von Trevignano entfernen, um so wilder und unberührter erscheint die Umgebung. Eichenwälder und spärlich bewachsene Macchiaflächen

wechseln einander ab. Die Kegelform einiger Hügel lässt den vulkanischen Ursprung dieser wilden Landschaft erahnen. Und es wird ruhig. Endlich kein Hundegebell mehr! Hunde – von Natur aus offenbar die natürlichen Feinde eines jeden Pilgers. Auf ihrem bisherigen Weg waren sie an keinem Gehöft vorbeigekommen, wo nicht einer dieser kläffenden Gesellen versucht hätte, sie zu vertreiben. Gianna ist als Römerin an den Umgang mit Straßenkötern gewöhnt. Aber die Hunde, denen sie begegnen, wissen offenbar genau, wer hierher gehört und wer nicht. Und dass Gianna und David hier nichts zu suchen haben, das wissen diese blöden Vierbeiner ganz genau.

Der Weg ist monoton. Meistens schnurgerade und immer leicht ansteigend. Irgendwann erreichen sie die Scheitelhöhe. Irgendwo da vorne, unten auf der anderen Seite im Tal, muss die Stadt Sutri liegen. Gianna bleibt stehen. Sie dreht sich langsam um und blickt zurück. Unten glitzert friedlich der Braccianosee und dahinter – irgendwo im Dunst – liegt Rom. Ihre Stadt. Ob sie jemals dorthin zurückkehren wird? Wo ihre Eltern jetzt wohl sind? Ob sie sie jemals wiedersehen wird? In Trastevere – ihrem Wohnviertel – ihrer Heimat. Was wohl aus ihren Freunden wird? Ob sie in Sicherheit sind? Gianna wischt sich verschämt ein paar Tränen aus dem Gesicht. Dann schaut sie nach vorne und folgt David, der noch gar nicht gemerkt hat, dass ihm seine Begleiterin abhanden gekommen ist.

Kaum haben sie die Passhöhe überschritten, fängt es an zu regnen. Erst leicht, dann immer stärker. Sie holen ihre Regenjacken aus den Rucksäcken und suchen unter einem großen Baum Schutz. Eine Weile hält das Blätterdach den Regen ab, aber nach und nach plumpsen immer dickere Tropfen aus der Krone auf sie herab. Es nützt nichts. Sie müssen im Regen weiterlaufen. Stundenlang gehen sie wie in Trance durch den nicht enden wollenden Nieselregen. Erst als sie kurz vor Sutri auf die Via Cassio und damit wieder auf die offizielle Pilgerroute stoßen, beginnt der Himmel aufzuklaren und der Regen hört auf. Inzwischen sind sie aber völlig durchgeweicht. Ihre Regenjacken haben zwar das Wasser von außen abgehalten, dafür sind sie von innen völlig durchgeschwitzt. In den

Schuhen steht das Wasser und regendichte Hosen haben sie ohnehin nicht dabei.

> *Plötzlich ruft Gianna aus: »Siehst du da vorne den Campanile auf dem Hügel? Das muss Sutri sein!«*

Tatsächlich – vor ihnen erhebt sich aus dem Tal die uralte Stadt der Etrusker. Schon tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung hatten sich an diesem Ort Menschen angesiedelt. Hier wurden angeblich die geheimnisvollen Riten des Mithras zelebriert. Die Anhänger dieses rätselhaften Kultes kamen zusammen, um eine Art Abendmahl zu zelebrieren, in dessen Verlauf Tieropfer dargebracht wurden. Zumindest vermutet man dies aufgrund einer am Boden sichtbaren Rinne, die zum Auffangen des Tierblutes gedient haben könnte. Vielleicht haben Archäologen aber auch nur manchmal eine etwas zu lebhafte Fantasie.

> *»Schau mal hier links!« ruft David. »Das sieht doch aus wie ein Stadttor!«*

Die beiden verlassen die Straße und folgen einem unscheinbaren Pfad, der zu einem kleinen Portal in den Felsen führt. Nachdem sie es durchschritten haben sind sie aber nicht in der Stadt, sondern befinden sich inmitten einer großen Arena.

> *»David schau mal!« ruft Gianna voller Begeisterung. »Das sieht hier aus wie im Kolosseum! Die Zuschauertribünen, die Gänge, die Treppen. Alles wie in Rom, nur im Miniaturformat und nicht aus Steinen erbaut, sondern in den Fels hineingehauen. Das sieht ja aus, wie ein verkleinertes Negativ des Originals!«*

In der Tat handelt es sich bei dem monumentalen Bau um ein altes römisches Amphitheater, das schon zu Zeiten des Kaisers Augustus aus dem weichen Tuffsteinhügel herausgehauen wurde. Gianna weiß, dass die alten Römer ihre monströsen Spielarenen in ganz Europa errichtet hatten. Von diesem Bauwerk, das quasi vor den Toren ihrer Stadt liegt, hatte sie aber noch nie gehört.

»In den überdachten Gängen ist es trocken!« sagt David. »Wollen wir hier übernachten?«

»Kommt nicht in Frage!« antwortet Gianna entschieden. »Ich will heute ein trockenes Bett und etwas Anständiges zu Essen! In Sutri gibt es bestimmt Pilgerherbergen. Und da gehen wir jetzt hin!«

Dem kann David nicht viel entgegensetzen. Auch er wäre froh, wenn er endlich aus seinen nassen Klamotten herauskäme. Es ist aber nicht nur der Wunsch nach einem kleinen bisschen Komfort, der Gianna so energisch reagieren lässt. Allein die Vorstellung, hier an diesem historischen Ort die Nacht zu verbringen, erzeugt bei ihr schon eine Gänsehaut. Wer weiß, wie blutgetränkt dieser Boden ist! Sie könnte hier bestimmt die ganze Nacht kein Auge zu tun.

Sie verlassen die Arena und kehren zur Straße zurück. Jetzt sind es nur noch wenige hundert Meter bis zu ihrem Ziel. Ein schmaler, steiler Kiesweg führt sie aus dem Tal hinauf zur Altstadt, die wie ein Adlernest über der bizarren Landschaft thront. Gianna fragt eine entgegenkommende Frau, ob es in der Stadt eine Pilgerherberge gibt. Die Frau nickt und schickt sie geradeaus weiter.

»Einfach durch die Altstadt hindurch bis zur Porta Morone. Kurz davor befindet sich das große Karmelitenkloster. Das können Sie gar nicht verfehlen! Dort übernachten häufig Pilger.«

David und Gianna bedanken sich und setzen ihren Weg fort. In der Altstadt herrscht ein reges Treiben. Einige Leute bleiben stehen und beobachten die Fremden mit argwöhnischen Augen. Die meisten Leute gehen aber einfach ihrer Wege und nehmen keine Notiz von den beiden. Als sie die große Basilika erreichen, werden die Gässchen noch schmaler, als sie bisher schon waren. Zwei Fuhrwerke kommen hier unmöglich aneinander vorbei. Verlaufen kann man sich hier auch kaum. Die Stadt liegt wie ein schmales Handtuch auf der Anhöhe und nur wenige Gassen führen nach Westen, zum Ende der Altstadt. Je näher sie ihrem Ziel kommen, um so mehr fallen ihnen die vielen Mönche und Nonnen auf, die schnellen Schrittes in der

ganzen Stadt unterwegs sind. Als sie einen weissen Torbogen am Ende der Straße erblicken, fragt Gianna eine vorbeigehende Ordensfrau, ob sie wüsste, wo es denn hier zur Pilgerherberge gehe.

> *»Im Nonnenkloster, gleich da vorne rechts, gibt es Übernachtungsräume für die Pilger«, antwortet diese freundlich. »Fragt einfach die Schwester an der Pforte!«*

Die Klöster im gesamten südlichen Italien hatten nach dem globalen wirtschaftlichen Kollaps eine beispiellose Renaissance erlebt. Während in der Zeit davor ein Kloster nach dem anderen wegen akuten Nachwuchsmangels schließen musste, drehte sich nach dem Crash die Situation plötzlich ins Gegenteil um. Viele Menschen waren so sehr verarmt, dass sie ihr Heil im Schoß der Mutter Kirche suchten. Auch viele Eltern, die nicht mehr in der Lage waren ihre Kinder zu ernähren, waren froh, wenn sie diese in der sicheren Obhut eines Klosters wussten. Die katholische Kirche reagierte sehr schnell auf die neuen Herausforderungen. In einem eilig einberufenen Dritten Vatikanischen Konzil wurden unter anderem die Laienbruder- beziehungsweise Laienschwesternschaften in den Klöstern wieder eingeführt. Dadurch gab es wieder, wie vor hundert Jahren und lange davor, eine Zweiklassengesellschaft innerhalb der Ordensgemeinschaften. Die geweihten Mönchspriester und die Chorschwestern bildeten eine elitäre und spirituelle Führungsebene. Die Laienmitglieder mussten ebenfalls die Gelübde ablegen, waren aber mit einfachen handwerklichen Tätigkeiten betraut. Nicht nur Mönche und Nonnen lebten streng voneinander getrennt. Auch die Geweihten und Nichtgeweihten leben in unterschiedlichen Gebäuden des Klosterareals. In Sutri hat sich das ehemals winzige Karmelitenkloster mittlerweile über mehrere Straßenzüge hinweg ausgebreitet. Über tausend Mönche und Nonnen beten und arbeiten heute im Dienste des Herrn und des Klosters. Die Laienbrüder größtenteils in der Landwirtschaft und auf den vielen Feldern, die dem Kloster schon seit ewigen Zeiten gehören. Die Laienschwestern arbeiten hauptsächlich in den Klostergärten und den Textilbetrieben. Der Konvent

der Kameliten und Karmeliterinnen stellt heute den mit Abstand bedeutendsten Wirtschaftsfaktor im gesamten Umland der Stadt dar.

»Grüß euch Gott!« begrüßt sie die Nonne an der Klosterpforte. »Ihr seht so aus, als wenn ihr heute hier bei uns die Nacht verbringen wollt!«

»Ja gerne!« antwortet Gianna. »Mein Bruder und ich sind völlig durchnässt. Es wäre schön, wenn wir hier ein trockenes Bett und etwas zu Essen finden würden.«

»Kann ich bitte eure Ausweise sehen?«

Gianna zuckt zusammen. Wieso wollen die jetzt ihre Papiere sehen? War es vielleicht doch keine gute Idee solch eine Pilgerherberge aufzusuchen? Sie flüstert leise und auf deutsch »Passierschein!« zu David, während sie anfängt in ihrem Rucksack nach dem Dokument zu suchen. Die Nonne stutzt zwar kurz, als sie anstelle der üblichen Ausweisdokumente zwei Ersatzpassierscheine des Vatikans vor sich liegen sieht. Dann überträgt sie aber ohne weitere Nachfragen die Namen in ihr dickes Buch und reicht ihnen die Scheine zurück.

»Ihr wart also schon in Rom! Die wenigsten Pilger laufen den Weg zurück. Die meisten, die hier durchkommen, sind in der anderen Richtung unterwegs. Ihr seht ziemlich nass aus!«

Dabei blickt sie in Davids Richtung und erwartet eigentlich eine Antwort von ihm.

»Mein Bruder ist seit Geburt gehörlos und kann nicht mit Ihnen reden«, sagt Gianna schnell und hofft, dass David jetzt bloß keinen blöden Fehler macht. »Ja, es hat heute wirklich fast den ganzen Tag geregnet und wir sind patschnass bis auf die Knochen.«

»Wollt ihr gleich den Stempel in euer Pilgerbuch?« fragt die Nonne und greift schon in das neben ihr stehende Regal.

»Äh, nein. Auf so etwas legen wir beide keinen Wert. Wir sind mehr an, äh, mehr an geistigen Werten interessiert. Nein, so einen Stempel brauchen wir nicht.«

»Wie ihr wollt! Ich wundere mich ja selbst oft über manche Pilger. Vielen geht es anscheinend nur darum, möglichst viele unterschiedliche Stempel in ihrem Büchlein zu sammeln. Einige kommen sogar nur auf der Durchreise hier vorbei und wollen einen Stempel, ohne hier zu übernachten!«

Die Nonne schüttelt verständnislos den Kopf und geht dann in einen kleinen Nebenraum. Mit zwei Stapeln Decken und Handtüchern kehrt sie zurück.

»Hier, da sind eure Sachen. Ihr müsst da vorne die Treppe hoch. Der Schlafraum für die Männer ist im ersten Stock. Der für die Frauen im Zweiten. Der Speisesaal ist gleich hier vorne links. Abendessen gibt es um zwanzig Uhr. Um neunzehn Uhr ist Heilige Messe. Die Teilnahme ist natürlich freiwillig. Wenn ihr euch zwischendurch treffen wollt, könnt ihr das jederzeit im Speisesaal tun. Bitte keine Zusammenkünfte in den Schlafräumen, auch wenn ihr Geschwister seid! Unsere Regeln sind da ziemlich eindeutig und wir können leider auch in eurem Fall keine Ausnahmen machen. Ich hoffe ihr versteht das. Falls ihr noch Fragen habt, wisst ihr ja, wo ihr mich findet. Also Cesare und Gloria, ich wünsche euch einen schönen Aufenthalt bei uns!«

Sie nimmt ein kleines Glöckchen und bimmelt dreimal kurz hintereinander damit. Es dauert nicht lange, dann kommt ein etwa sechszehnjähriges Mädchen im weissen Habit[22] herbeigeeilt.

»Das hier ist unsere Novizin Gianna! Gianna führe unsere beiden Gäste bitte nach oben und zeige ihnen ihre Schlafräume!«

»Ja, gerne Schwester Maria«, antwortet das Mädchen schüchtern.

Wortlos geht sie voran in das alte Treppenhaus. Das Gemäuer sieht aus, als hätte es schon die Zeiten der Inquisition erlebt. Wer weiß – vielleicht hat es

---

22 Habit: Tracht einer Ordensgemeinschaft

das auch. Als sie im ersten Stock angekommen sind, zeigt die Novizin nur kurz in die Richtung des Männerschlafsaals. David folgt wortlos ihrem Fingerzeig und verschwindet in einem großen Raum. Im zweiten Obergeschoss wird Gianna Marconi – alias Gloria Montebello – von der jungen Novizin in den Frauenschlafsaal begleitet.

> *»Sie können sich ein freies Bett aussuchen«, sagt Schwester Gianna in leisem Ton. »Wenn auf einem Bett etwas drauf liegt, ist das bereits von jemandem reserviert. Es müssten aber noch ein paar Betten frei sein.«*

> *»Vielen Dank!« sagt Gianna Marconi freundlich und legt ihre Decke und ihr Handtuch auf das nächstbeste frei Bett. »Du heisst also Gianna? Ist das dein echter Name oder dein Ordensname?«*

> *»Mein richtiger Name ist eigentlich Melania. Bei meinem Eintritt ins Kloster hat man mir aber gesagt, dass ich hier nicht so heißen könnte und mir stattdessen den Namen Gianna gegeben. Ich finde Gianna ist auch ein schöner Name!«*

> *»Ich wusste gar nicht, dass es eine heilige Gianna gegeben hat!« sagt die Gianna, mit dem Fluchtnamen Gloria, zu der Melania mit dem Ordensnamen Gianna.*

> *»Doch, doch«, erwidert das Mädchen. »Die heilige Gianna wurde vor achtundvierzig Jahren vom Papst heiliggesprochen. Wegen ihrer Gebärmutter. Und wie heißen Sie?«*

> *»Gianna, äh Gloria! Du meinst, sie wurde heiliggesprochen, weil sie die Gottesmutter gesehen hat!«*

> *»Nein, wegen ihrer Gebärmutter ist sie heiliggesprochen worden!«*

Für Gianna Marconi wird das alles zu viel. Bevor sie sich vor lauter Giannas und abstrusen Heiligengeschichten noch mehr verwirren lässt, wechselt sie lieber das Thema:

> *»Hast du denn schon deine Gelübde als Ordensfrau abgelegt?«, fragt sie neugierig.*

»Nein, erst nächstes Jahr werde ich offiziell in den Orden aufgenommen und dann muss ich meine Gelübde ablegen.«

Dann macht sie schnell kehrt und verschwindet ohne ein weiteres Wort aus dem Zimmer. Man kann ihr ansehen, dass sie über dieses Thema nicht gerne spricht. Gianna bleibt fassungslos zurück und starrt auf ihr leeres Bett. Könnte sie sich ein Leben hinter Klostermauern vorstellen? Das mit der Armut wäre vielleicht nicht so schlimm. Sie hatte ihr Leben lang in sehr bescheidenen Verhältnissen gelebt und kam eigentlich immer gut damit klar. Aber das mit der Keuschheit? Nein danke! Wenn Andere das ihr Leben lang durchhalten wollen – sollen sie doch. Aber sie bestimmt nicht! Und dann erst der Gehorsam! Einen Eid darauf zu schwören, allen Anordnungen der Äbtissin widerspruchslos zu gehorchen? Ohne Diskussion und ohne Widerrede? Das ist nun wirklich das Allerletzte, was sich Gianna vorstellen kann. Die Flucht in ein Nonnenkloster wäre vielleicht theoretisch eine Möglichkeit, um sich auf Dauer vor ihren Verfolgern zu verstecken. Aber lieber würde sich Gianna auf dem Petersplatz als Märtyrerin vierteilen lassen, als dieses Gelübde abzulegen.

An der schönen blauen Iller

»So so, junger Mann, Sie wollen also promovieren!«

Professor Guggenmoser begrüßt Jan Eckert, als dieser an der Universität den Lehrstuhl für Domänenökonomie aufsucht.

Jan hat inzwischen sein Masterstudium in Volkswirtschaft abgeschlossen. Seine Noten waren so gut, dass er sich spontan entschlossen hat noch ein Doktorstudium dranzuhängen. Ursprünglich hatte er eigentlich vorgehabt mit dem Master die Universität zu verlassen und ins Berufsleben einzusteigen. Zweifellos würde ihm aber ein Doktortitel noch weitere Berufsmöglichkeiten eröffnen. Und wenn er sein Leben letztendlich doch nicht mit Forschung und Lehre verbringen wollte, würde ihm die Promotion immerhin zu einem höher dotierten Job verhelfen. Jan hat sich jedenfalls entschieden, es zumindest zu versuchen. Wenn er keine

Doktorandenstelle findet, kann er sich ja immer noch in der freien Wirtschaft bewerben. Gute Manager werden schließlich immer gebraucht.

Dass er heute ausgerechnet bei Professor Guggenmoser ein Bewerbungsgespräch hat, grenzt schon an eine Ironie des Schicksals. Er kennt den Professor ja nun schon seit vielen Jahren und war eigentlich immer sehr skeptisch gegenüber dessen Domänentheorien eingestellt. Inzwischen hat sich das Guggenmoser‘sche Gedankenmodell aber in so vielen Teilen der Erde fest etabliert, dass der smarte Professor zum Wirtschaftsweisen und Medienstar mutiert war. Die Universität zu Köln hat extra für ihn einen neuen Lehrstuhl für Domänenökonomie gegründet, den er gerade mit großem Elan und reichlich sprudelnden Fördermitteln aufbaut. So gesehen ist es eigentlich gar kein so großer Zufall, dass Jan ausgerechnet von diesem Lehrstuhl ein Angebot für eine Doktorandenstelle bekommen hat.

> *»Worüber wollen Sie denn forschen, Herr Eckert? Haben Sie schon konkrete Vorstellungen?«*

> *»Ach wissen Sie, Herr Professor Guggenmoser, die Domänenökonomie ist ja so ein junges Wissenschaftsgebiet, da gibt es bestimmt unzählige Möglichkeiten sich akademisch zu betätigen.«*

> *»In der Tat! Wir können uns momentan vor Forschungsaufträgen kaum retten. In der wissenschaftlichen Literatur ist die Domänentheorie noch ein weißer Fleck auf der Landkarte und wartet nur darauf beschrieben zu werden. Wir haben aktuell mehrere Themen an denen wir forschen und aus denen man eine gute Doktorarbeit machen könnte. Deswegen frage ich Sie nach Ihren etwaigen Präferenzen. Vielleicht gibt es für ihre Interessen ja schon etwas Passendes in unserer Promotionsdatenbank!«*

> *»Nein, ein konkretes Forschungsprojekt habe ich momentan noch nicht vor Augen. Aber wir könnten ja vielleicht gemeinsam die Liste ihrer aktuellen Forschungsvorhaben durchsehen. Ich bin mir sicher, dass da das eine oder andere Thema dabei sein wird,*

das mein Interesse findet und in das ich mich gut einbringen könnte!«

»Nein, nein, mein junger Mann«, lacht der Professor, »so leicht wollen wir es unseren zukünftigen Mitarbeitern am Lehrstuhl nicht machen! Wir erwarten von Ihnen schon ein wenig mehr Eigeninitiative als von einem normalen Bachelor- oder Masterstudenten. Als Doktorand an meinem Lehrstuhl müssen Sie schließlich auch Seminare leiten und einen glaubwürdigen Eindruck auf unsere Studenten machen. Erzählen Sie mir doch einfach mal, was Sie über das Domänensystem wissen. Oder nein – machen wir es konkreter: Was sind Ihrer Meinung nach die größten Probleme bei einer domänenbasierten Grenzdefinition!«

»Nun ja«, entgegnet Jan sichtlich unsicher. »Es gibt da diverse Probleme. Die liegen aber eher in der Soziologie begründet. Menschliche Gesellschaften entstehen primär aufgrund verbindender Faktoren wie Volkszugehörigkeit, Sprache und Religion.«

»Nein!«, unterbricht ihn der Professor. »Sie missverstehen mich! Das ist schon klar, dass es beliebig viele Probleme gibt, wenn man gewachsene Communities in neue starre Grenzen hineinzwängt. Darüber könnten wir tagelang diskutieren und würden zu keiner befriedigenden Lösung kommen. Betrachten wir nur die theoretischen Probleme von Grenzdefinitionen, die auf der Topologie von Wasserscheiden beruhen. Und kommen Sie mir jetzt nicht, wie der Kollege gestern, mit dem Garzweiler Loch!«

»Dem Garzweiler Loch?«, fragt Jan irritiert. »Was hat der Braunkohletagebau in Garzweiler mit dem Domänensystem zu tun?«

»Das frage ich mich in der Tat auch!«, entgegnet Guggenmoser sichtlich amüsiert. »Ihr lieber Kommilitone hat gestern argumentiert, dass es sich bei den Gruben des Tagebaus um Irregularitäten innerhalb der Rhein-Domäne handeln würde. Das Wasser, das vom Grubenrand in den Tagebau hineinfließt, geht dem Flusssystem des Rheins verloren. Er argumentierte, dass es deshalb innerhalb der Rhein-Domäne domänenlose Inseln geben

würde, die aufgrund ihrer Topologie zu Unabhängigkeitsbestrebungen tendieren könnten.«

»Ein interessanter Gedanke!«, findet Jan, versucht dann allerdings sofort gegenzusteuern: »Allerdings nicht ganz zu Ende gedacht. Das Wasser in der Grube des Braunkohletagebaus landet ja über das Grundwasser und die Entwässerungspumpen letztendlich doch wieder im Rhein. Damit ist die Zugehörigkeit zur Rhein-Domäne zweifelsfrei bewiesen. Außerdem verhalten sich die Tagebaugruben domänentechnisch gesehen wie ganz normale Seen. Als während der Wirtschaftskrise die Grundwasserpumpen nicht mehr betrieben werden konnten, drohten die Tagebaue ohnehin abzusaufen. Irgendwann wäre anstatt der Grube nur noch ein gewaltiger See zu sehen gewesen und dieser hätte wiederum zum Rhein hin entwässert.«

»Respekt junger Mann! Sie haben ja doch das Zeug zum analytischen Denken! Aber jetzt würde ich trotzdem gerne von Ihnen wissen, wo Sie denn ein Beispiel einer echten Irregularität vermuten!«

Jan denkt fieberhaft nach, was der Professor damit meinen könnte. Plötzlich fällt ihm die Geschichte mit der Donau ein, die ihm sein früherer Mitbewohner Patrick einmal erzählt hatte. Patrick war von Anfang an ein glühender Verfechter von Guggenmosers Domänentheorie und hatte sich intensiv mit der Thematik auseinandergesetzt. Dabei hatte er die anderen WG-Mitglieder immer wieder mit seinen neuesten Erkenntnissen genervt. Die Sache mit der Donau und dem Rhein hatte sich Jan aber gemerkt, weil sie eine der vielen Schwachstellen des Domänensystems offenbarte.

»Am Oberlauf der Donau gibt es ein paar Stellen, an denen das Wasser großflächig im Boden versickert. Es wurde nachgewiesen, dass das versickerte Wasser einige Kilometer weiter südlich wieder zutage tritt und von dort in den Bodensee fließt. Damit befindet es sich aber im Flusssystem des Rheins. Daraus ergeben sich domänengrenztechnisch dramatische Konsequenzen! Die Menge des versickerten Wassers variiert nämlich sehr stark, wenn man sie über das ganze Jahr betrachtet. Etwa die Hälfte des Jahres versickert der Oberlauf der Donau vollständig in

Richtung Rhein. An diesen Tagen gehört der Oberlauf der Donau eindeutig zur Rhein-Domäne und nicht zur Donau-Domäne. An den Tagen hingegen, wo die Donau augenscheinlich nicht vollständig versickert, ist die Zugehörigkeit zur Donau-Domäne naheliegend. Welcher Domäne sollen sich die Einwohner dieses großen Einzugsgebiets denn nun zugehörig fühlen?«

»Sehr gut, Herr Eckert! Das ist tatsächlich eine der wenigen Schwachstellen, die ein flussbasiertes Domänensystem mit sich bringt. Ich sehe, Sie haben sich ja doch schon eingehend mit der Materie beschäftigt. Was würden Sie aber den Bewohnern am Oberlauf der Donau denn nun für die Zukunft empfehlen?«

»Die Geologen sind sich darüber einig, dass die Donau in ihrem Oberlauf, langfristig gesehen, vollständig in Richtung des Rheins abfließen wird. Damit verlagert sich die Wasserscheide. Die Bewohner, die von der Versinkungsstelle aus gesehen flussaufwärts wohnen, gehören dann zweifellos der Rhein-Domäne an. Dann stellt sich allerdings auch die Frage nach einer Umbenennung der derzeitigen Donau-Domäne. Wenn die Donau zu einem Zufluss des Rheins wird, dann taugt sie ja wohl kaum noch als Namensgeber für das derzeit nach ihr benannte Flusssystem! Dieses müsste dann wohl eher in Iller oder Inn umbenannt werden, je nach dem nach welchen Kriterien man den Hauptfluss dieses Systems dann definiert.«

»Nun mal langsam, junger Mann«, bremst der Professor Jans Ausführungen. »Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass es den Wienern beim Opernball gefallen würde, sich zukünftig beim Illerwalzer im Kreis zu drehen. Da wird man sich schon auf eine pragmatischere Lösung einigen müssen. Dann entsteht die Donau eben zukünftig aus dem Zusammenfluss von Krähenbach und Elta, so wie die Weser ja auch schon seit Menschengedenken aus dem Zusammenfluss von Fulda und Werra hervorgeht. Vielleicht muss die Donau-Domäne noch ein paar Milliönchen an uns für die Namensrechte blechen, aber da wird man sich bestimmt einigen können.«

Jan und der Professor grinsen sich gegenseitig an. Das Eis zwischen den beiden scheint gebrochen. Es folgt eine sehr angeregte Diskussion über die

möglichen Einflüsse irregulärer Domänengrenzen auf die domänenübergreifenden Handels- und Finanzbeziehungen. Als Jan sich verabschiedet ist er guter Dinge die Doktorandenstelle zu bekommen und in Professor Guggenmoser einen wohlwollenden Doktorvater gefunden zu haben.

Klosterleben

Gianna ist gerade dabei den Schlafsack auf ihrem schmalen Bett auszubreiten, da wird sie von einer Frau angesprochen:

»Hallo! Sprichst du italienisch?«

»Oh! Ja, klar! Ich hatte dich gar nicht gesehen!«

Die Frau dürfte ein paar Jahre älter sein als sie. Von der oberen Etage ihres Stockbetts, das ein paar Meter weiter steht, grinst sie Gianna breit an. Als Gianna mit der Novizin den Schlafsaal betreten hat, muss sie ruhig auf ihrem Bett gelegen haben.

»Ich habe gerade in meinem Tagebuch geschrieben. Deswegen hast du mich wahrscheinlich nicht bemerkt.«

»Ja stimmt! Ich hab gedacht, ich wäre alleine hier.«

»Ich hoffe, ich habe dich nicht erschreckt!«

»Nein, nein. Ich war nur etwas in Gedanken.«

»Ich heiße Alice.«

»Ich bin Gloria.« erwidert Gianna.

»Gehst Du auch nach Rom?«

»Mein Bruder und ich kommen schon von dort. Wir sind bereits auf dem Rückweg.«

»Oh! Dann habt ihr ja schon einen weiten Weg hinter euch! Wie weit müsst ihr denn noch?«

»Wir kommen aus Mailand.« sagt Gianna.

»Na das ist ja ein Zufall! Ich komme auch aus Mailand! Aber die Stadt ist ja groß. Wo wohnst du denn?«

»Äh, im Westen von Mailand. Bist du alleine unterwegs?«

Gianna versucht schnell das Thema zu wechseln. In ihrem Passierschein steht zwar, dass sie aus Mailand kommt. Diese Stadt ist ihr aber genau so fremd wie Timbuktu.

»Ja, ich gehe den Pilgerweg allein«, erwidert Alice. »Ich bin von zuhause losmarschiert und bin jetzt schon vier Wochen unterwegs. Aber jetzt habe ich es ja bald geschafft! Von Rom aus werde ich aber zurückfliegen. Hin und zurück – das wäre mir echt zu stressig!«

»Ach das geht schon. Man muss sich nur genügend Zeit nehmen.«

»Also ich hatte schon Probleme sechs Wochen unbezahlten Urlaub zu bekommen. Wenn ich noch länger hätte wegbleiben wollen, müsste ich mich wahrscheinlich nach einem neuen Job umsehen. Ich arbeite als Designerin in der Modebranche. Mein Chef ist ganz schön ausgeflippt, als ich ihm gesagt habe, dass ich sechs Wochen auf Pilgerreise gehe. Ich hab‘ das aber echt nötig gehabt! Der Job war in letzter Zeit so stressig, dass ich kurz vor einem Burnout stand. Wie viel Zeit habt ihr denn für eure Tour eingeplant?«

»Äh, mein Bruder und ich haben gerade unsere Jobs gekündigt und werden uns was Neues suchen, wenn wir wieder zurück sind. Wir haben eigentlich so viel Zeit, wie wir wollen.«

Gianna hofft, dass sie bei dieser ganzen Flunkerei nicht rot wird.

»Oh, ihr habt‘s gut! Ich beneide euch! Ich finde es gibt keine bessere Möglichkeit wieder zu sich selbst zu finden, als beim Pilgern. Nicht dass ich besonders religiös wäre! Aber dieses Alleinsein – auf dem Weg und in der Natur! In dem Moment, wo du den Grenzzaun der Po-Domäne hinter dir lässt, fühlst du dich wie in einer anderen Welt. Hier ist alles so urtümlich und doch

ungeheuer authentisch! Wie in einem riesigen Freilichtmuseum! Empfindest du das nicht auch so?«

»Äh, na ja, als Freilichtmuseum würde ich das nicht bezeichnen!« sagt Gianna leicht irritiert.

»Wie hast du denn Rom so erlebt? Als Mailänderin muss es doch ein echter Kulturschock sein, wenn du mit diesem ganzen Elend konfrontiert wirst. Hier auf dem Land ging es ja wahrscheinlich schon immer etwas rustikaler zu. Aber Städte wie Rom und Florenz! Die haben doch Mailand mal in nichts nachgestanden! Wenn man auf seiner Pilgerreise da durchkommt, fühlt man sich doch wie in eine andere Zeit versetzt. Ich finde das total spannend!«

»Ja, das kann man so sehen«, meint Gianna leicht genervt.

Alice fährt unbeirrt fort: »Mir tun ja nur die armen Menschen leid. Diese kleine Novizin zum Beispiel. So etwas wäre bei uns doch unvorstellbar! So ein junges unerfahrenes Mädchen! Sie wird wahrscheinlich ihr ganzes Leben hier in diesem Kloster verbringen müssen. Ob sie will oder nicht!«

»Hast du gehört, was sie da von dieser heiligen Gianna erzählt hat?« fragt Gianna.

»Ja, habe ich. Ganz schön gruselig, was? Wer weiß, wie die Nonnen ihr diese Geschichte erklärt haben.«

Alice schüttelt verständnislos mit dem Kopf. Gianna ist jetzt aber neugierig geworden.

»Ist denn da was dran, an der Geschichte mit der Gebärmutter?«

»Sag bloß, das weißt du nicht! Das weiß in Mailand doch jedes Kind! Diese Heiligsprechung wird doch bis in die heutige Zeit unvermindert heftig diskutiert!«

»Das muss wohl an mir vorbeigegangen sein«, sagt Gianna etwas verunsichert.

»Gianna Beretta Molla war eine ganz normale Frau aus Mailand. Als sie mit ihrem vierten Kind schwanger war, diagnostizierte man bei ihr einen gutartigen Tumor an der Gebärmutter. Um diesen behandeln zu können, hätte sie einen Schwangerschaftsabbruch vornehmen lassen müssen. Den hat sie aber abgelehnt und ist später an den Folgen der Entbindung gestorben. Das war im Jahr 1962 und zweiundvierzig Jahre später wurde sie von Papst Johannes Paul II. dafür heiliggesprochen.«

»Das ist ja eine traurige Geschichte«, meint Gianna. »Aber warum wird man für so etwas heiliggesprochen? Hat sie sich als Mutter ihren drei bereits geborenen Kindern gegenüber nicht unverantwortlich verhalten? Diese mussten doch schließlich ohne Mutter aufwachsen!«

»Darum wird ja bis heute so heftig über den Fall gestritten. Darf man ein Leben gegen ein anderes Leben oder mehrere andere Leben abwägen? Die katholische Kirche positioniert sich da ziemlich eindeutig und sagt Nein.«

Gianna hat erstmal genug von religiösen Themen. Ihrer Meinung nach ist es einzig und allein die Sache dieser Frau Molla gewesen, ob sie sich für oder gegen einen Schwangerschaftsabbruch entscheidet. Dass die katholische Kirche so einen tragischen Fall für ihre Zwecke instrumentalisiert ist doch wieder einmal typisch! Bevor sich Gianna aber noch weiter aufregt und sich hier im Kloster womöglich noch um Kopf und Kragen redet, sagt sie zu Alice:

»Ich werde mich jetzt erstmal trockenlegen. Ich bin noch ganz durchnässt von unserer heutigen Etappe. Und danach werde ich mal sehen, was mein Bruder so macht. Wir sehen uns später.«

»Ciao, bis später!«, antwortet Alice und vertieft sich wieder in ihr Tagebuch.

Gianna verlässt den Schlafsaal und verschwindet im benachbarten Waschraum. David hat sich unterdessen ebenfalls ein Bett in seinem Schlafsaal reserviert. Er hat seine nassen Klamotten gegen einen neuen

Satz trockene ausgetauscht und es sich dann auf seinem Bett gemütlich gemacht. Er ist fast eingenickt, als er von einem etwa gleichaltrigen jungen Mann angesprochen wird, der gerade den Schlafsaal betritt:

»Servus! Wie geht's?«

»Danke gut! Und selbst?« antwortet David reflexartig. »Woher weißt du, dass ich deutsch spreche?«

»Keine Ahnung. Ich hab's einfach vermutet. Laufen ja genug Deutschsprachige hier rum! Woher kommst du?«

»Wien. Und du?«

»München. Dann kommen wir ja aus der selben Domäne. Die Welt ist klein!«

»Und die Donau-Domäne ist groß. Ich heiße David. Wie heißt du?«

»Ludwig. Kannst Wiggerl zu mir sagen. Bist du allein unterwegs?

»Nein, ich bin mit meiner Freundin unterwegs. Wir sind gerade eben hier angekommen. Sie wohnt ist ein Stockwerk über uns.«

»Ja, in den Klosterherbergen nehmen sie's mit der Geschlechtertrennung noch sehr genau. Warum seid ihr nicht in eine private Herberge gegangen?«

»Wir waren froh, dass wir nach der langen Wanderung im Regen überhaupt einen trockenen Platz zum Übernachten gefunden haben.«

»Geht ihr nach Rom?«, will Ludwig wissen.

»Nein, wir kommen von dort und gehen in die andere Richtung.«

»Ihr geht also hin und zurück! Ich hab' mir gleich gedacht, dass du ein Wanderfreak bist! Wenn man deine Schuhe und deinen Rucksack anschaut! Mannomann! Du bist bestimmt schon weit herumgekommen!«

Der Bayer schaut amüsiert auf Davids ausgelatschte Schuhe und den Secondhand-Rucksack, der bestimmt auch schon auf ein langes Pilgerleben zurückblicken kann.

> *»Äh, nein, ich bin nach Rom geflogen und habe dort meine Freundin getroffen. Wir pilgern aus Rom nach Norden bis Mailand. Danach sehen wir weiter!«*
>
> *»Oh – ja – warum auch nicht? Ich habe auf meiner Tour schon die ulkigsten Leute kennengelernt. Warum soll man nicht mal gegen den Strom schwimmen? Manche Pilger fahren auch mit dem Bus und gehen kaum zu Fuß. Warum nicht? Solange man Spaß dabei hat!«*
>
> *»Es gibt hier einen Bus?«, fragt David neugierig.*
>
> *»Logisch! Ein Mailänder Unternehmen hat da eine Marktlücke aufgetan. Einmal in der Woche fährt ein uralter Klapperbus von Piacenza nach Rom und wieder zurück. An allen wichtigen Pilgerorten an der Via Francigena kann man ein- und aussteigen. Für die einfache Strecke benötigt der Bus einen ganzen Tag, wobei die Strecke zwischen Piacenza und dem Cisapass kein Problem darstellt. Der Pass liegt auf der Wasserscheide der Po-Domäne. Dahinter beginnt Italienisch Anatolien, wie du dir ja denken kannst. Es gibt zwar einen Fahrplan, aber ein paar Stunden hin oder her sind bei den grausamen Straßenverhältnissen hier keine Seltenheit.«*
>
> *»Du meinst also, dieser Bus hält auch hier in Sutri und man könnte hier einsteigen und in Richtung Norden fahren?«*
>
> *»Ja klar! Morgen ist er wieder unterwegs. Er fährt in aller Frühe in Rom los und sollte nach zwei bis drei Stunden hier ankommen. An der Pforte hängt bestimmt ein Fahrplan. Billig ist der Spaß aber nicht, das sage ich dir gleich! Selbst in unserer harten Währung. Ein Einheimischer könnte sich das nie leisten.«*

Davids Puls beschleunigt sich mehr und mehr. Diese neuen Erkenntnisse muss er sofort Gianna erzählen. Er verabschiedet sich von seinem neuen Zimmergenossen und geht hinunter zur Klosterpforte. Vielleicht ist Gianna

ja schon irgendwo da unten. Er wirft einen Blick in den, um diese Zeit noch leeren Speisesaal, und sieht tatsächlich Gianna an einem der Tische sitzen. Sie liest in einem Buch, das sie sich offenbar aus der Pilgerbibliothek geholt hat. David weiß, dass er hier unten wieder den Stummen spielen sollte, um keinen Verdacht bei der Schwester an der Pforte zu erregen. Er versichert sich, dass niemand ihn beobachtet und flüstert Gianna leise ins Ohr:

»Wir müssen reden! Lass uns nach draußen gehen!«

Gemeinsam verlassen sie den Speisesaal und gehen zum Ausgang des Klosters. Als sie am Schwarzen Brett vorbeikommen, bleibt David stehen und winkt Gianna zu sich. Seine Blicke fliegen über die vielen Zettel und Mitteilungen, bis er findet, was er gesucht hat. An einem der Aushänge steht in großen Buchstaben:

FRANCIGENA TOURS: PIACENZA - ROMA

Ohne etwas zu sagen, deutet er auf den Fahrplan. Gianna weiß nicht so recht, was er von ihr will. Sie schaut sich den Aushang kurz an und zuckt dann mit den Schultern. Hier kann sie ihn aber auch schlecht fragen, was er damit meint. Sie verlassen das Kloster und gehen durch die nahegelegene Porta Morone. Im Schatten der Stadtmauer suchen sie sich ein ruhiges Plätzchen und setzen sich ins Gras.

»Was gibt‘s denn so Wichtiges?«, will Gianna wissen.

»Ich hab in meinem Schlafsaal einen Pilger kennengelernt, der mir etwas sehr Interessantes erzählt hat!«

»Du hast mit jemandem gesprochen? Dir ist schon klar, dass wir dadurch leicht auffliegen können? Ich habe dich der Schwester an der Pforte, wie von uns abgesprochen, als gehörlos ausgegeben! Und du unterhältst dich mit dem Nächstbesten, der dir über den Weg läuft?«

»Okay, ich habe einen Fehler gemacht. Aber er hat mich auf deutsch angesprochen und habe automatisch geantwortet, bevor

ich darüber groß nachgedacht habe. Weißt du wie schwer das ist, einen Taubstummen zu spielen?«

»Kann schon sein, dass es schwer ist. Es ist aber nun mal wichtig, wenn wir das hier überleben wollen! Der Vatikan hat seine Spitzel bestimmt überall! Gerade in einem Kloster sollten wir auf der Hut sein!«

»Ich weiß. Es tut mir ja leid. Ich kann‘s ja schlecht rückgängig machen. Ich glaube aber nicht, dass der Ludwig uns verpfeift.«

»Was hat er denn nun erzählt?«

»Er hat gesagt, dass es hier auf der Via Francigena einen Bus gibt, der jede Woche einmal von Rom nach Piacenza fährt. Morgen vormittag kommt er hier durch Sutri durch und wir könnten einfach einsteigen und mitfahren. Bis nach Piacenza! Das ist schon in der Po-Domäne!«

»Ich glaube du spinnst!« antwortet Gianna trocken.

»Wieso?«

»Weil wir dann an der Grenze offiziell in die Po-Domäne einreisen müssten. Glaubst du im Ernst, dass wir denen dort unsere Passierscheine hinhalten und die uns dann durchwinken? So wie hier an den Grenzen der Zwergdomänen? Die checken mit ihren Computern doch sofort unsere Identität! Was meinst du, wie lange es dauert, bis sie feststellen, dass es keine Gloria Montebello und keinen Cesare Botazzi in Mailand gibt?«

»Dann fahren wir eben nur bis kurz vor die Grenze und steigen dort aus. Hauptsache wir müssen nicht den ganzen langen Weg zu Fuß gehen!«

»Von was willst du denn die Fahrt bezahlen?« fragt Gianna. »Ich habe ja nur einen kurzen Blick auf diesen Fahrplan geworfen, aber ich habe die Fahrpreise gesehen! Das würde ein riesiges Loch in unsere Reisekasse reißen! So viel Geld für eine Busfahrt! Das ist doch Wahnsinn!«

»Jetzt beruhige dich doch!«, sagt David in beschwichtigendem Ton. »So viel Geld ist das doch gar nicht! Ich verspreche dir, dass ich es dir zurückgebe, sobald ich kann.«

»Ja ja, so wie du mir das Geld für die Wanderschuhe zurückgeben willst. Du musstest ja auch noch unbedingt ein dickes Trinkgeld für den syrischen Schuster drauflegen, obwohl du selbst keine einzige Lire in deinen Taschen hast!«

»Ich gebe dir wirklich alles zurück, sobald ich wieder zuhause bin. Großes Ehrenwort! Ich kann doch auch nichts dafür, dass sie mich ausgeraubt haben!«

»Lüg mich doch nicht so an!« antwortet Gianna mit Tränen in den Augen. »Du kannst mir das Geld doch gar nicht zurückgeben. Du willst nur möglichst schnell in deine Heimat und bist dann fein raus. Aber was soll ich machen? Für mich ist es doch völlig egal, wo ich die nächsten Wochen verbringe. Hier in Sutri oder weiter oben im Norden. Was macht das schon für einen Unterschied? Ich habe kein Zuhause mehr und weiß auch nicht, wohin ich gehen soll und wie lange mein Geld reichen wird. Und jetzt kommst du daher und willst mit meinem Geld mit so einem Scheiß-Touri-Bus nach Hause fahren! Mach doch was du willst, aber lass mich damit in Frieden!«

Gianna steht auf und läuft heulend in Richtung Kloster zurück. David bleibt wie versteinert sitzen. So hatte er sich das Gespräch nun wirklich nicht vorgestellt. Er überlegt fieberhaft, wie er Gianna vielleicht doch noch von seinem Plan überzeugen könnte. Es fällt ihm aber absolut nichts ein. Er hat‘s vermasselt und ihre Gefühle verletzt. Das hatte er nicht gewollt.

Die Zeit vor dem Abendessen verbringt Gianna auf dem Bett liegend in ihrem Schlafsaal. Sie starrt die Decke an und denkt an zuhause. Wäre sie doch niemals fortgegangen! Dann kommt zu allem Überfluss auch noch Alice herein und hält ihr einen Vortrag über das immer stärker werdende Wohlstandsgefälle zwischen den südlichen und den nördlichen Domänen. Irgendwann läutet die Glocke zum Abendessen. Gianna ist der Appetit ziemlich vergangen. Nach der langen Wanderung muss sie aber etwas

essen, um bei Kräften zu bleiben. Im Speisesaal sind bereits mehr als zehn Pilger versammelt und warten darauf, dass die Essensausgabe endlich öffnet. Auch David sitzt schon an einem der Tische. Er wirkt alles andere als glücklich. Gianna setzt sich zu ihm und sucht seinen Augenkontakt. Ein Weile schauen sie sich tief in die Augen, doch dann senken sie ihre Blicke wieder nach unten auf die massive Tischplatte. Endlich öffnet die Essensausgabe. Es gibt Bohneneintopf mit Nudeln. Während David und Gianna wortlos ihr Essen zu sich nehmen, kommt Ludwig in den Speisesaal. Er holt sich an einen großen Teller Eintopf und erkennt dann seinen Zimmergenossen.

> *»Hallo David! Ich darf mich doch sicher zu dir und deiner Freundin setzen!«*

Während David verlegen stumm bleibt, versucht Gianna die Situation zu retten und antwortet leise:

> *»Wir haben uns während der Pilgerreise ein absolutes Schweigegelübde bei allen Mahlzeiten auferlegt. Wir haben das bei einigen Mönchen und Nonnen gesehen und versuchen es nun auch durchzuhalten. Sprich uns bitte nicht an, solange wir uns hier im Speisesaal befinden!«*

> *»Oh, alles klar! Ich verstehe! Ich bin schon ruhig.«*

David verschluckt sich beinahe an seinen Bohnen, als er das hört. Und Ludwig denkt sich einmal mehr, was diese Pilger doch für ein verrücktes Völkchen sind. Während sich die Gäste an den Nachbartischen lauthals über die Erlebnisse des vergangenen Tages austauschen, herrscht am Tisch von Gianna, David und Ludwig gespenstische Stille. Als Ludwig aufgegessen hat, hält er das Schweigen nicht mehr länger aus und verabschiedet sich unter irgendeinem Vorwand von den beiden. Gianna und David bleiben allein am Tisch zurück. Sie schauen sich wieder lange in die Augen. Diesmal ist es Gianna, die leise zu David flüstert:

> *»Können wir draußen mal kurz reden?«*

David nickt. Zum zweiten Mal an diesem Tag verlassen sie den Klosterkomplex und gehen ein Stück durch die enge Gassen der Altstadt. Als Gianna sich sicher ist, dass sie niemand mehr hören kann, sagt sie leise zu David:

»Glaubst du, dass wir es schaffen, gemeinsam über die große Domänengrenze zu kommen?«

»Klar schaffen wir das!« antwortet David überzeugt.

»Ich habe lange hin und her überlegt. Ich glaube, jetzt weiß ich, was ich will. Ich möchte weg von hier und im Norden, jenseits der Alpen, ein ganz neues Leben anfangen. Wirst du mir dabei helfen?«

»Natürlich helfe ich dir!« sagt David mit Tränen in den Augen. »Hast du wirklich geglaubt, ich will dich hier einfach so zurücklassen?«

Dann nimmt er Gianna in den Arm und drückt sie ganz fest an sich.

Die Rente ist sicher

»Mama! Was machst du denn hier?«

Jan ist angenehm überrascht, als eines Abends seine Mutter mit zwei großen Einkaufstaschen vor der Tür steht.

»Hallo Jan! Ich war heute hier in Köln einkaufen und dachte mir, dass ich mal bei dir hereinschauen könnte. Mein Zug nach Hause geht erst in zwei Stunden. Ich hoffe ich störe euch nicht!«

»Ganz und gar nicht. Komm doch rein. Wir sitzen zwar gerade beim Abendbrot, aber du kannst uns gerne Gesellschaft leisten.«

Er hilft seiner Mutter aus dem Mantel und führt sie in die Küche der WG.

»Ich glaube du kennst Heike und Franzi noch gar nicht! Heike – Franzi – meine Mutter.«

Die zwei jungen Frauen stehen artig von ihren Stühlen auf und geben Frau Eckert die Hand.

»Ich wollte Sie wirklich nicht beim Essen stören!«

»Das macht doch nichts!«, entgegnet Franzi. »Ist doch schön, dass wir uns endlich mal kennenlernen.«

»Ja, das finde ich auch. Die letzten Male, als ich meinen Sohn besucht habe, waren sie beide nicht zuhause.«

Franziska und Heike wohnen inzwischen schon fast zwei Jahre mit Jan und Kevin in der WG. Die vier verstehen sich gut und unternehmen manchmal auch in ihrer Freizeit etwas zusammen. Wenn sie denn mal Freizeit haben. Franziska arbeitet als Filialleiterin bei der Kölner Sparkasse und Heike ist Marketingleiterin bei einem mittelständischen Unternehmen. Beide arbeiten oft bis spät in die Nacht, genau wie ihre männlichen Mitbewohner.

»Herrje, wie die Zeit vergeht!«, stöhnt Elvira Eckert. »Ich kann mich noch gut daran erinnern, als Patrick und Elena noch hier wohnten. Wie geht es denn den beiden? Habt ihr noch Kontakt?«

»Kevin und ich besuchen sie ab und zu mal«, antwortet Jan. »Den beiden geht‘s bestens. Die kleine Isabella kann inzwischen schon laufen!«

Wehmütig fragt sich Elvira Eckert, wann sie wohl auch einmal ein Enkelchen kriegen wird. Mit der Homosexualität ihres Sohnes hat sie sich mittlerweile abgefunden. Ihre ganze Hoffnungen liegen nunmehr einzig und allein auf ihrer Tochter Anna. Die wechselt ihre Liebschaften aber so häufig wie andere Leute die Unterwäsche. An einer festen Beziehung scheint sie kein Interesse zu haben und die Planung einer eigenen Familie steht auf ihrer Prioritätenliste offenbar an letzter Stelle.

»Grüß die beiden, oder besser gesagt die drei, doch bitte ganz lieb von mir, wenn du sie das nächste Mal siehst!«

»Werd‘ ich machen, Mama.«

»Wenn man die kleinen Kinder heranwachsen sieht, wird einem bewusst, wie schnell man selber alt wird«, seufzt Jans Mutter.

»Ehe man sich's versieht, hat man das Rentenalter erreicht und zählt zum alten Eisen. Obwohl – wenn ich's mir recht überlege – wer weiß, ob ich jemals die Rente erleben werde!«

»Mensch Mama, was ist denn los?«, fragt Jan sichtlich erschrocken. »Geht es dir nicht gut? Bist du krank?«

»Nein, nein – mir geht's gut! Ich mein' ja nur, dass die Leute immer später in Rente gehen dürfen. Wenn das so weiter geht, wird kaum noch jemand sein Renteneintrittsalter erreichen! Ich bin ja nun auch nicht mehr die Jüngste, aber an die Rente kann ich trotzdem noch lange nicht denken. Die Regierung hat das Rentenalter jetzt auf über siebzig angehoben. Das ist doch eine Riesenschweinerei!«

»Ach Mama, du weißt doch, dass die Rentenkassen leer sind. Wovon soll man den vielen Rentnern denn die Rente bezahlen?«

»Na hör mal Junge, wir haben schließlich unser Leben lang in die Rentenkasse eingezahlt!«

»Das ist ja schön und gut, Mama. Das Geld ist aber leider nun mal weg. Wir fangen alle wieder bei Null an. Ich weiß, das ist ungerecht. Aber es ist nun mal nicht zu ändern. Alles was an Rente ausgezahlt wird, muss von der arbeitenden Bevölkerung als Rentenbeitrag eingezahlt werden.«

»Und dieser Rentenbeitrag macht inzwischen schon ein Viertel des Bruttolohns aus«, pflichtet Franzi bei. »Noch mehr ist den Leuten einfach nicht zuzumuten. Es ist wirklich tragisch, dass der Wirtschaftscrash ausgerechnet mit dieser kritischen Phase des demografischen Wandels zusammengefallen ist.«

»Na ja«, überlegt Heike laut, »es gibt viele Leute die behaupten, dass das kein Zufall war, sondern dass durch die Verrentung der Babyboomer-Generation das finanzielle Kartenhaus zum Einsturz gebracht wurde. Als so viele Menschen auf einen Schlag ihre Altersvorsorge in Anspruch nehmen wollten, wurde schnell klar, dass die angeblichen Milliarden nur auf dem Papier existierten und durch keinen Gegenwert gedeckt waren.«

»Ich fühle mich jedenfalls von der Politik betrogen«, schimpft Jans Mutter. »Jahrelang hieß es doch immer die Rente sei sicher. Dann sollten wir zusätzlich zu unseren normalen Rentenbeiträgen auch noch riestern und in eine private Rentenversicherung einzahlen. Haben wir ja auch alles brav gemacht. Und jetzt heißt es: Ällabätsch – war alles umsonst – wir machen doch wieder Rente nach dem Umlageverfahren! Obwohl jeder weiß, dass das bei diesem Verhältnis von Einzahlern und Empfängern in Zukunft kaum machbar ist.«

»Es gibt aber leider keine Alternative«, seufzt Heike. »Wenn wir jetzt auch noch ein kapitalgedecktes Rentensystem aufbauen würden, wäre die Belastung für die arbeitende Bevölkerung ja noch größer. Am Umlageverfahren führt überhaupt kein Weg vorbei, wenn die alten Leutchen nicht verhungern sollen.«

»Könnte man die Rentenauszahlungen denn nicht durch Kreditaufnahme erhöhen? Vor dem Crash wurden uns ja schließlich auch die tollsten Versprechungen gemacht. Eine Rente mit 63 Jahren hatten uns die Politiker in Aussicht gestellt und sogar eine Mütterrente sollte es geben!«

»Ach Mama, du weißt doch, wohin das letztendlich alles geführt hat. Man kann nun mal nicht auf Dauer mehr ausgeben, als man hat. Du wirst heute bestimmt keinen Kreditgeber mehr finden, der bereit ist sein Geld im Portemonnaie von alten Tattergreisen zu versenken.«

»Unser Rentensystem war doch auch schon vor dem Crash ein einziger großer Betrug!«, ereifert sich Franzi. »Mein Vater hat schon lange vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruch über dieses verlogene System geschimpft. Die Riesterrente, sagte er, wäre nur von den Finanzkonzernen erfunden worden, um ihre überteuerten Finanzprodukte unters Volk zu bringen. Die staatliche Förderung, die wir aus unseren Steuergeldern bezahlt haben, ist über Provisionen und Verwaltungskosten wieder bei der Finanzindustrie gelandet. Statt bei den Beitragszahlern!«

»Man hätte sich eben nicht so sehr auf den Staat verlassen dürfen«, meint Jan, »sondern mehr auf eine betriebliche Altersvorsorge setzen müssen.«

»Sag das mal meinem Vater!«, lacht Franzi. »Bei diesem Thema kann er sich so sehr aufregen, dass meine Mutter immer denkt, er bekommt einen Herzinfarkt.«

»Wieso? Dein Vater hat doch bei einem großen Industriekonzern gearbeitet. Die hatten dort doch bestimmt eine vorbildliche betriebliche Altersvorsorge.«

»Denkste! Soll ich dir sagen, wie das bei ihm gelaufen ist? Als es an seinem Standort nicht mehr so rund lief, haben die den ganzen Laden verkauft. Die Mitarbeiter haben einen sogenannten Betriebsübergang gemacht und dabei ihre gesamten Betriebsrentenansprüche behalten. Der Käufer hat sich sogar vertraglich verpflichtet, den Kapitalstock für die Betriebsrenten regelmäßig zu erhöhen, so dass beim tatsächlichen Renteneintritt die zugesagte Betriebsrente auch wirklich verfügbar ist. Diese Verpflichtung hat er sich vom Verkäufer auch gut bezahlen lassen. Eingezahlt hat er allerdings gar nichts! Stattdessen wurden die Mitarbeiter wie eine beliebige Handelsware immer weiter verkauft. Ein Betriebsübergang folgte dem nächsten und jedes Mal wurden die übernehmenden Firmen kleiner und dubioser. Bis der letzte Käufer in der langen Reihe schließlich Insolvenz angemeldet hat und die gesamten Rentenansprüche in dem großen Topf der Gläubigerforderungen gelandet sind. Der größte Gläubiger war der Pensionssicherungsverein, der am Ende für die großspurigen Rentenzusagen des Großkonzerns gerade stehen musste.«

»Elegant aus der Verantwortung gezogen, kann man da nur sagen!«, kommentiert Jan sarkastisch. »Oder wie man so schön sagt: Man hat die Verluste sozialisiert, also der Allgemeinheit aufgebürdet. Aber die Übernahme durch den PSV[23] *war ja auch spätestens mit dem großen Crash hinfällig, als sich alle Anlageformen und Rentenzusagen über Nacht in Luft auflösten.«*

---

23 PSV: Pensionssicherungsverein

»Das ist das einzig Tröstliche an dem ganzen Elend, sagt mein Vater immer. Dass es nur Verlierer gab. Ganz egal wie man seine Altersvorsorge aufgebaut hatte – heute sind alle Rentner auf die spärlichen Auszahlungen aus dem Umlageverfahren angewiesen. Oder leben von den Zuschüssen ihrer Kinder, sofern sie denn welche haben. Meine Eltern müssen jedenfalls jeden Pfennig zweimal umdrehen. Und wenn mein alter Vater nicht noch seinen Teilzeitjob hätte, wären sie vollkommen von meiner Unterstützung abhängig.«

»Ach Kinder«, sagt Elvira Eckert. »Gibt es denn keine schöneren Themen, als die Rente? Was macht denn deine Arbeit am Lehrstuhl, Jan?«

Die jungen Leute sind froh dieses leidige Rententhema endlich beenden zu können. Das weitere Gespräch am Küchentisch beschäftigt sich mehr mit der Gegenwart als mit der traurigen Vergangenheit. Jan berichtet von seinem Seminar, das er gerade vorbereitet. Seine Mutter erzählt von ihrer Arbeit im Supermarkt und von seiner Schwester, die ihre Ausbildung bei der Stadtverwaltung inzwischen beendet hat und dabei ist, in der öffentlichen Verwaltung der Kleinstadt Karriere zu machen. Die Zeit vergeht wie im Fluge, während sich die vier angeregt über Gott und die Welt unterhalten. Nur durch Zufall schaut Jan rechtzeitig auf die Uhr, so dass seine Mutter gerade noch den letzten Zug nach Hause erreicht.

Busfahrt

There's so many different worlds
So many different suns
And we have just one world
But we live in different ones[24]

So schlecht wie in dieser Nacht hatten Gianna und David schon lange nicht mehr geschlafen. In Davids Schlafsaal schnarchten zehn Männer um die Wette. Die lautesten Sägegeräusche kamen aus der Ecke, in welcher Ludwig, der Bayer, in seinem Schlafsack lag. In Giannas Schlafsaal ging es wesentlich ruhiger zu. Allerdings gingen Gianna viel zu viele Gedanken durch den Kopf, als dass sie darüber hätte einschlafen können. Sie hatte

24 Dire Straits: Brothers in Arms

eine wichtige Entscheidung getroffen: Sie würde ihr Glück in der Ferne suchen. Mit diesem Gedanken hatte sie schon oft gespielt. Eigentlich seit ihrer Schulzeit. Oder genauer gesagt, seit sie begriffen hatte, wie unterschiedlich der Begriff »Wohlstand« auf dieser Erde definiert wird. Unter ihren Klassenkameraden gab es auch kaum einen, der nicht irgendwann einmal großschnäuzig verkündet hätte:

»Wenn ich erwachsen bin, wandere ich nach Norden aus!«

In die Tat umgesetzt hatte es keiner von ihnen. Worte und Taten – wie weit klaffen sie meistens auseinander. Wie weit sind die Menschen voneinander entfernt? DIE im Norden und WIR im Süden. Zwei getrennte Welten, die unterschiedlicher nicht sein könnten.

»Quasi Sutrium ire – Wie nach Sutri zu gehen«, sagten schon die alten Römer, wenn jemand etwas schnell und gründlich erledigte. Die Redewendung erinnerte an die handstreichartige Einnahme der Stadt Sutri durch den römischen Feldherren Marcus Furius Camillus im Jahre 386 vor Christi Geburt. Auch Gianna war nach Sutri gegangen. Und auch Gianna hatte im Handstreich eine Entscheidung getroffen. Jetzt oder nie. Sollte sie scheitern, dann hatte sie es wenigstens versucht.

Um halb sieben läutet die Glocke zum Frühstück und eine halbe Stunde später sind Gianna und David bereit das Kloster zu verlassen. Ihre nassen Sachen von gestern sind noch nicht ganz trocken. Was soll‘s? Dann werden sie sie eben am Abend nochmal aufhängen – wo auch immer sie da sein werden. An der Klosterpforte geben sie der Schwester eine Spende als Dank für das Bett und das Essen. Es ist dieselbe Schwester wie bei ihrer Ankunft – Schwester Maria. Sie bedankt sich freundlich und wünscht den beiden einen »Guten Weg«. An der Porta Vecchia verlassen Gianna und David die Altstadt und machen sich auf die Suche nach der Bushaltestelle. Lange müssen sie nicht suchen, da sehen die das Schild »Fermata« und das Firmenemblem von »Francigena Tours«.

Gemäß Fahrplan müsste der Bus in fünfzehn Minuten hier ankommen. Nach Giannas Erfahrung mit mediterraner Pünktlichkeit, rechnen sie aber beide eher nicht mit einer regulären Abfahrt.

»Wie weit sollen wir eigentlich fahren?« fragt Gianna.

»Ich würde sagen, bis kurz vor die Grenze der Po-Domäne«, schlägt David vor. »Nach unserer Karte befindet sich die Wasserscheide auf der Passhöhe des Cisapasses. Die letzte Haltestelle davor ist in Pontremoli. Lass uns dort aussteigen und ein paar Tage bleiben. Vor Ort können wir uns dann ein Bild machen, wie und wo wir die Grenze am einfachsten überqueren.«

»Machen wir uns da nicht verdächtig?«, meinst Gianna skeptisch.

»Du meinst, weil wir kurz vor dem Grenzübertritt den Bus verlassen? Ja, du hast recht. Dann vermutet der Fahrer wahrscheinlich von Anfang an, dass wir etwas Illegales vorhaben!«

»Eben! Vielleicht kriegen auch die Passagiere etwas mit und am Ende verpfeift uns jemand bei einer Kontrolle!«

»Wir können natürlich auch die ganze Fahrt bis nach Piacenza bezahlen und dann trotzdem in Pontremoli aussteigen. Es kann uns ja niemand verbieten, den Bus vorzeitig zu verlassen und den Rest des Fahrtickets verfallen zu lassen!«

»Dann zahlen wir aber viel mehr, als wir eigentlich müssten!« klagt Gianna.

»So viel wird das schon nicht ausmachen. Von der Grenze ist es nicht mehr weit nach Piacenza und die Straßen sind ab dort wieder in einem hervorragendem Zustand. Der Fahrpreis berechnet sich bestimmt nach der Fahrtdauer und nicht so sehr nach der Entfernung.«

»Na gut, dann lass uns das so machen«, stimmt Gianna Davids Vorschlag schließlich schweren Herzens zu.

Die beiden sind sich überraschend schnell einig geworden. Wenn alles klappt, sind sie heute Abend schon kurz vor der Grenze! Jetzt muss nur noch der Bus kommen – doch der kommt nicht. Eine halbe Stunde vergeht. Eine Stunde vergeht. Eineinhalb Stunden vergehen. Kein Bus weit und breit. Endlich – mit fast zwei Stunden Verspätung – taucht am Ende der Straße ein rollendes Ungetüm auf, das eine dicke schwarze Rußwolke hinter sich herzieht. Kurz bevor der Bus die Haltestelle erreicht, betätigt der Fahrer eine Fanfarenhupe. Sie ertönt so laut, dass Gianna und David erst zusammenzucken und sich dann reflexartig die Ohren zuhalten. Als der Bus neben den beiden zum Stehen kommt, stellt der Fahrer den hämmernden Dieselmotor ab. Die Druckluftbremse gibt noch ein letztes zischendes Geräusch von sich. Dann ist endlich Ruhe. Ein paar Fahrgäste verlassen den Bus. Der Fahrer öffnet den Gepäckraum auf der Seite und holt die zugehörigen Rucksäcke aus dem Bauch des Ungetüms.

> *»Hast du das gesehen?« flüstert Gianna David ins Ohr. »Wir können die Rucksäcke nicht mit in den Bus nehmen. Hoffentlich klappt das mit unserem vorzeitigen Aussteigen!«*

Giannas Sorge erweist sich aber als unnötig. Als der Fahrer die beiden fragt, wie weit sie denn mitfahren wollen und Gianna ihm erklärt, dass sie bis nach Piacenza durchfahren wollen, kann er sich ein lautes Lachen nicht verkneifen.

> *»Bis Piacenza! Ihr seid mir ja zwei schöne Pilger! Das ist völlig unmöglich. In Siena steigt eine große Pilgergruppe zu, die schon vor Wochen ihre Plätze reserviert hat. Wenn ihr wollt, kann ich euch bis dorthin mitnehmen. Aber spätestens in Siena müsst ihr wieder aussteigen!«*

Nachdem Gianna David die schlechte Nachricht übersetzt hat, schauen sich die beiden etwas ratlos an. David holt die Karte aus seinem Rucksack und will erst einmal nachsehen, wo dieses Siena überhaupt ist.

> *»Hier! Da ist es!«, sagt Gianna und zeigt auf den kleinen Punkt auf der Landkarte. »Das ist gerade mal der halbe Weg bis zur Grenze!«*

Der Busfahrer wird langsam ungeduldig:

> *»Ihr müsst euch jetzt entscheiden! Wir haben schon genug Verspätung!«*

Gianna und David schauen sich kurz an und nicken dann mit dem Kopf. Der halbe Weg ist auf jeden Fall besser als gar nichts. Fahren sie eben bis nach Siena und sehen dort dann weiter. Gianna fragt den Fahrer nach dem Fahrpreis und zahlt mit zitternden Händen den geforderten Betrag. Für dieses Geld hatten Salvatore und sie mehrere Wochen hart arbeiten müssen. Und jetzt zahlt sie damit zwei Busfahrkarten. Bevor sie den Fahrer ihre Rucksäcke verstauen lassen, holen sie noch die beiden Passierscheine aus den Deckelfächern. Dann steigen sie die hohen Stufen hinauf in den Fahrgastraum und suchen sich einen freien Platz. Ziemlich weit hinten ist Gott sei Dank noch eine Bank frei, so dass sie während der langen Fahrt wenigsten zusammen sitzen können. Schnaubend setzt sich der Bus wieder in Bewegung. Außer Gianna und David sind in Sutri keine weiteren Pilger zugestiegen.

Langsam und schaukelnd rollt der Bus über die alte Via Cassia. Immer wieder muss er minutenlang hinter einem Pferdefuhrwerk herfahren, bevor sich ihm die Möglichkeit zum Überholen bietet. Schlaglöcher und kaputte Fahrbahnbeläge bilden weitere Hindernisse, die ein schnelles Vorankommen unmöglich machen. Dennoch genießen Gianna und David die Fahrt. Sie müssen nicht mehr zu Fuß laufen. Sie sitzen bequem auf den, wenn auch stark zerschlissenen, Polstersitzen eines Reisebusses und können einfach die Landschaft an sich vorüberziehen lassen. Eichen- und Kastanienwälder wechseln sich ab mit Haselnussplantagen und Olivenhainen.

Nach einigen Kilometern erreichen sie unvermittelt das Ende der Tiber-Domäne. Auf einer kleinen Anhöhe befindet sich die unsichtbare Wasserscheide, die das Einzugsgebiet des Tibers von dem des Martas trennt. Der Bus hält an einer Straßensperre. Der Fahrer öffnet die Tür und ein bewaffneter Polizist steigt in den Bus. Er bittet alle Passagiere ihre

Ausweise vorzuzeigen. Gianna und David werden nervös. Dies ist die erste richtige Ausweiskontrolle, in die sie nun geraten. Der Polizist wirft aber nur ein paar flüchtige Blicke in die Ausweisdokumente, die ihm von den Passagieren bereitwillig hingehalten werden. Als er die Passierscheine von David und Gianna erblickt, ändert sich allerdings schlagartig sein Gesichtsausdruck. Er nimmt die Dokumente in die Hand und weiß offenbar nicht so recht, was er davon halten soll. Gianna erklärt ihm, dass es sich um Ersatzdokumente des Vatikans handelt und dass ihre Originalausweise leider in Rom gestohlen wurden. Der Polizist kratzt sich am Kopf. Dann gibt er ihnen aber die Dokumente zurück und kontrolliert die restlichen Fahrgäste. Als er den Bus wieder verlässt, sieht David, wie ihm der Fahrer unauffällig ein paar Geldscheine zusteckt. Kurz darauf öffnet sich der Schlagbaum und die Fahrt kann weiter gehen.

Eine Frau, die auf der anderen Seite des Gangs sitzt, sagt zu Gianna:

> *»Also was heute wieder los ist! Erst diese Razzia bei der Abfahrt in Rom und jetzt schon wieder so eine Kontrolle!«*
>
> *»Wieso, was war denn los in Rom?«, fragt Gianna neugierig zurück.*
>
> *»Am Busbahnhof wimmelte es heute morgen nur so von diesen Schweizer Gardisten aus dem Vatikan. Sie haben alle Passagiere kontrolliert. Dadurch hat sich ja die Abfahrt so lang verzögert. Jetzt haben wir bereits zwei Stunden Verspätung!«*
>
> *»Nach was haben die denn gesucht?«*
>
> *»Keine Ahnung! Die hatten Fotos dabei und haben jeden Fahrgast intensiv gemustert und mit den Fotos verglichen! Das hat endlos gedauert, bis wir endlich losfahren durften. Das war aber noch nicht alles! Auch auf der Ausfallstraße wurden wir noch zweimal kontrolliert. Und jetzt hier schon wieder!«*

Jetzt mischt sich auch der neben der Frau sitzende Mann in das Gespräch ein:

»Also das hier war nur die ganz normale Kontrolle an der Domänengrenze. Das werden wir heute noch mehrfach erleben. Das hat aber nichts weiter zu bedeuten. Ganz normale Bürokratie eben. Was die aber da heute in Rom veranstaltet haben, war in der Tat außergewöhnlich! Wahrscheinlich suchen sie einen Verbrecher und wollen verhindern, dass er sich unter die Pilger mischt und die Stadt verlässt.«

Gianna rutscht das Herz in die Hose. Sie ist sich sicher, dass die Suchaktion ihnen beiden gegolten hat. Nachdem der Vatikan ihre Fotos sogar auf der Titelseite der Zeitungen platziert hatte, war davon auszugehen, dass die Schweizer Gardisten anhand dieser Fotos die Busse kontrolliert hatten. Offenbar wurden sie in Rom immer noch fieberhaft gesucht. Als der Busfahrer in Viterbo eine kurze Toilettenpause einlegt und die Passagiere sich ein wenig die Füße vertreten können, erzählt Gianna David die Neuigkeiten.

»Glaubst du wirklich, die haben uns zur Fahndung ausgeschrieben?«, fragt er ungläubig.

»Natürlich!« versichert ihm Gianna. »Irgend jemand im Vatikan scheint um jeden Preis verhindern zu wollen, dass unser Wissen an die Öffentlichkeit gelangt. Die versuchen uns mit allen Mitteln mundtot zu machen!«

»Dann war es auf jeden Fall richtig, dass wir uns rechtzeitig aus dem Staub gemacht haben. Wenn wir schon von Rom aus mit dem Pilgerbus gefahren wären, hätten sie uns bestimmt erwischt. Ich hoffe nur, dass wir nicht noch in eine weitere Kontrolle geraten!«

»Der Mann neben uns hat gesagt, dass wir heute noch an mehreren Domänengrenzen kontrolliert werden. Ich glaube aber nicht, dass das so kritisch wird. Die Macht des Vatikans ist doch sehr auf die Stadt Rom beschränkt. In den ländlichen Regionen können sie nicht viel ausrichten. Zumindest hoffe ich das!«

Dennoch besteigen Gianna und David mit einem unguten Gefühl den Bus, als der Fahrer das Signal zur Weiterfahrt gibt. Das Herumgeschaukel geht weiter. Kurz bevor sie die Stadt Bolsena erreichen, fährt ihnen allerdings

ein gehöriger Schrecken in die Glieder. Der See, der plötzlich vor ihnen auftaucht, sieht aus wie der Braccianosee! Ist der Busfahrer etwa umgekehrt? Hat er Verdacht geschöpft? Will er sie nach Rom zurückbringen und ihren Häschern ausliefern um die Belohnung zu kassieren? Ein Blick auf die Landkarte beruhigt sie aber sofort wieder. Der nach der Stadt benannte Bolsenasee, gleicht dem Braccianosee wirklich in vielerlei Hinsicht. Größe, Form und Entstehungsgeschichte: Alles genau so, wie bei seinem weiter südlich liegenden Pendant.

Draußen ist es inzwischen ziemlich heiß geworden. Eine Klimaanlage gibt es in diesem rollenden Museumsstück natürlich nicht. Stattdessen kann man die oberen Fenster öffnen. Durch den Bus weht ein angenehmer warmer Fahrtwind, der den schwitzenden Körpern ein wenig Kühlung verschafft. David denkt mit etwas Wehmut an die trockene Air Condition seiner Serverräume, die er während seiner Arbeit schon so oft verflucht hat. Gianna empfindet dagegen den kühlenden Luftstrom, der ihr um die Nase weht, als ungeheuren Luxus. Eine Klimaanlage hatte sie in ihrem ganzen Leben noch nie erlebt. So eine Anschaffung kann sich kein Römer leisten. Und das marode Stromnetz der Stadt könnte auch gar nicht die erforderliche Energie für mehrere solcher Geräte bereitstellen.

In Acquapendente wird der Bus von Straßenhändlern belagert. Gianna kauft etwas Obst, Brot und Nüsse als Proviant für den Rest der Fahrt. Zu ihrem Erstaunen kann sie auch hier noch problemlos mit römischen Lire bezahlen. Die Verkäufer akzeptieren jede Regionalwährung, die es zwischen Rom und Florenz so gibt. Nur mit dem Wechselgeld scheinen sie sich etwas schwer zu tun. Gianna setzt jedenfalls die Fahrt mit einigen Geldscheinen fort, die sie noch nie zuvor in ihrem Leben gesehen hat.

Nach einer kurzen Mittagspause geht es weiter. Nach kurzer Fahrt müssen sie wieder an einer Straßensperre anhalten und ihre Passierscheine vorzeigen. Doch aus dieses Mal geht alles glatt. Erleichtert und mit vollem Magen kippen Gianna und David die Rückenlehne ihrer Sitzbank so weit es geht nach hinten zurück und halten ein Mittagsschläfchen. Unterdessen hat sich draußen die toskanische Landschaft in einen Glutofen verwandelt.

Trotz der Schaukelei – oder vielleicht auch gerade durch diese – schlafen sie tief und fest und holen auf diese Weise den Schlaf nach, der ihnen in der vergangenen Nacht versagt geblieben war. Als sie wieder aufwachen, ist die größte Mittagshitze vorüber und der Bus erreicht gerade Torrenieri in der Unterdomäne Asso.Orcia.Ombrone. Ein Blick auf die Karte zeigt ihnen, dass es nicht mehr weit nach Siena sein kann. Die verbleibende Fahrtstrecke erinnert David an die Hintergrundkulissen eines seiner Videospiele. Wie in einer perfekten virtuellen Realität zieht die toskanische Bilderbuchlandschaft am Fenster vorbei. Zypressenalleen, Pinienwälder, einsame Gehöfte und pittoreske Städtchen inmitten einer unendlich weiten Hügellandschaft. Die Sonne steht bereits tief im Westen und taucht dieses großartige Schauspiel in ein immer rötlicher werdendes Licht. In den Flussniederungen waten Störche durch die Sümpfe, auf der Suche nach Fröschen und anderem fressbaren Getier. Hoch in der Luft kreisen Raubvögel im Aufwind der Berghänge und nutzen die verbleibende Thermik des Tages für ihre Suche nach Nahrung für ihre Jungen.

Kurz bevor die Sonne endgültig hinter dem Horizont verschwindet, sieht David eine große Stadt am Horizont auftauchen. Die erdfarbenen Häuser und Dächer lassen sie mit der umgebenden Landschaft geradezu verschmelzen. Nur die Kuppel und der Glockenturm des Doms stechen markant aus dem braunen Häusermeer hervor. Je näher sie dem Zentrum kommen, umso dichter wird der Verkehr. Pferde- und Eselsfuhrwerke sind hier zwar ebenso in der Überzahl, wie überall auf dem flachen Land, aber auch einige motorisierte Dreiräder und ein paar Motorroller mischen sich unter die Verkehrsteilnehmer. Laut hupend bahnt sich der Busfahrer seinen Weg bis in das Stadtzentrum. An der Piazza Mercato erreicht er seine Haltestelle. Gianna und David verlassen den Bus und lassen sich ihre Rucksäcke aus dem Gepäckraum holen. Sie haben ihr heutiges Etappenziel erreicht. Alles ist gutgegangen. Jetzt brauchen sie nur noch eine Herberge für die Nacht.

Kalifat

»Den Kalifen von Bagdad wollt ihr besuchen?«

Kevin bleibt der Mund offen stehen, als Jan in der WG die Neuigkeit verkündet. Sein Promotionsstudium am Lehrstuhl für Domänenökonomie neigt sich langsam dem Ende zu und Jan schreibt bereits fleißig an seiner Dissertation[25]. Er befasst sich darin mit dem »Auftreten ethnischer Konflikte bei der Neugründung von wasserscheidenbasierten Domänen«.

»Nicht den Kalifen persönlich! Unser Lehrstuhl unterhält doch schon seit längerem Kontakte zur den Universitäten in Bagdad und Diyarbakir. Im letzten Jahr hatten wir einige Austauschstudenten hier bei uns in Köln. Die Muselmanen fühlen sich jetzt offenbar in unserer Schuld und haben uns eine Einladung für einen einwöchigen Studienaufenthalt zukommen lassen. Der Guggenmoser nimmt dazu ein paar seiner Doktoranden mit und weil das Besuchsprogramm ideal zu meiner Doktorarbeit passt, darf ich mitfahren!«

»Ich weiß ja nicht, ob ich da hin wollte«, gibt Heike zu bedenken. »Nach all den schrecklichen Dingen, die sich da in den letzten Jahren ereignet haben!«

Im Nahen und Mittleren Osten hatten sich in den vergangenen Jahren in der Tat so einschneidende Veränderungen ergeben, dass sich die Umwälzungen im nördlichen Europa dagegen harmlos ausnehmen. Mit dem Zusammenbruch der Weltwirtschaft verschwand die amerikanische Besatzungsmacht Hals über Kopf aus dem Irak und hinterließ in der gesamten Region ein verhängnisvolles Machtvakuum. Die Konflikte zwischen den verfeindeten Volksgruppen und Religionsrichtungen explodierten förmlich und lösten in der gesamten arabischen Welt eine nicht enden wollende Spirale von Tod und Verderben aus. Erst nach Jahren steten Blutvergießens, trat ein neuer Führer auf den Plan, dem es schließlich gelang die kriegsmüden Völker zu befrieden und eine neue Großmacht am Persischen Golf zu gründen. Mustafa Al-Raschid gelang das Kunststück, die Religionsführer der Sunniten und Schiiten zusammen

25 Dissertation: Wissenschaftliche Arbeit zur Erlangung eines Doktorgrades an einer Hochschule

mit den Kurdenführern aus dem Norden an den Verhandlungstisch zu bringen und einen neuen Staat im Zweistromland zu gründen. Der Streit um die neuen Staatsgrenzen wurde verbittert und mit unversöhnlicher Härte geführt. Lange sah es so aus, als wenn auch diese Friedensbemühungen zum Scheitern verurteilt wären. Bis es Al-Raschid mit einem Coup gelang, die Religionsführer und die weltlichen Interessenvertreter von seiner Idee eines Kalifats zu überzeugen. Die Rolle des Kalifen sollte an die uralten Traditionen anknüpfen, die in früheren Zeiten dem Land an Euphrat und Tigris zu grenzenloser Macht und märchenhaftem Wohlstand verholfen hatten. In den westlichen Ländern wurden natürlich sofort Erinnerungen an den unsäglichen Islamischen Staat wach, dessen mordende Horden nur wenige Jahre zuvor die gesamte Region ins tiefste Chaos gestürzt hatten. Zumindest hatten die westlichen Medien dieses Bild vermittelt, wobei sich im Nachhinein herausstellte, dass die Berichterstattung auch nicht immer ganz unvoreingenommen und journalistisch korrekt gewesen war.

Die Staatsdefinition des Mustafa Al-Raschid war jedenfalls so einfach wie genial. Es gelang ihm mit den Religionsführern die Grenzen seines Kalifats mit dem Koran zu begründen und auf den Willen Allahs zurückzuführen. Damit konnte er sich schon einmal der Unterstützung des Klerus sicher sein. Seine anderen Überlegungen fußten auf einem anderen Konflikt, der in der Region bereits massiv eskaliert war: Dem Kampf um das lebensnotwendige Wasser. Die Türkei hatte mit ihren Staudammprojekten in Südostanatolien eine Situation geschaffen, die mit friedlichen Mitteln kaum noch zu beherrschen war. Mit ihren gewaltigen Staudämmen hatten die Türken den Syrern und Irakern das Wasser abgedreht. Allein der Atatürk-Staudamm hielt das Wasser des Euphrat auf einer Fläche zurück, welche die des Bodensees deutlich übertraf. Und die Höhe der Staumauer überragte im direkten Vergleich sogar die Turmspitzen des Kölner Doms. Dieser Mammutdamm bildete aber nur den Auftakt eines noch viel umfangreicheren Plans. Insgesamt 22 Staustufen wären in der Endausbaustufe des ehrgeizigen GAP[26]-Projekts auf

26 GAP: Güneydoğu Anadolu Projesi

türkischem Boden entstanden. Die Konsequenzen konnten sich die Anrainer stromabwärts, die ohnehin bereits zu wenig Wasser zum Leben hatten, leicht ausmalen.

Die hochtrabenden türkischen Staudammpläne wurden jedoch jäh zerstört, als die Wirtschaftskrise auch die Türkei erfasste und deren militärische Übermacht in Ostanatolien kollabieren lies. Jetzt war die Zeit der türkischen Kurden gekommen. Diese hatten sich seit Jahren unterdrückt gefühlt und nutzten jetzt die Gunst der Stunde, um sich endlich für autonom zu erklären. Als Hüter der Quellen von Euphrat und Tigris wurden die Kurden von Mustafa Al-Raschid auf‘s Zuvorkommendste hofiert und mit weitgehender Autonomie und vielen Privilegien geködert.

Danach stand der Proklamation des Kalifats nichts mehr im Wege. Mustafa Al-Raschid erklärte sich zum Kalifen der Domäne Schatt al-Arab und damit zum Herrscher über das gesamte Einzugsgebiet von Euphrat und Tigris. Die Grenzen seines Staates wurden nicht willkürlich von Menschenhand festgelegt, sondern richteten sich einzig und allein nach den, von Allah in seiner unendlichen Weisheit geschaffenen, Tälern und Bergen des Armenischen Hochlands.

> *»Die Schatt al-Arab Domäne ist heute absolut sicher!«, beruhigt Jan seine besorgten Mitbewohner. »Die unruhigen Zeiten sind dort längst Vergangenheit. Der freie Zugang zum Persischen Golf und die Ölfelder rund um die Stadt Basra garantieren enorme Einnahmen durch die Ausfuhr von Rohöl. Die fruchtbare Ebene zwischen Euphrat und Tigris war schon zu biblischen Zeiten als Garten Eden bekannt und ernährt heute problemlos die Bevölkerung der ganzen Domäne. Und seit sich die Schiiten und Sunniten der Autorität des Kalifen von Bagdad unterworfen haben, herrscht auch zwischen den früher verfeindeten Religionsgruppen wieder eitel Sonnenschein. Die Schatt al-Arab Domäne dient heute weltweit als Musterbeispiel für einen gelungenen Wiederaufbau.«*
>
> *»Wurden dort nicht sogar Kriege ums Wasser geführt?«, fragt Kevin skeptisch.*

»Ja, früher einmal. Aber das ist längst Vergangenheit! Das Problem hat sich dadurch gelöst, dass die Domäne das gesamte Flusssystem des Schatt al-Arab umfasst. Es ist physikalisch schlicht und einfach unmöglich, dass eine Flussdomäne der anderen das Wasser stiehlt. Eine Grenzziehung entlang der natürlichen Wasserscheiden bietet gerade in den wasserarmen Regionen der Erde unschätzbare Vorteile. Man kann problemlos Staudämme planen und damit die Strom- und Wasserversorgung der Bevölkerung sicherstellen. Trotzdem betrifft jedes Staudammprojekt immer nur das eigene Hoheitsgebiet und niemals andere Staaten im Unterlauf der Flüsse.«

»Kann es sein, dass sich der Kalif von Bagdad von deinem Professor Guggenmoser hat inspirieren lassen?«, fragt Franzi mit Unschuldsmiene.

Jan grinst sie breit an und antwortet dann:

»Das ist wohl nicht ganz von der Hand zu weisen. Oder warum glaubst du pflegen wir an unserem Lehrstuhl so gute Beziehungen zu den Schattis?«

Siena

Dreimal hatte der Bus auf der Piazza Mercato seine Fanfare ertönen lassen. Nach und nach kamen die Teilnehmer der Pilgergruppe aus den Gassen der Altstadt herangeeilt. Einige hatten die Hoffnung, dass der Bus heute überhaupt noch kommen würde, bereits aufgegeben. Und die kleine Bar auf der Piazza del Campo war zu einladend und der Cappuccino zu gut und zu billig, als dass man seine Wartezeit auf dem schmucklosen Rondell hinter dem Palazzo Pubblico verbringen wollte. Schließlich hatte der Reiseleiter aber alle seine Schäfchen um sich versammelt und die Fahrt konnte weitergehen.

David und Gianna bleiben allein auf dem großen, menschenleeren Platz zurück. Wie ausgespuckt, auf einem Hinterhof, kommen sie sich vor. Am südlichen Ende der Piazza endet die Stadt abrupt. Hier beginnen die trockenen Felder, auf denen die Stadtbewohner versuchen ein wenig Obst

und Gemüse für den Eigenbedarf anzubauen. Die baufälligen Häuser, die den Platz hufeisenförmig einrahmen, haben allesamt schon bessere Tage gesehen. Am nördlichen Ende steht das wuchtige Hinterteil des Palazzo Publico und rechts daneben der abgebrochene Stumpf des früheren Wahrzeichens der Stadt. Der Torre del Mangia war einmal über hundert Meter hoch und hatte Siena wie ein Leuchtturm überragt. Vor einigen Jahren war er bei einem Erdbeben eingestürzt. Und die Sienesen hatten weiß Gott Wichtigeres zu tun, als alte Türme neu zu errichten.

David erblickt einen Pilgerwegweiser zur Via Francigena. Auch in Siena führt die mittelalterliche Pilgerstraße mitten durch das Herz der alten Stadt. Nach wenigen Metern erreichen sie die riesige Piazza del Campo. Wo früher die Touristen zu Tausenden das riesige Areal in Besitz genommen haben, hat sich jetzt eine Pferderennbahn breitgemacht. Und weil die Palioveranstaltungen die einzige Abwechslung im tristen Alltag der verarmten Stadtbevölkerung sind, werden sie mittlerweile an jedem ersten Sonntag im Monat durchgeführt.

Gianna und David folgen den Wegweisern mit dem Pilgerstab. An einem der Häuser kann Gianna einen Straßennamen entziffern: Via Banchi di Sopra. Sie fragt einen entgegen kommenden jungen Mann, ob er weiß, wo hier die nächstgelegene Pilgerherberge ist.

> *»Wenn ihr da vorne rechts abbiegt, kommt ihr zum Franziskanerkloster an der Basilica di San Francesco. Die bieten Pilgern wie euch für eine Nacht Unterschlupf. Wenn ihr es noch einfacher wollt, gibt es gleich da vorne in der Ruine des Palazzo Salimbeni eine private Herberge. Ich weiß aber nicht, ob ich mich da hineintrauen würde!«*

> *»Grazie mille!«, bedankt sich Gianna bei dem jungen Mann. Dann wendet sie sich an David: »Bitte nicht schon wieder ins Kloster! Ich habe von diesem religiösen Tamtam noch immer die Nase voll! Außerdem nehmen die Ordensbrüder uns nur für eine Nacht auf. Hast du schon einen Plan für morgen?«*

David ist es ziemlich egal, wo sie die heutige Nacht verbringen werden. Hauptsache sie haben ein Dach über dem Kopf und eine halbwegs bequeme Matratze zum drauf liegen.

»Nein, ich habe noch keinen Plan«, erwidert er.

»Schade! Ich dachte immer, ihr Deutschen geht nicht mal ohne Plan aufs Klo!«

»Ich bin kein Deutscher, wenn ich dich daran erinnern darf! In meinen Adern fließt, im Gegensatz zu deinen, kein einziger Tropfen deutsches Blut!«

»Du hast ja recht!«, entschuldigt sich Gianna.

Sie gehen etwa hundert Meter weiter und erreichen die kleine Piazza Salimbeni. Das Gebäude am Ende des Platzes muss der alte verfallene Palazzo sein, von dem der junge Mann gesprochen hatte.

»Das soll ein Palazzo gewesen sein? Das sieht eher so aus, als hätte da eine Bombe eingeschlagen!« meint David skeptisch. »Sieh dir mal die Skulptur auf der Mitte des Platzes an! Der massive Marmorsockel sieht aus, als wenn er schon mehrere hundert Jahre da steht. Aber die Frauenfigur dort oben, die sieht doch mehr nach zeitgenössischer Kunst aus. Das passt doch nicht zusammen!«

»Weißt du wer das ist?«, ruft Gianna plötzlich ganz aufgeregt. »Das ist Gianna Nannini! Meine Eltern sind als Teenies total auf der ihre Musik abgefahren! Als ich zur Welt kam, haben sie mir ihren Namen gegeben! Sie ist meine Namenspatronin. Und nicht so eine seltsame Therapieverweigerin aus dem versnobten Mailand! Schau, auf dem Sockel steht‘s auch geschrieben: Gianna Nannini – Musikerin und Ehrenbürgerin der Stadt Siena – 1956 bis 20__. Schade! Die letzten beiden Zahlen kann man leider schlecht entziffern!«

David kann ihre Aufregung nicht verstehen. Mit italienischen Oldies aus dem vergangenen Jahrtausend hat er nicht viel am Hut und von einer Gianna Nannini hat er noch nie gehört. Sein Interesse gilt vielmehr dieser

mysteriösen Ruine am Ende des Platzes. Er geht etwas näher zu dem wuchtigen Rundbogentor, in dem sich der Eingang zur Herberge befindet. Über dem Tor befindet sich tatsächlich ein Schild, auf dem »Albergo Francesco« geschrieben steht. Aufgrund der einbrechenden Dunkelheit ist es aber kaum zu erkennen. Doch was steht da unter dem Schild? Eingemeißelt in den marmornen Spitzbogen: »Monte dei Paschi«

»Gianna!«, ruft er. »Schau mal hier! Dieser Palast muss früher einmal die Zentrale der Banca Monte dei Paschi gewesen sein! Diese Bank hat maßgeblich zum Zusammenbruch des globalen Wirtschaftssystems beigetragen!«

»Wie meinst du das?« fragt Gianna verständnislos.

»Ich habe dir doch erzählt, dass ich Software für Banken schreibe.«

»Ja und? Du weißt doch, dass ich von so etwas keine Ahnung habe!«

»In dem Zusammenhang sieht man ja auch manchmal ein wenig über seinen Tellerrand hinaus. Ich meine, was da im Bankwesen so abläuft und was da früher vor dem Crash so alles schiefgelaufen ist.«

»Und – was ist da schiefgelaufen?«

»Sehr viel – aber das würde jetzt zu weit führen. Was ich sagen will ist nur: Die Banca Monte dei Paschi galt früher einmal als die älteste Bank der Welt. Sie hatte in Italien so etwas wie den Status eines nationalen Heiligtums. Als sie eigentlich bankrott war, wollten sie die Politiker jedoch um jeden Preis am Leben erhalten und haben immer wieder neue Staatskredite bewilligt. Diese Bank gilt heute weltweit als abschreckendes Symbol für die hemmungslose Schuldenmacherei kurz vor der globalen Wirtschaftskatastrophe. Kein Wunder, dass die Bevölkerung an diesem Bauwerk ihren Frust abgelassen hat!«

Gianna hat momentan keinen Nerv für Davids Bankgeschichten.

»Lass uns mal reingehen«, sagt sie. »Wenn du mich fragst, das sieht ziemlich unbewohnt aus!«

Sie treten durch das offene Tor und befinden sich in einer großen Eingangshalle. Auf einem Holztresen steht eine brennende Kerze und eine kleine Glocke. Daneben klebt ein Schild mit der Aufschrift »Bitte klingeln!«. Gianna nimmt die Glocke und läutet. Sie warten und lauschen, doch es tut sich nichts. Nach einer Minute läutet Gianna noch einmal. Diesmal aber wesentlich länger und kräftiger. Aus einem Nebenraum sind nun Geräusche zu vernehmen. Jemand räuspert sich und spuckt laut aus.

»Ja ja, ich komme schon!«

Ein Mann, mit einer Kerze in der Hand, kommt aus dem hinter dem Tresen liegenden Zimmer. Er dürfte etwa fünfzig Jahre alt sein und wirkt sehr ungepflegt.

»Was kann ich für euch tun?« fragt er die beiden.

»Wir sind Pilger und suchen eine Übernachtungsmöglichkeit«, antwortet Gianna. »Wahrscheinlich bleiben wir zwei Nächte. So genau wissen wir das aber noch nicht. Können wir mit Römischen Lire bezahlen?«

»Ungern!«, antwortet der Wirt. »Für heute Nacht meinetwegen. Aber morgen geht ihr zum Geldwechsler und besorgt euch Ombronische Lire! An der Piazza del Campo ist eine Wechselstube.«

Das Geld, was er für eine Nacht haben will, entspricht in etwa dem, was sie in Sutri als Spende gegeben hatten. Dort waren sie allerdings auch verpflegt worden. Diese Ruine sieht jedoch ganz und gar nicht danach aus, als ob man hier etwas zu Essen bekäme. Gianna akzeptiert dennoch den Preis und bezahlt für die erste Nacht.

»Na dann folgt mir mal!«, sagt der Wirt und geht mit seiner Kerze voran.

Er führt sie zu einer monumentalen Freitreppe und zeigt nach oben.

»Haltet euch bloß von den oberen Stockwerken fern! Da oben ist alles einsturzgefährdet!«

Stattdessen führt er Gianna und David über eine nicht ganz so breite Treppe nach unten in den Keller. Als sie unten angekommen sind, führt er sie über einen langen dunklen Gang bis zu einem Saal, der durch ein paar Öllampen notdürftig beleuchtet ist.

»Hier ist der Schlafsaal. Hat auch schon bessere Tage erlebt. Hier drin waren einmal die Tresorräume einer Bank. Goldbarren werdet ihr hier aber keine mehr finden! Toilette und Waschraum sind am Ende des Saals. Momentan sind außer euch nur noch zwei andere Gäste da. Hey Vito! Hey Stella! Sagt euren neuen Mitbewohnern Guten Abend!«

Das angesprochene junge Paar sitzt einsam an einem großen Tisch, der sich in der Mitte des Gewölbes befindet. Die beiden schauen kurz auf, sagen »Buonasera« und verfallen dann wieder in ihre vorherige Starre. Der Tisch und zehn Stühle sind die einzige Möblierung im Raum. Richtige Betten gibt es nicht. Stattdessen liegen etwa zwanzig Matratzen unregelmäßig am Boden verteilt. Gianna und David entscheiden sich für die zwei Matratzen in der Ecke rechts vom Eingang. Sie breiten ihre Schlafsäcke aus und holen die feuchten Regenklamotten von gestern aus den Rucksäcken.

»Können wir ein paar von den Stühlen haben?«, fragt Gianna das Pärchen.

»Nehmt soviel ihr wollt«, antwortet die junge Frau mit dem Namen Stella.

Gianna holt sich vier der Stühle und formiert sie halbkreisförmig um ihre Lagerstatt. Über die Lehnen hängen David und Gianna ihre feuchten Sachen.

»Glaubst du, dass in diesem Kellerloch etwas trocknet?«, fragt David mit zweifelndem Blick.

»Wahrscheinlich nicht, aber immerhin haben wir durch diesen Vorhang wenigstens ein bisschen Privatsphäre.«

Gianna weiß nicht so recht, was sie von den beiden Mitbewohnern halten soll und versucht ein Gespräch zu beginnen:

»Seid ihr Pilger?«

»Nicht wirklich!«, antwortet Stella ohne sie anzusehen.

»Wie lange seid ihr schon in Siena?«

»Etwa eine Woche.«

»Du klingst, als wenn du aus Süditalien kommen würdest! Irre ich mich?«

»Nein, du hast recht. Mein Mann und ich kommen aus Sizilien.«

»Sizilien? Mein Gott! Was hat euch denn nach Siena verschlagen? Ich komme übrigens aus Rom. Ich meine – ich bin in Rom geboren!«

»Dein Mann ist aber kein Römer! Redest du deutsch mit ihm?«

»Wir sind nicht verheiratet«, antwortet Gianna. »Nur befreundet. Und ja, du hast recht. David spricht kein Wort Italienisch, sondern nur deutsch, englisch und etwas arabisch.«

»Ihr seid auch keine Pilger, nicht wahr?«, fragt Stella und taut langsam auf.

»Hmm, nein. Auch nicht wirklich! Wir wollen nach Norden über die Grenze. Aber wir wissen noch nicht so recht wo.«

»Habt ihr gültige Papiere?«

»Na ja, wir haben Passierscheine des Vatikan. Aber die sind – äh – nicht so ganz in Ordnung.«

»Dann könnt ihr‘s vergessen! Kehrt besser gleich wieder um und geht zurück nach Rom!«

»Das können wir nicht. Mein Freund und ich hatten dort – äh – ein paar Probleme«, druckst Gianna herum.

»Probleme? Ihr habt keine Probleme. WIR haben Probleme!«

»Wieso, was ist passiert? Wieso sollten wir nicht über die Grenze kommen?«

»Vito und ich haben es versucht. Es ist unmöglich! Wären wir nur zuhause in Sizilien geblieben!«

»Wo habt ihr denn versucht die Grenze zu überqueren?«

Stella sieht Gianna und David eine Weile ruhig an. Dann erzählt sie, was ihr und Vito in den letzten Wochen widerfahren war:

»Vor einem Monat hat sich für uns die Gelegenheit ergeben, mit einem Frachter von Palermo nach La Spezia zu fahren. Vitos Bruder kennt einen Verwandten des Kapitäns und der hat uns die Schiffspassage vermittelt. Fast unsere gesamten Ersparnisse sind dafür draufgegangen. In La Spezia haben wir festgestellt, dass ganz in der Nähe der Pilgerweg vorbeiführt. Wir haben uns also unter die Pilger gemischt und sind die Via Francigena hochgewandert. Am Cisapass bei Pontremoli wollten wir die Grenze zur Po-Domäne überqueren. Dort befindet sich einer der wenigen offiziellen Grenzübertritte. Wir dachten erst, dass wir im Pilgerstrom, da irgendwie mit durchrutschen könnten. Das hat sich aber schnell als Illusion herausgestellt. Die Grenzstation, da oben auf dem Pass, ist eine Hochsicherheitsanlage. Jeder, der von Süden kommt und die Grenze passieren will, wird im Zollgebäude auf seine Identität überprüft. Die Fahrzeuge werden mit Hunden kontrolliert und mit elektronischen Geräten durchleuchtet. Wir haben aus unserem Versteck im Wald bald erkannt, dass da ohne gültige Reisepapiere kein Durchkommen ist. Gut – haben wir gedacht – dann gehen wir halt außen rum. Einen ganzen Tag lang sind wir im Wald am Metallzaun entlang gelaufen. Immer in sicherer Entfernung, so dass man uns von drüben aus nicht sehen konnte. Völlig unüberwindbar sage ich dir! Bergauf und bergab sind wir gelaufen. Der Zaun führt immer oben am Grat entlang. Früher war das mal die grüne Grenze zwischen der Emilia-

Romagna und der Toskana. Jetzt ist es ein eiserner Vorhang. Über fünf Meter hoch, mit einem rasierklingenscharfen Stacheldrahtverhau am oberen Ende. Als es Abend wurde, haben wir einen vom Wind entwurzelten Baum in der Nähe des Zauns gefunden. Mit vereinten Kräften haben wir ihn Zentimeter für Zentimeter an den Zaun gewuchtet. Schließlich ist es uns gelungen, ihn so gegen den Zaun zu lehnen, dass wir daran nach oben klettern konnten. Frag nicht, wie wir ausgesehen haben, nachdem wir oben dann über den Stacheldraht geklettert sind! Es hat uns beinahe die Haut vom Körper gezogen. Wir haben geblutet wie abgestochene Schweine. Kaum waren wir drüben, gingen am Zaun die Lichter an und eine Alarmsirene ging los. Nach einer Minute war so ein automatisches Flugdings, eine Drohne oder wie die Dinger da heißen, über uns. Aus einem Lautsprecher ertönte eine Stimme, die gesagt hat, dass wir uns nicht von der Stelle rühren sollen. Wir sind weggelaufen, so schnell wir konnten, aber dieses Drohnendings ist immer genau über uns geblieben. Wir haben versucht, es mit Ästen und Steinen vom Himmel zu holen, aber es war zu weit oben in der Luft. Eine Stunde lang sind wir in Panik durch den Wald gelaufen und haben versucht das blöde Ding abzuschütteln. Umsonst. Dann haben wir die Hunde gehört. Vier Carabinieri haben uns schließlich festgenommen und mit so einem modernen Geländewagen in ein Auffanglager nach Berceto gebracht.«

»Oh mein Gott!« flüstert Gianna entsetzt. »Ich hätte nie gedacht, dass die sich mit so einem Aufwand gegen ihre eigenen Landsleute abschirmen!«

»In erster Linie sind es ja die vielen Afrikaner, gegen die man sich mit diesem Metallzaun abgrenzen will. Vito und ich haben in Palermo in einem Krankenhaus gearbeitet. Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie viele Menschen nach wie vor übers Mittelmeer kommen und Richtung Norden weiterziehen!«

»Bei den Afrikanern sehe ich das ja ein. Aber wir – wir sind doch ein Volk! Wir sprechen auf beiden Seiten des Zauns die gleiche Sprache. Die können uns doch nicht wie Verbrecher behandeln!« empört sich Gianna.

»Ihr habt keine Ahnung, was die können! Anfangs sind sie davon ausgegangen, dass wir Drogenschmuggler wären. Als sie in unseren Sachen nichts gefunden haben, mussten wir zur medizinischen Untersuchung. Wir mussten uns nackt ausziehen, auf einen Tisch steigen und vornübergebeugt in die Hocke gehen. Dann hat uns ein Arzt auf eingeschobene Drogenpäckchen untersucht. Du kannst dir nicht vorstellen, wie demütigend das war! Dann ging es weiter zum Verhör. Ein Beamter hat von uns wissen wollen, wo wir herkommen, wo wir hinwollen, warum wir unsere Heimat verlassen haben und so weiter. Er hat uns auch gefragt, ob wir Asyl beantragen wollen. Im gleichen Atemzug hat er aber auch gesagt, dass wir aus einer sicheren Herkunftsregion kämen und keinen Aussicht auf Erfolg hätten. Nach dem Verhör haben sie uns fotografiert, unsere Fingerabdrücke eingescannt und eine DNA-Probe genommen. Danach haben wir drei Tage in Abschiebehaft gesessen.«

»Haben sie euch dort wenigsten anständig behandelt?« fragt Gianna zunehmend konsterniert.

»Oh ja! Wir bekamen gutes Essen und hatten eine saubere Doppelzelle. Waschbecken, ein modernes WC. Es hat an nichts gefehlt. Dieser ganze Prozess scheint überhaupt perfekt durchorganisiert zu sein. Am vierten Tag wurde uns der Abschiebebescheid eröffnet. Wir wurden als Wirtschaftsflüchtlinge eingestuft und hatten die Domäne sofort zu verlassen. Noch am selben Abend haben uns die Carabinieri mit dem Geländewagen wieder auf den Cisapass hinaufgefahren. Vito und mich haben sie mit Handschellen auf den hinteren Notsitzen angekettet. Vito hat die vielen Kurven der Passstraße nicht vertragen und musste sich während der Fahrt übergeben. Kurz hinter der Grenze haben sie angehalten und wollten uns rausschmeißen. Als sie gesehen haben, dass Vito ihren Wagen eingesaut hatte, sind sie ausgerastet. Sie haben ihn zusammengeschlagen und aufs übelste beschimpft. Dann haben sie ihn angekettet im Wagen zurückgelassen. Sie haben mich gepackt und sind mit mir in den Wald gegangen. Dort sind sie – dort sind alle – alle über mich hergefallen – und haben mich nacheinander – einer nach dem anderen –«

Weiter kann Stella nicht mehr erzählen. Von Heulkrämpfen geschüttelt, verbirgt sie ihr Gesicht in ihren Händen. Gianna nimmt sie in den Arm und versucht sie zu trösten. David sitzt irritiert daneben. Er hatte von Stellas Erzählung kein Wort verstanden und irgendwann gar nicht mehr hingehört. Ihr plötzlicher Gefühlsausbruch überrascht in ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Nun macht auch Vito zum ersten Mal an diesem Abend den Mund auf:

»Ich habe von Anfang an gesagt, dass wir es ohne einen professionellen Fluchthelfer nicht schaffen werden! Aber du wolltest ja nicht auf mich hören!«

»Ach wirklich?« schreit ihn Stella heulend an. »Woher hätten wir denn das Geld nehmen sollen? Du weißt doch so gut wie ich, dass unser Geld für einen Fluchthelfer nicht mehr gereicht hätte! Wir sind auf dem Rückweg gerade noch bis Siena gekommen. Jetzt ist aber alles aufgebraucht und wir sitzen hier in diesem Loch und wissen nicht, wie es weiter gehen soll! Der Wirt hat schon gesagt, dass er uns morgen rausschmeißt, wenn wir ihm nicht das Geld für die vorige Nacht geben. Wir haben aber nichts mehr!«

»Ihr wollt also wieder zurück nach Sizilien.« sagt Gianna. »Könnt ihr denn nicht eine Weile hier arbeiten, um euch etwas Geld für die Heimfahrt zu verdienen?«

»Weißt du was eine Schiffspassage kostet? Und auf dem Landweg sind wir bestimmt Monate unterwegs! Wie sollen wir hier das Geld zusammenbekommen? Der Wirt hat mir gesagt, dass sein Schwager ein Bordell betreibt, das durch die vielen durchziehenden Pilger recht gut läuft. Da soll ich mich mal vorstellen, hat er gesagt!«

»Wenn er das nochmal tut, dann bring ich ihn um!«, tobt Vito. »Das schwöre ich beim Grab meiner Mutter!«

»Jetzt reg dich doch nicht so auf Vito!«, versucht Stella ihren Mann zu beruhigen. »Du tust schon so, als wäre ich auf sein Angebot eingegangen. Aber von irgendwas müssen wir ja in Zukunft leben!«

Gianna bemerkt, dass David sie ziemlich hilflos ansieht. Offensichtlich würde er auch gerne erfahren, über was sich die drei da so emotional auf italienisch unterhalten.

> *»Komm mit!«, fordert sie ihn auf. »Wir setzen uns auf die Matratzen in unserer Ecke. Da erzähl ich dir in aller Ruhe, was die beiden erlebt haben.«*

Sie entschuldigt sich bei Stella und Vito und zieht sich mit David in ihrer Schlafecke zurück. In allen Einzelheiten, wiederholt sie Stellas Geschichte. Als sie damit fertig ist, sagt David:

> *»Ich hätte nicht geglaubt, dass das an der Grenze so kompliziert werden würde. Aber sei's drum. Morgen versuchen wir Kontakt zu einer Schleuserorganisation zu bekommen. Wo es eine Nachfrage gibt, da bietet bestimmt auch jemand eine entsprechende Dienstleistung an. Glaub mir! Wenn wir uns an die richtigen Leute wenden, dann kommen wir auch über diese Scheißgrenze!«*

> *»Du meinst, wir sollten uns an einen Fluchthelfer wenden?«, fragt Gianna irritiert.*

> *»Fluchthelfer, Schleuser, nenn es wie du willst! Was wir jetzt brauchen ist jedenfalls ein Profi und kein Amateur!«*

Fahndung

Im Vatikan hat Monsignore Scarelli seinen Privatsekretär zum Rapport in seine Privatgemächer einbestellt.

> *»Bonelli, wie ist der aktuelle Stand der Dinge? Haben sie diesen Spion aus Wien endlich dingfest gemacht?«*

> *»Tut mir leid Monsignore, die Fahndung nach ihm läuft auf Hochtouren. Bisher leider ohne Erfolg. Der junge Mann ist wie vom Erdboden verschluckt!«*

> *»Das kann doch wohl nicht wahr sein! In allen Zeitungen der Stadt ist er zur Fahndung ausgeschrieben. Sein Steckbrief hängt*

an jedem Laternenmast! Irgend jemand muss ihn doch gesehen haben!«

»Einen ersten Fahndungserfolg haben wir durchaus zu verzeichnen. Gestern haben sich drei Männer bei uns gemeldet. Sie haben behauptet den Mann auf dem Steckbrief erkannt zu haben. Als sie ihn zur Rede stellen wollten, sei er weggelaufen. Sie hätten ihn dann verfolgt und überwältigt. Als er sich wehrte, haben sie ihm einen Schlag über den Schädel verpasst, woraufhin er das Bewusstsein verloren habe. Sie nahmen ihm dann seine Papiere ab und sind weggegangen, um die Polizei zu holen. Kurz darauf haben sie es sich dann aber anders überlegt und sind wieder zu ihm zurückgekehrt, damit er ihnen in der Zwischenzeit nicht stiften geht. Leider war er da aber schon weg. An den Papieren besteht aber kein Zweifel. Es handelt sich eindeutig um den Ausweis von David Jonas aus Wien!«

»Wo hat sich das Ganze denn abgespielt?«

»In der Nähe der Stazione Termini. Die drei Männer leben in der Gegend. Sie sind Brüder und heißen Torretti.«

»Stazione Termini?«, wiederholt der Monsignore ungläubig. »Was um alles in der Welt hat dieser Jonas denn in dieser gottverlassenen Gegend gewollt?«

»Das kann ich Ihnen leider auch nicht sagen. Fakt ist jedenfalls, dass diese drei Brüder keinen festen Wohnsitz haben und in der dortigen Bahnhofsgegend bereits mehrfach wegen Eigentumsdelikten mit dem Gesetz in Konflikt gekommen sind. Jetzt erheben sie Anspruch auf einen Teil der Belohnung, die wir für die Ergreifung des entflohenen Kindermörders ausgesetzt haben.«

»Das wäre ja noch schöner!«, lacht Scarelli laut auf. »Soll ich Ihnen mal sagen, was da passiert ist? Die drei haben diesen Jonas in der Bahnhofsgegend überfallen und ausgeraubt. Danach haben sie die Steckbriefe gesehen und gemerkt, was für ein dicker Fisch ihnen da durch die Lappen gegangen ist. Jetzt wollen sie

über die erbeuteten Ausweispapiere wenigstens an einen Teil der Belohnung kommen!«

»Das kann gut sein«, pflichtet ihm Alberto Bonelli bei. »Die drei haben behauptet, dass David Jonas kein Geld bei sich hatte. Ich vermute aber, dass sie das einfach behalten haben und nun auch noch den Ausweis zu Geld machen wollen. Ich verstehe nur nicht, wo dieser Jonas abgeblieben ist. Vielleicht haben sie ihn ja totgeschlagen und tischen uns jetzt ein Märchen auf!«

»Das glaube ich nicht! In dem Fall hätte ihnen ja die volle Belohnung zugestanden. Die hätten das einfach als Notwehr hingestellt.«

»Oder jemand anders hat ihn gefunden und in Sicherheit gebracht!«

»In dieser Gegend? Mein lieber Bonelli! Sie haben wohl zu oft im Lukas Evangelium die Geschichte vom barmherzigen Samariter gelesen! In diesen Slums gibt es keine Samariter. Ich kann mir eigentlich nur einen Ablauf vorstellen: Dieser Jonas hat sich nach dem Überfall wieder aufgerappelt und ist getürmt. Das heißt aber auch, dass er jetzt ohne Ausweis, Gepäck und Papiere irgendwo da draußen unterwegs sein muss. Das müsste schon mit dem Teufel zugehen, wenn wir ihn da nicht früher oder später erwischen! Versetzen wir uns doch mal in seine Lage. Was wäre denn der kürzeste Weg, auf dem er wieder in seine Heimat zurückkehren könnte?«

»Sie meinen zu Fuß, Monsignore?«

»Zu Fuß, mit dem Bus, mit dem Schiff – egal, nur Fliegen kann er definitiv nicht!«

»Der kürzeste Weg in die Donau-Domäne führt über die Adria. Bis nach Ancona sind es keine dreihundert Kilometer von hier. Wenn er es dort schaffen würde, eine Schiffspassage nach Zadar zu ergattern, wäre er fast schon am Ziel! Die Wasserscheide der Donau-Domäne verläuft dort in unmittelbarer Nähe.«

»Dann schicken Sie Bruno nach Ancona. Er soll dort auf diesen Jonas warten. Wenn er tatsächlich diesen Weg wählt, wird er garantiert einige Tage in Ancona festsitzen, bevor er ein Schiff findet, das ihn mitnimmt. Bruno soll am Hafen seine Ohren offenhalten. Er weiß ja, was zu tun ist, wenn dieser Jonas auftaucht. Weitere Alternativen?«

»Nun ja, Monsignore. Er könnte versuchen mit einem der Pilgerbusse die Stadt zu verlassen. Wir kontrollieren aber schon seit Tagen jeden abfahrenden Bus. Wenn er das versucht hätte, dann wäre er uns bereits in die Falle gegangen. Er könnte natürlich auch zu Fuß auf einer der Pilgerstraßen unterwegs sein. Allerdings ohne Geld und Gepäck? Da wird er nicht weit kommen!«

»Mensch Bonelli, unterschätzen sie diesen Jonas nicht! Der schlägt bestimmt den erstbesten Pilger nieder und raubt ihm seine Sachen. Dann macht er einen auf armen Wandersmann und pilgert die Via Francigena nach Norden! Schicken Sie Telegramme an alle Klöster auf den diversen Pilgerwegen nördlich von Rom. Die Äbte und Äbtissinnen sollen sofort dem Vatikan Bericht erstatten, wenn er in ihrem Kloster Unterschlupf sucht. Schreiben Sie, der Gesuchte hätte das Grab des Heiligen Benedikt in Montecassino geschändet. Auf so etwas reagieren die Ordensleute sehr empfindlich!«

»Ich werde das in die Wege leiten, Monsignore! Ich bin mir sicher, dass wir diesen David Jonas früher oder später erwischen.«

»Das will ich hoffen, Bonelli! Gibt es eigentlich etwas Neues von dieser römischen Journalistin?«

»Leider nein! Diese Gianna Marconi ist ebenfalls wie vom Erdboden verschluckt. Sie wurde zuletzt gesehen, als sie den von Bruno angeschossenen Salvatore Pollini am Kolosseum zurückließ. Danach verliert sich ihre Spur. Es ist wirklich mysteriös. Ihre Eltern sind ebenfalls verschwunden. Deren Wohnung in Trastevere steht seit ein paar Tagen leer. Keiner der Nachbarn weiß, wo sich die Marconis derzeit aufhalten.«

»Was ist mit Freunden und Bekannten?«

»Gianna Marconi hat in einer Wohngemeinschaft mit zwei jungen Leuten gelebt. Der junge Mann ist momentan ebenfalls unauffindbar. Die Mitbewohnerin hat Bruno inzwischen aber ausfindig gemacht und auf seine unwiderstehliche Art ausgefragt. Sie weiß aber definitiv nichts über den derzeitigen Aufenthaltsort von Gianna Marconi.«

»Hat sie die Befragung überlebt?«, will Scarelli beiläufig wissen.

»Natürlich, um Gottes Willen! Wir können wegen dieser Angelegenheit doch nicht die halbe römischen Bevölkerung eliminieren! Es ist schon genug Blut geflossen und es wurde schon mehr als genug Aufsehen erregt! Es wird Zeit, dass wir den Ball wieder flach halten!«

»Sie mögen ja Recht haben, Bonelli! Aber ich will endlich Erfolge sehen! Ich mache Sie persönlich dafür verantwortlich, dass dieser Jonas und diese Journalistin endlich geschnappt werden. Sollten Sie versagen, werden Sie mich kennenlernen! Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht. Und bitten Sie den Heiligen Antonius[27] von Padua in Ihrem Nachtgebet um Beistand!«

»Noch eine Frage Monsignore: Was soll ich denn jetzt diesen Brüdern Torretti sagen? Kriegen die ihren Teil der Belohnung?«

»Hmm, meinetwegen. Geben sie ihnen ein Drittel der ausgesetzten Ergreifungsprämie und sagen Sie ihnen, dass sie den Rest bekommen, wenn sie uns den Verbrecher tot oder lebendig abliefern. Solche Leute muss man sich warmhalten, Bonelli! Unser guter Bruno wird auch nicht ewig leben und nützliche Idioten muss man sich beizeiten heranziehen. Merken Sie sich das!«

Studienreise

Es ist ein kalter Morgen im April, als Jan Eckert am Kölner Hauptbahnhof in die S-Bahn zum Konrad-Adenauer-Flughafen steigt. In der Nacht hat es

27 Antonius von Padua: Schutzpatron u.a. der Suchenden

noch einmal geschneit. Vom Frühling ist weit und breit noch nichts zu sehen. Der Winter hat die Rhein-Domäne dieses Jahr ungewöhnlich lang in seinem eisigen Griff. »Ob ich heute Abend wohl schon im kurzen Hemd draußen sitzen kann?«, fragt sich Jan, als er an das Ziel seines heutigen Fluges denkt.

Als er kurze Zeit später den Airport erreicht, ist seine Reisegruppe bereits vollzählig am Abfluggate versammelt. Neben Professor Guggenmoser und drei seiner Stiftungsprofessoren, sind außer Jan noch drei weitere Doktoranden und zwei Doktorandinnen Mitglied der Delegation. Vier von ihnen kennt Jan eigentlich nur flüchtig und vom Sehen. Ein freundschaftliches Verhältnis verbindet ihn dagegen mit Andreas Wegener. Andreas hat etwa zur selben Zeit wie Jan mit seiner Promotion begonnen. Er beschäftigt sich mit höchstkomplizierten mathematischen Modellen und Domänensimulationen. Was aber genau darunter zu verstehen ist, weiß außer ihm selbst anscheinend niemand so recht. Selbst für Jan, der sich mit mathematischen Themen nie schwer getan hat, ist das Spezialgebiet von Andreas ein Buch mit sieben Siegeln.

Noch während die Gruppe am Gate sitzt, doziert Professor Guggenmoser über die Benimmregeln des fremden Kulturkreises, an die sich die Delegationsmitglieder in den kommenden Tagen gefälligst zu halten hätten. Man merkt, dass er schon oft vor Ort gewesen sein muss und sich mit den orientalischen Gepflogenheiten offenbar bestens auskennt. Wahrscheinlich geht es ihm aber auch darum, seine Rolle als Delegationsleiter von Anfang an unmissverständlich klarzumachen.

Pünktlich zur geplanten Boardingzeit besteigt die Gruppe das Flugzeug. Jan freut sich wie ein Schneekönig, als er bemerkt, dass er direkt am Fenster sitzt. Er ist bisher erst dreimal in seinem Leben geflogen. Einmal nach Gran Canaria und zweimal nach Mallorca. Wie lange das wohl schon her ist! Er war damals noch ein Kind. Meistens hatte seine Familie an der Nordsee Urlaub gemacht. Die Autofahrerei dorthin hatte er immer als ziemlich ätzend empfunden. Aber im Nachhinein betrachtet, war es dort

schöner gewesen, als in den großen Touristensilos auf den spanischen Inseln.

Nachdem der Flieger abgehoben hat, sieht Jan das langgestreckte Rheintal unter sich liegen. Die Stadt unter ihm muss Bonn sein. Dieser unbedeutende Vorort der Domänenhauptstadt Köln war früher angeblich einmal die Hauptstadt der großen Bundesrepublik Deutschland! Das muss aber lange vor Jans Geburt gewesen sein. Er kann sich gerade noch an Berlin als sogenannte Bundeshauptstadt erinnern und selbst das liegt mittlerweile eine gefühlte Ewigkeit zurück.

Nach einem kurzem Steigflug taucht das Flugzeug in eine dichte Wolkendecke ein. »Schade«, denkt sich Jan, denn er hätte gerne noch länger seine Heimat von oben betrachtet. Der kleine Monitor in der Rückenlehne seines Vordermanns zeigt den aktuellen Flugverlauf an. Es dauert nicht lange, da befinden sie sich schon über Frankfurt am Main. Irgendwo da unten muss der stillgelegte Flughafen liegen. Nachdem sich Köln als Domänenhauptstadt durchgesetzt hatte, fiel der Frankfurter Rhein-Main-Flughafen in einen Dornröschenschlaf. Nach dem Wirtschaftscrash war jeglicher Flugverkehr völlig zum Erliegen gekommen. Und als sich langsam wieder eine schwache Nachfrage nach domänenübergreifenden Flügen entwickelte, erwies sich der moderne Kölner Flughafen als völlig ausreichend, um die wenigen erforderlichen Starts und Landungen abzuwickeln. Das ehemalige Luftdrehkreuz in Frankfurt wurde eingemottet und als Reserveflughafen bereitgehalten, falls der Flugverkehr jemals wieder seine frühere Bedeutung wiedererlangen sollte. Momentan sieht es aber noch nicht danach aus. Für die meisten Einwohner der Rhein-Domäne ist Fliegen ein unvorstellbarer Luxus und wer mal für ein paar Tage Ruhe und Erholung sucht, findet diese in der romantischen Flusslandschaft des Mittelrheins zwischen Bingen und Königswinter. Die dortigen Beherbergungsbetriebe haben inzwischen wieder zum alten Glanz des letzten Jahrhunderts zurückgefunden und freuen sich von Jahr zu Jahr über neue Besucherrekorde.

Nur wenige Minuten später überquert der Flieger die Grenze zur Donau-Domäne. Die Wolken lockern wieder auf. Obwohl das Flugzeug mittlerweile fast seine Reiseflughöhe erreicht hat, kann Jan Städte, Felder und Wälder unter sich vorbei ziehen sehen. Über Passau erkennt er den Zusammenfluss von Donau und Inn. Über mehrere Kilometer hinweg, sieht man die hellen sedimentgeschwängerten Wassermassen des Inns, einträchtig neben denen der dunklen Donau her fließen. Bis sich die beiden Flüsse nach der nächsten großen Kehre zu einem riesigen Strom vereinigen, der sich langsam und in vielen Kehren in Richtung Südosten schiebt. Wien, Budapest und Bukarest sind weitere Städtenamen, die Jan aus dem Geographieunterricht kennt und die nach und nach neben dem dicken blauen Strich auftauchen, der sich langsam über das Display des Flugmonitors schiebt.

Nach der Hälfte der Flugzeit erreichen sie die Küstenlinie des Schwarzen Meeres. Die Flugbegleiterinnen haben bereits damit begonnen das Mittagessen zu verteilen. Die Fluggäste haben die Wahl zwischen Schweinefleisch, Hühnchen und Pasta. Jan nutzt die Gelegenheit, um sich den Bauch nochmal ordentlich mit Schweinefleisch vollzuschlagen. Wenn er den Worten seines Professors Glauben schenken kann, wird er in den kommenden Tagen wohl darauf verzichten müssen. Und auch die Gelegenheit zu einem letzten Glas Kölsch lässt er sich nicht entgehen. Nach dem Essen unterhält er sich mit seinem Sitznachbarn. Der Mann war ihm von Anfang an irgendwie bekannt vorgekommen. Jetzt stellt sich heraus, dass er ein früherer Kollege aus der Grasmann GmbH ist, wo Jan als Werkstudent gearbeitet hatte. Er ist Vertriebsmitarbeiter und häufig auf Dienstreisen unterwegs. Wahrscheinlich hatte Jan den Mann ein paar Mal in der Kantine gesehen und unbewusst wahrgenommen. Momentan ist er jedenfalls gerade zu einem dreitägigen Arbeitsbesuch in die Ölstadt Basra unterwegs.

> *»Zwei Wochen lang mit einer geführten Reisegruppe unterwegs!«, wiederholt er mit großen Augen, als Jan ihm erzählt, was er in Bagdad vorhat. »In diesem Land gibt es so viel interessante Städte zu sehen. Eine geschichtsträchtiger als die andere.*

Während ihr Studenten einen auf Sightseeing macht, muss ich arme Sau den Scheichs am Golf die Vorzüge unserer neuen Produktpalette erklären. Wie sehr ich dich beneide!«

Nachdem Jan seinem Ex-Kollegen in groben Zügen das Besichtigungsprogramm seines Aufenthalts erzählt hat, lehnen sich beide zurück und machen ein kleines Nickerchen. Unterdessen überquert der Flieger das Schwarze Meer und das anatolische Hochland. Als der Pilot den Sinkflug einleitet, wacht Jan wieder auf. Unter ihnen erstrecken sich bereits die grünen Felder des Zweistromlands. Kurz nachdem er das blaue Band eines breiten Flusses sehen kann, ertönt eine Stimme aus dem Lautsprecher:

»Meine sehr geehrten Damen und Herren! Wir erreichen in Kürze unseren Zielflughafen in Bagdad. Bitte klappen Sie jetzt Ihre Tische hoch und stellen Sie Ihre Rückenlehnen senkrecht. Im Namen der gesamten Crew sage ich Tschö und bedanke mich bei Ihnen, dass Sie mit Rhein Air geflogen sind. Wir hoffen sie hatten einen angenehmen Flug und würden uns freuen, Sie bald wieder bei uns an Bord begrüßen zu dürfen.«

Jans Hände werden feucht. Wenn er etwas am Fliegen nicht mag, sind es die Landungen. Wie nicht anders zu erwarten, geht aber alles glatt. Begleitet von den pathetischen Klängen von Richard Wagners Walkürenritt setzt der Flieger sanft auf der Landebahn auf und rollt langsam aus. Dann folgt er einem Follow-me-Fahrzeug bis zu seiner endgültigen Parkposition auf dem Vorfeld.

Bevor die Passagiere aussteigen, meldet sich der Kapitän über Lautsprecher und entschuldigt sich dafür, dass aufgrund der akuten Überlastung des Airports leider keine Passagierbrücke mehr frei gewesen sei und das Aussteigen deshalb auf die altmodische Art über eine Gangway erfolgen müsse. Jan hat nichts dagegen einzuwenden, auf diese Weise ein wenig Flughafenluft zu schnuppern. Als er den klimatisierten Flieger verlässt und die steile Treppe hinuntersteigt, schlägt ihm die schwülwarme Luft wie eine unsichtbare Wand entgegen. Jan fühlt sich schlagartig in eine

andere Welt versetzt. Das Flughafengebäude ist von grünen Palmen umsäumt und wirkt im Vergleich zur restlichen Umgebung wie eine Oase inmitten der Wüste. Die Schilder an den Gebäuden sind fast alle in arabischer Schrift geschrieben. Ihre geschwungenen Schnörkel sind schön anzusehen, verraten Jan aber nichts über ihre Bedeutung. Zwei Männer in langen weißen Gewändern eilen zu einem der großen Flugzeughangars. Sie sehen aus, als kämen sie aus einem der Märchen aus Tausendundeiner Nacht.

Als die Passagiere mit zwei Gelenkbussen zum Terminal gebracht werden, wird die Atmosphäre wieder etwas westlicher. Die Zollkontrolle im Inneren des Flughafengebäudes geht recht schleppend voran. Die Beamten kontrollieren penibel jeden Reisepass und jedes der Visa Dokumente. Über eine Stunde lang zieht sich die langwierige Prozedur hin. Als die Gruppe endlich das Zollgebäude verlässt und den Ankunftsbereich erreicht, erwartet sie ein Getümmel von Menschen. Viele halten Schilder in die Luft, worauf aber meistens unlesbare arabische Schriftzeichen aufgedruckt sind. Schließlich entdeckt die Gruppe einen Mann mit einem Schild, auf dem groß »GUUGENMSER« geschrieben steht. Professor Guggenmoser stellt sich und seine Begleiter dem jungen Mann vor. Vom Alter her, dürfte es sich um einen Studenten handeln. Er führt die Reisegruppe zum Ausgang des Flughafens, wo ein Kleinbus wartet. Eine Stunde später hat die Delegation ihre Zimmer im Hotel Babylon bezogen. Jan und Andreas teilen sich ein Zweibettzimmer.

> *»Warst du schon einmal in so einem tollen Hotel?«, fragt Andreas neugierig, als die beiden ihr Zimmer im fünften Stock betreten.*
>
> *»In so einem Luxushotel?«, antwortet Jan. »Natürlich nicht! Als Kind, vor der Krise, war ich mit meinen Eltern im Urlaub manchmal in einem Hotel. Meistens hatten wir ja irgendwo eine Ferienwohnung gemietet und uns dort selbst versorgt. War billiger! Ab und zu waren wir auch mal im Hotel, aber mehr in so Touristenburgen. Das hier ist schon eine andere Klasse!«*

»Bei mir war‘s ähnlich. Manchmal waren wir in solchen All-Inclusive Ressorts, wo man sich mit den anderen Gästen dann am Buffet ums Essen prügeln musste. Aber auch das liegt schon eine Ewigkeit zurück. Hast du gesehen? Unser Zimmer hat direkten Blick auf den Tigris. Dort unten kann man die Kähne vorbeiziehen sehen.«

»Mich würde es nicht wundern, wenn hier jemand draußen vor dem Fenster auf einem Teppich vorbeifliegen würde!«

Jan hat seinen Satz kaum beendet, als draußen eine laute männliche Stimme aus einem Lautsprecher zu plärren beginnt.

»Was ist das denn«, wundert sich Andreas und öffnet die Tür zum Balkon.

»Der Muezzin ruft zum Gebet! Schau mal da unten: Die Männer da kauern schon auf dem Boden und verbeugen sich in Richtung Mekka. Soweit ich weiß, passiert das hier fünfmal am Tag! Sobald er den Ruf des Muezzins hört, lässt der gläubige Moslem alles stehen und liegen und beginnt zu beten.«

»Stell dir mal vor, die Muslime bei uns in Köln würden auch so herumschreien. Schließlich müssen die unser Glockengeläute ja auch ertragen.«

»Ich glaube du spinnst! So schnell könntest du gar nicht schauen, wie sich da der Bürgerprotest formieren würde. Und in meinen Augen völlig zurecht. Jede Zivilisation sollte ihre eigenen Traditionen bewahren. Multikulti ist ja schön und gut, solange es ums Feiern und Essen geht. Was die Religion angeht, soll meinetwegen jeder tun und lassen, was er will. Aber bitte in Ruhe!«

»Könntest du dir vorstellen hier in Bagdad zu studieren?«, fragt Andreas.

»Warum nicht? So ein oder zwei Auslandssemester hier an der Uni wären bestimmt nicht schlecht. Man müsste es sich halt leisten können!«

»Ich habe auch gehört, dass die hier horrende Studiengebühren kassieren. So wie früher an den amerikanischen Eliteuniversitäten in Harvard oder Yale. Ist schon irgendwie komisch. Früher wollten alle in Amerika studieren oder dort ihren Abschluss machen. Heute sind die amerikanischen Universitäten ziemlich in Vergessenheit geraten und wer etwas auf sich hält, will hier in Bagdad studieren! Das Universitätsgelände beginnt, so weit ich weiß, gleich hinter dem Hotel und füllt inzwischen fast das ganze Areal der Tigrisschleife. Das muss ganz schön riesig sein!«

»Wir werden es in den nächsten Tagen bestimmt noch zur Genüge kennenlernen. Wann treffen wir uns denn mit unseren Gastgebern?«

»Hast du nicht gehört, was der Guggenmoser gesagt hat? In einer Stunde im Kongresszentrums des Hotels.«

Balkanroute

Am nächsten Morgen sprechen Gianna und David mit dem Wirt ihrer Herberge. Sie fragen ihn rundheraus, an wen man sich denn in Siena wenden könne, wenn man auf nicht ganz legale Weise nach Nordeuropa zu reisen gedenke. Der Wirt reagiert alles andere als überrascht. Zu oft schon hat er Gäste beherbergt, die sich mit einem solchen Anliegen mehr oder weniger vertrauensvoll an ihn gewandt haben. Ohne viel nachzufragen schickt er seine Gäste zu seinem alten Bekannten Fernando DiSelva.

»Geht durch die Kontrade[28] Bruco bis zur Porta Ovile. Dort verlasst ihr die Altstadt und geht zur Via Guiseppe Mazzini. Fragt nach der Tankstelle. Es gibt nur eine in der Stadt. Der Besitzer ist ein Freund von mir. Sagt ihm, Francesco hätte euch geschickt.«

Kurz darauf machen sich Gianna und David auf den Weg. Aus einer kleinen Bar strömt ein feiner Duft von frischen Hörnchen und Kaffee. Ihr Magen knurrt und sie können nicht widerstehen. Sie treten ein und frühstücken erst einmal ordentlich.

---

28 Kontraden: Sienesische Stadtteile die beim Palio gegeneinander wetteifern

»Und was sagen wir jetzt diesem Tankstellenheini?« fragt Gianna.

»Na, dass wir auf dem schnellsten Weg in die Donau-Domäne wollen!«, antwortet David überrascht.

»Du willst da hin! Ich weiß eigentlich noch gar nicht, wo ich hin will!«

»Warum willst du denn nicht erst einmal mit mir nach Wien kommen? Ich muss doch die Behörden überzeugen, dass ich gesund und munter bin. Danach kann ich dich bei deinen eigenen Plänen viel besser unterstützen. Ich dachte, das hätten wir bereits so abgesprochen!«

»Bin ich dir denn kein Klotz am Bein? Ich will dir nicht zur Last fallen!«

»Ach Quatsch! Nach allem was du für mich getan hast? Ohne dich wäre ich doch niemals lebend aus Rom heraus gekommen! Ich stehe so tief in deiner Schuld. Das kann ich doch nie mehr gutmachen!«

David gibt Gianna einen ganz zärtlichen Stups auf die Nasenspitze und lächelt sie an. Sie revanchiert sich mit einem ordentlichen Knuff auf seinen Oberarm und lächelt dann schelmisch zurück. Nachdem sie ihre Croissants verdrückt und ihren Cappuccino ausgetrunken haben, machen sie sich wieder auf den Weg. Es dauert nicht lange, dann erreichen sie die zwei alten Torbögen der Porta Ovile, wo die engen Gassen der Altstadt enden.

Nach einer Viertelstunde erreichen sie die Tankstelle. Ein junger Tankwart ist damit beschäftigt, einige Lastentransporter und Motorräder mit Benzin zu versorgen. Als Gianna ihn fragt, wo sein Chef zu finden wäre, zeigt er missmutig auf ein Haus am Ende des Grundstücks. Sie gehen an den zwei alten Zapfsäulen vorbei und steuern direkt auf das unspektakuläre Haus zu. Ein Büro im Erdgeschoß, eine Wohnung im ersten Stock, darüber ein einfaches Flachdach. Ein Zweckbau, wie er tausendfach in dieser Gegend zu finden ist.

»Hallo, ist da wer?« ruft Gianna, als sie durch die offene Tür eintreten.

»Moment!«, antwortet eine laute Männerstimme aus dem oberen Stockwerk. »Ich komme gleich!«

Mit schnellen Schritten kommt ein Mann die Treppe herunter. Gianna schätzt ihn auf Ende Vierzig, vielleicht Anfang Fünfzig. Seine langen, graumelierten Haare trägt er nach hinten gekämmt. An seinem Handgelenk baumelt eine protzige Armbanduhr. Noch bevor er etwas sagen kann, ruft Gianna ihm zu:

»Francesco hat uns zu Ihnen geschickt! Der Wirt von der Albergo Francesco.«

»So so, mein Freund Francesco! Dann lasst mich mal raten! Ihr seid hier auf der Durchreise und seid die Hitze des Südens leid!«

»Kann man so sagen,« antwortet Gianna. »Mein Freund und ich wollen in die Donau-Domäne, haben aber keine gültigen Papiere. Können sie uns da weiterhelfen?«

»Vielleicht! Kommt erst mal rein. Wir gehen in mein Büro.«

In diesem sogenannten Büro herrscht ein heilloses Durcheinander. Aktenordner türmen sich vor und auf dem Schreibtisch. Stapel von Papier liegen überall herum. Der Aschenbecher auf dem Schreibtisch quillt über. Vor dem Fenster hängen Gardinen – so grau, als wären sie im zwanzigsten Jahrhundert zum letzten Mal gewaschen worden. Immerhin steht auf dem Schreibtisch ein Telefon und verleiht dem Büro dadurch einen gewissen professionellen Charakter.

»Ich heiße Fernando DiSelva. Mit wem habe ich die Ehre?«

»Ich heiße Gianna und das ist mein Freund David. Er kommt aus Wien und spricht leider kein Italienisch.«

»Aus Wien? Hast du nicht gesagt, ihr wollt in die Donau-Domäne?«

»Die Geschichte ist ein wenig kompliziert«, versucht Gianna den irritierten DiSelva zu beruhigen. »Mein Freund hat keine gültigen Papiere. In der Po-Domäne werden sie ihm nicht glauben, dass er die Donau-Staatsbürgerschaft hat.«

»Lügt mich ja nicht an! Das Geschäft, das meine Freunde und ich betreiben, beruht auf absolutem Vertrauen. Und zwar auf gegenseitigem Vertrauen. Ich müsst mir schon die Wahrheit über euch erzählen, damit wir gemeinsam die beste Lösung finden. Verstehen wir uns?«

»Ja, natürlich. Wieso sollten wir Sie anlügen? Wenn David es schafft unbeschadet in die Donau-Domäne zu gelangen, ist er in Sicherheit. Wenn er vorher geschnappt wird, wird man ihn wieder abschieben und das Spiel beginnt von vorn.«

»Und was ist mit dir?«

»Ich komme aus Rom und bin sozusagen seine Begleitung.«

»Das kann ich mir vorstellen!« lacht DiSelva laut los. »Du hoffst auf ein luxuriöses Leben an der Seite dieses Knaben nördlich der Alpen! Die klassische weibliche Wirtschaftsflüchtlingsnummer!«

Gianna würde dieses arrogante Arschloch am liebsten an Ort und Stelle erschlagen. Sie besinnt sich aber eines Besseren und versucht möglichst gelassen zu bleiben.

»Meine Beweggründe gehen ja wohl nur mich etwas an. Ich denke nicht, dass das für unser Geschäft von Bedeutung ist!«

»Nein, ist ist es auch nicht. Trotzdem würde ich gerne mal eure Papiere sehen.«

»Muss das sein? Wir haben lediglich Passierscheine aus dem Vatikan. Und die sind – na ja – die sind gefälscht.«

»Trotzdem brauche ich etwas für meine Unterlagen. Eine Fluchthilfeorganisation ist bürokratischer als ihr glaubt. Ich würde mir gerne eine Kopie von euren Passierscheinen machen!«

Gianna überreicht ihm die gefälschten Dokumente. DiSelva prüft sie mit geübtem Blick und murmelt:

»Alle Achtung! Das ist eine saubere Arbeit! Hätten wir nicht besser hingekriegt!«

Mit einem Multifunktionsdrucker scannt er die Passierscheine ein. Danach gibt er sie wieder an Gianna zurück.

»Und wie habt ihr euch denn eure Flucht so vorgestellt?«

»Das wollten wir eigentlich von Ihnen wissen! Wir wollen so schnell wie möglich an die Donau!«

»Also Kinder, das Geschäft läuft folgendermaßen: Ich werde heute im Verlauf des Tages mit meinem Kontaktmann sprechen und ihm euren Fall darlegen. Ausgehend von den Informationen, die ich von euch bekommen habe, wird er für euch den optimalen Fluchtweg ausarbeiten. Wir bieten normalerweise ein All-Inclusive-Paket an. In eurem Fall heißt das, wir organisieren euren Transport von Siena bis hinter die Grenze der Donau-Domäne. Die genaue Fluchtroute hängt von vielen Faktoren ab. Ich schätze mal, dass sich in eurem Fall der Weg mit dem Schiff über die Adria anbieten wird. Die endgültige Entscheidung hängt aber von vielen Faktoren ab. Bezahlt wird vorab. Wieviel Geld habt ihr überhaupt?«

»Das geht Sie nichts an! Machen sie uns ein Angebot! Wir werden dann entscheiden, ob wir es annehmen oder nicht. Bis wann rechnen Sie mit einer Antwort von Ihrem Kontaktmann?«

»Ich werde versuchen ihn heute Abend telefonisch zu erreichen. Kommt morgen einfach nochmal vorbei. Vielleicht weiß ich dann schon mehr!«

»Alles klar, dann bis morgen!«, antwortet Gianna und verläßt mit David das Büro.

Während sie wieder zurück in die Altstadt gehen, erzählt Gianna David, was der Fluchthelfer gesagt hatte.

»Mit dem Schiff über die Adria?«, wiederholt David und klatscht sich mit der flachen Hand auf die Stirn. »Dass ich da nicht selbst darauf gekommen bin! Da drüben auf dem Balkan erreicht die Donau-Domäne ja fast das Meer. Das Einzugsgebiet der Drina beginnt bereits kurz hinter der Küstenlinie. Die Drina mündet in die Save und die bei Belgrad in die Donau.«

»Du scheinst in Erdkunde ja gut aufgepasst zu haben«, meint Gianna trocken.

»Was glaubst du, wie riesig die Donau-Domäne ist! Die Save hatte ich aber in der Tat fast vergessen. Dabei ist sie der wasserreichste Zufluss, den die Donau überhaupt hat! Welcher Hafen an der Adria ist denn von Siena aus am schnellsten zu erreichen?«

»Ich vermute mal Ancona. Allerdings müssen wir dann noch ein ganz schön langes Stück durchs Landesinnere.«

»Mensch Gianna, stell dir vor! Vielleicht transportieren die uns mit einem LKW nach Ancona. Wir besteigen dort ein Schiff und sind einen Tag später im Hoheitsgebiet der Donau-Domäne! Das ist zu schön, um wahr zu sein!«

»Du sagst es. Warte erst mal ab, was dieser arrogante Schnösel noch für Überraschungen für uns bereit hält.«

David lässt sich aber durch Giannas skeptische Töne nicht die Freude verderben. Er fühlt sich seinem Ziel so nah, wie noch nie zuvor. Auch Gianna ist mit dem Ergebnis dieses ersten Gesprächs durchaus zufrieden. Ihre Unsicherheit liegt eher darin begründet, dass sie nicht weiß, was sie in dieser fremden großen Domäne erwarten wird. Hier in Siena fühlt sie sich immer noch in gewisser Weise mit ihrer Heimat verbunden. Hier kann sie mit den Menschen in ihrer Muttersprache reden. Hier kennt sie die Sorgen und Nöte, mit denen die Menschen täglich zu kämpfen haben. Was wird sie jedoch auf dem Balkan erwarten? Fernab der Domänenhauptstadt Wien, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen. Der Balkan ist all die Jahre nie zur Ruhe gekommen. Schon lange vor dem großen

Wirtschaftscrash haben sich die verfeindeten Volksgruppen dort gegenseitig massakriert. Ob dort überhaupt Deutsch gesprochen wird? Soweit sie weiß, ist Deutsch die offizielle Amtssprache der Donau-Domäne. Aber auch nur, weil die einflussreichen Städte im Norden dies per Dekret durchgesetzt haben. In den küstennahen Gegenden wird bestimmt Kroatisch gesprochen und das verstehen sie beide nicht.

Die Sonne steht bereits hoch am Himmel, als Gianna und David das Stadtzentrum an der Piazza del Campo erreichen. In einer kleinen Wechselstube tauscht Gianna einen Teil ihrer Römischen Lire in Ombronische Lire um. Die Umtauschgebühren sind horrend und da sie nicht weiß, wie lange sie sich noch im Einzugsgebiet des Ombrone[29] aufhalten, hält sie es nicht für sinnvoll, mehr als unbedingt notwendig zu tauschen. Außerdem braucht niemand zu wissen, mit wieviel Geld sie unterwegs sind. Sie überlegen, was sie mit dem Rest des Tages anfangen und beschließen zu Fuß die Stadt zu erkunden. Als ihnen die Füße wehtun suchen sie sich auf den Stufen vor dem Domplatz ein schattiges Plätzchen.

> *»Sag mal David«, fragt Gianna, »bist du schon einmal im Süden deiner Domäne gewesen?«*
>
> *»Du meinst, da wo wir voraussichtlich die Grenze überqueren werden?«*
>
> *»Ja genau!«*
>
> *»Nein, noch nie. Diese Region gilt als das Armenhaus der Donau-Domäne. Freiwillig geht da niemand hin!«*
>
> *»Werden wir dort sicher sein?«*
>
> *»Was heißt schon sicher? Die Regionalregierung der Unterdomäne Drina.Save.Donau ist genauso der Zentralregierung in Wien unterstellt, wie alle anderen Unterdomänen auch. Allerdings gibt es dort unten viele Sonderregelungen und Ausnahmebestimmungen. Das*

29 Ombrone: Fluss in der Toskana. Mündet bei Grosseto ins Tyrrhenische Meer.

> *Domänensystem hat sich dort unten in der Praxis nie so richtig durchsetzen können.«*

In der Tat hatte es nach dem großen Crash sehr lange gedauert, bis sich die ehemaligen Balkanstaaten dazu durchringen konnten, sich der Donau-Domäne anzuschließen. Die verschiedenen Volksgruppen waren zu verfeindet, um sich auf ein gemeinsames Vorgehen zu einigen. Nur die Aussicht auf eine wirtschaftliche Erholung hat die Bevölkerung dazu veranlasst, sich auf dieses Experiment einzulassen. Die Gräben, die es dabei zu überwinden galt, waren aber nicht nur geografischer Natur. Während sich Europa an einer langen Periode von Frieden und Wohlstand erfreute, tobte im zerfallenden Jugoslawien ein erbarmungsloser Krieg zwischen Serben, Kroaten, Bosniern, Albanern und anderen Volksgruppen. Beim Massaker von Srebrenica wurden vor den Augen niederländischer Blauhelmsoldaten über achttausend Bosnier abgeschlachtet und in Massengräbern verscharrt. Das Morden in Srebrenica war aber nichts im Vergleich zu früheren Verbrechen.

Am Ende des Zweiten Weltkriegs waren die mit Deutschland kollaborierenden Truppen in Richtung Österreich geflüchtet. Mit ihnen flohen ebenfalls Tausende von Zivilisten, die während des Krieges auf der falschen Seite – also nicht auf der Seite der Partisanen um Marschall Tito – gestanden hatten. Die britische Besatzungsmacht sah sich außerstande, mit diesem Flüchtlingsstrom umzugehen und lieferte die Schutzsuchenden an die jugoslawische Volksbefreiungsarmee aus. Im Massaker von Bleiburg nahmen die grausamen Geschehnisse ihren Anfang. Insgesamt wurden bei Massenerschießungen, Todesmärschen und in Titos Gefangenenlagern mehrere hunderttausend Menschen getötet. Männer, Frauen und Kinder wurden erschossen, in Massengräbern verscharrt oder einfach eines der vielen Löcher der jugoslawischen Karstlandschaft geworfen.

Wie sollte auf dem Balkan jemals wieder Frieden einkehren? Unter Titos Herrschaft wurde Jugoslawien als künstlicher Vielvölkerstaat mit harter Hand und sowjetischem Wohlwollen regiert. Nach Titos Tod zerfiel dieses Staatsgebilde so schnell, wie es entstanden war. Eine wesentliche Ursache

lag in der Verteilung des Geldes. Die reichen Teilrepubliken, wie Kroatien und Slowenien, forderten größere Teile der von ihnen erwirtschafteten Mittel für sich, während Bosnien, Herzegowina, Mazedonien, Montenegro und Serbien einen höheren Anteil als Ausgleich für ihre schlechte Wirtschaftslage verlangten. Dieser Konflikt konnte politisch nicht gelöst werden. Der Zerfall des früheren Jugoslawien wurde zur Blaupause für den späteren Zerfall der Europäischen Union.

David hat sich für die Geschichte des Balkan nie interessiert. Der Südwesten seiner Heimatdomäne ist für ihn lediglich eine wilde Bilderbuchlandschaft aus den Erzählungen von Karl May. Er ist gespannt darauf, diese Gegend jetzt endlich einmal mit eigenen Augen zu sehen. Doch erst einmal gilt es die Wasserscheide der Donau-Domäne zu erreichen. Und dafür müssen sie es bis nach Ancona und auf ein Schiff schaffen. Es ist noch ein weiter Weg nach Hause.

Brückenfrevel

Bagdad – Im Kongresszentrum des Hotels werden Jan und seine Mitreisenden von der Reiseleiterin begrüsst. Rana, ein junge Frau von etwa dreißig Jahren, stellt zuerst sich selbst und anschließend das Programm der kommenden zwei Wochen vor. Zwölf anstrengende Tage im Reisebus liegen vor ihnen. Die Tour wird in Diyarbakir, der Kurdenmetropole Südostanatoliens, starten. Außer der zehnköpfigen Delegation von der Kölner Universität sind noch zwei andere akademische Gruppen mit von der Partie. Die Volkswirtschaftliche Fakultät der Sorbonne ist mit zehn Mitgliedern aus Paris angereist und die Universität Mailand hat ebenfalls zehn Teilnehmer in den Orient abgesandt. Die Universität in Bagdad pflegt zu sehr vielen europäischen Universitäten intensive Kontakte. Rana hat, bevor sie anfing als Reiseleiterin zu arbeiten, selbst ein paar Semester in Köln und Paris studiert und spricht fließend Deutsch und Französisch. Auch mit den Besuchern aus der Po-Domäne könnte sie sich problemlos auf Italienisch verständigen. Im Hinblick auf die Zusammensetzung der Gruppe einigt man sich aber auf Englisch als

gemeinsame Konversationssprache. Im Anschluss an die Bustour sind noch zwei weitere Tage auf dem Universitätscampus in Bagdad vorgesehen, die für den interdisziplinären Wissensaustausch genutzt werden sollen.

Nach der Einführungsveranstaltung steht ein gemeinsames Abendessen auf dem Programm. Die gastgebende Universität hat sich nicht lumpen lassen und einen der luxuriösen Tigrisdampfer für eine Dinnerfahrt gechartert. Begleitet von Schalmeienklängen und verköstigt mit allerlei leckeren Spezialitäten der orientalischen Küche, schippern die Gäste auf dem Boot drei Stunden lang durch das nächtliche Bagdad. Rana erklärt sachkundig alle Sehenswürdigkeiten der prächtigen Stadt, vom neuen Palast des Kalifen, über die vielen, vom Fluss aus zu sehenden, Moscheen bis hin zu den Ruinen des ehemaligen Palasts des früheren Despoten Saddam Hussein. Es ist schon lange nach Mitternacht, als die Reisegruppe wieder ins Hotel zurückkehrt. Die verbleibende Nacht ist kurz. Jans Kopf ist voller neuer Eindrücke. Wenige Stunden nachdem er endlich einschläft, klingelt schon wieder sein Wecker.

Am frühen Morgen bricht die Reisegruppe auf, um sich wieder auf den Weg zum Flughafen zu machen. Eine Turboprop-Maschine steht schon bereit, um sie zum Ausgangspunkt ihrer Busreise zu bringen. Es ist kurz vor Mittag, als sie auf dem Abdullah-Öcalan-Flughafen in Diyarbakir landen und in den komfortablen Reisebus umsteigen. Im Vergleich zu Bagdad wirkt Diyarbakir unwirtlich und abweisend. Monotone Hochhaussiedlungen inmitten einer trostlosen, brauen, hügellosen Mondlandschaft. So ist zumindest der erste Eindruck, den Jan beim Verlassen des Flughafenterminals hat. Erst als der Bus das Tigrisufer erreicht, verwandelt sich das beige-braune Einerlei der Stadt und der Landschaft in ein sattes Grün. An der alten Tigrisbrücke – der sogenannten Zehnaugenbrücke – bittet Rana den Busfahrer anzuhalten und begleitet ihre Reisegäste bei einem Spaziergang über das eintausend Jahre alte Bauwerk.

»Weißt du warum diese Brücke Zehnaugenbrücke heißt?«, fragt Jan Andreas.

Professor Guggenmoser, der direkt hinter Jan und Andreas geht, hat die Frage gehört und gibt Andreas gar keine Gelegenheit zu antworten:

»Wegen den zehn Brückenbögen, die angeblich wie Augen aussehen sollen. Von hier oben sieht man das natürlich nicht. Wenn Sie aber am anderen Ufer einmal einen Blick von der Seite auf die Brücke werfen, werden Sie verstehen, wie der Name entstanden ist.«

»Diese Schattis haben doch einen Knall!«, empört sich Jan. »Sehen Sie diese Hochhäuser am Ende der Brücke? Gab es hier in dieser Wüste denn keine andere Stelle, um diese Betonsilos aufzustellen? Direkt in der Sichtachse der Brücke! Da muss sich doch jedem Architekten der Magen umdrehen!«

Andreas pflichtet ihm bei: »Genau! Da drüben ist doch sonst weit und breit nichts als kahle Landschaft. Diese Betonbunker zerstören doch völlig den Gesamteindruck dieses historischen Bauwerks. Als wir in Dresden damals die Waldschlößchenbrücke gebaut haben, hat die UNESCO dem Elbtal den Weltkulturerbe Status aberkannt. Dabei gab es damals gute Gründe diese Brücke zu errichten. Und hier vergewaltigt man mutwillig ein uraltes Stück Menschheitskultur und niemanden interessiert‘s?«

»Also nun mal langsam, junger Mann«, entgegnet der Professor. »Die UNESCO gibt es ja nun schon lange nicht mehr. Andererseits haben Sie schon recht: Als es sie noch gab, hat sie sich hier in Diyarbakir wahrlich nicht mit Ruhm bekleckert. Der Anblick von Hochhäusern hinter der Brücke ist zwar nicht gerade schön, war aber andererseits auch nie das wirkliche Problem. Die Geschmäcker sind eben verschieden und als die Türken hier noch das Sagen hatten, fanden sie die Kombination einer alten Brücke mit modernen Hochhäusern eben zeitgemäß und chic. Da sollten wir uns mit unseren westlichen Vorstellungen nicht einmischen. Hauptsache es kommt niemand auf die Idee, so ein Bauwerk aus religiösen Gründen zu sprengen, so wie der IS das damals in Palmyra gemacht hat! Die Steinbrücke steht bestimmt

noch weitere tausend Jahre hier an dieser Stelle, während diese modernen Betonbauten in hundert Jahren bestimmt schon wieder in sich zusammengefallen sind. Manche Probleme lösen sich von alleine.«

»Schon klar«, sagt Jan, »aber was hat die UNESCO jetzt mit der Brücke zu tun?«

»Mit der Brücke – gar nichts!«, fährt Guggenmoser fort. »Die UNESCO hat im Jahr 2015 die Stadtmauer von Diyarbakir zum Weltkulturerbe erklärt. Sie zählt zu den größten und besterhaltenen antiken Befestigungsanlagen der Welt. Der römische Kaiser Constantius II. hat sie im vierten Jahrhundert nach Christi Geburt errichten lassen, weil er den bis dahin eher bedeutungslosen Ort zu einer Festung an der Grenze zu Persien machen wollte. Die Mauer ist fünf Kilometer lang und umschließt die ganze Altstadt von Diyarbakir.«

»Ist doch okay, dass man so etwas zum Weltkulturerbe erklärt!«, meint Andreas.

»Ja schon. Nur hat die UNESCO dann tatenlos zugesehen, als die türkische Armee ein paar Monate später einen großen Teil der Altstadt plattgemacht und entvölkert hat. Damals gab es Kämpfe gegen ein paar kurdische Separatisten, die sich in der Altstadt verschanzt hatten. Die Armee hat damals die einheimische Bevölkerung rigoros vertrieben und Teile der historischen Altstadt dem Erdboden gleichgemacht. Die UNESCO hat sich rausgehalten und gute Miene zum bösen Spiel gemacht. Sie werden sich noch wundern, wie unecht und modern es heute in der Altstadt aussieht. Die Türken haben damals einfach Fakten geschaffen und sich über alle Bedenken hinweggesetzt.«

»Und in Dresden hat die UNESCO wegen dem Neubau einer Brücke so einen Aufstand gemacht?«

Andreas kann es nicht fassen. Er war in der Sächsischen Schweiz aufgewachsen und seine Eltern hatten oft über das Vorgehen der UNESCO geschimpft. Erst hatte man mit dem Entzug des Weltkulturerbe Status gedroht und dies dann, als sich die Dresdner Bevölkerung nicht erpressen

ließ, tatsächlich in die Tat umgesetzt. Doch selbst als neue Brücke fertiggestellt war, wurde weiterhin Druck ausgeübt. Die neue Brücke sollte abgerissen und durch einen Tunnel ersetzt werden. Wäre die Wirtschaftskrise nicht gekommen, hätte man diesen verrückten Plan womöglich sogar noch in die Tat umgesetzt. Heute kommt in der Elb-Domäne bestimmt niemand mehr auf die Idee eine intakte Brücke aus ästhetischen Gründen abzureißen und durch einen wartungsintensiven, stromfressenden Tunnel zu ersetzen.

»Die Zerstörung der Altstadt ist ja dann noch gar nicht so lange her!«, findet Jan. »Daran müsste ich mich ja noch erinnern können! Ging das in Deutschland denn nicht durch die öffentlichen Medien?«

»Ach, die Medien«, winkt Guggenmoser verächtlich ab, »die berichten ja auch nur darüber, was gerade im Fokus des öffentlichen Interesses steht. Zu dieser Zeit war die Flüchtlingskrise das große Thema. In Deutschland war man damals daran interessiert, dass uns die Türkei die syrischen Migranten vom Hals hält. Das Verhältnis zu den Türken war ohnehin schon sehr angespannt. Glauben Sie, dass da jemand Interesse daran gehabt hätte, die Situation wegen der Zerstörung einer Stadt, die in Deutschland kaum einer kennt, noch zusätzlich zu verschärfen?

»Trotzdem – es gab doch damals in Deutschland eine freie Presse. Warum wurden diese Ereignisse nicht thematisiert?«

»Das wurden sie! Schauen Sie nur mal in die Internetarchive der damaligen Zeitungen. Sie werden einige interessante Artikel von einem Journalisten namens Deniz Yücel finden. Er hat damals in Diyarbakir recherchiert und in den deutschen Medien über die katastrophale Situation in den Kurdengebieten geschrieben. Was ihm aber nicht gut bekommen ist! Die türkische Regierung hat ihn bei einem seiner Türkeiaufenthalte kurzerhand verhaftet und ins Gefängnis geworfen.«

»Wahrscheinlich hat er sich zu regierungskritisch geäußert.«

Natürlich hat er als Journalist das Verhalten der türkischen Regierung angeprangert. Ebenso hat er aber auch das Vorgehen der PKK[30] *kritisiert. Im Krieg gibt es eben nicht nur die gute und die böse Seite. Jede Partei verfolgt ihre Interessen und ist von ihrem Standpunkt aus gesehen im Recht. Die Aufgabe eines Journalisten ist es Fakten zu sammeln und darüber zu berichten. Die türkische Regierung hat damals aber jeglichen Journalismus im Keim erstickt und die Pressefreiheit de Facto abgeschafft. Yücel wurde vorgeworfen Propaganda für die PKK und andere terroristische Vereinigungen gemacht zu haben. Das entsprach zwar nicht die Wahrheit, löste aber gewisse Reflexe bei anderen europäischen Regierungen aus. Die PKK war schließlich auch in Deutschland als terroristische Vereinigung eingestuft worden. Wie hätte man den Türken da Vorwürfe machen können, wenn sie in Diyarbakir deren Stellungen bombardieren und ihre Sympathisanten vertreiben?«*

»Waren Deutschland und die Türkei zu dieser Zeit nicht sogar Bündnispartner in der NATO?«, wundert sich Andreas. »Hätte da nicht sogar die Bundeswehr in diese Angelegenheit hineingezogen werden können?«

»Ach was! Der Kampf gegen die Kurden war eine innere Angelegenheit der Türkei. Da wollte sich niemand einmischen und sich die Finger verbrennen. Die türkische Regierung in Ankara war nie zimperlich, wenn es um den Umgang mit den Kurden ging. In Diyarbakir wurden sogar die vom Volk gewählten Bürgermeister verhaftet, weil man ihnen Verbindungen zur PKK nachsagte. Und an der Altstadt, wo viele PKK-Kämpfer Unterschlupf gefunden hatten, wollte man offensichtlich ein Exempel statuieren. Man hat den Leuten einfach das Wasser und den Strom abgestellt und sie zum Verlassen ihrer Häuser gezwungen. In den besonders umkämpften Gegenden kamen nach monatelangen Straßenschlachten dann die Bulldozer und haben alles platt gemacht. Gott sei Dank sind diese unruhigen Zeiten jetzt vorbei. Seit die Stadt zur Schatt al-Arab Domäne gehört, genießen die Kurden hier weitgehende Autonomie. Die Wunden des Krieges sind verheilt. So weit ich weiß, liegt unser heutiges Hotel in einem der Neubauviertel innerhalb der Stadtmauer. Wir

30 PKK: Partiya Karkerên Kurdistanê, Die Arbeiterpartei Kurdistans

werden also heute Abend sehen, wie das historische Zentrum von Diyarbakir jetzt aussieht!«

Kopf oder Zahl

Als Gianna und David abends in die Herberge zurückkehren, sind Stella und Vito verschwunden. Francesco flucht wie ein Kesselflicker. Die beiden haben Siena Hals über Kopf verlassen und sind ihm die Übernachtungskosten für die zwei letzten Nächte schuldig geblieben. Statt ihrer sind zehn Pilger in der Herberge eingetroffen und haben sich kreuz und quer im Schlafsaal verteilt. Die Nacht in der Albergo Francesco ist ein Albtraum. An einen erholsamen Schlaf ist nicht zu denken. Einige der Männer schnarchen ohne Pause, als müssten sie bis zum Morgengrauen einen ganzen Wald abholzen. Ein Pilger hat sich offensichtlich den Magen verdorben und verbringt die halbe Nacht auf der benachbarten Toilette. Dort kotzt er sich die Seele aus dem Leib, dass der gesamte Keller von seinen Würgegeräuschen erzittert. Am schlimmsten aber ist ein junges Pärchen, das unüberhörbar damit beschäftigt ist, seinen Hormonspiegel wieder in geordnete Bahnen zu bringen. So sehr sich die beiden auch um Diskretion bemühen: Durch die unmittelbare Nähe zu Giannas und Davids Schlafplatz ist ihr Atmen und Stöhnen, sowie das rhythmische Rascheln der Strohmatratze einfach nicht zu überhören. Jedesmal, wenn sich ihr angestrengtes Liebesspiel in einem fulminanten Finale entladen hat und ein wenig Ruhe im Schlafsaal einkehrt, seufzen Gianna und David kurz auf und hoffen, dass sie nun endlich ein wenig Schlaf finden werden. Kurz darauf beginnt das Rascheln dann wieder von Neuem.

Am Morgen fühlen sie Gianna und David wie gerädert. Erst die Croissants und der Kaffee in der kleinen Bar bringen langsam ihre Lebensgeister zurück. Auf ihrem Weg zur Tankstelle machen sie diesmal einen Umweg über die Kontrade Istrice – den Stadtteil der Stachelschweine. Überall hängen Fahnen, Wappen und sonstige Symbole der Kontrade an den Häusern und künden vom glorreichen Sieg des Stadtteils beim vergangenen Palioturnier.

Als sie die Tankstelle erreichen, sitzt Fernando DiSelva bereits in seinem Büro und erweckt den Eindruck, als wäre er intensiv mit seiner Buchhaltung beschäftigt. Zwischen seinen Fingern glimmt der Stummel einer selbstgedrehten Zigarette langsam vor sich hin. Als er Gianna und David eintreten sieht begrüßt er sie überschwänglich:

»Ah, das verliebte junge Paar. Einen wunderschönen guten Morgen wünsche ich euch. Ich hoffe ihr habt gut geschlafen?«

Dabei zwinkert er David so vielsagend zu, als wenn dieser sein bester Kumpel seit Kindesbeinen wäre. Der versteht natürlich kein Wort und lächelt nur hilflos aber freundlich zurück.

»Guten Morgen ebenfalls!«, erwidert Gianna mit der Freundlichkeit einer bestohlenen Puffmutter. »Gibt es Neuigkeiten von Ihrem Kontaktmann?«

»Und ob! Nehmt Platz!«

Gianna und David räumen ein paar vor dem Schreibtisch liegende Aktenordner zur Seite, holen sich zwei wackelige Holzstühle aus der Ecke und lassen sich vorsichtig darauf nieder.

»Ich hatte gestern Abend ein langes Telefonat mit dem Chef unserer Organisation. Ich habe ihm euren Fall geschildert und ihn nach seiner Meinung gefragt. Sein erster Vorschlag war, wie ich bereits vermutet hatte, eine Schiffspassage über die Adria nach Zadar und von dort weiter bis zur Domänengrenze der Donau.«

»Das entspricht auch unseren Vorstellungen«, antwortet Gianna. »Was würde das denn kosten?«

»Nicht so schnell! Bei seinen weiteren Recherchen ist er dann aber auf ein paar Probleme gestoßen, welche diese Fluchtroute doch etwas problematisch erscheinen lassen. Ein Problem sind die wenigen Schiffe, die momentan den Hafen von Zadar anlaufen. In Ancona würde morgen ein Schiff ablegen. Das erreichen wir aber beim besten Willen nicht mehr! Das nächste Schiff, welches in Frage käme, läuft erst in drei Wochen aus.

Erschwerend kommt hinzu, dass unsere Leute in Zadar zunehmend Probleme damit haben, unsere Kunden sicher über die Grenze zu bringen. Die Regierung der Donau-Domäne hat die Grenzkontrollen vor einer Woche wieder massiv verschärft. Das geschieht in unregelmäßigen Abständen immer wieder und momentan ist es daher besonders schwer, dort illegal ins Land zu kommen.«

»Das klingt nicht gut!« sagt Gianna enttäuscht.

»Es gibt aber auch eine gute Nachricht! Wir haben in letzter Zeit extrem gute Erfahrungen mit einer neuen Fluchtroute gemacht. Dabei würden wir euch nach Livorno bringen und von dort aus mit dem Schiff nach Genua.«

»Genua?«, wiederholt Gianna, als hätte sie sich verhört. »Das ist doch ein Riesenumweg!«

»Immer mit der Ruhe! Von Genau aus haben wir momentan perfekte Übergangsbedingungen in die Po-Domäne. Wir können euch nach Mailand bringen und von dort sofort weiter nach Triest. Von dort sind es nur noch ein paar Kilometer bis zur Grenze der Donau-Domäne. Unsere Leute in Triest würden euch in Empfang nehmen und unbemerkt über die Grenze bringen. Und das Beste daran: Morgen könnte es bereits losgehen! Ich fahre morgen mit dem Tanklaster nach Livorno wegen einer neuen Ladung Diesel und Benzin für die Tankstelle. Dabei würde ich euch mitnehmen und in Livorno an einen Kollegen übergeben. Schiffe nach Genua verkehren von Livorno aus recht häufig. Und sobald ihr dort angekommen seid, geht es per Eisenbahn nach Mailand und Triest!«

»Mit der Eisenbahn?« wiederholt Gianna ungläubig.

»Na ja, ihr dürft jetzt kein Erste-Klasse-Abteil erwarten! Wie das genau ablaufen wird, erfahrt ihr erst kurz vor der Abfahrt. Das ist unser Betriebsgeheimnis und wir müssen sicherstellen, dass dieses Wissen nicht in die falschen Hände gerät. Ich hoffe ihr versteht das!«

»Und was würde uns dieser Spaß kosten?«

»In welcher Währung würdet ihr denn bezahlen?«

»Wenn möglich in Römischen Lire.«

DiSelva nimmt einen großen Taschenrechner zur Hand und beginnt damit Zahlen in das vorsintflutliche Gerät einzutippen. Dann verkündet er sein Ergebnis:

»Für euch genau einhunderttausend Römische Lire.«

»WAS?«, schreit Gianna entrüstet aus, so dass auch David, der das Gespräch stumm verfolgt hat, zusammenzuckt. »Das ist das Doppelte von dem, was wir noch an Bargeld bei uns haben! Was würde denn die Alternative über Ancona kosten?«

»Die wäre um einiges billiger zu haben. Mein Chef hat aber gesagt, dass wir aufgrund der derzeitigen Sicherheitslage auf der Balkanseite, in nächster Zeit keine Transporte in diese Richtung durchführen werden. Das ist nicht verhandelbar! Da müsst ihr jemand anderen suchen, der euch auf diesem Weg hinbringt. Und ihr könnt mir glauben: Ihr werdet im weiten Umkreis von Siena niemanden finden!«

Gianna ist am Boden zerstört. Ihr schöner Traum einer schnellen und problemlosen Flucht in Richtung Wien ist gerade wie eine Seifenblase zerplatzt. Der Landweg auf der Pilgerroute ist ihnen verstellt, die Passage über die Adria aufgrund der verstärkten Grenzkontrollen unmöglich gemacht und die einzige verbleibende Alternative scheitert am Geld.

»Ich würde mich gerne mit meinem Freund beraten«, sagte Gianna leise, als sie den ersten Schock überwunden hat.

»Macht das!«, antwortet DiSelva. »Ich werde in der Zwischenzeit nochmal mit meinem Kontaktmann telefonieren. Vielleicht kann er euch ja beim Preis noch etwas entgegenkommen.«

Gianna nimmt David bei der Hand und zieht ihn nach draußen. Auf einem Stapel alter Reifen neben dem Tankstellenhäuschen nehmen sie Platz und beratschlagen, was sie jetzt machen.

»Wie soll denn diese Eisenbahnfahrt vonstatten gehen?«, fragt David, nachdem ihm Gianna den Gesprächsverlauf Wort für Wort wiedergegeben hat.

»Das hat er eben nicht verraten! Das wäre so eine Art Betriebsgeheimnis, hat er gesagt.«

»Und die einhunderttausend Römischen Lire waren sein letztes Wort?«

»Er will nochmal mit seinem Kontaktmann reden, ob er uns beim Preis noch etwas entgegenkommen kann. Ich glaube aber nicht, dass wir mit unseren Fünfzigtausend Lire da irgendeine Chance haben!«

»Jetzt warte mal ab, mit welchem Angebot er als nächstes kommt. Diese Südländer handeln doch wie die Verkäufer auf einem syrischen Basar.«

»Danke für das Kompliment! Falls es dir entgangen sein sollte: Ich bin auch eine Südländerin und ich hasse dieses Herumgeschacher wie die Pest. Ganz besonders, wenn es dabei um mein Leben geht!«

»Was wollen wir denn tun, wenn wir nicht handelseinig werden?«

»Keine Ahnung! Vielleicht uns auf eigene Faust bis Ancona durchschlagen und dort auf ein Schiff warten, das uns mitnimmt.«

»Das kann ewig dauern!«, stöhnt David. »Diese Schleuser verfügen ja über beste Verbindungen zu Reedereien und Kapitänen. Die wissen genau, wen sie schmieren müssen, um ihre Kundschaft an Bord eines Schiffes zu schmuggeln. Wie sollen wir auf eigene Faust da etwas erreichen?«

»Dann müssen wir eben in Ancona vor Ort die richtigen Leute ansprechen. Auch dort gibt es bestimmt ortsansässige Fluchthelfer.«

»Jetzt lass uns erst mal das nächste Angebot von diesem Schleuserring abwarten. Dann sehen wir weiter!«

Gianna und David gehen wieder in DiSelvas sogenanntes Büro. Sie wollen ihm vorschlagen, dass sie eine Nacht über sein Angebot nachdenken und morgen nochmal vorbeischauen werden. Zu ihrer Überraschung ist er gerade dabei ein Telefonat zu beenden und bittet die beiden nochmal vor seinem Schreibtisch Platz zu nehmen.

»Also meine Lieben! Ich habe eine gute Nachricht: Mein Chef kommt euch preislich entgegen. Sein letztes Angebot lautet Fünfzigtausend Römische Lire. Dafür müsst ihr aber ein paar Abstriche in Kauf nehmen. Eure Unterkunft in Livorno wird ziemlich primitiv sein. Im regulären Preis hättet ihr in einem komfortablen Hotel mit Balkon und Blicks aufs Meer übernachtet. Der jetzige Preis beinhaltet nur eine Herberge derselben Kategorie, wie die meines geschätzten Freundes Francesco. Außerdem gibt es eine kleine Einschränkung bei eurer Ankunft in Triest. Unsere Verbindungsleute werden euch vom Zug abholen. Ihr werdet aber die Grenze zur Donau-Domäne auf eigene Faust überschreiten müssen. Der geführte Grenzübertritt mit Erfolgsgarantie ist in diesem Preis nicht enthalten. Das klingt aber schlimmer als es ist. Wie ihr ja wahrscheinlich wisst, ist Triest eine angegliederte Sonderwirtschaftszone der Donau-Domäne. Die Schwierigkeit besteht eigentlich darin, dass ihr unerkannt in die von außen hermetisch abgeschirmte Stadt hineinkommt. Dafür werden wir sorgen. Die letzten Meter über die mehr oder weniger grüne Grenze solltet ihr dann eigentlich allein schaffen.«

»Und morgen könnte es losgehen?«, fragt Gianna unsicher nach.

»Morgen geht es in aller Früh mit dem Tanklaster los. Fünftausend Lire sind bei der Abfahrt sofort fällig. Das ist mein bescheidener Anteil. Zwanzigtausend zahlt ihr in Livorno direkt bei der Ankunft an meinen dortigen Kollegen. Der Rest ist fällig, bevor ihr das Schiff nach Genua besteigt.«

»Wir sollen den gesamten Preis bezahlen, bevor unser Schiff den Hafen von Livorno verlassen hat?«

»So ist der Deal. Alles beruht auf gegenseitigem Vertrauen. Unsere Organisation hat ihre Kunden nur selten enttäuscht und

wir wollen auch, dass das so bleibt. Wir haben schließlich einen guten Ruf zu verlieren!«

Ein weiteres Mal ziehen sich Gianna und David auf den Reifenstapel vor der Tankstelle zurück und diskutieren das Für und Wider des aktuellen Angebots. Eine Stunde lang reden sie sich die Köpfe heiß und können sich doch nicht so recht dafür oder dagegen entscheiden. Schließlich entscheiden sie eine Münze zu werfen. Kopf bedeutet: Ancona und Flucht über die Adria auf eigene Faust. Zahl bedeutet: Annahme von DiSelvas Angebot. Gianna wirft eine 10-Lire Münze in die Luft, die sie am Morgen als Wechselgeld in der Bar bekommen hat. Als sie auf ihrem linken Handrücken landet, haut Gianna mit der rechten Hand so fest darauf, als wenn es gälte, die Münze nochmal zu prägen. Erst nach einer Minute fasst sie sich ein Herz und gibt die Münze zögernd frei. Es funkelt ihnen eine kupferfarbene »10« entgegen. Als sie kurz darauf in DiSelvas Büro die erste Anzahlung leisten, wundert sich der, wie das Abbild von Gianna Nannini auf den Handrücken dieser anderen Gianna gekommen ist.

Völkermord

Am nächsten Morgen bricht die Reisegruppe zu Fuß in die Altstadt auf. Rana marschiert als Reiseleiterin vorneweg. An jeder Moschee und an jeder sonstigen Segenswürdigkeit bleibt sie stehen und doziert ausführlich über die Besonderheiten des jeweiligen Bauwerks. Jan hört interessiert ihren Vorträgen zu und wundert sich, wie lange sie wohl gebraucht haben mag, um sich all diese Kenntnisse anzueignen. Während des Spazierens durch die engen Gassen unterhält er sich mit Natalie Kerkashian. Sie ist ebenfalls Doktorandin bei Professor Guggenmoser und hatte auch das Glück, an dieser Studienreise teilnehmen zu dürfen. Natalie schreibt ihre Doktorarbeit über die Benachteiligung von ethnischen Minderheiten in Flusssystemdomänen. Als sie gerade beginnt Jan von ihren armenischen Vorfahren zu erzählen, meldet sich Rana wieder zu Wort:

»Wir stehen hier vor der St.-Giragos-Kathedrale, der größten armenischen Kirche im Mittleren Osten. Sie wurde im Jahre 1371

erbaut und dem heiligen Cyriakus geweiht. Im Laufe ihrer langen Geschichte wurde sie oft zerstört und immer wieder neu aufgebaut. Insbesondere während der Unruhen des ersten Weltkriegs wurde sie stark in Mitleidenschaft gezogen. Im Jahre 2011 konnte sie durch Spenden reicher Exilarmenier wieder restauriert werden. Leider wurde sie nur fünf Jahre später abermals zerstört, diesmal von den türkischen Truppen während der PKK-Unruhen in der Altstadt. Die endgültige Restaurierung wurde letztes Jahr abgeschlossen. Die Kirche dient heute als Symbol des Friedens zwischen den verschiedenen Religionen in unserer Domäne.«

Natalie meldet sich mit einer Zwischenfrage zu Wort: »Soweit ich weiß, geschah die Zerstörung im Jahr 1915 im Rahmen des Völkermords an den Armeniern!«

Rana blickt kurz unsicher zu Boden und antwortet dann: »Von einem Völkermord ist mir nichts bekannt. Die verschiedenen Religionen der Schatt al-Arab Domäne leben friedlich und in Eintracht zusammen.«

Natalie holt empört Luft. Bevor sie aber auf diese, in ihren Augen ungeheuerliche, Geschichtsleugnung antworten kann, zischt sie Professor Guggenmoser mit funkelnden Augen an:

»Seien Sie ruhig, Frau Kerkashian! Wenn Sie noch ein Wort sagen, schicke ich Sie noch heute zurück nach Köln!«

Natalie schluckt ihren Ärger herunter und fügt sich widerwillig der Anweisung ihres Chefs. Rana fährt derweil verunsichert mit ihren Ausführungen fort:

»Unser Kalif Mustafa Al-Raschid hat die Religionsfreiheit im ersten Artikel unserer Domänenverfassung verankert. Die Armenisch-Apostolische Kirche hat, wie jede andere Glaubensgemeinschaft, das Recht zur freien Religionsausübung. Die Christliche Gemeinde hier in der Stadt ist in den vergangenen Jahren wieder stark angewachsen.«

Die Reiseleiterin hat offensichtlich schnell wieder zu ihrer gewohnten Routine zurückgefunden. Voller Stolz erklärt sie nun der verblüfften Gruppe:

> *Ich freue mich, Ihnen heute eine besondere Überraschung bereiten zu können: Der Bischof der Diözese Diyarbakir hat uns freundlicherweise gestattet, die St.-Giragos-Kathedrale für eine Liturgiefeier im römisch-katholischen Ritus zu nutzen. Wie Sie vielleicht bereits wissen, befindet sich in der Mailänder Delegation ein Priester, der vor kurzem seine Weihen empfangen hat. Er wird in etwa einer Stunde die Messfeier für Sie abhalten.«*

Jan rollt mit den Augen als das hört und flüstert zu Andreas:

> *»Auch das noch! Ich bin evangelisch und schon seit Jahren nicht mehr in der Kirche gewesen. Was soll ich in einem Römisch-Katholischen Gottesdienst?«*

> *»Was soll ich erst sagen«, flüstert Andreas zurück. »Meine Eltern sind lange vor meiner Geburt aus der Kirche ausgetreten. Ich kann mich nicht erinnern, überhaupt jemals einen Gottesdienst besucht zu haben!«*

Professor Guggenmoser macht eine beschwichtigende Geste und sagt leise hinter vorgehaltener Hand:

> *»Stellen Sie sich nicht so an, meine Herren! In den Augen unserer Gastgeber sind wir allesamt gläubige Christen. Machen Sie also die Angelegenheit nicht unnötig kompliziert! Lassen Sie sie in dem Glauben uns etwas Gutes zu tun und sehen Sie es als Möglichkeit, Ihre mangelnde religiöse Kompetenz etwas zu erweitern!«*

Jan und Andreas fügen sich notgedrungen in ihr Schicksal. Nachdem Rana die äußere Architektur der Kathedrale und des eigenartigen Glockenturms ausführlich erläutert hat, betritt die Gruppe den Innenraum. Während die Professoren und Studenten durch das dunkle Labyrinth aus Steinsäulen und gemauerten Bögen geführt werden, bespricht der Priester aus Mailand mit dem einheimischen Priester in der Sakristei den Ablauf der geplanten

Eucharistiefeier. Schließlich versammelt sich die gesamte Truppe in einer der Seitenkapellen, um den gemeinsamen Gottesdienst zu feiern. Jan und Andreas suchen sich einen Platz ganz hinten, um mit ihrer religiösen Ignoranz möglichst wenig aufzufallen. Dummerweise hat Rana die gleiche Idee und setzt sich neben die beiden. Ganz vorne am Altar hat die Mailänder Delegation Platz genommen. Dahinter sitzen die Pariser und ganz hinten die Kölner. Geduldig wartet die Reisegruppe auf den Beginn der Heiligen Messe. Nach einer gefühlten Ewigkeit läutet ein Glöcklein und die beiden Priester betreten den blumengeschmückten Altarraum. Jan kennt den jungen Priester aus Mailand bislang nur vom Sehen. Ihm war gar nicht bewusst, dass sie einen Geistlichen in ihrer Reisegruppe haben. Zwar war ihm der komische Kragen an dessen schwarzem Hemd aufgefallen, dass er sich dabei aber um den Kollarkragen eines Geistlichen handelt, wusste er nicht. Eigentlich ist Jan davon ausgegangen, dass die drei Delegationen aus lauter Wirtschaftswissenschaftlern bestehen. Der Sinn der Anwesenheit eines Priesters erschließt sich ihm noch nicht so recht. Aber er wird bestimmt noch Gelegenheit haben, den jungen Mann im weiteren Verlauf der Reise zu seinem beruflichen Hintergrund zu befragen.

Die Messe wird größtenteils auf Latein abgehalten. Mit Genugtuung stellt Jan fest, dass die anderen Gruppenmitglieder offenbar ebenso wenig verstehen wie er. Der einheimische Geistliche beschränkt sich auf das Ministrieren, während der Milanese souverän die Leitung der Liturgie übernimmt. Jan fragt sich, ob es überhaupt Gemeinsamkeiten im Ablauf des Gottesdienstes bei der Römisch-Katholischen und der Armenisch-Apostolischen Kirche gibt. »Zuhause werde ich mich darüber mal schlau machen«, nimmt er sich fest vor.

Für die Lesung und die Verkündung des Evangeliums wechselt der Priester vorübergehend vom Lateinischen ins Englische. Er rezitiert die Übersetzung des lange verschollenen ersten Briefes des Apostels Bartholomäus an die Armenier. Als die versammelte Gemeinde merkt, dass der Priester im Anschluss daran auf eine Predigt verzichtet, geht ein

hörbares Aufatmen durch die Reihen. Nun beginnt der interessantere Teil des Gottesdienstes. Jan und Andreas wissen, dass er jetzt um die symbolische Verwandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Jesu Christi geht. Sie sind aber zunehmend damit beschäftigt, dem schnellen Wechsel von Aufstehen, Hinsetzen und Niederknien zu folgen. Schließlich machen sie es wie alle anderen: Sie imitieren die Haltungswechsel der Mailänder, die offenbar von ihrem Priester diskrete Zeichen signalisiert bekommen, denen sie unauffällig Folge leisten. Als die Kommunion verteilt wird, trennt sich endgültig die Spreu vom Weizen: Während die Milanesen geschlossen zum Altar vortreten, um ihre Hostie zu empfangen, ziehen es die Pariser und Kölner vor auf ihren Bänken sitzen zu bleiben und Löcher in die Luft zu starren. Spätestens jetzt kann Rana ihre Verwunderung über das seltsame Gebaren ihrer christlichen Reisegruppe nicht mehr verbergen. Als nach einer halben Stunde die Messe endlich zu Ende geht und der Priester den Segen über die Versammelten spricht, ist allen Anwesenden die Erleichterung anzusehen. Jeder scheint froh darüber zu sein, die Angelegenheit hinter sich gebracht zu haben.

Am Abend im Hotel kann Natalie endlich ihrem Ärger Luft machen:

> *»Jetzt sagen Sie mal Herr Professor: Warum haben Sie mir heute morgen den Mund verboten? Dass diese sogenannte Reiseleiterin sich da einfach so hinstellt und den Genozid an den Armeniern leugnet ist doch eine Frechheit! Wieso nehmen Sie sie da auch noch in Schutz?«*

> *»Meine liebe Frau Kerkashian«, antwortet Guggenmoser nachdem er sich versichert hat, dass Rana nicht in der Nähe ist. »Die Reiseleiter in dieser Domäne haben klare Anweisungen, wie sie auf bestimmte politische Fragen zu reagieren haben. Ob es Ihnen gefällt oder nicht: Der Massenmord an den Armeniern wird aus Rücksichtnahme auf die kurdische Bevölkerungsmehrheit hier nur sehr ungern thematisiert. Es handelt sich nun mal um eine sehr komplizierte historische Tragödie, die sehr viele Facetten hat. Was liegt also näher, als die Angelegenheit gegenüber ausländischen Gästen lieber totzuschweigen. Sie können sicher*

sein, dass unsere gute Rana die Geschichte ihres Heimatlandes sehr gut kennt. Sie würde allerdings gewaltige Schwierigkeiten bekommen, wenn sie sich nicht an die strikten Vorgaben ihrer Vorgesetzten halten würde.«

»Ist der Genozid an den Armeniern denn nicht den Türken anzulasten?« mischt sich Andreas in das Gespräch ein. »Was haben denn die Bewohner der Schatt al-Arab Domäne damit für ein Problem.«

»Nein, der Herr Professor Guggenmoser hat schon recht«, meint Natalie. »Die Kurden tragen eine schwere Mitschuld an den damaligen Grausamkeiten. In meiner Familie haben wir oft über dieses Thema gesprochen. Meine Ur-Ur-Großeltern sind damals aus der Türkei nach Jerewan geflohen. Alle meine Vorfahren haben danach in der damaligen Sowjetrepublik Armenien gelebt und erst meine Eltern konnten nach dem Zerfall der Sowjetunion nach Deutschland auswandern. Wir hatten aber auch Verwandte in der Provinz Diyarbakir, die dem Völkermord zum Opfer gefallen sind. Unter der Schreckensherrschaft von Mehmed Reschid wurden hier Hunderttausende Armenier brutal abgeschlachtet oder auf Todesmärsche in die Wüste geschickt. Dabei war dieser sogenannte Schlächter von Diyarbakir ursprünglich sogar einmal Arzt. Er verglich die armenische Bevölkerung mit schädlichen Mikroben, die den Körper des Vaterlandes befallen hatten. Er sah es als seine ärztliche Pflicht, möglichst viele dieser Schädlinge zu töten. Wie pervers kann man denn sein? In Wahrheit ging es bestimmt – wie immer – ums Geld. Früher stellten die Armenier hier nämlich einmal die gesellschaftliche Elite. Rechtsanwälte, Ärzte, Apotheker – allesamt Armenier. Nach deren Vertreibung – beziehungsweise Ermordung – fiel ihr Vermögen an den Staat oder direkt an ihre Mörder.«

»Das erinnert mich irgendwie an das Schicksal der Juden im Dritten Reich«, findet Jan.

»Vorsicht junger Mann!«, erwidert Guggenmoser. »Holocaust-Vergleiche sind noch niemandem gut bekommen! Aber sie haben schon recht. Der Völkermord an den Armeniern im Ersten

Weltkrieg erinnert in vieler Hinsicht an die Vernichtung der Juden im Dritten Reich. Die genauen Opferzahlen sind zwar schwer zu ermitteln. Es gibt aber verlässliche Zeugnisse über die damaligen Vorkommnisse. Und die Parallelen zum Holocaust sind wirklich erstaunlich. Die Konzentrationslager von Deir ez-Zor und Ras el-Ain waren die Vorbilder für die polnischen Konzentrationslager in Auschwitz und Treblinka.«

»Es gab hier Konzentrationslager?«, wundert sich Andreas. »Ich dachte immer die KZs wären eine Erfindung der Nazis gewesen.«

»Keine Spur! Wenn Sie sich mal die Geschichte der Konzentrationslager ansehen, werden Sie feststellen, dass es solche Einrichtungen in unzähligen Ländern gegeben hat. Die Engländer und die Amerikaner können mit gutem Gewissen als die Erfinder der Concentration Camps bezeichnet werden. Natürlich dürfen diese Einrichtungen nicht generell mit den Vernichtungslagern gleichgesetzt werden, in denen die Juden und die Armenier zu Hunderttausenden ermordet wurden.«

»Also ich habe für heute genug von diesen alten Geschichten«, sagt Andreas. »Irgendwann muss man‘s doch gut sein lassen. Was können wir denn dafür, was sich vor so langer Zeit zugetragen hat. Ich finde man sollte die Toten in Frieden ruhen lassen und sich um die heutigen Probleme kümmern, anstatt dauernd in der Vergangenheit herumzuwühlen!«

Damit steht er auf, wünscht den Anwesenden eine gute Nacht und verschwindet auf sein Zimmer.

»Ich sehe das anders«, meint Natalie nachdenklich. »Es hat doch noch nie jemanden wirklich interessiert, was dem armenischen Volk damals widerfahren ist. Die Taten der Nationalsozialisten wurden nur publik, weil Deutschland damals den Krieg verloren hat. Ich frage mich, was gewesen wäre, wenn Hitler als Sieger aus dem zweiten Weltkrieg hervorgegangen wäre. Er soll selbst einmal gesagt haben, dass niemand mehr von der Vernichtung der Armenier redet. Das war im Jahr 1939, also noch nicht einmal fünfundzwanzig Jahre nach dem Völkermord an den Armeniern. Hitler war offenbar damals fest davon überzeugt,

dass die Vernichtung der Juden ebenso in Vergessenheit geraten würde, wie seinerzeit der Genozid an den Armeniern. Sein Kalkül ging nur deshalb nicht auf, weil seine Vernichtungslager von den Siegermächten befreit wurden und die Deutschen danach als Sündenböcke herhalten mussten. Den Armeniern wurde dagegen nie Gerechtigkeit zuteil. Ihre Mörder wurden niemals zur Rechenschaft gezogen. Die Überlebenden mussten sich als Heimatlose in der Diaspora durchschlagen oder wurden von Stalin und Konsorten in der Armenischen Sozialistischen Sowjetrepublik drangsaliert.«

»Leben heute denn gar keine Armenier mehr in der Schatt al-Arab Domäne?«, will Jan wissen.

»Genaue Zahlen sind mir nicht bekannt«, antwortet Natalie. »Aber wie wollte man die Nachfahren der Armenier auch zählen. Bei der Vertreibung wurden massenhaft junge armenische Mädchen verschleppt, vergewaltigt, zwangsverheiratet und gezwungen zum Islam zu konvertieren. Von den heute hier lebenden Kurden haben sehr viele armenisches Blut in ihren Adern. Man redet nur nicht darüber. Das Thema ist in der Gesellschaft nach wie vor tabu.«

Professor Guggenmoser nickt stillschweigend. Dann sagt er:

»Sie haben bestimmt in vielen Punkten Recht, Frau Kerkashian. Trotzdem möchte ich Sie bitten, die Geschichte der Armenier auf dieser Studienreise nicht mehr zu thematisieren. Unsere Gastgeber weisen uns schließlich auch nicht dauernd auf die dunklen Seiten unserer Vergangenheit hin. In jedem Volk gibt es Menschen, die sich grausamer Verbrechen schuldig machen. Sie wissen genauso gut wie ich, welche Untaten in manchen Ländern nach dem globalen Crash verübt wurden. Lassen Sie uns nach vorne blicken und darauf hinarbeiten, dass zukünftige Generationen diese Fehler nicht wiederholen. Bleiben Sie heute Abend nicht mehr zulange auf! Wir haben morgen wieder einen anstrengenden Tag vor uns!«

Nach diesen Worten trinkt Professor Guggenmoser seinen Tee aus, verabschiedet er sich von seinen Studenten und geht auf sein Zimmer.

Sonderzonen

Kurz vor Sonnenaufgang verlassen Gianna und David die Albergo Francesco und gehen ein letztes Mal zur Tankstelle. Francesco DiSelva ist schon dabei seinen Tanklaster flott zu machen. Der Motor des alten Ungetüms läuft sich bereits warm, während DiSelva gerade den Reifendruck kontrolliert.

> *»Na, habt ihr schon Reisefieber?«, ruft er laut, als er die beiden kommen sieht. »Ihr könnt eure Rucksäcke im Fahrerhaus hinter die Sitzbank werfen!«*

Dann widmet er sich wieder seinem Fahrzeug. Gianna und David besorgen sich im Tankstellenhäuschen Kaffee und ein paar aufgebackene Brötchen. Schließlich hatten sie heute auf das Frühstück in ihrer Lieblingsbar verzichten müssen und sind froh, dass sie die lange Fahrt nicht mit leerem Magen antreten müssen.

Nach einer Viertelstunde hat DiSelva seinen Fahrzeugcheck beendet und den alten Tanklaster für ausreichend fahrtauglich erklärt. Auf der breiten Bank im Fahrerhaus können sie leicht zu dritt nebeneinander sitzen. DiSelva am Steuer, Gianna in der Mitte und David rechts außen.

Mit lautem Getöse rumpelt der Tanklaster durch die Sieneser Vororte und DiSelva hupt jeden beiseite, der ihn in seinem Vorankommen behindert. Kurz hinter der Stadtgrenze endet die Ombrone-Domäne und sie erreichen die Wasserscheide zum Arno. Beim Anblick der Straßensperre erschrickt Gianna und beginnt reflexartig die Passierscheine zu suchen.

> *»Lass stecken, Mädchen!«, sagt DiSelva seelenruhig, als er den Tanklaster vor dem Schlagbaum zum Stehen bringt.*

Er unterhält sich ein wenig mit dem Straßenpolizisten und überreicht ihm einen Stapel Papiere. Zwischen den Blättern befinden sich unübersehbar ein paar Banknoten. Der Polizist drückt seinen Stempel auf eines der Fahrtdokumente und steckt die Banknoten beiläufig in die Brusttasche seiner Uniform. Dann unterhalten sich die beiden noch ein wenig über den anstehenden Palio. Nachdem DiSelva dem Polizisten noch einen schönen

Tag und dieser ihm eine gute Fahrt gewünscht hat, öffnet sich der Schlagbaum und die Fahrt geht weiter.

Fernando DiSelva ist heute bestens gelaunt. Als sie sich Florenz nähern, schaltet er das Autoradio ein und versucht Radio Firenze hereinzubekommen.

> *»Stellt euch vor!«, sagt er voller Begeisterung. »In Florenz haben sie jetzt einen Radiosender, der rund um die Uhr Musik spielt! Leider kriegen wir ihn in Siena nicht herein.«*

Aus vollem Herzen und mit schräger Stimme singt er alle Lieder lauthals mit. Nach einer Weile stimmt auch Gianna in den Gesang ein und David kommt sich wie auf einer der Wiener Donaubrücken vor, wenn unten gerade ein Ausflugsschiff mit hundert alkoholisierten Rentnern entlang schippert.

Bald wird der Empfang aber wieder zu schwach und DiSelva schaltet das Radio mit einem tiefen Seufzer aus.

> *»Es ist schon ein Jammer!«, sagt er. »Die Domänen Ombrone und Arno hätten sich schon längst zusammenschließen müssen! Heute macht jeder sein Ding und keiner kommt auf einen grünen Zweig. Auf der Insel Elba boomt dagegen der Tourismus. Und was kriegen wir davon ab? Gar nichts! Die reichen Schnösel sitzen da drüben auf ihrer Insel und langweilen sich den ganzen Tag am Strand! Die würden doch liebend gerne ein paar Ausflüge zu uns herüber machen. Aber wie soll das funktionieren, solange wir keine Anreize für die Tourismusindustrie bieten können! Als ich ein kleines Kind war, da kamen jeden Tag Tausende von Touristen nach Siena! Das könnt ihr euch nicht vorstellen, wie das damals zuging! Die Piazza del Campo war umsäumt von Bars, Restaurants und Eisdielen. Und heute? Verfallene Häuser, ein eingestürzter Turm am Rathaus und Kriminalität, wohin man schaut. Kein Wunder, dass da niemand kommen will! In Florenz und Pisa sieht es ähnlich aus. Der Schiefe Turm ist eingestürzt und liegt in Trümmern auf der Piazza dei Miracoli. Die Politiker in Florenz haben nach dem Wirtschaftscrash die Gemälde in den*

Uffizien verscherbelt, um die Bevölkerung vor dem Verhungern zu bewahren.«

»Wieso boomt denn ausgerechnet auf Elba der Tourismus?«, will Gianna wissen. »Die gehören doch gar keiner Domäne an.«

»Die Inseln sind fein raus. Für die ist dieses Scheißdomänensystem ja noch nie ein Thema gewesen. Wie könnte man eine Insel auch in Domänen aufteilen? Elba hat sich schon vor vielen Jahren dem Venezianischen Tourismusverband angeschlossen. Dadurch wurden sie, im Vergleich zu uns Festlandsbewohnern, zur Insel der Glückseligen. Durch ihre Insellage sind die Elbaner vor ihrer verarmten Verwandtschaft wirkungsvoll geschützt und leben Dank des boomenden Massentourismus aus den reichen Domänen in Saus und Braus. Frag doch mal deinen David, wie oft er da drüben schon Urlaub gemacht hat!«

Gianna dreht sich zu ihrem rechten Sitznachbarn und fragt:

»David, warst Du schon einmal auf der Insel Elba?«

David schreckt hoch, weil er mit seinen Gedanken ganz woanders war und nicht damit gerechnet hatte, plötzlich in das angeregte Gespräch der beiden hineingezogen zu werden.

»Ob ich schon einmal auf Elba war? Ja, einmal glaube ich. Irgend so ein Kurzurlaub zwischen zwei Projekten. Ist mir aber nicht besonders in Erinnerung geblieben. Schöner Strand, sauberes Wasser. Das Haus, in dem Napoleon gewohnt hat, kann man da besichtigen. An mehr kann ich mich aber nicht erinnern.«

Gianna dreht sich wieder zu Fernando DiSelva und nickt seufzend.

»Ja, er war auch schon auf Elba.«

DiSelva fährt fort: »Wenn sich die Domänen Arno und Ombrone zusammentäten, könnten wir gemeinsam wieder eine kleine Tourismusindustrie aufbauen. Die Elbaner wären bestimmt auch froh, wenn sie ihren Gästen ein paar Tagestouren in die Toskana anbieten könnten. Es entstände eine Win-Win-Situation für uns

alle. Irgendwann wären wir vielleicht wieder auf Augenhöhe mit der Po-Domäne und könnten diesen verfluchten Grenzzaun weiter nach Süden verlegen.«

»Ach, und die weiter südlich liegenden Regionen sollen sehen, wo sie bleiben?«, fragt Gianna.

»Jeder ist sich selbst der Nächste. Diese Lektion habe ich in meinem Leben leider lernen müssen. Wenn man dieses verfluchte Domänensystem nicht eingeführt hätte, wäre ja vielleicht alles ganz anders gekommen. Jetzt müssen wir eben versuchen das Beste daraus machen.«

Auf den folgenden Kilometern wird in der Kabine des Tanklasters nicht viel geredet. Die gute Stimmung ist mit einem Mal verflogen. DiSelva ist damit beschäftigt den vielen Schlaglöchern auszuweichen, die sich wie Bombentrichter über die einstmals gut ausgebaute Autobahn verteilen. Der Straßenverlauf folgt dem Lauf des Arno, der sich in dem breiten Tal langsam in Richtung Meer schlängelt. Manchmal hat Gianna den Eindruck, als wenn sich der Fluss schneller bewegen würde, als ihr langsam dahinschaukelnder LKW. Gegen Nachmittag erreichen sie Pontedera.

»Schau mal Mädchen!«, sagt DiSelva nach langem Schweigen. »Siehst du da hinten die weißen Fabrikgebäude? Das sind die Hallen der alten Piaggiowerke! Vor ein paar Jahren hat man sämtliche Produktionsmaschinen auf LKWs verladen und über Livorno nach Genua verschifft. Von dort ging es weiter nach Turin und jetzt produzieren die dort wieder ihre Motorräder, als wenn nichts gewesen wäre. Das ist doch klar, dass wir so nie den wirtschaftlichen Anschluss schaffen!«

Gianna muss wehmütig an ihre Vespa denken, die hier wahrscheinlich vor vielen Jahren einmal das Licht der Welt erblickt hatte. Hoffentlich passt Marco gut auf sie auf. Wie es Marco und Maria wohl gehen mag? Bevor sie aber noch mehr Heimweh bekommt, sagt sie:

»Genua scheint ja ein wichtiges Drehkreuz für die Po-Domäne zu sein.«

»Na klar! Die Po-Domäne ist ja nur deshalb so schnell wieder auf die Beine gekommen, weil sie sich den Hafen von Genua als Sonderwirtschaftszone einverleibt haben. Genua ist nur wenige Kilometer von der Wasserscheide entfernt. Was haben die Städte Mailand und Turin also gemacht? Sie haben mit den Genuesern verhandelt und eine gemeinsame Wirtschaftsregion gegründet. Auf diese Weise kam die Po-Domäne zu einem wichtigen Ölhafen und Genua war als Küstenstadt von seinem domänenlosen Dasein erlöst. Eben auch eine klassische Win-Win-Situation.«

Gianna denkt eine Weile nach und wendet sich dann an David.

»Sag mal David, ist Triest auch so eine Sonderwirtschaftszone in eurer Donau-Domäne?«

»Ja, wie kommst du darauf?«, fragt David etwas verwundert.

»DiSelva hat mir gerade erzählt, dass Genua zur Po-Domäne gehört, obwohl die Stadt eigentlich ein Stück hinter der Wasserscheide liegt. Ist das bei Triest auch so?«

»Ja, das ist eigentlich genau dasselbe. Nach dem Wirtschaftscrash hatte die Donau-Domäne mit einem riesigen Problem zu kämpfen: Sie war vom globalen Ölmarkt abgeschnitten. Andere Domänen waren viel besser dran. Die Rhein-Domäne hatte Rotterdam, die Elb-Domäne hatte Hamburg, die Weser-Domäne hatte Bremerhaven. Alle hatten sie an der Mündung ihres Flusssystems einen leistungsfähigen Ölhafen, über den sie ihre Wirtschaft wieder zum Laufen brachten. Nur wir in der Donau-Domäne hatten das Nachsehen. Das Donaudelta ist ein riesiges Naturschutzgebiet. Der einzige Hafen weit und breit ist Konstanza am Schwarzen Meer. Und die dort existierende Infrastruktur hätte niemals ausgereicht, um als Ölhafen der riesigen Donau-Domäne zu agieren. Die Lösung des Problems fand man schließlich in Triest. Diese Stadt liegt nur wenige Kilometer von der Wasserscheide der Donau-Domäne entfernt. Und was noch viel wichtiger ist: Von dort führte bereits die transalpine Pipeline quer durch die Alpen nach Norden direkt in die Donau-Domäne hinein. Man hat also Triest als Sonderwirtschaftszone integriert und die kleinen Flusssysteme

des Tagliamento und des Isonzo, in denen die Pipeline verläuft, gleich mit dazu. Von dem Moment, wo in Triest wieder die Öltanker anlegten und ihre Ladung über die Pipeline zu den Raffinerien nach Schwechat und Ingolstadt gepumpt wurde, ging es mit der Wirtschaft wieder schlagartig aufwärts!«

Gianna fängt an zu grübeln. Kann es sein, dass ihre Heimatstadt Rom sich nur deshalb nie erholt hat, weil sie es versäumt hatte, rechtzeitig einen geeigneten Ölhafen aufzubauen? Der Hafen von Ostia an der Tibermündung wäre für diesen Zweck aufgrund der Verlandung denkbar ungeeignet. Aber was war mit Civitavecchia? Die Stadt lag abseits der Tiber-Domäne an ein paar unbedeutenden Bächlein. Der Hafen hatte nach dem Wirtschaftskollaps nie wieder seine frühere Bedeutung erlangt. Wäre Rom wieder wirtschaftlich auf die Beine gekommen, wenn der Rat der Stadt es den Nord-Domänen gleichgetan und mit Civitavecchia eine Wirtschaftsunion gegründet hätte? Hatte der Vatikan etwa wieder seine Finger im Spiel und solch ein Vorhaben aufgrund eigener Machtinteressen vereitelt?

Gianna würde vielleicht noch länger über Verschwörungstheorien nachdenken, doch da taucht am Horizont plötzlich das Meer auf. Türkisblau und glatt wie ein Spiegel liegt es vor ihnen. Was für ein Anblick. Gianna liebt das Meer. Wehmütig denkt sie an die Wochenenden zurück, als sie noch mit ihren Freunden zum Zelten an die Küste gefahren war. In der Ferne sind auch schon die Hafenanlagen von Livorno zu erkennen. Jetzt kann es nicht mehr lange dauern, bis sie an ihrem Ziel ankommen werden.

Je näher sie dem Stadtzentrum kommen, umso dichter wird der Verkehr. DiSelva bahnt sich souverän seinen Weg. Man merkt, dass er diese Strecke schon unzählige Male gefahren ist. Als er die Piazza della Repubblica erreicht, fährt er noch ein Stück in Richtung der trutzigen Fortezza Nuova und parkt sein Ungetüm dann mitten auf dem großen Platz.

»Wartet bitte hier in der Fahrerkabine! Ich komme gleich wieder!«

Dann steigt er aus, geht auf eines der prachtvollen Häuser am Rand des Platzes zu und verschwindet darin. Nach fünf Minuten kommt er in Begleitung eines Mannes wieder heraus. Als die beiden auf den LKW zugehen, mustert Gianna den fremden Mann. Er dürft noch etwas älter sein als DiSelva. Zumindest lassen seine bereits vollständig ergrauten Haare ihn älter erscheinen. Vom Gang her wirkt er aber recht athletisch und durchtrainiert.

> *»So meine Lieben!«, sagt DiSelva zu Gianna und David, als er die Fahrertür öffnet. »Lasst uns mal zusammenrücken! Wir kommen jetzt zum Geschäft.«*

Der fremde Mann steigt zuerst ein und quetscht sich neben Gianna auf die Sitzbank. Dann folgt ihm DiSelva und nimmt auf seinem Fahrersitz Platz.

> *»Gianna, David, ich möchte euch Alessandro vorstellen! Er wird euch gleich eure Unterkunft zeigen und euch morgen Abend auf das Schiff nach Genua bringen.«*

> *Alessandro gibt den beiden die Hand und sagt: »Ich hoffe Ihr hattet eine gute Fahrt!«*

> *»Danke!«, antwortet Gianna. »Wir können uns nicht beklagen. Zu Fuß wären wir bestimmt drei bis vier Tage unterwegs gewesen. Wo werden wir denn heute Nacht schlafen?«*

> *»In einer schnuckeligen Herberge in Neu-Venedig«, antwortet Alessandro. »Vorher müssen wir aber leider noch die geschäftlichen Dinge regeln. Fernando hat euch bestimmt gesagt, dass ihr bei der Ankunft hier in Livorno die zweite Rate von zwanzigtausend Römischen Lire zahlen müsst. Habt ihr das Geld dabei?«*

Gianna wirft DiSelva einen fragenden Blick zu, worauf dieser sofort antwortet:

> *»Ihr könnt Alessandro hundertprozentig vertrauen. Für ihn lege ich meine Hand ins Feuer.«*

> *»Bekomme ich eine Quittung?«, fragt Gianna vorsichtig.*

»Bedaure!«, antwortet Alessandro und zieht die Augenbrauen hoch. »In unserem Business ist das leider nicht üblich. Unsere Dienstleistung kann man ohnehin nicht von der Steuer absetzen. Eine Quittung wäre nur das Papier wert auf dem sie steht. Unser Geschäft beruht auf gegenseitigem Vertrauen, aber das hat euch Fernando bestimmt auch schon erklärt.«

Mit einem tiefen Seufzer zieht Gianna ihr T-Shirt ein Stück nach oben und löst den Klettverschluss der flachen Bauchtasche, in der sie ihr Bargeld sicher am Körper verwahrt. Unter den Blicken von David und Fernando DiSelva wechseln zwanzigtausend schwer verdiente Lire den Besitzer. Alessandro steckt das Geld in die Innentasche seines Jacketts und sagt:

»Wenn ich euch morgen Abend auf das Schiff bringe, solltet ihr das restliche Geld abgezählt in der Hosentasche bereithalten. Ich werde mich von euch verabschieden, wenn ihr das Schiff betretet. Kurz davor machen wir die Geldübergabe. Und das sollte zu eurem eigenen Schutz diskret über die Bühne gehen.«

»Geht klar!« antwortet Gianna und nickt zustimmend.

»Darf ich euch auch noch einen guten Rat geben?«, fragt DiSelva ohne die Antwort abzuwarten. »Bleibt heute Abend in eurer Herberge und geht nicht mehr aus dem Haus. In Liverno treibt sich viel Gesindel herum und gerade nachts solltet ihr nicht mehr auf die Straße gehen!«

»Ich denke nicht, dass wir uns heute Abend noch ins städtische Nachtleben stürzen werden«, antwortet Gianna trocken und denkt sich: Womit auch? »Fahren Sie denn heute noch zurück nach Siena?«

»Nein, um Gottes Willen!«, entgegnet DiSelva und lacht. »Ich werde mir heute noch einen schönen Abend in der Stadt machen. Morgen früh fahre ich zum Treibstofflager, fülle meinen Tanklaster bis zum Rand voll und fahre dann wieder zurück. Nachts über diese Straßen mit einem LKW voller Benzin? Ich bin doch nicht lebensmüde!«

»Alles klar!«, sagt Alessandro und schaut auf seine Uhr. »Fernando, ich wünsche dir einen schönen Abend und eine gute Fahrt! Danke, dass du die zwei wohlbehalten hergebracht hast! Bis demnächst mal wieder!«

Dann drängt er zum Aussteigen. Bevor Gianna und David aus der Fahrerkabine herausklettern, holen sie ihre Rücksäcke hinter der Sitzbank hervor. Und erst jetzt sehen sie das moderne Schnellfeuergewehr, das an der Rückseite der Lehne notdürftig befestigt ist.

Hiobsbotschaften

»Hallo, ich heiße Domenico! Und wie heißt du?«

Jan hat es sich nach der Abfahrt gerade im Reisebus gemütlich gemacht und schaut verdutzt zu seinem, auf der anderen Seite des Gangs sitzenden, Nachbarn.

»Ich heiße Jan. Ich wußte gar nicht, das du Deutsch sprichst!«

Der junge Mann, der ihn so unvermittelt von der Seite anspricht, ist kein anderer als der Priester aus der Mailänder Studiengruppe. Wie er da so in seinem Räuberzivil im Bus sitzt, erinnert rein gar nichts mehr an sein gestriges würdevolles Auftreten in der Kathedrale von Diyarbakir. Mit seinen blonden lockigen Haaren, den weichen Gesichtszügen und dem sympathischen, schelmischen Lächeln erinnert er heute eher einem Sonnyboy und Frauenhelden als an einen Würdenträger der katholischen Kirche. Nicht einmal sein Priesterhemd mit dem Kollarkragen hat er heute angezogen, sondern ein ausgewaschenes T-Shirt mit der Aufschrift »University of Milano«.

»Meine Eltern wohnten lange Zeit in Südtirol. Ich bin in Bozen aufgewachsen und spreche gleichermaßen gut Deutsch und Italienisch.«

»Wie um alles in der Welt kommst du denn in diese Reisegruppe? Ich dachte ihr wärt alle Studenten der Wirtschaftswissenschaften.«

»Das bin ich auch! Ich habe als Hauptfach Theologie studiert und im Nebenfach Betriebswirtschaft. Dachtest du die katholische Kirche lebt vom Glauben und Beten allein?«

»Darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht«, schmunzelt Jan. »Aber wahrscheinlich hast du recht. Die vielen Immobilien und Reichtümer, die die Kirche im Lauf der Jahrhunderte angehäuft hat, müssen ja irgendwie verwaltet werden. Was willst du denn nach deinem Studium beruflich machen?«

»Das wird sich schon weisen. Jetzt beende ich erst einmal meine Promotion und dann werde ich schon sehen, welche Verwendung mein Bischof für mich hat. Wie heißt es so schön? Die Wege des Herrn sind unergründlich! Weißt du denn schon, wo du mal arbeiten willst?«

»Nein, aber ich hoffe, dass ich zu gegebener Zeit selbst die richtige Entscheidung treffen werde. Ich glaube, ich täte mich schwer damit, wenn mir ein anderer Mensch diese wichtige Entscheidung abnehmen wollte, ohne mich zu fragen.«

»Ja ja«, entgegnet Domenico mit einem breiten Grinsen, »Gott hat dem Menschen den freien Willen mitgegeben. Du solltest aber nie vergessen: Der Mensch denkt und Gott lenkt!«

Dann vertieft er sich wieder in sein dickes Buch, das er offenbar gegen aufkommende Langeweile dabei hat. Jan hat erst einmal genug von frommen Sprüchen und macht es sich in seinem Liegesitz bequem. Er drückt die Rückenlehne so weit es geht nach hinten und versucht ein wenig Schlaf nachzuholen. Vielleicht hätte er doch auf den Rat seines Professors hören und nicht die Nacht mit sinnlosen Diskussionen verbringen sollen. Während er mit geschlossenen Augen vor sich hin döst, zieht draußen die karge, braune Steppenlandschaft des anatolischen Hochlands vorüber. Nach einer Weile zeigt das leichte Schaukeln des komfortablen Reisebusses seine Wirkung. Jan schläft ein und wird drei Stunden später unsanft aus seinen Träumen gerissen, als Rana lautstark in das Mikrofon der Lautsprecheranlage pustet.

»Wir erreichen jetzt gleich die Stadt Şanlıurfa – oder einfach Urfa, wie wir Einheimischen sie nennen. Urfa ist eine heilige Stätte des Islam und ein bedeutendes Pilgerziel. Der Legende nach soll Abraham hier geboren worden sein und gelebt haben. Urfa liegt am Rande der fruchtbaren Harranebene. Wenn Sie rechts aus dem Seitenfenster blicken, sehen sie einen riesigen ausgetrockneten Kanal. Dieser wurde zu der Zeit angelegt, als Urfa noch zum Staatsgebiet der Türkei gehörte. Die Türken hatten damals etwa einhundert Kilometer von hier den Euphrat mit dem Atatürk-Staudamm zu einem riesigen See aufgestaut. Durch zwei gigantische Tunnelsysteme wurden große Mengen des Euphratwassers nach Urfa umgeleitet, um die hiesige Landwirtschaft zu intensivieren. Das Staudammprojekt und die Bewässerung haben sich aber als höchst problematisch erwiesen, so dass unser Kalif schließlich verfügt hat, den Staudamm wieder abzureißen.«

»Warum denn?«, ruft einer der Studenten aus Paris laut nach vorn. »Bewässerung ist in dieser Region doch sehr wichtig! Was war denn so schlimm an dem Stausee?«

»Die Türken verfolgten mit dem Stausee ihre eigenen Interessen. Das Wasser, das hier in der Ebene von Harran verbraucht wurde fehlte der stromabwärts lebenden Bevölkerung. Den Türken war das egal, weil ihr Staatsgebiet hier endete. Der Kalif sieht das natürlich aus einer etwas anderen Perspektive und will das verfügbare Wasser möglichst gerecht in der gesamten Flussdomäne verteilt sehen. Die intensive Bewässerung erwies sich aber auch aus anderen Gründen als problematisch. Durch die vermehrte Wasserzufuhr stieg das Grundwasser in der gesamten Ebene und führte zu einer starken Versalzung des Bodens. Wo früher Landwirtschaft betrieben wurde, die an die klimatischen Gegebenheiten angepasst war, begann man untypische Pflanzensorten, wie zum Beispiel Baumwolle, anzubauen, die einen extrem hohen Wasserbedarf haben. Der Atatürk-Stausee war aber auch sonst ein ökologisches Desaster. Unseren Gästen aus Köln ist bestimmt der Bodensee in ihrer Heimatdomäne ein Begriff. Der künstlich aufgestaute See bedeckte eine Fläche, die eineinhalb mal so groß war! Ganze Tallandschaften gingen in den Fluten unter. Tausende Menschen

verloren ihre Heimat. Es wird noch viele Jahrzehnte dauern, bis sich die Natur von diesem Experiment wieder erholt hat. An den Rändern des Stausees sind viele Hänge abgerutscht und haben zu einer massiven Verschlammung des Sees geführt. Die ehemals fruchtbarer Äcker und viele Relikte aus der vorgeschichtlichen Besiedelung liegen heute unter einer dicken Sedimentschicht begraben. Ausschlaggebend für den Rückbau waren aber Sicherheitsbedenken. Wir können uns glücklich schätzen, dass der Staudamm in den vergangenen turbulenten Jahren nicht Ziel eines Anschlags oder von einer Naturkatastrophe beschädigt wurde. Wenn dieser Damm jemals gebrochen wäre und sich der Inhalt dieses gigantischen Sees flussabwärts ergossen hätte, wäre dort kein Stein auf dem anderen geblieben und eine Katastrophe unvorstellbaren Ausmaßes wäre die Folge gewesen. Wir nähern uns jetzt der Innenstadt und ich möchte Ihnen noch kurz etwas zum Programm der kommenden Stunden sagen: Wir werden in Urfa den Basar, Abrahams Karpfenteich und die Leidenhöhle besichtigen. Bitte achten Sie im Basar auf ihre Wertsachen. Es sind dort leider viele Taschendiebe unterwegs.«

»Kein Wunder«, sagt Jan zu Domenico. »Wenn die Landwirtschaft aufgrund des fehlenden Wasser nicht mehr so Gewinn abwirft, muss man sich eben andere Geschäftsmöglichkeiten suchen. Ich finde das schon krass: Erst verwöhnt man eine Region mit frischem Wasser in Massen und dann, wenn sich die Bevölkerung daran gewöhnt hat, dreht man ihr den Hahn einfach wieder zu! Ich glaube, dass sich der Kalif in dieser Stadt nicht viele Freunde gemacht hat.«

»Nun ja«, entgegnet Domenico, »der Herr hat‘s gegeben, der Herr hat‘s genommen. Gepriesen sei der Name des Herrn!«

»Du findet wohl zu jeder Situation einen passenden Bibelspruch!«

»Na ja, hier in Urfa sollte eigentlich jeder diesen Spruch kennen. Die Stadt ist schließlich nicht nur der Geburtsort von Abraham, sondern auch von Hiob.«

»Der mit den Botschaften?«

»Genau der! Hiob war ein einst ein angesehener und reicher Bürger dieser Stadt, der Gott ehrte und regelmäßig zu ihm betete.«

»Und was hatte er für eine Botschaft?«

»Du scheinst mir nicht sehr bibelfest zu sein«, grinst Domenico. »Der Teufel hat mit Gott gewettet, dass Hiob nur deshalb so fromm und gottesfürchtig sei, weil er mit allem erdenklichen Wohlstand gesegnet ist. Gott wettete dagegen und drangsalierte Hiob mit allen möglichen Schicksalsschlägen. Er verlor sein Geld, sein Vieh und seine zehn Kinder. Eine Schreckensbotschaft nach der anderen wurde Hiob überbracht. Selbst als er mit Krankheit und Elend geschlagen war, hielt er aber am Glauben fest und pries weiterhin den Herrn. Seiner Frau wurde es irgendwann zu bunt und sie wollte ihn dazu bringen Gott zu verfluchen und sein sinnloses Leben selbst zu beenden. Das geschah übrigens in der Leidenhöhle, die wir gleich besuchen werden. Hiob sprach damals aber nur: Das Gute haben wir von Gott angenommen, sollten wir dann nicht auch das Unheil annehmen?«

»Immerhin hat ihm Gott seine Frau gelassen!«, lästert Jan.

»Wer weiß – vielleicht hätte Hiob den Verlust ja gar nicht als Strafe empfunden? Die Bibel lässt sich da nicht weiter drüber aus. Jedenfalls hat der Teufel seine Wette verloren und Hiob wurde für die erlittenen Unannehmlichkeiten entschädigt. Gott schenkte ihm wieder Reichtum und Vieh. Und weitere zehn Kinder – als Ersatz für die dahingeschiedenen – waren auch schon bald auf der Welt. Im Grunde ein klassisches Happy End, das uns zu Denken geben sollte!«

»Schau an, schau an«, denkt sich Jan, während er seinen Tagesruck zum Aussteigen vorbereitet. »Dieser harmlos aussehende Priester redet für einen katholischen Geistlichen ganz schön zynisch daher.«

Beutelschneider

Es ist ein wunderschöner Abend in Livorno. Die Sonne wirft ihre letzten warmen Strahlen auf das Nadeldach der Pinien im Park der Fortezza Nuova. Die prächtig restaurierten Häuser an der Piazza della Repubblica erstrahlen im letzten Sonnenlicht. Als Gianna und David mit Alessandro den Hauptplatz verlassen, ändert sich das Aussehen der Gebäude am Straßenrand aber schlagartig. Livorno war im zweiten Weltkrieg massiv bombardiert worden und hatte einen großen Teil seiner historischen Bausubstanz für immer verloren. Die Neubauten sind mittlerweile auch schon hundert Jahre alt und in einem entsprechend schlechten Zustand. In der Nachkriegszeit war Geld und gutes Baumaterial knapp. Häufig wurde bei der Errichtung der neuen Häuser geschludert und gepfuscht. Es ist kein Wunder, dass so manches alte denkmalgeschützte Haus heute besser dasteht, als sein neumodischer Nachbar.

Die drei gehen eine Weile am Kanal, vor der neuen Festung, entlang. Diese trägt den Beinamen »Neu« auch nur deshalb, weil es am Hafen noch eine wesentlich ältere Festung – die Fortezza Vecchia – gibt. Als sie auf einer kleinen Brücke den Kanal überqueren, fühlt sich Gianna sowohl an Venedig als auch an Rom erinnert. Venedig – weil sie viele Bilder von der berühmten Lagunenstadt kennt, die dem Anblick hier genau entsprechen. Rom – weil der Gestank, der ihnen auf der Brücke in die Nase steigt, sie unweigerlich an den Tiber denken lässt. Offenbar haben alle Städte das Problem, dass die alten Kläranlagen nicht mehr funktionieren und deshalb jedes fließende – und leider manchmal auch stehende – Gewässer als Kloake missbraucht wird.

Alessandro führt sie zu einem schmucklosen viergeschossigen Haus direkt an einem der Kanäle. Am Hauseingang steht an einem der Klingelschilder »Albergo«. Sonst gibt es keinerlei Hinweis, dass sich diesem Haus eine Herberge befinden könnte. Die Haustür steht offen und Alessandro führt Gianna und David durch das schmale Treppenhaus hinauf bis in den zweiten Stock. Auch dort ist an einer der Türen ein unscheinbares Albergo-Schild angebracht worden. Auf sein Klingeln hin öffnet sich die Tür und

eine alte Frau schaut heraus. Sie erkennt Alessandro sofort und winkt ihn und seine Begleiter herein.

»Gianna, David, dies ist Signora Malerba. Sie wird euch heute Nacht bei sich aufnehmen. Um die Bezahlung braucht ihr euch nicht zu kümmern. Das ist bereits alles geregelt. Morgen um siebzehn Uhr werde ich euch hier wieder abholen. Ihr könnt den ganzen Tag über machen was ihr wollt, aber seid bitte pünktlich wieder hier! Das Schiff nach Genua wird nicht auf euch warten! Habt ihr noch Fragen?«

»Nein«, antwortet Gianna. »Wir werden morgen um fünf Uhr hier auf Sie warten.«

»Gut! Dann wünsche ich euch eine gute Nacht und einen schönen Aufenthalt in Livorno. Bis Morgen!«

Alessandro verabschiedet sich noch von der Signora und verlässt dann das Haus.

»Schnarcher oder Nicht-Schnarcher?«, fragt die Signora freundlich.

»Wie bitte?«, antwortet Gianna perplex.

»Ob sie oder der junge Mann schnarchen? Ich habe in meiner Pension drei Schlafräume. Einer ist für die schnarchenden Herrschaften reserviert, damit die anderen Gäste in Ruhe schlafen können.«

»Nein, nein!«, lacht Gianna. »Wir schnarchen beide nicht.«

»Dann folgen Sie mir bitte! Das Zimmer hier neben der Eingangstür ist mein eigenes privates Zimmer. Wenn sie etwas benötigen, können Sie jederzeit bei mir anklopfen. Dort links ist der Schnarcherraum, und gegenüber befindet sich Ihr Schlafraum. Das Bad ist am Ende des Flurs. Bitte werfen Sie kein Toilettenpapier in die Kloschüssel, sondern werfen Sie es stattdessen in den Mülleimer, der daneben steht. Sollten Sie noch etwas brauchen, wissen Sie ja, wo Sie mich finden.«

Die Signora führt Gianna und David noch in den Schlafraum und geht dann wieder in ihren eigenen Wohnraum zurück. Besonders groß ist dieser Schlafraum nicht. Drei Stockbetten, ein kleiner Tisch und zwei Stühle finden gerade so darin Platz. Die wenigen freien Flächen werden von den Rucksäcken und Taschen der Gäste belegt. Das Stockbett an der Fensterseite des Raums verdeckt die rechte Fensterhälfte fast vollständig. Gianna und David belegen das noch freie Stockbett an der linken Wand.

»Willst du oben oder unten schlafen?«, fragt Gianna.

»Ist mir egal.«

»Dann schlaf ich oben. Da ist die Luft besser!«

Auf dem Stockbett an der Wand gegenüber liegt bereits ein junges Pärchen und schaut neugierig zu ihnen herüber.

»Hallo! Ich bin Gianna und das ist David.«

»Parlez-vous français?« fragt die junge Frau im unteren Bett.

»Äh – no. Do you speak english?«

»Yes we do.«

David atmet hörbar auf. Endlich treffen sie mal auf jemanden, mit dem man sich auf Englisch unterhalten kann. Einer Sprache, wo nicht dauernd jemand hin und her übersetzen muss. Es stellt sich heraus, dass die beiden Sylvie und Jacques heißen und aus Arles in der Rhone-Domäne kommen. Seit zwei Wochen sind sie schon mit ihren Fahrrädern unterwegs – immer an der Mittelmeerküste entlang. Bis nach Rom wollen sie fahren. Danach soll es durch die Apenninen und die Alpen wieder zurück an die Rhone gehen. David erzählt wahrheitsgemäß, dass er aus Wien kommt, während Gianna ihre Herkunft lieber verschweigt und vorgibt in Turin zu wohnen. Sylvie und Jacques fragen aber zu ihrer großen Erleichterung nicht groß nach, sondern erzählen ausgiebig von den bisherigen Erlebnissen ihrer Radtour. Die beiden sind auch erst heute in Livorno angekommen, wollen

sich morgen die Stadt ansehen und übermorgen dann weiter Richtung Süden radeln.

Im dritten Stockbett, an der Fensterseite des Raumes, ist nur die untere Matratze belegt. Sylvie erzählt, dass dort ein junger Mann aus der ehemaligen Schweiz seinen Schlafsack ausgebreitet habe, der als Backpacker[31] unterwegs sei. Ein etwas seltsamer, aber ganz lustiger Bursche, der momentan wohl zum Essen in die Stadt gegangen ist.

> *»Ihr werdet den Reto ja bald kennenlernen«, meint Jacques und fährt mit der Schilderung seiner Reiseerfahrungen fort: »Ich hätte nie gedacht, dass es den Küstenregionen wirtschaftlich so schlecht geht. Die Rhone-Domäne endet hinter Toulon, das wie Montpellier und Marseille noch zur Metropolregion Rhone-Mündung gehört. Direkt hinter Toulon ist der Grenzzaun. Und dahinter endet die Zivilisation! Saint-Tropez, Cannes und Nizza sind allesamt nur noch unbedeutende Fischerdörfer. Wenn man an den verfallenen Palästen entlang der Uferpromenaden vorbei radelt, spürt man noch den Glanz der vergangenen Zeiten. Am schlimmsten aber ist es in Monaco! Um das ehemalige Fürstentum haben wir vorsichtshalber einen großen Bogen gemacht. Die Grimaldis sollen angeblich wieder als Piraten das Mittelmeer unsicher machen – so wie ihre Vorfahren das auch schon taten. Was bleibt ihnen auch übrig. Ihr bisheriges Geschäftsmodell, was schwerpunktmäßig auf Steuerflüchtlinge, High-Society-Mitglieder und Glücksspieler ausgerichtet war, hat sich als nicht mehr tragfähig erwiesen. Da haben sie sich eben wieder an ihre Kernkompetenzen erinnert und sind als Seeräuber und Raubritter unterwegs. Wir waren jedenfalls froh, als wir den Felsen von Monaco wohlbehalten hinter uns gebracht hatten!«*

David hört den Erzählungen des jungen Pärchens interessiert zu. Für Gianna ist diese Art zu Reisen nur eine besonders perfide Form von Elendstourismus. Diese Leute hätten eigentlich genug Geld, um es sich in einem der luxuriösen Touristenorte gutgehen zu lassen. Stattdessen ziehen sie es vor, die armen Gegenden der Welt zu bereisen, um sich ihres großen

31 Backpacker: Rucksacktourist

Wohlstands noch besser bewusst zu werden. Für so etwas hat sie kein Verständnis. Da ohnehin ihr Magen knurrt sagt sie:

> *»Ich werde mal nach unten gehen und etwas zu essen besorgen. In der Straße habe ich einen kleinen Laden gesehen. Vielleicht haben die Sandwiches oder etwas in der Richtung.«*

David bittet sie, ihm auch etwas mitzubringen. Dann wendet er sich wieder Sylvie und Jacques zu. In seinen Augen sind die beiden sehr sympathische Zimmergenossen, verglichen mit all den anderen komischen Gestalten, die er auf seiner Flucht bisher kennengelernt hatte. Mit großem Interesse folgt er ihrem Vortrag über die verarmten domänenfreien Orte an der ehemaligen französischen Riviera.

Gianna kauft unterdessen in dem kleinen Laden an der Ecke ein paar belegte Brötchen. Auf dem Nachhauseweg fällt ihr ein verwegen aussehender junger Mann auf. Vom Typ her eher nordisch. Allerdings mit blonden, ausgebleichten, lockigen Haaren, Stoppelbart und einem dunklen Teint, als wäre er seit mindestens einem Jahr ungeschützt der Kraft der südlichen Sonne ausgesetzt gewesen. Er geht ein paar Meter vor Gianna in dieselbe Richtung und verschwindet in dem Haus, in dem sich die Pension befindet. Als er die Treppe hochsteigt, bemerkt er Gianna hinter sich und grüßt sie mit einem schweizerdeutschen »Salü«.

> *»Bist du der Reto?«, fragt ihn Gianna auf Deutsch.*

> *»Woher weißt du das?«, wundert sich der Backpacker.*

> *»Wir wohnen im selben Zimmer! Ich heiße Gianna.«*

> *»Sehr angenehm. Ich heiße Reto, aber das weißt du ja schon.«*

Gemeinsam steigen sie die Stufen bis in den zweiten Stock hoch.

> *»Schaut mal, wen ich mitgebracht habe!«, sagt Gianna als sie mit Reto den Schlafraum betritt.*

In den folgenden Minuten entwickelt sich ein sprachliches Durcheinander, das seinesgleichen sucht. Reto kommt aus Basel und ist in der Rhein-

Domäne deutschsprachig aufgewachsen. In der Schule hatte er Französisch als erste Fremdsprache gelernt. Dass er diese Sprache perfekt beherrscht, bemerkt man, wenn er sich mit Sylvie und Jacques unterhält. Mit Gianna und David redet er in seinem lustigen Schwizerdütsch. Und wenn alle vier etwas zu sagen haben, tun sie dies auf Englisch. Das Paar von der Rhone neigt dazu, sich und seine Art zu Reisen unaufhörlich in den Vordergrund zu stellen. Gianna geht deren Überheblichkeit zwar gehörig auf die Nerven, andererseits ist sie aber froh, dass sie selbst nicht ausgefragt wird. Reto scheint es ähnlich zu gehen. So richtig schlau wird Gianna jedenfalls nicht aus ihm. Er muss wohl schon eine ganze Weile mit seinem Rucksack unterwegs sein. Sein nächstes Ziel ist offenbar Sizilien, wohin sein Schiff morgen früh auslaufen wird. Über seine bisherige Route und seine Beweggründe lässt er aber nicht viel heraus. Gianna hat fast den Eindruck, dass er ebenfalls ein Geheimnis mit sich herumträgt, welches er seinen flüchtigen Zufallsbekanntschaften nicht unbedingt auf die Nase binden möchte.

Gegen zehn Uhr Abends kommt die alte Signora in den Schlafraum und weist ihre Gäste auf die Hausordnung ihrer Pension hin. Die besagt, dass ab jetzt Nachtruhe zu herrschen habe. Die fünf richten ihre Schlafsäcke für die Nacht her und löschen dann das Licht.

Gianna schläft schnell ein. Sie träumt, dass sie bereits auf dem Schiff ist. Doch was für eine Art Schiff ist das? Ein altes Segelschiff – eine Karavelle[32]! Sie sind auf hoher See und schon seit vielen Tagen unterwegs. Gianna steht an der Reling und beobachtet die Delfine. Ein ganzer Schwarm begleitet das Schiff. Sie springen aus dem Wasser und rufen Gianna etwas zu – sie kann es aber nicht verstehen. Plötzlich ruft der Matrose im Ausguck: »Land in Sicht! Land in Sicht!« Am Horizont erkennt Gianna eine weiße Wolke, die schnell näherzukommen scheint. Der Kapitän beginnt eine Expeditionsmannschaft zusammenzustellen. Als er Gianna gegenüber steht, fragt er sie verwundert: »Was machen Sie denn hier? Wissen Sie überhaupt wer ich bin?« Gianna entgegnet: »Sie sind

32 Karavelle: Zwei- bis viermastiger Segelschifftyp des 14. bis 16. Jahrhunderts

Amerigo Vespucci! Dachten Sie etwa, ich kenne Sie nicht?« Der Kapitän lässt sie wortlos stehen und teilt die weiteren Teilnehmer für den Landgang ein. Jetzt wird es auf der Karavelle immer lauter und hektischer. Ein einäugiger Mann in Offiziersuniform kommt angerannt und drückt Gianna eine Muskete in die Hand: »Hier – ich hoffe, dass du damit umgehen kannst!« Gianna blickt ihm hilflos in sein verbliebenes Auge und fragt ihn: »Bekomme ich Ihre Augenklappe, falls Sie im Kampf sterben sollten?« Der Offizier schüttelt verständnislos den Kopf und rennt weiter. Plötzlich befindet sich Gianna in einem der Beiboote, die zu Wasser gelassen werden. Sie weiß überhaupt nicht, wie sie da hineingekommen ist. Die Seile quietschen ohrenbetäubend, als das kleine Boot tiefer und tiefer herabgelassen wird. In dem Moment, als es die Wasseroberfläche berührt, taucht einer der Delfine aus dem Wasser auf und ruft Gianna wieder diese unverständlichen Laute zu, die sie an der Reling schon nicht verstanden hatte. »Ich verstehe deine Sprache nicht!«, ruft Gianna. Der Delfin taucht kurz ab, nimmt Anlauf und springt in einem gewaltigen Satz über das Beiboot hinweg. Oben an Bord der Karavelle brüllt der Kapitän: »Ablegen! Und denkt daran: Es werden keine Gefangenen gemacht!« Drei Beiboote lösen sich von ihrem Mutterschiff und nehmen Kurs auf einen weißen Sandstrand. An den Rudern sitzen schwarze Sklaven, deren Füße mit Ketten unlösbar mit den Bodenplanken verbunden sind. »Zugleich! - Zugleich!«, brüllt der Bootsführer. Als sie endlich den Strand erreichen, springen die Besatzungen heraus und ziehen die Boote aus dem Wasser. Die Rudersklaven bleiben in den Booten angekettet. Auch Gianna klettert aus dem Boot und watet barfuß durch das warme flache Wasser. »Was für ein toller Strand!«, denkt Gianna. Ist das eine Insel? Ist sie auf dem Festland? Plötzlich kommen aus dem Palmenwald unzählige Eingeborene mit lautem Kampfgeschrei heraus gerannt. Die gesamte Expeditionsmannschaft stürzt Hals über Kopf zurück in die Boote und rudert so schnell sie kann davon. Nur Gianna bleibt wie angewurzelt am Strand stehen und ruft den Eingeborenen zu: »Haut ab! Geht wieder in euren Wald! Ihr habt hier nichts zu suchen!« Ein sehr böse dreinblickender Häuptling mit Kriegsbemalung bleibt vor ihr stehen und mustert sie von

Kopf bis Fuß. Auf seinen Befehl hin, kommen zwei Krieger herbei. Sie binden Gianna mit Händen und Füßen an eine lange Stange und tragen sie wie eine erlegte Beute weg vom Strand. Gianna schreit so laut sie kann: »Lasst mich gehen! Ich habe euch doch nichts getan! Lasst mich doch gehen!« Die Krieger verstehen sie aber nicht und tragen sie durch den Palmenwald bis in ihr Dorf. Es ist ein sehr kleines Dorf. Ein paar einfache Hütten gruppieren sich um einen Platz, auf dem zwei große Pfähle aus dem Boden ragen. An einem der Pfähle ist ein Mann angebunden. »David, bist du das?«, ruft Gianna, als sie zu den Pfählen getragen wird. »Da bist du ja endlich!«, ruft dieser zurück. »Wo warst du solange?« Die Eingeborenen binden Gianna von der Tragestange los und fesseln sie an den zweiten Pfahl. Aus einer der Hütten schaut ein alter Medizinmann heraus. Er sieht Gianna und geht entschlossen auf sie zu. »Hast du es uns mitgebracht?«, will er von ihr wissen. »Was sollte ich euch denn mitgebracht haben?«, fragt Gianna. Der Medizinmann wendet sich aber von ihr ab und verschwindet wortlos in seiner Hütte. Gianna dreht ihren Kopf zu David und fragt ihn: »Was will der alte Mann denn von uns?« David tut aber so, als hätte er ihre Frage nicht gehört. Jetzt betreten vier eingeborene Frauen den Platz. Eine jede von ihnen trägt auf dem Kopf einen Sack voller Äste. Sorgfältig errichten sie einen großen Holzhaufen vor Giannas Füßen. »Was machen die da?«, schreit Gianna zu David. »Du bist doch selber schuld!«, antwortet dieser, ohne sie anzusehen. Als die Frauen ihr Werk vollendet haben kommt der alte Medizinmann wieder aus seiner Hütte. Bedrohlich bewegt er sich auf sie zu. Er hält ein modernes Gasfeuerzeug in seiner Hand. Langsam bewegt er es vor Giannas Gesicht hin und her und lässt dann schwungvoll seinen schwarzen Daumen über das Zündrad rollen. Gianna sieht in seinen Augen das sich spiegelnde Lodern der Flamme. »Woher haben Sie dieses Feuerzeug?«, will Gianna von ihm wissen. Ohne auf ihre Frage einzugehen bückt er sich und setzt die Äste vor Giannas Füßen in Brand. Verzweifelt versucht Gianna die brennenden Äste mit ihren Zehenspitzen wegzuschubsen. Die Fesseln sind aber viel zu eng geschnürt, als dass sie dabei Erfolg hätte. Die Flammen züngeln immer höher nach oben. Der Rauch steigt ihr in die Nase. Die

Hitze an den Füßen wird immer unerträglicher. Sie bäumt sich auf und schreit: »Ich will nicht sterben!«

Dann wacht sie schweißgebadet aus ihrem Traum auf. Sie benötigt ein paar Sekunden, um zu realisieren wo sie überhaupt ist. Langsam geht ihr Puls wieder herunter. Livorno – sie ist in Neu-Venedig in der Pension der alten Signora. Sie liegt im oberen Stockbett über dem Bett von David. Draußen vor dem Fenster graut bereits der Morgen. Alles ist gut. Alles ist gut?

Dann schreit sie laut auf. Es ist ein Schrei, der bestimmt alle Einwohner des Hauses aus dem Schlaf schrecken lässt.

> *»Ich bin bestohlen worden!«, ruft sie durch den Schlafraum.*

David springt aus seinem Schlafsack und schaltet das Licht im Zimmer an.

> *»Was ist denn los?«, fragt er schlaftrunken. »Hast du schlecht geträumt?«*

> *»Mein ganzes Geld ist weg! Ich hatte es am Fußende meines Schlafsacks gehabt. Jemand muss meinen Schlafsack aufgeschnitten und es heraus genommen haben!«*

Auch Sylvie und Jacques sind mittlerweile wach geworden und schauen irritiert auf Giannas nackte Füße, die am Fußende des aufgeschlitzten Schlafsacks im Freien zappeln.

> *»Wo ist eigentlich Reto?«, fragt Jacques.*

> *»Der ist wahrscheinlich schon zu seinem Schiff nach Sizilien unterwegs«, meint Sylvie. »Ich glaube, ich habe im Halbschlaf gehört, wie er leise das Zimmer verlassen hat.«*

> *»Dieses Schwein!«, schreit Gianna. »Dieses elende Schwein hat uns beklaut! Das ganze Geld, was wir noch an den Fluchthelfer zahlen müssen, hat er uns geklaut!«*

Handlungsoptionen

Halbzeit – Die Reisegruppe hat bereits die Hälfte ihrer Busreise durch die Schatt al-Arab Domäne hinter sich. Gerade eben hat Rana ihre Schützlinge

nach der Besichtigung der Zitadelle von Kirkuk wieder zurück zum Bus geführt. Nun geht die Fahrt weiter in Richtung Tikrit. Die Städte Mossul und Erbil waren die Stationen der vergangenen Tage gewesen. Jan ist fasziniert zu sehen, wie all diese von Terror und Krieg geschundenen Städte inzwischen befriedet, restauriert und zu früherer Pracht aufgeblüht sind.

Im Reisebus hat sich die ursprüngliche Sitzordnung leicht verändert. An den ersten Tagen hatten die Kölner Reiseteilnehmer noch in guter deutscher Manier auf ihren einmal eingenommenen Sitzen geklebt, als hätten sie für viel Geld eine verbindliche Platzreservierung vorgenommen. Inzwischen zeigen sich aber erste Anzeichen von Gruppendynamik. Andreas sitzt immer seltener auf seinem ursprünglichen Platz neben Jan. Seit zwei Tagen sucht er unübersehbar die Nähe zu Rana, wobei sein Interesse offensichtlich nicht nur ihrer Fachkompetenz als Reiseleiterin gilt. Soweit Jan dies beurteilen kann, scheint aber auch Rana den Avancen von Andreas nicht ganz abgeneigt zu sein. Man könnte sagen, dass zwischen diesen zwei Turteltäubchen die interkulturelle Völkerverständigung schon bestens funktioniert.

Natalie ist nach vorne gerückt und hatte einige Male den leeren Platz von Andreas neben Jan eingenommen. Inzwischen ist sie aber noch einige Reihen weiter nach vorne zu Professor Guggenmoser gezogen. Dieser ist allseits bekannt dafür, dass er jede Form von charmanter weiblicher Begleitung sehr schätzt und Natalie wittert offenbar die einmalige Chance, die Note ihrer Doktorarbeit mit wenig Arbeitsaufwand entscheidend zu verbessern.

Nachdem Jan damit schon zum zweiten Mal seinen Sitznachbarn verloren hat, intensiviert er seinen Kontakt zu Domenico. Dessen Bibelsprüche nerven ihn zwar manchmal gehörig, dennoch liegen die beiden irgendwie auf einer gemeinsamen Wellenlänge. Jan findet den jungen Priester zunehmend sympathisch.

»Schon fantastisch, wie diese Domäne nach dem Krieg wieder auf die Beine gekommen ist!«, meint Jan, als der Bus gerade die Vororte von Kirkuk hinter sich lässt.

»Ja, schon«, nickt Domenico zustimmend. »Allerdings darf man nicht außer Acht lassen, dass wir auf dieser Reise nur die Schokoladenseite der Domäne zu sehen bekommen. Wir sollten nicht alles ungeprüft glauben, was uns die Regierungen als Wahrheit zu verkaufen versuchen!«

»Ach Domenico, nun fang doch nicht wieder mit deinen religiösen Spitzfindigkeiten an. Du sieht doch selbst, wie sich die Dinge hier zum Guten gewendet haben!«

»Meiner lieber Jan, ich sehe dieses Domänenwesen sehr kritisch und das hat nichts mit meinem Glauben oder meiner Religion zu tun. Was wir hier zu sehen bekommen ist das, was uns die staatliche Propaganda zeigen will. Warum fahren wir denn nicht in den Westen der Domäne? Ich kann es dir verraten! Weil da nach wie vor viele ungelöste Konfliktherde schwelen, die wir nicht sehen sollen. Ich sage nur Aleppo.«

»Gehört Aleppo denn auch zur Schatt al-Arab Domäne? Ich kenne diese Stadt nur aus den Nachrichtensendungen meiner Jugend. Die wurde doch im Syrischen Krieg nahezu vollständig zerstört und den meisten Bewohnern blieb keine andere Alternative als auszuwandern.«

»Gute Frage Jan! Gehört Aleppo zur Schatt al-Arab Domäne? Darauf gibt das Flusssdomänensystem deines Professors nämlich keine zufriedenstellende Antwort! Und genau deswegen fühlt sich bis heute niemand dafür zuständig den Menschen dort zu helfen, um wieder auf die Beine zu kommen! Aleppo liegt an irgendeinem unbedeutenden Fluss. Dieser mündet aber weder ins Meer noch sonst wohin. Der versickert einfach irgendwo in der Wüste. Welcher Domäne würdest du den denn zuordnen? Man könnte jetzt argumentieren, dass er, wenn er ganz viel Wasser führen würde – soviel dass es nicht mehr versickern könnte – er irgendwann den Euphrat erreichen und ebenfalls in den Schatt al-Arab münden würde. Der Kalif wehrt sich aber vehement gegen

diese Interpretation. Er weiß nämlich genau welche Kosten dann auf seine Domäne zukämen. Aleppo müsste wieder aufgebaut und mit einer funktionierenden Infrastruktur versorgt werden. Früher wurde Aleppo aus dem Assad-Stausee – und damit aus dem Euphrat – künstlich mit Wasser versorgt. Dieses Wasser würde dann stromabwärts fehlen und überhaupt wären die Wiederaufbaukosten angesichts der Kriegsschäden so gewaltig, dass es die Staatskasse empfindlich treffen würde. Da ist es doch viel einfacher die Stadt ihrem Schicksal zu überlassen – Domäne hin oder her.«

»Gut, dass wir in Europa solche Probleme nicht haben«, seufzt Jan. »Bei uns sind – bis auf ganz wenige Ausnahmen – die Zugehörigkeiten aller Städte klar definiert.«

»Und? Bringt uns das Vorteile? In meiner Heimat hat uns dieser Wasserscheidenmist schon vor vielen Jahrzehnten nur Probleme beschert!«

»Wie bitte?«, fragt Jan und verschluckt sich beinahe. »Wann hattet ihr in Italien denn in der Vergangenheit schon mal Probleme aufgrund von Wasserscheiden?«

»Während des Zweiten Weltkriegs! Mussolini und Hitler hatten damals den Stahlpakt geschlossen. Mit verheerenden Auswirkungen für die Südtiroler Bevölkerung!«

»Ausgerechnet Südtirol!«, lacht Jan. »Als ich noch ein Kind war sind wir da oft mal für ein verlängertes Wochenende runtergefahren. Das absolute Urlaubsparadies: Grandiose Berglandschaften, Tourismus in allen vier Jahreszeiten, Wein, Obst, Sonne und freundliche Menschen. Die Leute dort haben doch wirklich keinen Grund zum Klagen!«

»Ach Jan, meine Großeltern – Gott hab sie selig – würden das bestimmt anders sehen! Die haben am eigenen Leib erfahren müssen, welche Konsequenzen willkürliche Grenzziehungen mit sich bringen! Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Südtirol von Österreich abgespalten und Italien zugeschlagen. Die deutschsprachigen Südtiroler wurden sozusagen zwangsweise

italienisiert. Die Folgen für die Bevölkerung waren verheerend. Die Staatsbeamten wurden ihrer Ämter enthoben und durch zugezogene Mitarbeiter aus anderen Provinzen ersetzt. In den Schulen und Kindergärten wurde die deutsche Sprache verboten. Italienisch wurde zur alleinigen Amtssprache erklärt. Aus Südtirol wurde Alto Adige.«

»Und was hat das mit den Wasserscheiden zu tun?«, wundert sich Jan.

»Als Hitler in Deutschland an die Macht kam, hofften die Südtiroler, dass sie, wie viele andere deutschsprachige Regionen auch, wieder in das Deutsche Reich eingegliedert würden. Stattdessen kungelten Hitler und Mussolini einen Plan aus, der alle Südtiroler in einen tiefen Konflikt stürzte. Sie wurden vor die Wahl gestellt: Sie konnten entweder ins Deutsche Reich übersiedeln und mussten ihre Heimat dafür aber für immer verlassen – oder sie konnten im faschistischen Italien bleiben und mussten dafür aber ihre deutsche Identität für immer aufgeben. Volksverräter oder Heimatverräter – zwischen diesen beiden Möglichkeiten mussten sie sich entscheiden.«

»Klingt nach einer Wahl zwischen Pest und Cholera!«

»Das kann man wohl sagen! Zumal den auswanderungsbereiten Südtirolern niemand verbindlich sagen konnte, wo ihre neue Heimat denn überhaupt sein würde. Es wurden die absurdesten Gegenden genannt, von Polen über Galizien bis zur Halbinsel Krim am Schwarzen Meer. Dennoch votierte die große Mehrheit der Bevölkerung für die sogenannte Option Deutsche zu werden. Von da an ging ein tiefer Riss durch die Gesellschaft und auch mitten durch die einzelnen Familien. Meine Großeltern gehörten damals zur Gruppe der sogenannten Optanten. Damit standen sie in offener Feindschaft zur Gruppe der Dableiber, die sich aus der Sicht der Optanten mit den Faschisten verbündet hatten und sich den Besitz der Optanten unter den Nagel reißen wollten. Die Versprechen, die man den Ausreisewilligen gemacht hatte, erwiesen sich allerdings schnell als heiße Luft. Bei den meisten Leuten kam es aufgrund des Krieges erst gar nicht mehr zur Ausreise. Diejenigen, die tatsächlich auswanderten, wurden

entweder zu Kanonenfutter in der Deutschen Wehrmacht oder landeten in österreichischen Auffanglagern. Der spaltende Keil, der zwischen die zwei Parteien getrieben worden war, wirkte jedenfalls noch Jahrzehnte nach.«

»Musste wirklich jeder Südtiroler damals diese Entscheidung treffen?«, fragt Jan ungläubig.

»Jeder! Außer minderjährigen Kindern und verheirateten Frauen. In deren Fall traf der Mann als Haushaltsvorstand die verbindliche Entscheidung für die ganze Familie.«

»Ich verstehe aber immer noch nicht, was das alles mit Wasserscheiden zu tun hat!«

»Mussolini beharrte darauf, dass die Grenze Italiens naturbedingt am Reschen- und Brennerpass – und damit an der Wasserscheide zwischen den Flusssystemen der Donau und der Etsch – zu verlaufen habe. Und Hitler, der Mussolini dringend als Bündnispartner benötigte, hat das so akzeptiert. Dass die Südtiroler damit unter die Räder gerieten, hat keinen der beiden Herren interessiert. Gerade deshalb finde ich es unverantwortlich, dass wir aus der Geschichte nicht lernen! Das Domänensystem von deinem Professor hat unzählige solcher Konstellationen auf der Welt hervorgerufen und immer sind es irgendwelche Minderheiten, die die Leidtragenden sind!«

»Aber das liegt doch alles schon ewig zurück!«, winkt Jan ab. »Irgendwann heilt die Zeit doch die Wunden und es kehrt wieder Normalität ein.«

»Vielleicht – aber jedenfalls nicht so schnell wie du denkst! Dieses Domänenunwesen zerstört das Leben von Menschen! Das hat es früher getan und das tut es heute noch! Südtirol liegt heute abgeschlagen in der kleinen Etsch-Domäne und fühlt sich wie ein lästiger Wurmfortsatz der mächtigen Nachbarn vom Po. Nur die Bewohner des kleinen Sextener Tals wurden der gleichen Hauptdomäne wie Nord- und Osttirol zugeordnet. Und wieder einmal hat eine willkürliche Grenzziehung ein Volk auseinandergerissen.«

Jan bemerkt wie sich Domenico mehr und mehr in Rage redet und versucht ihn etwas zu beruhigen:

»Ach Domenico, die Domänentheorie ist doch eine Folge des großen Wirtschaftscrashs gewesen. Im Vergleich zu der globalen Finanzkatastrophe nehmen sich die Auswirkungen durch die neuen Grenzziehungen doch harmlos aus. Die Verelendung der Bevölkerung als Folge des Zusammenbruchs der Geldsysteme war doch viel gravierender, als die Zugehörigkeit zu irgendeinem Domänensystem! Meine Familie musste damals auch einen hohen Preis zahlen. Mein Vater ist letztendlich daran zerbrochen. Er hat sich vor lauter Verzweiflung das Leben genommen!«

Jan redet nicht gerne über dieses sehr persönliche Thema. Er hat von Domenicos herumjammern aber langsam die Nase voll und will ihn darauf hinweisen, dass nicht nur ihm und seiner Volksgruppe in der Vergangenheit Unrecht widerfahren ist. Die Reaktion des jungen Priesters ist aber völlig anders als Jan erwartet.

»Selbstmord ist in den Augen der katholischen Kirche eine Todsünde und durch nichts zu rechtfertigen. Ich werde für die Seele deines Vaters beten. Wenn ich aber an das Schicksal meiner Eltern denke, kann ich für deinen Vater nicht viel Mitleid empfinden! Er hat sein Leben freiwillig und aus eigener Entscheidung weggeworfen. Erwarte von mir kein Verständnis für eine derartige Tat.«

Jan ist wie vom Donner gerührt. Dieser italienische Pfaffe wagt es doch tatsächlich das Andenken seines Vaters in den Schmutz zu ziehen.

»Ich erwarte von dir gar nichts! Außer etwas Respekt vor den Toten vielleicht! Oder ist das zu viel verlangt?«

Domenicos Augen werden eng und seine soeben noch ausgeglichenen und freundlichen Gesichtszüge wirken plötzlich schmerzverzerrt.

»Dein Vater hat sein Leben aus freien Stücken beendet. Meine Eltern wurden dagegen brutal umgebracht! Ich werde den Anblick nie vergessen, wie ich die beiden, in ihrem Blut liegend, gefunden habe.«

Domenico schießen die Tränen in die Augen als er stockend weitererzählt:

> *»Mein Vater hat schon lange vor dem Crash das Unheil kommen sehen. Als alle anderen Leute an den Börsen und an den Finanzmärkten den Papierinvestments hinterhergelaufen sind, hat er seine Ersparnisse in Gold und Silber angelegt. Auri sacra fames – Verfluchter Hunger nach Gold! Als der große Crash kam, war er aber genauso angeschmiert wie alle anderen auch. Eines der ersten Gesetze, das von der Domänenregierung an der Etsch verfügt wurde, war ein Verbot des Privatbesitzes von Edelmetallen aller Art. Mein Vater hätte seine Wertanlage für einen Spottpreis an die Regierung abgeben sollen. Er hat sich aber gedacht, dass er das Verbot aussitzen könne und hat seinen kleinen Schatz im Keller unseres Wohnhauses versteckt. Das hat sich im Nachhinein als fatal herausgestellt. Als meine Mutter mitten in der größten Not keine Medikamente mehr für ihre Diabetes bekam, war er gezwungen ein paar seiner Goldstücke auf dem Bozener Schwarzmarkt gegen Insulin einzutauschen. Dabei wurde er von einem unserer Nachbarn beobachtet. Seitdem tuschelten die Leute, dass der Herr Optant wohl auf einem geheimen Goldvorrat säße. Es dauerte keinen Monat, bis das Verhängnis seinen Lauf nahm. Als ich am Wochenende auf einer Jugendfreizeit unterwegs war, drangen unbekannte Personen in das Haus meiner Eltern ein und zwangen meinen Vater sein Gold herauszugeben. Danach schlugen sie meinen Eltern mit einer Axt den Schädel ein. Bei der Obduktion wurden an der Leiche meiner Mutter acht gebrochene Finger festgestellt. Die Verbrecher hatten sie vor den Augen meines Vater offenbar so lange gefoltert, bis sie sicher waren, dass er ihnen wirklich alle seine Verstecke verraten hatte. Die Täter wurden bis heute nicht gefunden.«*

Hier versagt Domenicos Stimme und er vergräbt das Gesicht in seinen Händen. Jan sitzt stumm neben ihm und weiß nicht recht wie er sich verhalten soll. Die Ermordung von Domenicos Eltern dürfte in etwa in denselben Zeitraum fallen, wie der Selbstmord seines Vaters. Bei Jan saß damals der Schock so tief, dass er sich heute noch an jede Einzelheit dieser schrecklichen Tage erinnern kann. Wie traumatisiert muss da erst Domenico durch das Verbrechen an seinen Eltern sein!

Absturz

»Warum hast du denn das Geld ausgerechnet im Fußende deines Schlafsacks abgelegt?«, fragt David vorwurfsvoll.

»Ich hatte es die vergangenen Nächte immer am Körper«, antwortet Gianna. »Mittlerweile hat mich der Bauchbeutel aber schon wundgescheuert. Es hat mich so fürchterlich gejuckt, dass ich ihn heute Nacht abgenommen und an meine Füße gelegt habe. Ich dache, dort unten wäre er sicher.«

»Unser Geld ist Gott sei Dank noch da!«, triumphiert Jacques. »Ich hatte es unter meinem Kopfkissen deponiert.«

»Warum benötigt ihr denn Geld für einen Fluchthelfer?«, fragt Sylvie verwundert. »Ihr hattet uns doch gesagt, dass ihr aus Wien und Turin kommt! Habt ihr was ausgefressen?«

»Das ist eine lange Geschichte und spielt jetzt doch wirklich keine Rolle!«, antwortet Gianna ungehalten. »David, was machen wir denn jetzt?«

»Wir können versuchen, Reto noch am Hafen zu erwischen«, antwortet er während er schon in seine Hose schlüpft.

In Windeseile ziehen sie sich an und verlassen die Herberge.

»Wo geht es denn zum Hafen?«, fragt Gianna, als sie auf der um diese Zeit noch menschenleeren Straße stehen.

»Auf jeden Fall nicht in der Richtung aus der wir gestern gekommen sind. Los, wir laufen hier lang!«

So schnell sie können rennen sie die Straße entlang. Nach ein paar hundert Metern überqueren sie einen Kanal. Dann geht es weiter durch das Labyrinth der Altstadt. An einer Straßenkreuzung kommt ihnen ein betrunkener, lauthals singender Mann entgegen.

»Al porto?«, ruft Gianna ihm fragend zu.

Der Betrunkene zeigt stumm in die Richtung, aus der er gerade kommt und torkelt dann kopfschüttelnd weiter die dunkle Straße entlang. Gianna und

David holen kurz Luft und laufen dann erneut los. Schließlich sehen sie am Ende der Straße die Mauern der Fortezza Vecchia auftauchen.

> *»Da vorne sind Fischerboote!«, ruft David als sie die Wasserfront erreichen.*

Gianna läuft zu einem der Fischer, die gerade dabei sind den Fang der vergangenen Nacht auf ein Pferdefuhrwerk zu verladen.

> *»Wo legen denn die großen Schiffe ab?«*

> *»Da vorne beim Vier-Mohren-Denkmal rechts!« ruft ihr der Fischer zu und zeigt in Richtung Süden.*

Erneut schnaufen die beiden kurz durch und rennen dann die kein Ende nehmende Hafenpromenade entlang. Sie müssen unbedingt Reto erwischen, bevor er auf dem Schiff ist! Nach vierhundert Metern sehen sie das Denkmal, das der Fischer wohl gemeint hatte. Dahinter führt eine Brücke auf das weitläufige Hafengelände. Als sie die Brücke überquert haben, erreichen sie einen Kontrollpunkt und werden von einem Wachmann aufgehalten. Völlig außer Atem fragt Gianna:

> *»Das Schiff – das Schiff nach Sizilien – wo legt das ab? Bitte!«*

> *»Da hättet ihr früher aufstehen müssen!«, sagt der Wachmann mit einem Ausdruck des Bedauerns. »Das Schiff nach Sizilien hat vor einer Viertelstunde abgelegt. Da hinten am Horizont könnt ihr noch die Hecklichter sehen!«*

Alles umsonst! Gianna setzt sich völlig entkräftet auf das harte Straßenpflaster. Ihre Lunge brennt und ihr Herz droht jeden Moment zu zerspringen. Mit leerem Blick starrt sie auf die schwachen Lichter des Schiffs, von dem bald nur noch eine schwache Rauchfahne zu sehen sein wird. David schimpft sich seinen Frust von der Seele: »Scheiße, scheiße, Scheiße!«, schreit er laut in die Stille des anbrechenden Tages, marschiert wie in Trance im Kreis herum und stampft dabei in unregelmäßigen Abständen mit dem Fuß auf den Boden. Den Wachmann nehmen die beiden erst wieder wahr, als dieser mit aufmunternder Stimme sagt:

»In zwei Wochen geht bestimmt wieder ein Schiff in Richtung Sizilien. Nächstes Mal müsst ihr eben euren Wecker stellen!«

Wenn Gianna momentan etwas überhaupt nicht brauchen kann, dann sind es solche gut gemeinten Ratschläge. »Komm, lass uns gehen!«, sagt sie zu David, als sie wieder einigermaßen zu Atem gekommen ist. Mit hängenden Köpfen verlassen sie das Hafengelände und gehen zur Uferpromenade zurück. Neben dem Vier-Mohren-Denkmal setzen sie sich auf eine Bank. Als Gianna die vier Bronzefiguren am Fuß des Denkmals sieht, erinnern sie diese unweigerlich an die schwarzen Rudersklaven aus ihrem verrückten Traum. Vielleicht träumt sie ja immer noch! Vielleicht wacht sie gleich auf und ist wieder in Rom. Vielleicht ist das alles nur ein verrückter Alptraum. Ein kräftiges Kneifen in ihren Oberschenkel bringt aber traurige Gewissheit: Sie ist in Livorno, sie ist auf der Flucht und sie ist gestrandet. Ohne Geld und ohne jegliche Perspektive, wie es jetzt weitergehen soll. Langsam fällt die Anspannung von ihr ab und tief in ihrem Inneren aufgestaute Gefühle brechen sich ungehindert ihre Bahn. Ohne Vorwarnung schießen ihr die Tränen in die Augen und sie beginnt hemmungslos zu schluchzen. David ist dagegen in eine Schockstarre verfallen. Nur sein maskulin konditionierter Beschützerinstinkt befiehlt ihm, dieses heulende Häufchen Elend in den Arm zu nehmen.

»Lass den Kopf nicht hängen!«, sagt er mit leiser Stimme. »Wir sind bis hierher gekommen. Da werden wir auch jetzt einen Ausweg finden!«

»Wie denn? Ohne Geld? Ich glaube du hast keine Vorstellung davon, was es in unseren Domänen bedeutet, ohne Familie, Freunde und Geld dazustehen!«

»Nein, habe ich auch nicht. Ich habe aber bisher auch noch niemanden verhungern sehen!«

»Warte mal ab, was es bedeutet von Almosen leben zu müssen!«

»Ach komm, so schlimm wird es schon nicht werden!«

»Schau dir doch nur mal dieses Denkmal an! Wie sie hier sogar die gewaltsame Abschiebung afrikanischer Migranten auf ihrer Uferpromenade glorifizieren. Da kannst du dir ja denken, wie sehr die uns in ihrer Stadt willkommen heißen, wenn sie merken, dass wir keine müde Lira mehr in der Tasche haben!«

Was die Fremdenfeindlichkeit der Bewohner Livornos angeht, hat Gianna nicht ganz unrecht. Die südlichen Domänen waren in den vergangenen Jahrzehnten dermaßen vom afrikanischen Flüchtlingsstrom überrannt worden, dass von der berühmten italienischen Gastfreundschaft nicht mehr viel übrig geblieben ist. Was die vier negroiden Bronzefiguren aber angeht, irrt sich Gianna. Diese wurden schon im siebzehnten Jahrhundert gegossen und stellen nicht – wie man auf den ersten Blick vermuten könnte – abgeschobene Afrikaner, sondern gefangene Piraten dar.

»Lass uns wieder zurück in die Herberge gehen!«, schlägt David vor. »Hier können wir im Augenblick eh nichts mehr ausrichten.«

In der Albergo sind inzwischen alle wach. Die Signora wurde von Sylvie und Jacques darüber informiert, dass es ihrer Pension einen Diebstahl gegeben hat. Allerdings hatte sie aufgrund ihrer mangelnden Französisch- und Englischkenntnisse nicht viel verstanden, als ihre aufgeregten Gäste wild auf sie einredeten. Beim Anblick des aufgeschlitzten Schlafsacks konnte sie sich aber vieles selbst zusammenreimen. Dennoch ist sie froh, als Gianna ihr auf Italienisch erklärt, was vorgefallen ist.

»Mir ist dieser junge Mann ja von Anfang an suspekt vorgekommen«, sagt sie schließlich. »Haben Sie denn schon mit Alessandro über diesen Vorfall gesprochen?«

»Nein«, entgegnet Gianna. »Er will uns doch erst heute Abend abholen. Wissen Sie denn, wo wir ihn erreichen können?«

»Wenn Sie wollen, kann ich ihn anrufen und ihm Bescheid sagen, dass er vorbeikommen soll. Vielleicht kann er Ihnen ja doch noch irgendwie aus der Patsche helfen.«

»Ach Signora Malerba, sie wissen bestimmt, dass wir mit dem Geld unsere Flucht in den Norden bezahlen wollten. Glauben Sie,

dass er nun überhaupt noch etwas mit uns zu tun haben will? Wo wir jetzt völlig mittellos dastehen?«

Die alte Frau nimmt Giannas Hand und versucht sie etwas zu beruhigen:

»Kindchen, das kann ich Ihnen auch nicht sagen. Aber Alessandro ist tief in seinem Herzen ein guter Junge. Sie beide können auf jeden Fall die nächsten Tage hier bei mir bleiben. Machen Sie sich deswegen mal keine Sorgen!«

»Vielen Dank, Signora! Ich weiß nicht, wie ich das wieder gutmachen kann!«

»Woher wissen Sie denn, dass der junge Mann wirklich mit dem Schiff nach Sizilien unterwegs ist? Nur weil er Ihnen das erzählt hat, muss das ja nicht der Wahrheit entsprechen! Wer stiehlt, der lügt auch.«

»Sie meinen, dass er sich vielleicht immer noch in Livorno aufhält?«

»Ja, möglich wäre das doch! Vielleicht fragen Sie die Leute in der Stadt, ob ihn jemand gesehen hat. Mit seinen blonden Haaren ist er vielleicht doch dem einen oder anderen aufgefallen.«

Während sich Gianna an der Rezeption mit der Signora unterhält, wendet sich David im Schlafraum hilfesuchend an Sylvie und Jacques:

»Könnt Ihr uns vielleicht aus dieser Misere helfen? Wir benötigen für unseren Fluchthelfer 25.000 Römische Lire. In den harten Währungen der Donau- und Rhone-Domänen ist das umgerechnet doch gar nicht so viel. Ich würde euch das Geld plus Zinsen sofort zurücküberweisen, sobald ich wieder in Wien bin!«

»Kannst Du mir bitte verraten, warum Du als Staatsangehöriger der Donau-Domäne einen Fluchthelfer benötigst?«, fragt Jacques in einem aggressiven Ton.

»Man hat mir meine Papiere gestohlen und ich komme deshalb nicht über die Grenze der Po-Domäne. Außerdem haben sie mir in Rom etwas angehängt, was ich nicht getan habe. Die würden mich bestimmt wieder dorthin abschieben!«

»Dann wende dich doch an die nächstgelegene Botschaft deiner Domäne! Wenn das stimmt, was du da behauptest, würden die dir doch sofort helfen!«

»Es gibt hier weit und breit keine Botschaft! Außerdem bin ich offiziell für tot erklärt worden. Niemand würde mir glauben! Meine einzige Chance ist nach Wien zu kommen und dort vor Ort meine Identität zu beweisen.«

»Ich glaube dir kein Wort! Für tot erklärt – wer weiß, was ihr wirklich ausgefressen habt!«, antwortet Jacques mit bösem Blick.

Und Sylvie setzt noch eins drauf: »Du brauchst nicht zu glauben, dass das wenig Geld ist, was du da von uns haben willst. Du denkst vielleicht, dass wir im Norden alle im Geld schwimmen. Aber das stimmt nicht! Wir müssen genauso, wie ihr hier unten, jeden Geldschein zweimal umdrehen, bevor wir ihn ausgeben. Was meinst du, wie lange wir auf diese Reise sparen mussten!«

»Jetzt tut doch nicht so verlogen!«, entgegnet David wütend. »Mit dem Geld, was ich in Wien jeden Monat für mein Appartement an Miete bezahle, könnte ich hier unten doch locker ein Jahr in Saus und Braus leben! Ihr braucht mich wirklich nicht zu verarschen und einen auf arm zu machen!«

»Wenn du so reich bist, wie du tust, dann wirst du doch bestimmt eine Lösung für deine Probleme finden!«, entgegnet Jacques und wendet sich angewidert von David ab.

Für ihn und Sylvie ist das Thema durch. David verspürt auch keine Lust mehr diese arroganten Schnösel weiter anzubetteln. Sollen sie an ihrem Geld doch ersticken! Er verlässt das Zimmer und geht zu Gianna, die sich noch immer mit der alten Signora an der Rezeption unterhält.

»David, die Signora hat eine gute Idee! Wer sagt denn, dass dieser Reto wirklich mit dem Schiff nach Sizilien gefahren ist. Vielleicht ist er ja noch hier in Stadt! Wir fragen einfach die Leute, ob ihn jemand gesehen hat!«

Eine Minute später sind Gianna und David wieder auf der Straße. Inzwischen ist Leben in die Straßen der Altstadt eingekehrt. Zwei Stunden lang durchkämmen sie das gesamte Stadtzentrum und Gianna fragt unzählige Passanten, ob sie einen großgewachsenen Mann mit Stoppelbart und langen strohblonden Haaren gesehen hätten. Ein paar behaupten sogar, dass sie jemanden gesehen hätten, auf den diese Beschreibung zutrifft, aber das war bereits gestern gewesen und dass sich Reto gestern in der Stadt herumgetrieben hatte, war ihr ja bereits bekannt. Als sie wieder in die Nähe des Hafens kommen, sagt David:

> *»Wir sind doch blöd! Fragen wir doch hier die Leute, ob ihn jemand heute morgen auf das Schiff hat gehen sehen!«*

Am Kontrollposten der Hafengeländes steht immer noch derselbe Mann, den sie bereits kennen. Auch er erkennt Gianna und David sofort wieder:

> *»Na, habt ihr es euch anders überlegt? Wo soll's denn diesmal hingehen?«*
>
> *Gianna fragt ihn: »Ist heute ganz früh am Morgen ein großer Mann mit blonden Haaren hier vorbeigekommen?«*
>
> *»Mit einem großen grünen Rucksack auf dem Rücken? Ja, der wollte auf das Schiff nach Sizilien! Euer Freund ist offenbar pünktlich aufgestanden, im Unterschied zu euch!«*

Damit haben sie nun endgültig Gewissheit. Reto ist mit dem Geld auf und davon und nichts auf der Welt vermag ihn oder das Geld wieder zurückzubringen. Entmutigt gehen sie zurück zur Herberge.

> *»Vielleicht kann ich Jacques und Sylvie ja doch noch überreden, uns das Geld vorzustrecken«, sagt David. »Vorhin haben sie zwar recht abweisend reagiert, aber ich kann es ja noch einmal versuchen.«*

Als sie aber in der Herberge ankommen, ist das Pärchen aus Arles bereits abgereist. Offenbar waren ihre Vorstellungen von einem unbeschwerten Urlaub unvereinbar mit dem hier offen zu Tage tretenden Elend der südländischen Bevölkerung. Stattdessen treffen sie aber auf ihren

Fluchthelfer Alessandro, der sich gerade ein heftiges Wortgefecht mit der alten Signora liefert. Als er Gianna erblickt faucht er sie sofort wütend an:

»Wisst ihr, was ihr mir durch euren Leichtsinn für Schwierigkeiten gemacht habt?«

»Wieso sind wir leichtsinnig gewesen?«, verteidigt sich Gianna. »Sie haben uns doch in dieser Räuberhöhle untergebracht!«

»Das ganze Geld im Schlafsack liegen lassen! Wie blöd kann man denn sein? Ich habe wegen euch jetzt Riesenscherereien am Hals! Eure Flucht war perfekt vorbereitet und jetzt muss ich alles wieder abblasen!«

»Bekommen wir denn wenigstens unsere Anzahlung wieder zurück?«, fragt Gianna vorsichtig.

»Du spinnst wohl? Denkst du das Geld geht nur an mich? Hast du eine Ahnung, was für ein Aufwand hinter so einem illegalen Personentransport steckt? Wie viele Dokumente da gefälscht und wieviele Leute da bestochen werden müssen? Hier in Livorno, in Genua, in Triest, beim Zoll, bei der Eisenbahngesellschaft! Glaubst du etwa, ich kann da jetzt überall einen Antrag auf Rückerstattung stellen und bekomme mein Geld wieder ausgehändigt. Ich glaube du träumst! Durch den Ausfall der letzten Rate bleibe ich jetzt auf einem Riesenverlust sitzen! Und jetzt kommst du blöde Tussi daher und willst deine Anzahlung zurück!«

»Aber was sollen wir denn jetzt machen?«, fragt Gianna zunehmend verzweifelt.

»Woher soll ich das wissen? Das ist doch euer Problem! Ich habe wegen euch schon genügend Ärger am Hals!«

»Können wir denn den Schaden wieder gutmachen? Können wir das Geld abarbeiten?«

»Du willst für mich arbeiten gehen?«, wiederholt Alessandro die Frage und schaut Gianna dabei verächtlich an. »Prinzipiell hätte ich schon Verwendung für eine Frau in deinem Alter. Aber schau

dich doch mal an! Mit deinen kurzen Haaren denkt doch jeder Freier sofort, dass er sich Kopfläuse bei dir holt. Vielleicht würde sich der eine oder andere Afrikaner vielleicht noch erbarmen! Aber bei dem Geld, das die zu bezahlen bereit sind, kannst du bis ins hohe Alter die Beine breit machen und hast dir die Überfahrt nach Genua noch immer nicht verdient!«

»Alessandro, jetzt reicht's aber!«, mischt sich die alte Signora ein. »Das junge Mädchen hat wirklich schon genug Ärger am Hals. Du musst sie jetzt nicht auch noch beleidigen! Du hast meine Gastfreundschaft genug strapaziert. Es ist besser, wenn du jetzt gehst!«

»Entschuldigung!«, rudert Alessandro etwas zurück. »Ich hab es nicht so gemeint. Aber ihr müsst wirklich meine Situation verstehen! Jeder denkt, wir Fluchthelfer sind alle geldgierige Schwerverbrecher. Was da für ein riesiger Organisationsaufwand hinter diesem Geschäft steht, will aber keiner wahrhaben! Diese Sicht ist naiv und geht an der Realität völlig vorbei!«

»Vielleicht können wir uns wirklich bei Ihnen nützlich machen. Ich spreche außer Italienisch auch noch Englisch und Deutsch. Mein Freund spricht sogar Arabisch! Außerdem kenne ich mich ein wenig mit Computern aus. Ich bin gelernte Journalistin. Im Rom habe ich ein Video Blog betrieben! David ist sogar ein studierter IT-Experte! In seiner Heimat hat er Software für Banken programmiert!«

Alessandro hört nur halbherzig den Vorschlägen der verzweifelten jungen Frau zu. Die letzten beiden Sätze erregen aber eindeutig seine Aufmerksamkeit.

»Frag deinen Freund mal, ob er sich mit diesem neuen Linux-Kernel 18.3 auskennt!«

Gianna übersetzt David diese Frage ins Deutsche. Der schaut zwar verwundert, antwortet dann aber:

»In der Bank setzen wir offiziell keine Open-Source-Software mehr ein. Mit Linux kenne ich mich aber natürlich trotzdem gut aus! Was soll diese Frage?«

Gianna übersetzt Davids Antwort wieder zurück ins Italienische. Alessandro denkt einen Augenblick nach und sagt dann:

»Vielleicht gibt es doch noch einen Ausweg für euch. Mein Sohn ist für den ganzen IT-Kram in unserer Organisation zuständig. Seit dem letzten Software-Update geht aber auf unseren Systemen gar nichts mehr. Der Junge bemüht sich schon seit Tagen verzweifelt die Software wieder zum Laufen zu bekommen. Ich fürchte aber, wir haben da momentan ein echtes Fachkräfteproblem. Kommt heute nachmittag mal in unser Büro an der Piazza della Repubblica. Hier ist meine Karte – da steht unsere genaue Adresse drauf. Wir werden dann sehen, ob wir für euch vielleicht doch noch eine Verwendung finden!«

Opiumhöhle

Jan Eckerts Studienreise neigt sich dem Ende zu. Ein intensiver Zwei-Tages-Workshop auf dem Campus der Universität in Bagdad endete am heutigen Nachmittag. Direkt im Anschluss daran fand das gemeinsame Abschlussessen statt. Die Professoren der gastgebenden Universität und der drei Reisegruppen lobten in überschwänglichen Reden den gelungen Ablauf der Studienreise und betonten die Notwendigkeit einer weiteren intensiven Zusammenarbeit aller beteiligten Fakultäten. Der Rest des Abends steht den Reiseteilnehmern zur freien Verfügung.

Jan, Andreas und Natalie haben sich Rana, Hassan und Layla angeschlossen. Hassan arbeitet als Nachwuchsdozent am Lehrstuhl für Angewandte Limnologie[33] und Layla ist im dortigen Sekretariat die rechte Hand des Lehrstuhlinhabers. Die beiden sind offensichtlich miteinander liiert. Sie sprechen beide etwas Deutsch, allerdings bei weitem nicht so perfekt wie Rana. Von dem Kontakt zu den ausländischen Gästen versprechen sie sich offenbar eine Verbesserung ihrer

33 Limnologie: Die Wissenschaft von den Binnengewässern

Fremdsprachenkenntnisse. Langsam und vollgefuttert schlendern die sechs die breite Uferpromenade am Tigris entlang, als Rana vorschlägt:

»Lasst uns doch in die Opiumhöhle gehen!«

Die drei Kölner schauen sich verwundert an und glauben ihren Ohren nicht zu trauen.

»Oh ja!«, rufen dagegen Layla und Hassan wie aus einem Mund.

Rana beschleunigt das Tempo und biegt von der breiten Promenade in eine enge Seitenstraße ein.

»Ihr braucht keine Angst zu haben«, beruhigt sie ihre Gäste, »die Opiumhöhle ist eine angesagte Studentenkneipe. Alles was dort vor sich geht ist völlig legal!«

Als sie wenig später aber das düstere Kellerlokal betreten, kommen Jan doch leichte Zweifel an der Seriosität dieses Etablissements. Das Licht hier drinnen ist schummrig und die Luft ist zum Schneiden. Der Duft der dichten Rauchschwaden, die durch das niedrige Gewölbe wabern, ist eindeutig: Hier wird gekifft. Hassan steuert zielstrebig auf eines der letzten freien Sofas zu. Das ganze Lokal besteht aus einer Ansammlung von Sofas und schweren Polstersesseln, die sich um mehrere niedrige Tischchen gruppieren. Von den gelben Lampenschirmen abgesehen, ist die gesamte Einrichtung in unterschiedlichen rötlichen Farbtönen gehalten. Kissen, Teppiche, Sofas – alles in pink, purpur, hell- oder dunkelrot. Jan kann sich nicht erinnern, jemals in einem vergleichbaren Lokal gewesen zu sein. Aber wahrscheinlich würden die heimischen Brandschutzvorschriften eine derartige Möblierung ohnehin von vornherein verbieten. Sie haben kaum Platz genommen, da kommt schon ein Kellner herbei geeilt und stellt ihnen Kekse, Tee und Süßigkeiten auf den Tisch. Hassan unterhält sich kurz auf Arabisch mit ihm. Der Kellner nickt nur kurz und verschwindet wieder mit einem breiten Grinsen auf dem Gesicht.

»Ist hier der Konsum von Drogen erlaubt?«, fragt Andreas mit ungläubigem Gesicht.

»Das hängt davon ab, wie du Drogen definierst!«, antwortet Rana lachend. »Hier in Bagdad ist zum Beispiel Alkohol absolut tabu. Der Koran verbietet im Grunde jede Form von Rauschmitteln, es sei denn, sie werden als Medizin eingesetzt. Hierdurch eröffnet sich natürlich ein gewisser Ermessensspielraum. In der Praxis sieht es bei uns heute so aus, dass harte Drogen wie Heroin oder Opium zwar streng verboten sind, der Genuss von Cannabis aber legal ist. Aber ich glaube das riechst du selbst!«

»Stimmt es, dass ihr in Deutschland Alkohol im Supermarkt kaufen dürft?«, fragt Layla neugierig.

»Nein – aber nur weil es kein Deutschland mehr gibt!«, lacht Jan. »Aber Spaß beiseite. Bei uns in der Rhein-Domäne ist das tatsächlich so und in den anderen deutschsprachigen Domänen soweit ich weiß auch. Man muss nur volljährig sein! An Kinder darf bei uns kein Alkohol verkauft werden.«

»Zumindest in der Theorie!«, ergänzt Andreas. »Ich kann mich noch gut erinnern wie ich fünfzehn war. Meine Kumpels und ich haben immer Alkohol bekommen, wenn wir uns am Wochenende die Kante gegeben haben.«

»Was habt ihr euch gegeben?«, fragt Hassan verwundert.

»Die Kante geben heißt soviel wie sich betrinken.«

»Komasaufen haben wir damals dazu gesagt«, ergänzt Natalie lachend. »Wir sind als Jugendliche auch immer problemlos an Alkohol gekommen. Entweder kannte man jemand der schon achtzehn war und das Zeug für einen besorgt hat, oder man hat dort eingekauft, wo der Verkäufer nicht so genau hingesehen hat.«

Hassan sagt: »Ich glaube, dass jede Gesellschaft irgendeine Form von Drogenkonsum legalisieren muss. Die Menschen benötigen eine Ausstiegsmöglichkeit aus dem Alltag. Meiner Meinung nach ist das völlig okay. Klar gibt es immer einige Leute, die keine Grenze und kein Maß kennen und in eine Sucht

abgleiten. Aber das ist doch kein Grund alle Drogen generell zu verteufeln!«

Es entwickelt sich eine lebhafte Diskussion über das Für und Wider von Drogen, die Folgen von Alkoholmissbrauch, die Existenznöte von Schlafmohn- und Cocabauern, sowie den Schutz der Jugend und des ungeborenen Lebens. Der hitzige Austausch von Positionen und Argumenten kommt erst wieder zur Ruhe, als der Kellner zurückkehrt und eine große Wasserpfeife auf den Tisch stellt. Hassan und Rana machen den Anfang. Sie inhalieren ein paarmal stark, bis die Pfeife gut angeraucht ist. Die Kölner Gäste beobachten das Geschehen fasziniert und lauschen dem rhythmischen Blubbern der Luftblasen im bauchigen Glaskörper der Pfeife. Dann macht der Schlauch mit dem Mundstück die Runde. »Donnerwetter!«, denkt sich Jan. Das ist schon ein Unterschied zu dem trockenen Zeugs, das er in seinen jungen Jahren in den Kölner Shishabars so geraucht hatte. Der aromatische, milde Rauch fühlt sich auf Anhieb gut an und erzeugt bei ihm schon nach wenigen Zügen ein Gefühl von Behaglichkeit und Ruhe.

»Was hat euch denn nun auf eurer Reise am besten gefallen?«, fragt Layla neugierig.

»Ich fand die letzten Tage in Basra am interessantesten«, antwortet Natalie. »Und am besten dort war der Führer, der uns die Stadt und den Ölhafen gezeigt hat!«

»Du stehst wohl auf ältere Herren!«, neckt sie Andreas und spielt dabei auf Natalies Verhältnis zu Professor Guggenmoser an. »Dieser Fremdenführer hätte locker dein Großvater sein können!«

»Trotzdem fand ich den total gut! Was der in seinem Leben schon alles erlebt hat! Erst die Zeit vor Saddam Hussein, dann die Zeit unter seiner Diktatur, die Golfkriege, den Niedergang der Stadt und jetzt sozusagen ihre Wiedergeburt. Ich fand das alles total spannend und authentisch!«

Rana entgegnet: »Das Basra, das ihr gesehen habt, gibt es eigentlich erst seit wenigen Jahren! Was glaubt ihr wieviel Geld in den Wiederaufbau dieser Stadt geflossen ist, damit sie wieder zu dem wurde, was sie früher einmal war: Das Venedig des Orients. Ihr könnt euch nicht vorstellen, welche Zustände früher dort geherrscht haben! Die Stadt war völlig vermüllt und heruntergekommen. Wenn überhaupt etwas aus den ausgetrockneten Wasserhähnen kam, dann war es Salzwasser. Elektrischen Strom gab es nur selten. Die Bevölkerung lebte ohne Perspektive in völliger Armut. Das einzige Geschäft was noch lief, war das Kidnapping von vermeintlich reichen Leuten. Und für die Jugend gab es nur eine Zukunft als Kämpfer in einer der vielen privaten Milizen.«

»Aber das Ölgeschäft hätte doch Geld in die Stadt bringen müssen!«, wundert sich Andreas.

»Hat es aber nicht! Der Ölhafen am Schatt al-Arab hat zwar seit Jahrzehnten unermesslichen Reichtum generiert, bei der einheimischen Bevölkerung ist aber nie etwas davon angekommen. Zu Saddams Zeiten wurde das Geld von ihm und seinen Günstlingen verprasst und nach dem Golfkrieg haben sich die neuen Machthaber und die korrupte irakische Regierung daran gütlich getan. Für die Bewohner fiel nur der Dreck und der Gestank ab. Das Ölgeschäft war komplett in ausländischer Hand und die paar Spezialisten, die den Laden am Laufen hielten, kamen ebenfalls aus dem Ausland. Im Grunde war es nicht verwunderlich, dass sich die Bevölkerung darauf spezialisierte, den einen oder anderen von ihnen zu entführen und gegen Lösegeld wieder laufenzulassen. Die einzige Alternative war in eine Miliz einzutreten und sein Leben im Kampf gegen den IS aufs Spiel zu setzen. Erst unser Kalif hat dafür gesorgt, dass die Stadt und ihre Bevölkerung angemessen an den erwirtschafteten Gewinnen aus dem Ölexport beteiligt wurden. Seitdem boomt Basra wieder, wie noch nie zuvor. Dass wir so einen alten Reiseführer hatten, liegt schlicht und einfach daran, dass niemand von den jungen Leuten die Zeit hat, Ausländer wie euch in der Stadt herumzuführen. Wir sind da momentan um jeden ehrenamtlichen Mitarbeiter froh!«

Rana doziert noch eine ganze Weile über die früheren katastrophalen Zustände in der Stadt Basra. Irgendwann hat aber keiner mehr Lust etwas über die Schrecken der vergangenen Zeiten zu hören. Das Gespräch dreht sich fortan wieder um belanglosere Themen wie Musik, Kinofilme und Computerspiele. Der dubiose Inhalt des Wasserpfeifenkopfs hat mittlerweile bei jedem der sechs Raucher seine berauschende Wirkung entfaltet. Jan würde zu gerne wissen, was da außer Aromastoffen und Tabak noch so alles drin ist. Das Zeug muss jedenfalls ziemlich heftig sein! Sein Körper fühlt sich an, als würde er auf dem Sofa schweben. Wie auf einer Wolke. Bisweilen fällt es ihm schwer den Gesprächen der Anderen zu folgen. Irgendwann wird ihm bewusst, dass Natalie monologartig auf ihn einredet und ihm ihre Lebensgeschichte erzählt. Wie in Trance nickt er ab und zu, ohne ihren stetig vor sich hin brabbelnden Redefluss auch nur einmal zu unterbrechen. Andreas und Rana haben sich auf ihrem Sofa tief in die Kissen gekuschelt. Kichernd und knutschend nehmen sie kaum noch wahr, was um sie herum vorgeht. Nur ab und zu nehmen sie einen tiefen Zug aus der Wasserpfeife, bevor sie sich wieder ihrem Liebesspiel zuwenden. Bei Hassan und Layla sieht es kaum anders aus. Die beiden sind mittlerweile wieder in ihre Landessprache verfallen und haben jegliches Interesse an ihren Gästen verloren. Nachdem auch eine zweite Wasserpfeife ausgeraucht ist, verkündet Jan, dass er die nötige Bettschwere erreicht hat und zurück ins Hotel will. Die anderen folgen seinem Vorschlag, wenn auch eher widerwillig.

> *»Von hier bis zum Hotel ist es nicht sehr weit«, erklärt Rana als sie wieder auf der Straße sind. »Folgt mir bitte – ich bringe euch hin!«*

Hassan und Layla verabschieden sich und sind kurz darauf in der Dunkelheit verschwunden. Rana nimmt Andreas bei der Hand und geht schnellen Schritt in die Richtung, wo nach Jans Orientierungssinn der Tigris liegen müsste. An der frischen Luft kehren seine Lebensgeister langsam wieder zurück. Die Droge verrichtet noch unermüdlich ihre Arbeit in seinem Kopf. Immerhin kann er aber gerade laufen und fühlt sich

halbwegs wieder bei klarem Verstand. Bei Natalie sieht das leider anders aus. Anfangs hatte sie große Probleme mit Ranas vorgelegtem Tempo überhaupt mitzuhalten zu können. Und als sie endlich wieder zu einer normalen Gangart zurückgefunden hat, fängt sie wieder damit an Jan mit ihren armenischen Kindheitsgeschichten zu bequatschen. Gott sei Dank taucht nach einer Weile die hell erleuchtete Fassade des Hotels vor ihnen auf. Vor dem Hoteleingang löst sich Andreas von Ranas Hand, geht zu Jan und flüstert ihm ins Ohr:

> *»Wir sehen uns beim Frühstück! Ich werde heute bei Rana übernachten. Du hast das Zimmer für dich allein!«*

Jan grinst in sich hinein. Er hatte sich schon gedacht, dass die beiden sich nicht hier und jetzt voneinander verabschieden wollen. Bevor er aber mit Natalie die Hotellobby betritt, kommt auch noch Rana herbeigeeilt.

> *»Ich wünsche euch eine gute Heimreise! Hoffentlich hat euch die Zeit in unserer Domäne gefallen. Macht's gut! Vielleicht sehen wir uns ja einmal wieder!«*

Sie umarmt Jan und Natalie noch kurz, nimmt Andreas wieder an die Hand und verschwindet mit ihm in Richtung der Tigrispromenade. Jan und Natalie schauen ihnen noch kurz nach und betreten dann das Hotel. Der Nachtportier an der Rezeption empfängt sie mit einem freundlichen »Good Evening!« und widmet sich danach wieder dem Spiel auf seinem Smartphone. Als die zwei in den Fahrstuhl steigen fragt Jan:

> *»Ich wohne im fünften Stock. Wo musst du hin?«*

> *»In den Vierten.«*

Nachdem sich der Fahrstuhl in Bewegung gesetzt hat, schaut Natalie Jan tief in die Augen und fragt dann etwas verschämt:

> *»Sag mal, stimmt es, dass du dir nichts aus Frauen machst?«*

Jan lächelt sie an und antwortet:

»Warum interessiert dich das? Aber egal – ja das stimmt! Hast du damit ein Problem?«

»Ach was – ich hab das nur mal gehört und dachte ich frag dich einfach mal!«

Inzwischen ist der Fahrstuhl in der vierten Etage angekommen. Natalie wünscht Jan eine gute Nacht und steigt aus. Kaum dass sie die Fahrstuhlkabine verlassen hat, macht sie aber plötzlich noch einmal kehrt und tritt in die Lichtschranke, um das Schließen der Tür zu verhindern.

»Weißt du eigentlich wo der Guggenmoser sein Zimmer hat?«

»Direkt neben mir. Zimmer 528. Wir sind nach dem Einchecken zusammen hochgefahren, deswegen weiß ich das so genau. Willst du heute etwa noch was mit ihm besprechen?«

»Nö – ich bin einfach nur neugierig.«, antwortet sie und lächelt verunsichert.

Danach gibt sie Jan einen Kuss auf die Wange und tritt aus der Lichtschranke. Als Jan sein Zimmer im fünften Stock betritt, geht er erst einmal zur Balkontür und lässt frische Luft herein. Der Tag war heiß und stickig gewesen und genauso riecht auch die abgestandene Luft seines Hotelzimmers. »Unglaublich, wie schnell diese zwei Wochen vergangen sind«, denkt sich Jan, als er auf den Balkon hinausgeht und fasziniert auf die unten auf dem Tigris vorbeiziehenden Lastkähne hinabsieht. »Morgen Abend bin ich wieder im winterlichen Köln und friere mir einen ab!« Tief zieht er die frische Abendluft in seine Lungen, als wenn er damit die letzten Nikotin- und Cannabisreste aus seinem Körper hinausbefördern könnte. Die bleierne Müdigkeit, die ihm am Ende des Kneipenbesuchs heimgesucht hatte, ist wieder verschwunden. Nach einer Viertelstunde schließt Jan wieder die Balkontür und schaut auf die Uhr. Erst Zehn – eindeutig zu früh um schon ins Bett zu gehen! Er greift zur Fernbedienung des Fernsehers. Das erste was auf dem Bildschirm erscheint ist ein Warnhinweis, dass der Hotelgast bei der Nutzung des TV-Gerätes unter Umständen mit unzüchtigen Darstellungen konfrontiert werden könnte, die

nicht den Regeln des Islam entsprechen. Jan bestätigt, dass er die Warnung zur Kenntnis genommen hat und zappt von einem Kanal zum nächsten. Auf einmal glaubt er seinen Augen nicht zu trauen. Auf dem Bildschirm erscheint sein Heimatsender: Die Neue Rheinische Welle. Offenbar überträgt die Kölner Sendeanstalt ihr Programm inzwischen auch per Satellit und ist damit auch im Mittleren Osten problemlos zu empfangen. Belustigt und neugierig verfolgt Jan die aktuelle Nachrichtensendung und stellt am Ende fest, dass während seiner Abwesenheit nicht viel Neues passiert ist. Der 1.FC Köln führt nach wie vor souverän die Rheinische Liga an und ein neuer Lebensmittelskandal beunruhigt mal wieder die Bevölkerung. Als er gerade wieder weiterzappen will, hört er plötzlich ein Geräusch:

»Bumm – bumm – bumm«

Als wenn jemand im Nachbarzimmer mit einem Gegenstand an seine Wand klopfen würde.

»Bumm – bumm – bumm – bumm«

Im Sekundentakt wiederholen sich die Klopfgeräusche und wie es scheint, nehmen sie an Frequenz und Heftigkeit sogar zu. Das Klopfen kommt eindeutig von der rechten Wand. Da drüben schläft doch sein Professor! Ist ihm etwas passiert? Benötigt er Hilfe?

»Bumm – bumm – bumm – bumm – bumm«

Bevor Jan aber über den Hotelflur zum Nachbarzimmer hinübereilt, um seinen Chef zu fragen, ob es ihm gut gehe, legt er vorsichtig sein Ohr an die dünne Wand. Die Schläge hämmern nun direkt in sein Trommelfell. In den Pausen kann Jan aber nun ganz deutlich auch eine Stimme hören:

»Ja – ja – oh – oh – ja – ja – jaaaaaa!«

Die Stimme ist eindeutig weiblich und lusterfüllt stöhnend. »Das darf doch nicht wahr sein!«, denkt sich Jan. »Der geile Sack bumst da drüben eine Nutte und hat dabei sein Bett so ungünstig an der Wand stehen, dass das Bettgestell jeden seiner Stöße direkt an meine Wand überträgt!«

»Bumm – bumm – bumm – bumm – bumm«

Das Stöhnen der Bettgefährtin ist inzwischen so laut geworden, dass Jan es jetzt auch deutlich hören kann, ohne sein Ohr an die Wand zu halten. »Das ist jetzt nicht wahr!«, begreift Jan plötzlich. »Das ist Natalie!« Das würde natürlich auch erklären, warum sie Jan im Aufzug nach der Zimmernummer des Professor gefragt hat. Nachdem Jan ihr die kalte Schulter gezeigt hat, muss nun der Professor als Notnagel herhalten! Auf diese Art verbindet sie das Angenehme mit dem Nützlichen. Um ihre Doktorarbeit stand es in letzter Zeit ohnehin nicht besonders gut und man konnte auf der ganzen Fahrt beobachten, wie sie sich beim Lehrstuhlinhaber einschleimte, um ihre Aussichten auf eine halbwegs gute Note zu verbessern. Jetzt kommt offenbar eins zum anderen: Motiviert durch die Karriere und aphrodisiert durch die Drogen versüßt sie sich und ihrem Chef den letzten Abend! Jan ist gespannt, wie sie morgen früh wohl drauf sein wird, wenn die Wirkung der Droge wieder verflogen ist und nur ein Kater und blaue Flecken von der heißen Nacht mit ihrem Vorgesetzten bleiben.

»Andererseits«, denkt sich Jan, »vielleicht tue ich Natalie ja auch unrecht.« Vielleicht hat sich der Professor ja tatsächlich eine Nutte beim Zimmerservice bestellt. So oft wie der schon hier in Bagdad war, kennt der sich bestimmt schon bestens mit den örtlichen Möglichkeiten aus und weiß, an wen er sich hier wenden muss.

Jan stellt den Fernseher lauter und hofft das Treiben nebenan übertönen zu können. Zum Glück erreicht die Rammelei kurz darauf mit einem letzten finalen Paukenschlag gegen die Wand ihren Höhepunkt und es kehrt wieder Ruhe ein. Jan dreht die Lautstärke des TV-Geräts wieder auf Zimmerlautstärke zurück. Beim Weiterzappen ist er mittlerweile bei den Pornokanälen angelangt. Schließlich bleibt er an einem der Gay-Kanäle hängen und beobachtet frustriert die dargebotenen Szenen.

»Bumm – bumm – bumm«, geht es kurz darauf wieder hinter der Wand los.

»Das darf doch nicht war sein! Erst Andreas und Rana! Und jetzt Guggenmoser und Natalie! Sind die denn alle bloß zum Ficken hierher gekommen?« Jan greift verzweifelt zur Fernbedienung dreht die Lautstärke wieder hoch.

»Bumm – bumm – bumm – bumm«

Es hilft alles nichts! Jan bleibt nichts anderes übrig als nochmal live mitzuerleben, wie der alte Sack von nebenan mit rhythmischen Stößen seines akademischen Lehrkörpers den Körper einer willig schreienden Frau penetriert. Jan denkt an zuhause, denkt an seine Familie und denkt an seinen Freund Kevin. »Ein Tag noch – einen Tag muss ich noch durchhalten – dann bin ich wieder daheim!« Jetzt meldet sich auch nochmal die Droge in seinem Kopf zurück. Seine Gedanken springen ziellos umher, wie aufgescheuchte Springböcke in der heißen afrikanischen Savanne. Und auch die heißen Pornoszenen auf dem Fernseher beginnen langsam ihre Wirkung zu entfalten.

»Bumm – bumm – Klingelingeling!«

Was ist das? Jetzt beginnt auch noch das Telefon auf dem Nachttisch zu klingeln!

»Hier Jan! Was gibt‘s?«

»Ich bin‘s – Domenico. Ich kann nicht einschlafen und dachte ich ruf dich mal an. Wie verbringst du denn den letzten Abend hier?«

»Frag nicht! Was hier nebenan gerade abgeht willst du gar nicht wissen!«

»Willst du bei mir vorbeikommen? Ich habe ein ruhiges Einzelzimmer, Nummer 502.«

»Ist das etwa ein unanständiges Angebot?«

»Was heißt schon unanständig? Der katholischen Kirche ist keine menschliche Schwäche fremd. Und dem Bußfertigen wird vieles

verziehen! Außerdem gibt es doch ein Sprichwort: Was in Bagdad passiert, bleibt in Bagdad – oder so ähnlich.«

»Ach Domenico – du und deine Bibelsprüche!«

Jan legt den Telefonhörer auf, holt ein paar Kondome aus seinem Koffer und verlässt sein Zimmer.

Assessment-Center

Die Glocken am Dom schlagen gerade drei Uhr, als Gianna und David das Büro der Fremdenverkehrsagentur »FXC« betreten. Ihre bisherige Vermutung, dass ihr Fluchthelfer Alessandro womöglich der Kopf des gesamten Schleuserrings sein könnte, finden sie hier schnell bestätigt. Die Sekretärin im Vorzimmer bittet sie, kurz auf dem Flur Platz zu nehmen, da ihr Chef gerade an einer wichtigen Telefonkonferenz teilnimmt und nicht gestört werden will. Gianna und David lassen sich auf zwei bequemen Ledersesseln nieder und kommen aus dem Staunen nicht mehr heraus. Durch ihre Besuche in Fernando DiSelvas vermülltem Tankstellenbüro in Siena, hatten sie keine allzu großen Erwartungen an die hiesige Lokalität. Um so größer ist nun ihre Verwunderung, in welch repräsentativer Umgebung ihr Fluchthelfer residiert. Schon von außen hatte das Gebäude einen guten Eindruck gemacht. Im Gegensatz zu den Straßen der Altstadt, wo der Verfall der Gebäude allerorten unübersehbar voranschreitet, hat sich in den aufwändig restaurierten Palästen rings um die Piazza della Repubblica offenbar alles angesiedelt, was über Rang, Namen und Geld verfügt. Die FXC-Agentur erstreckt sich über das gesamte oberste Stockwerk dieses vierstöckigen Palazzos. Sechs Büroräume zweigen von dem breiten, mit weißen Marmor gefliesten, Gang nach links und rechts ab. Gegenüber der Besucherecke hängt, direkt neben der Tür zum Chefzimmer, in einem goldfarbenen Rahmen, ein großes Schwarzweißportrait, von dem eine ältere Frau mit gütigem Gesicht auf die Besucher herabblickt. »Franziska Xaviera Cabrini[34] 1850–1917« ist in den Rahmen eingraviert worden. FXC – David vermutet, dass es sich bei

34 Franziska Xaviera Cabrini: Heilige und Schutzpatronin der Aus- und der Einwanderer

der Dame, um eine von Alessandros Vorfahrinnen handeln muss, auf die wahrscheinlich die Gründung der Agentur zurückgeht.

Bei einer Tasse Cappuccino, die ihnen die Sekretärin netterweise gebracht hat, warten Gianna und David auf das Ende von Alessandros Telefonkonferenz. Nach einer halben Stunde geht endlich die Tür seines Zimmers auf:

> *»Entschuldigt bitte, dass es etwas länger gedauert hat. Ich hatte noch eine wichtige Angelegenheit zu klären. Kommt bitte mit!«*

Er führt die beiden zu einem Raum ganz am Ende des langen Gangs. Inmitten mehrerer Computerbildschirme sitzt dort ein etwa zwanzigjähriger junger Mann und blickt sie erwartungsvoll an.

> *»Gianna, das ist mein jüngster Sohn Lorenzo. Ich habe ihm bereits von deinem Freund David erzählt. Lorenzo spricht recht gut Englisch, so dass die Verständigung zwischen den beiden kein Problem sein dürfte. Wenn dein David wirklich so ein Computergenie ist, wie du behauptest, wird er hoffentlich unsere Rechner bis heute Abend wieder funktionsfähig gemacht haben. Lorenzo wird ihn unterstützen, so gut er kann. Ich selbst habe leider noch eine Menge anderer Dinge zu erledigen. Außerdem kenne ich mit diesem Computerkram nicht besonders gut aus. Wendet euch also mit allen Fragen vertrauensvoll an Lorenzo. Ich wünsche euch viel Erfolg!«*

Damit lässt Alessandro die drei jungen Leute allein zurück. Gianna übersetzt für David noch kurz Alessandros Erwartungen, bevor die Konversation der drei auf Englisch wechselt.

> *»Was ist denn nun genau euer Problem?«, will David von Lorenzo wissen, während er neben ihm vor einem der Bildschirme Platz nimmt.*

> *»Ich habe letzte Woche ein Software-Update auf unseren Server aufgespielt. Seitdem können sich alle unsere Arbeitsplatzrechner nicht mehr mit dem Internet verbinden. Es geht keine Mail mehr, keinen Datensicherung, es geht einfach gar nichts mehr! Ich*

versuche schon seit Tagen die Fehlerursache zu finden. Bisher aber leider erfolglos.«

»Hattet ihr denn vorher eine funktionierende Internetverbindung?«

»Ja klar! Wir haben auf dem Hausdach ein eigenes Stromaggregat und eine leistungsfähige IoS-Anlage[35]. Das funktioniert alles wunderbar. Es hat irgendetwas mit der Vernetzung der einzelnen Rechner zu tun. Ich habe auch schon alles durchgemessen. An der Verkabelung scheint es nicht zu liegen.«

»Kann ich mich mal auf der Konsole eures Servers einloggen?«

»Ja, hier nimm!«, sagt Lorenzo und schiebt die Rechnertastatur und die Computermaus in Davids Richtung.

»Kannst Du bitte mal das Root-Passwort eingeben«, bittet David, nachdem er das Konsolenprogramm gestartet hat.

Dabei wendet er sich demonstrativ vom Bildschirm ab. »Klick – klick – klick – klack«, macht es auf der Tastatur. David würde jede Wette eingehen, dass dieser Hobbyadministrator gerade »fxc – Eingabe« gedrückt hat. Auf jeden Fall besteht sein Administratorpasswort aus nur drei Buchstaben und ist damit hochgradig unsicher. Momentan steht ihm aber der Sinn nicht nach dem Hacken irgendwelcher Zugangsdaten. Sein Jagdinstinkt wurde geweckt! David befindet sich auf der Jagd nach der Fehlerursache in einem Computersystem. Nach kurzer Zeit nimmt er seine Umwelt überhaupt nicht mehr wahr. Er scrollt am Bildschirm durch Manpages[36], ändert Konfigurationsdateien und lädt Softwarepakete herunter. Sein Finger rasen über die Tastatur, während Lorenzo derweil mit offenem Mund vergeblich versucht, die durchgeführten Systemkorrekturen halbwegs nachzuvollziehen. Nach einer halben Stunde startet David den Server neu und bittet Lorenzo von einem Nachbarcomputer aus zu testen, ob die Korrekturen etwas bewirkt haben.

---

35 IoS: Internet over satellite

36 Manpages: Sammlung von Hilfe- und Dokumentationsseiten des Linux Betriebssystems.

»Ich werd verrückt!«, jubelt der. »Jetzt geht es wieder! Wie hast du das gemacht?«

»Nun ja. Ihr hattet ein Problem mit den Netzwerkkarten eurer Arbeitsplatzcomputer. Im neuen Linux-Kernel gibt es einen Fehler bei der Erkennung dieses mittlerweile doch schon recht antiquierten Kartentyps. Der Fehler ist bekannt und wird in der nächsten Kernel-Version vermutlich gefixt werden. Ich habe einen Patch eingespielt und die Konfigurationsdateien der Treibersoftware so angepasst, dass der Fehler zwar nicht behoben, aber zumindest auf euren Systemen unschädlich gemacht ist.«

Lorenzo und Gianna sehen David an, als hätte er gerade auf Arabisch aus dem Koran vorgelesen. Die andächtige Stille wird jedoch jäh unterbrochen, als die Sekretärin am anderen Ende des Flurs einen lauten Freudenschrei ausstößt:

»Hurra! Ich komme wieder ins Internet!«

Eine Minute später steht Alessandro strahlend im Computerraum und sagt:

»Na, das ging ja schneller als ich dachte! Gratuliere! An was hat es denn nun gelegen?«

Lorenzo versucht die Diagnose, die er gerade von David auf Englisch bekommen hat, so gut er kann auf Italienisch wiederzugeben. Aber sogar Gianna, die nicht das Mindeste von Davids Vortrag verstanden hat, entgeht es nicht, dass Original und Übersetzung nicht viel miteinander zu tun haben. Alessandro ist an technischen Details aber ohnehin nicht sonderlich interessiert. Er schließt die Tür und setzt sich auf den letzten freien Stuhl im Raum.

»Hör mal zu Mädchen! Dein Freund scheint ja wirklich einiges auf dem Kasten zu haben. Ich hätte tatsächlich eine Arbeit für euch beide, mit der ihr euch den Transport in die Donau-Domäne verdienen könnt. Seid ihr interessiert?«

»Bis nach Triest oder wirklich bis hinter die Grenze der Donau-Domäne?«

»Meinetwegen bis in die Donau-Domäne. Der Übertritt vom Bahnhof in Triest über die Domänengrenze ist nun wirklich nicht das Problem, worüber wir lange diskutieren müssen. Es geht um folgendes: Unsere Fluchthilfeorganisation kooperiert schon seit längerem mit ein paar vergleichbaren Organisationen in der Mittelmeerregion. Momentan arbeiten wir alle relativ autark und unabhängig voneinander. Das heißt, jeder von uns pflegt einen mehr oder weniger umfangreichen Datenbestand an Fluchtrouten, Transportunternehmen und Schmiergeldempfängern. Dazu kommen tagesaktuelle Informationen über verschärfte Grenzkontrollen, durchgeführte Razzien, aufgeflogene Fluchtrouten, unzuverlässige Kooperationspartner und so weiter so fort. Wir wollen deshalb in Zukunft unsere Kräfte bündeln, indem wir im Darknet ein Fluchthilfeportal aufbauen, in das wir unsere gesammelten Informationen einpflegen und abrufen können. Ich erwarte von deinem Freund David, dass er uns in den kommenden Wochen dieses System aufsetzt. Er wird hier in diesem Raum mit Lorenzo zusammenarbeiten. Ein wichtiger Teil seiner Arbeit wird sein, Lorenzo so weit zu schulen, dass er das System nach eurer Abreise eigenverantwortlich bedienen kann.«

»So ein komplexes System aufzubauen, dauert doch bestimmt eine Ewigkeit!«, entgegnet Gianna.

»Habt ihr etwas Besseres vor? Dann verschwindet! Ich würde jetzt aber gerne die Meinung von deinem Freund David hören!«

Gianna übersetzt David Alessandros Vorschlag Wort für Wort. Der hört aufmerksam zu und macht bei jedem Satz ein längeres Gesicht. Schließlich wendet er sich auf Englisch an Lorenzo, weil er hofft, dadurch diese Hin- und Her Übersetzerei umgehen zu können.

»Habt ihr denn schon angefangen dieses Portal zu implementieren oder seid ihr noch im Planungsstadium?«

»Wir sind noch ganz am Anfang! Es gibt einen Grundkonsens von Seiten der Bosse, was dieses System einmal können soll. Über die Implementierung hat sich aber noch niemand Gedanken gemacht.«

»Habt ihr diesen Konsens denn schon irgendwo schriftlich dokumentiert?«

»Ja, es gibt bereits so eine Art Anforderungsdokument, das alle Parteien abgenickt haben.«

»Kann ich mal einen Blick in dieses Dokument werfen?«

»Erst wenn du dich verpflichtet hast, uns zu unterstützen!«

»Also, so kommen wir nicht weiter!«, schimpft David und schüttelt den Kopf. »Ihr könnt von mir nicht eine ernsthafte Aufwandsabschätzung erwarten, wenn ich keine Ahnung von euren Anforderungen habe!«

Lorenzo hält kurz Rücksprache mit seinem Vater. Dann verschwindet er kurz aus dem Computerraum und kommt mit einem dünnen Schnellhefter zurück.

»Hier! Das ist der Ausdruck unseres MoU[37]. Du kannst es dir hier und jetzt ansehen. Aber ich warne dich! Wenn du diese Informationen nicht für dich behältst, bist du ein toter Mann!«

David blättert durch die fünf abgehefteten DIN-A4 Blätter und muss unweigerlich grinsen.

»Das ist alles, was bisher verbindlich festgelegt wurde?«

»Ja, das ist alles. Hast du etwas daran auszusetzen?«

»Nun, sehr viel steht da nicht drin! Ich sehe das in eurem speziellen Fall aber eher als Vorteil!«

»Wie meinst du das?«

»Ganz einfach: Je weniger konkrete Anforderungen in so einem Dokument enthalten sind, um so mehr Gestaltungsspielraum hat man bei der Implementierung. Basierend auf diesen recht allgemein gehaltenen Anforderungen, könnte man auf einer vorhandenen Open-Source-Software aufsetzen und deren Code an eure speziellen Anforderungen anpassen. Wenn ich eure Pläne

37 MoU: Memorandum of Understanding - Absichtserklärung

richtig verstanden habe, müsste das innerhalb eines Monats zu schaffen sein. Vorausgesetzt ich habe eine gute Internetverbindung und einen ordentlich ausgestatteten Arbeitsplatz!«

»Daran wird es nicht scheitern. Mach dich aber darauf gefasst, dass ich die ganze Zeit neben dir verbringen werde und alles genau beobachte, was du tust! Erstens will ich genau verstehen, wie dieses Programm am Ende funktioniert und zweitens hat mir mein Vater bereits eingeschärft, dass ihr auf keinen Fall einen unbeaufsichtigten Internetzugang bekommt.«

Gianna hat den Disput zwischen David und Lorenzo aufmerksam verfolgt. Jetzt hat sie aber auch noch eine Frage und wendet sich dabei wieder auf Italienisch an Alessandro:

»Sie sagten, dass Sie einen Job für uns beide hätten! Diese zwei Computerfreaks scheinen sich ja bereits bestens zu verstehen. Mir ist aber immer noch nicht klar, was ich bei dieser Aktion für eine Rolle spielen soll!«

»Das ist ganz einfach«, grinst Alessandro. »Du hast mir doch erzählt, das du in Rom ein Video Blog betrieben hast. Stimmt's?«

»Ja, schon«, antwortet Gianna und weiß nicht so recht, worauf Alessandro hinaus will.

»Für unser neues Portal benötigen wir ein paar hübsche Promotionvideos. Wir haben zwar bereits das erforderliche Kamera- und Computerequipment, aber leider niemanden, der in der Lage ist, damit ein paar professionell aussehende Videos zu erstellen. Außerdem hast du ja eine nette Stimme und ein hübsches Gesicht.«

»Ich soll mich vor die Kamera setzen und für Ihre illegalen Machenschaften werben? Damit mich dann Gott und die Welt im Internet sehen kann? Niemals! Nur über meine Leiche!«

»Jetzt stell dich nicht so an! Andere Mädchen machen ganz andere Dinge vor laufender Kamera. Da wirst du dir wegen ein paar netter Werbespots doch nicht gleich ins Hemd machen!

Außerdem können wir dich mit deiner derzeitigen Stoppelfrisur sowieso vor keine Kamera setzen. Du bekommst eine hübsche Perücke mit langen blonden Haaren. Ich kann dir versprechen: Mit der Perücke und etwas Schminke im Gesicht werden dich selbst deine Eltern nicht wiedererkennen!«

»Wenn ich David recht verstanden habe, wird er mindestens einen Monat für die Implementierung dieses Portaldingsbums benötigen! Heißt das, wir sitzen solange in Livorno fest?«

»Das hängt ganz von euch ab! Sobald ihr den Job erledigt habt, organisiere ich für euch den Transport in die Donau-Domäne. Wenn ihr allerdings auf mein Angebot eingehen solltet, erwarte ich auch, dass ihr es zu Ende bringt! Wohnen könnt ihr solange weiterhin bei Signora Malerba. Da ihr bereits ausgeraubt worden seid, kann euch da nicht mehr viel passieren. Mittagessen könnt ihr hier bei uns im Büro. Ansonsten bekommt ihr jeden Tag etwas Taschengeld zur freien Verfügung. Wir wollen ja nicht, dass ihr uns verhungert!«

»Bis wann müssen wir uns entscheiden, ob wir Ihr Angebot annehmen?«

»Bis morgen! Schlaft eine Nacht drüber und kommt morgen Vormittag wieder hier vorbei. Ich würde mich freuen, wenn wir handelseinig werden! Aber ich warne dich hiermit eindringlich – und sag das auch deinem Freund: Kein Wort zu irgendeiner Menschenseele über das, was wir heute hier besprochen haben und in Zukunft besprechen werden. Sonst wird es euch schlecht ergehen!«

Establishment

»Hast du dir das gut überlegt?«, fragt Kevin, als er mit Jan bei einer guten Flasche Rotwein zusammensitzt. »So einen gutbezahlten Job gibt man doch nicht leichtfertig auf!«

Inzwischen sind ein paar Jahre vergangen. Jan hat sein Doktorstudium längst abgeschlossen und arbeitet in einer renommierten Kölner Unternehmensberatung. Die große Wohnung am Barbarossaplatz gehört

jetzt Kevin und ihm. Die stattlichen Gehälter, die sie jeden Monat nach Hause bringen, ermöglichen ihnen ein unbeschwertes Leben. Von der spartanischen WG-Ausstattung vergangener Jahre ist nicht viel übrig geblieben. Das Bad, die Küche und alle fünf Zimmer haben die beiden grundlegend renoviert und mit neuen, modernen Möbeln ausgestattet.

»Ja ich habe mir das gut überlegt. Als ich damals bei der Unternehmensberatung angefangen habe, war mir eigentlich von Anfang an klar, dass ich diesen Job nicht bis an mein Lebensende machen werde. Ich bereue ja auch meinen damaligen Entschluss nicht. Das waren jetzt echt lehrreiche und interessante Jahre, aber irgendwann reicht‘s. Ich möchte auch mal wieder so etwas wie ein Privatleben haben!«

»Warum schaltest du nicht einfach einen Gang zurück und reduzierst deine Arbeitszeit ein wenig?«, schlägt Kevin vor.

»Das habe ich ja schon versucht, aber das haut nicht hin. Dauernd werden wir zu neuen Firmen und in neue Projekte gesteckt und jedesmal beginnt das Spiel von vorn. Die Mitarbeiter in den Firmen betrachten uns als unwissende Klugscheißer, die nur schlau daherreden und von den Abläufen in der Firma keine Ahnung haben. Und unsere Auftraggeber beobachten mit Argusaugen, ob wir für das viele Geld, das sie zahlen, auch die erwarteten Ergebnisse abliefern. Von allen Seiten steht man ständig unter Druck und versucht allen Erwartungen gerecht zu werden.«

»Sehen das deine Kollegen auch so?«

»Der Gruppenzwang ist ja das Schlimmste in dem Laden! Man arbeitet nie für sich allein, sondern ist immer Teil eines Teams, in dem sich die Mitglieder gegenseitig anspornen und vollen Einsatz erwarten. Wenn du es mal etwas langsamer angehen lässt, kommen sofort die Vorwürfe von den Kollegen, dass du das Team hängen lässt.«

»Habt ihr denn keine älteren Kollegen, die ein wenig Ruhe ins Team bringen?«

»In meinen bisherigen Projekten jedenfalls nicht. Die Kollegen kommen alle, so wie ich, direkt von der Hochschule und sind motiviert bis zum Geht-nicht-mehr. Privatleben, Freizeit, Beziehungen – alles wird dem Beruf geopfert und wer nicht mitzieht gefährdet den Erfolg des gesamten Teams und wird entsprechend gemobbt. Ich habe das Spiel ja selber nun lange genug mitgemacht. Jetzt habe ich aber die Schnauze endgültig voll. Außerdem ist es ja nicht so, dass ich in Zukunft Däumchen drehen will! Ich habe ein interessantes Angebot vom Außenministerium der Domäne bekommen. Wenn ich innerhalb der nächsten zwei Wochen zusage, habe ich den Job!«

»Im Außenministerium? Da wirst du aber auch oft unterwegs sein!«

»Bei weitem nicht so oft wie jetzt! Die letzten Jahre bin ich doch nur unterwegs gewesen und habe aus dem Koffer gelebt. Damit ist dann Schluss! Im Ministerium soll ich mich mit der Risikoanalyse von Auslandsbürgschaften befassen. Dabei werde ich bestimmt um die eine oder andere Dienstreise nicht herumkommen. Aber die Hauptarbeit kann ich zu geregelten Arbeitszeiten hier in Köln erledigen.«

»Wirst du dann etwa Beamter?«, fragt Kevin lachend.

»Das kann passieren!«, grinst Jan. »Wäre das so schlimm?«

»Zumindest ist das schon ein krasser Unterschied im Vergleich zu deinem derzeitigen Job bei der Unternehmensberatung. Ich kann immer noch nicht recht glauben, dass es dort so unerträglich zugehen soll. Mein Vater hat früher auch immer über die Beratungsheinis gelästert. Das waren aber auch andere Zeiten. Er sagte, immer wenn die Meckis[38] in der Firma auftauchten, kam kurz darauf die nächste Entlassungswelle. Die eigentliche Drecksarbeit wurde dann von extra angeheuerten Spezialisten durchgeführt. Kennst du den alten Film ‚Up in the Air', mit dem damals noch jungen George Clooney?«

»Ja, den kenne ich! Der spielt aber in den USA und hat mit der damaligen deutschen Unternehmenskultur nicht viel zu tun!«

38 Meckis: Spitzname für die Mitarbeiter der Unternehmensberatung McKinsey

»Mag sein. Ich kann das ja selber schlecht beurteilen. Mein alter Herr hat aber immer gesagt, dass dieser Film die Realität in den deutschen Großkonzernen ziemlich gut wiedergegeben hat. Noch besser fand er allerdings den Film ‚Vorne ist verdammt weit weg'.«

»Nie gehört!«, antwortet Jan und zuckt gelangweilt mit den Schultern.

»Der wurde ja auch nur in Deutschland gedreht und die männlichen Hauptdarsteller waren nicht mal ansatzweise so gutaussehend wie George Clooney. Ist jetzt aber auch egal. Was ich sagen will ist, dass diese Unternehmensberater häufig skrupellose Schweine waren, die ihr Geld damit verdient haben, die Existenzen von unzähligen Beschäftigten zu zerstören.«

»Glaubst du, dass Jobs erhalten bleiben, wenn man marode Firmen einfach so weiter wursteln lässt? Woher sollen denn bitteschön die Gehälter kommen, wenn die Gewinne wegbrechen? Eine Firma ist wie eine Pflanze: Erst ist sie winzig klein. Wenn sie Glück hat und an einer günstigen Stelle steht, wird sie wachsen, gedeihen und aufblühen. Aber irgendwann ist ihre Zeit gekommen und sie wird sterben und neue Pflanzen werden ihren Platz einnehmen. Ist das so tragisch?«

»Für die Firma nicht«, meint Kevin, »für die Mitarbeiter aber schon. Diese externen Restrukturierer sind wie die Totengräber, die von einem Leichnam zum nächsten ziehen.«

»Es muss auch Totengräber geben!«, entgegnet Jan kühl. »Außerdem weiß ich nicht worauf du hinaus willst! In meinen Projekten der letzten Jahre ging es überhaupt nicht darum Firmen plattzumachen und Leute zu entlassen. Im Gegenteil: Wir befinden uns momentan in einer solchen Aufbruchstimmung, dass unser größtes Problem darin besteht gute Mitarbeiter zu finden! Der Arbeitsmarkt ist leergefegt! Die Firmen haben mehr offene Stellen als sie besetzen können. Die aktuelle Situation ist überhaupt nicht mit früher zu vergleichen. Die Zeiten haben sich geändert!«

»Ich weiß nicht!«, antwortet Kevin mit zweifelndem Blick und nippt an seinem Rotwein. »In den Schaltzentralen der Industrie und der Politik sitzen heute wieder die gleichen Leute, wie vor dem Zusammenbruch der Weltwirtschaft. Die folgen ihren antrainierten Verhaltensmustern. Wenn wir nicht aufpassen und aus den Fehlern der Vergangenheit lernen, wiederholt sich die Geschichte und wir stehen wieder vor dem Nichts!«

Jan schüttelt verständnislos den Kopf und füllt die Rotweingläser.

»Willst du jetzt mit mir auf meinen neuen Job im Außenministerium anstoßen oder willst du weiterhin olle Kamellen erzählen?«

Kevin schaut ihn kurz gedankenverloren an, schüttelt dann aber den Kopf und erhebt sein Glas:

»Auf den zukünftigen Außenminister der Rhein-Domäne!«

Livorno

Gianna und David hatten nicht lange überlegt, ob sie Alessandro Bocellis Angebot annehmen sollen. Sie hatten keine andere Wahl. Nun arbeiten sie schon seit zwei Wochen von Montag bis Samstag für dessen Schleuserfirma. Zu ihrer Zimmerwirtin, der alten Signore Malerba, haben sie mittlerweile ein beinahe familiäres Verhältnis. Morgens, bevor sie zur Arbeit gehen, frühstücken sie mit ihr und abends, wenn sie gegen sieben Uhr die Agentur nach getaner Arbeit verlassen und in die Herberge zurückkehren, hat die Signora meistens schon gekocht und freut sich, wenn die jungen Leute ihr beim essen Gesellschaft leisten.

Die Arbeit in der Agentur schreitet gut voran. David hat Lorenzo verschiedene Content-Management-Systeme vorgestellt, die für die vorgegebene Aufgabenstellung in Frage kommen. Nachdem sich Lorenzo für eine Open-Source-Software entschieden hatte, implementierte David einen ersten Prototypen. Alessandro Bocelli war davon so angetan, dass er spontan eine Videokonferenz mit den Bossen der anderen Schleuserfirmen einberief. Nach ein paar anfänglichen Diskussionen konnte David alle

zugeschalteten Entscheider von den Vorteilen seines Lösungsansatzes überzeugen und arbeitet seitdem zielstrebig an der Fertigstellung des Computerprogramms.

Gianna hat sich in der Zwischenzeit in einem der Büroräume ein Studio eingerichtet, in dem sie an einer Serie von Werbevideos arbeitet. Die technische Ausstattung des Studios übertrifft die Möglichkeiten, die sie in Rom für ihren Video Blog hatte, bei weitem. Allerdings gab es anfangs Probleme bei der Bearbeitung des aufgenommenen Rohmaterials. Bis David ihr aus einer illegalen Tauschbörse im Darknet eine professionelle Videoschnittsoftware herunterlud und sich damit auch dieses Problem erledigt hatte.

Was das Darknet angeht, hat David in Lorenzo seinen Meister gefunden. Bisher hatte er sich meistens im sichtbaren Teil des Internet aufgehalten. Nur selten war er in die Tiefen des Deep Web vorgedrungen, in dem das Darknet den hässlichsten und gefährlichsten Teil verkörpert. Bei Lorenzo verhält es sich gerade anders herum. Das Darknet ist seine zweite Heimat. Mit schlafwandlerischer Sicherheit surft er durch die illegalen, versteckten Webseiten und virtuellen Marktplätze, die all jene Dinge anbieten, die ein Verbrecherherz höher schlagen lassen.

Die Arbeitsatmosphäre in der Agentur ist entspannter und familiärer, als David das von den meisten seiner Projekteinsätze kennt. Neben Alessandro Bocelli und seinem jüngsten Sohn Lorenzo, arbeiten noch die Sekretärin sowie zwei weitere Söhne von Alessandro in den Büroräumen. Was Lorenzos Brüder genau machen, wissen Gianna und David nicht. Sie sind, wie Alessandro, im operativen Geschäft tätig. Mittags geht die Bürobelegschaft häufig zum Essen in die Stadt. In den von der Via Grande abzweigenden Seitenstraßen gibt es ein paar kleine Bistros, die leckere und abwechslungsreiche Gerichte auf ihrer Mittagskarte anbieten. Viele von ihnen liefern ihr Essen bei Bedarf auch in die Agentur, was Alessandros Sekretärin immer dann veranlasst, wenn der Terminkalender ihres Chefs keine auswärtige Mittagspause zulässt.

Die Sonntage haben Gianna und David zu ihrer freien Verfügung. Heute wandern sie nach Montenero. Der mühsame Aufstieg, zu dem auf einer Anhöhe thronenden Benediktinerkloster, wird durch einen wunderbaren Ausblick auf die Stadt und das Meer belohnt. David würde auch gerne das Innere des Klosters besichtigen, doch Gianna hat seit ihrem Aufenthalt in Sutri genug vom klösterlichen Leben und legt erfolgreich ihr Veto ein. Wahrscheinlich bewahrt dies die beiden vor Schlimmerem, denn inzwischen hängen ihre Steckbriefe in jedem Kloster südlich der Po-Domäne.

Am Abend kocht die Signora für die beiden Wanderer eine Riesenportion Spaghetti mit Hackfleischsoße. Und weil Sonntag ist, holt sie zwei bauchige Flaschen Landwein aus ihrem Vorratskeller. Es wird ein langer Abend, bei dem Gianna und die Signora gemeinsam versuchen, David ein wenig Italienisch beizubringen. Leider ohne großen Erfolg. Seine Begabungen liegen definitiv mehr auf technischem, als auf sprachlichem Gebiet.

Es ist schon fast Mitternacht, als David und Gianna reichlich beschwipst ihren Schlafraum aufsuchen und dabei feststellen, dass sie ihn heute einmal ganz für sich allein haben werden. Zwei Männer sägen im benachbarten Schnarcherraum um die Wette. Der andere Schlafraum ist mit einer Gruppe von sechs Frauen belegt, die ebenfalls schon tief und fest schlafen. Als Gianna vom Zähneputzen zurückkommt und das Licht ausknipst, legt sie sich neben David in das untere Bett.

> *»Stört es dich, wenn ich dir hier unten Gesellschaft leiste?«, fragt sie ihn mit sanfter Stimme.*
>
> *»Nein«, antwortet er überrascht und rückt an den äußeren Rand der schmalen Matratze.*
>
> *»Soll ich dir was sagen? Das war heute der schönste Tag, seit wir uns kennen!«, flüstert sie und gibt ihm einen Kuss auf die Wange.*

Durch das Fenster scheint der helle Vollmond und verleiht dem sonst recht trostlosen Zimmer eine geradezu heimelige Atmosphäre. David streicht

mit seinen Fingern über Giannas Gesicht. Sie lächelt wie ein Honigkuchenpferd und rückt ganz nah an ihn heran. Zärtlich legt sie ihren Arm auf seine Schulter. David schiebt seinen rechten Arm unter Giannas Rücken und zieht sie fest an sich. Seine linke Hand beginnt unterdessen damit, langsam an ihrem Körper hinab zu wandern. Am Bauchnabel angekommen schiebt er seine Hand unter ihr T-Shirt und wandert mit seinen Fingern behutsam über ihre Bauchdecke entlang. Gianna schließt die Augen und lässt ihn gewähren. Seine Handfläche erreicht die Rundungen ihrer festen Brüste. Langsam umkreisen seine Finger die harten Brustwarzen, bevor sie sich wieder auf ihre Forschungsreise nach Süden machen. Schwer atmend, beginnt er ihre Innenschenkel zu streicheln und erst als seine Hand den Weg in ihren Slip und zwischen ihre Beine sucht, zuckt Gianna etwas zusammen und flüstert:

> *»Gib mir bitte noch etwas Zeit. Ich bin noch nicht soweit. Sei mir bitte nicht böse!«*

> *»Ist schon okay!«, stammelt er etwas verlegen.*

> *»Wenn du willst, kann ich dir ja noch was Gutes tun!«*

David ist zu keiner vernünftigen Antwort mehr fähig. Sein Organismus hat bereits die Durchblutung des Gehirns auf ein Minimum reduziert, und den gesamten Blutstrom in die Schwellkörper seines Geschlechtsteils umgelenkt. Schwer atmend spürte er, wie Giannas Hand vorsichtig sein hartes Glied umfasst. Seine Erregung ist bereits so weit fortgeschritten, dass es für ihn kein Zurück mehr gibt. Er spürt, wie ihre Hand langsam damit beginnt, seinen Penis zu massieren. Immer schneller werden die rhythmischen Auf- und Ab-Bewegungen. Sein Körper spannt sich immer mehr bis zum zerreißen an. Bis seine Erregung endlich ihren Höhepunkt erreicht und seine Männlichkeit, wie ein isländischer Geysir, mit einer gewaltigen Eruption zum Ausbruch kommt.

> *»Du bist ja ein kleines Ferkelchen«, flüstert Gianna schelmisch, als sie sein Ejakulat über ihr, an der Unterseite des oberen Bettes, kleben sieht.*

Sie gibt ihm noch einen Kuss und kuschelt sich fest an ihn, bevor sie ins Reich der Träume entschwindet. Und auch David schläft ermattet ein. Während von oben das Schmieröl seiner Lenden langsam auf ihr Gesicht herabzuregnen beginnt. Und im Schein des Mondlichts das Schauspiel an den Spiralfedern des Hochbetts an frischem Tau erinnert, der nach einer kalten Wüstennacht von den Blättern einer Palme perlt und die ausgetrocknete Erde zu neuem Leben erweckt.

Taufe

»Onkel Jan – wie bescheuert klingt das denn?«

Jan und sein Partner Kevin sind bester Laune. Es ist ein wunderschöner Sommertag und heute Nachmittag wird in Jans Heimatstadt seine kleine Nichte Lena getauft. Vor einem halben Jahr hatte seine Schwester Anna einem gesunden Mädchen das Leben geschenkt. Über den väterlichen Erzeuger ist in der Familie zwar nichts weiter bekannt, dies beeinträchtigt aber die Freude über den neuen Spross der Eckert-Familie in keinster Weise.

Mit Jans nagelneuem Sportwagen erreichen die beiden die Kleinstadt westlich von Köln in weniger als einer halben Stunde. Die Kirche ist bereits gut besucht, als Jan und Kevin dort eintreffen und neben Jans Mutter, Anna und Baby Lena in der ersten Bank Platz nehmen. Es sieht so aus, als wäre die ganze Verwandtschaft gekommen. Sogar Tante Martha, die Schwester von Jans Vater, ist mit ihrem Mann Ole aus dem schwedischen Domänenverbund angereist.

Jan überlegt, wie lange es her sein mag, dass er das letzte Mal bei einer Taufe war. Das muss bei der kleinen Isabella gewesen sein, der Tochter von seinen ehemaligen WG-Mitbewohnern Elena und Patrick. Wie die Zeit vergeht! Inzwischen geht der kleine Wirbelwind schon längst zur Schule und hält seine Eltern mächtig auf Trab. Offenbar hat sie das südländische Temperament ihrer spanischen Mutter geerbt. Isabella wurde damals katholisch getauft. Dennoch durfte Jan den zweiten Paten machen. Allerdings nur, weil Patricks Bruder als getaufter und gefirmter Katholik

und damit als Hauptpate den strengen formalen Anforderungen der Katholischen Kirche genügte. Heute sind dagegen die Evangelen unter sich und es geht alles etwas entspannter zu. Jan wurde von Anna als Erster gefragt, ob er bereit wäre, die Patenschaft zu übernehmen. Er hatte keine Sekunde gezögert und sofort »Ja« gesagt. Zur Belohnung darf er beim Beginn der eigentlichen Zeremonie die kleine Lena zum Taufbecken tragen und halten. Assistiert wird er von zwei weiteren Taufpatinnen: Julia, einer langjährigen Freundin und Arbeitskollegin von Anna – und Patrizia, einer entfernten Cousine von ihnen.

Die kleine Lena interessiert der ganze Ablauf herzlich wenig. Sie schläft die ganze Zeit wie ein Murmeltier und blinzelt nur ganz kurz irritiert mit den Äuglein, als das warme Taufwasser über die wenigen Haare ihres kleinen Köpfchens rinnt. Spätestens hier hatten die geladenen Gäste wenigstens ein paar Schreie erwartet – aber Fehlanzeige. Kurz nachdem ihr die Pastorin das kahle Haupt trocken getupft hat, schläft sie wieder tief und fest ein.

Nach der Kirche trifft sich die ganze Gesellschaft im Garten von Jans Elternhaus bei Kaffee und Kuchen. Anna und Elvira Eckert waren gestern sehr fleißig und haben mehrere Kuchen gebacken. Am Abend liefert ein Catering-Service ein umfangreiches Buffet. Jan kann sich nicht erinnern, die Verwandtschaft jemals so vollzählig versammelt erlebt zu haben. Manche seiner Onkel und Tanten hat er zum letzten Mal während seiner Schulzeit gesehen. Und ein paar der anwesenden Cousins und Cousinen kennt er überhaupt noch nicht. Geschweige denn deren Kinder, die nun alle vereint mit lautem Geschrei auf dem Eckert‘schen Familienanwesen herumtoben.

»Tante Martha, sagtest du eben du wohnst jetzt in Lummerland?«

»Nein, nicht ganz«, lacht sie ihren Neffen Jan an. »Ole und ich wohnen in Lumparland. Das liegt auf Åland, einer schwedischen Inselgruppe unweit von Stockholm.«

»Åland – irgendetwas sagt mir das. Ich komme aber gerade nicht darauf! Hilf mir mal auf die Sprünge!«

Sofort meldet sich Jans Mutter Elvira zu Wort und verkündet stolz:

»Weißt du Martha, unser Jan arbeitet jetzt nämlich schon seit ein paar Jahren im Außenministerium der Rhein-Domäne. Da kennt er sich mit den vielen neuen Ländern gut aus!«

»Tatsächlich? Donnerwetter Elvira, du kannst wirklich stolz auf deine zwei Kinder sein! Deine Anna ist Referatsleiterin im Ordnungsamt und dein Jan ist ein hohes Tier im Ministerium! Alle Achtung!«

»Mama, jetzt hör bitte auf anzugeben! Du weißt ich bin im Außenministerium nur ein kleiner Sachbearbeiter. Aber Tante Martha, was hat es denn jetzt mit diesem Lummerland auf sich? Ich weiß, ich habe da schon mal von gehört, bringe es aber nicht mehr auf die Reihe in welchem Zusammenhang.«

»Lumparland, Junge, nicht Lummerland! Aber wenn es dich interessiert: Åland hat früher zu Finnland gehört, obwohl die Bewohner seit ewigen Zeiten Schwedisch sprechen. Nach dem großen Zusammenbruch haben Schweden und Finnland aber aufgehört als eigene Staaten zu existieren. Im Gegensatz zu den Finnen, die heute noch schwer unter den Folge der Krise zu leiden haben, sind die Schweden mit einem blauen Auge davongekommen. Bei uns wurde, wie bei euch, das Domänensystem eingeführt, was aber erst einmal zu unbeschreiblichem Chaos und Kleinstaaterei geführt hat. Wenn man sich die Topologie des früheren schwedischen Staatsgebietes ansieht erkennt man, dass das Land von sehr vielen Wasserscheiden durchzogen wird. Das Resultat ist eine Vielzahl von unbedeutenden Zwergdomänen. Zum Glück hat es aber nicht lange gedauert, da haben sich die Schweden an ihre nationale Identität erinnert und eine Konföderation von Kleindomänen gebildet. Heute gehören alle Domänen, in denen schwedisch gesprochen wird, diesem Verbund an und nach außen hin wird das Ganze, wie in früheren Zeiten, durch das Schwedische Königshaus repräsentiert. Die Domänen entsprechen in etwa den

früheren Provinzen und die Grenze zu Norwegen ist auch ziemlich gleich geblieben. Die verlief nämlich auch vorher schon entlang der Wasserscheide.«

»Jetzt erinnere ich mich wieder!«, sagt Jan. »Åland war früher unter finnischer Hoheit ein autonomes Gebiet und hat sich aufgrund der Sprache aber immer sehr mit Schweden verbunden gefühlt. Also ein Paradebeispiel dafür, dass das Domänensystem wieder zusammengefügt hat, was zusammen gehörte.«

»Na ja, die finnisch sprechende Minderheit auf unserer Insel sieht das vielleicht anders, aber wirtschaftlich gesehen, hat sich der Wechsel zu Schweden für die Bevölkerung auf jeden Fall gelohnt.«

»Und wie lange wohnt ihr jetzt schon auf Åland? Ich dachte immer ihr lebt in Stockholm?«

»Erst seit ein paar Jahren. Wir haben uns Lumparland als Altersruhesitz ausgesucht und dort ein kleines beschauliches Häuschen am Meer gekauft. Ole fährt aber immer noch ab und zu nach Stockholm hinüber in seine alte Firma. Die kommen offenbar nicht so leicht ohne ihn klar und außerdem können wir das Geld, das er dort verdient, gut gebrauchen. Die Rentenkassen sind bekanntlich auch bei uns nur sehr spärlich gefüllt!«

Das Thema Rente ruft sofort wieder Jans Mutter auf den Plan.

»Wie bei uns! Ich würde so gerne jetzt in Rente gehen und mich um das kleine Lenalein kümmern. Aber diese blöde Domänenregierung behauptet immer, dass die Rentenkassen leer sind und wir Alten unseren Beitrag zum Wiederaufbau leisten müssen. Ich finde das sowas von ungerecht! Wo wir doch jahrelang in die Rentenversicherung ...«

»Mensch Mama!«, wird sie von ihrer Tochter jäh unterbrochen. »Nun fang doch nicht schon wieder mit der alten Leier an! Die kleine Lena kommt tagsüber in die Krippe und ist dort bestens versorgt. Ich finde es sowieso besser, wenn sie von Anfang an unter anderen Kindern ist und nicht den ganzen Tag zuhause von dir verhätschelt wird!«

»Das finde ich auch!«, pflichtet Tante Martha bei. »Bei uns in Schweden wurden in den letzten Jahren auch die Krippenplätze massiv ausgebaut. Aber sag mal Jan, wann können wir denn mal von dir Nachwuchs erwarten?«

Elvira Eckert schaut betreten zu Boden, während Jan und Kevin sich gegenseitig angrinsen. Bevor sie sich aber als Lebenspartner outen, entschärft Anna die Situation:

»Ach der Jan ist doch viel zu sehr mit seiner Arbeit beschäftigt! Sag mal, musst du nicht demnächst wieder mal ins Ausland fahren?«

»Doooooch«, antwortet er und überlegt immer noch, ob das nicht die richtige Gelegenheit wäre, seinen Freund Kevin der ganzen Familie vorzustellen. Schließlich nimmt er, aus Rücksicht auf seine Mutter, aber doch davon Abstand und sagt: »Nächste Woche fliege ich für ein paar Tage nach Rom.«

»Rom?«, wiederholt seine Mutter voller Entsetzen und schlägt ihre Hände vor den Mund. »Ist das nicht furchtbar gefährlich? Ich habe gehört, dass dort unten immer noch das totale Chaos herrscht! Wie können die dich dort hinschicken?«

»Beruhe dich Mama! Ich habe im Vatikan zu tun und dort ist es völlig sicher. Ich verspreche dir, dass ich mich vom Rest der Stadt fernhalten werde. Du kannst also völlig beruhigt sein!«

»Was hat denn unsere Domäne mit dem Vatikan zu schaffen?«, fragt Anna neugierig.

»Der Vatikanstaat ist einer der vielen Staaten und Domänen zu denen wir Handelsbeziehungen pflegen. Worum es bei der Reise aber genau geht, darf ich leider nicht erzählen. Das fällt unter meine Verschwiegenheitspflicht.«

Jans Mutter ist aber immer noch außer sich:

»Versprich mir, dass du dich sofort meldest wenn du gut im Vatikan angekommen bist! Und auch wenn du wieder zurück in Köln bist. Und denk dran: Die Italiener sind gerissen und klauen

wie die Raben. Pass auf deinen Geldbeutel auf wenn du in eine Menschenmenge gerätst und trag deine Handtasche niemals ...«

»Mama! Ich trage keine Handtasche! Und es gibt dort auch keine Italiener mehr. Dort wo ich hinfahre leben Römer und Tiberianer. Italien ist Geschichte. Das solltest du doch langsam wissen! Und außerdem bin ich alt genug, um selbst auf mich aufzupassen. Aber wenn es dich beruhigt, werde ich mich bei dir melden. Im Vatikan gibt es nämlich tatsächlich schon Internet und Telefon!«

Alle am Tisch lachen lauthals über Jan und seine besorgte Mutter. Und es wird überhaupt noch viel gelacht an diesem Abend. Das Bier und der Wein fließen in Strömen und auch Jan trinkt ein Glas nach dem anderen auf das Wohl der kleinen Lena. Kevin hat sich dankenswerterweise als Fahrer für die Rückfahrt bereiterklärt. Als es langsam auf Mitternacht zugeht, hält ein Polizeiauto am Gartenzaun. Die Polizisten erklären in freundlichem Ton, dass sich ein Nachbar wegen Ruhestörung beschwert hat und dass man die Feier jetzt vielleicht doch besser ins Haus verlegen sollte. Für die meisten Gäste ist dies jedoch das Aufbruchsignal. Auch Jan und Kevin verabschieden sich und machen sich auf den Heimweg. Als sie die Wohnung betreten, bemerkt Jan, dass während ihrer Abwesenheit jemand auf den Anrufbeantworter gesprochen hat. »Wahrscheinlich wieder so ein Werbeanruf«, denkt er sich, als er die Wiedergabetaste drückt. Die Stimme aus dem Lautsprecher kommt ihm jedoch auf Anhieb bekannt vor:

»Hallo Jan! Hier spricht Domenico! Ich hoffe du erinnerst dich an mich! Wir waren vor Jahren mal zusammen auf einer Studienreise im Orient. Bagdad – Zweistromland – du weißt schon! Du fragst dich vielleicht warum ich anrufe! Nun – ich habe gehört, dass du nächste Woche nach Rom in den Vatikan kommst! Woher ich das weiß? Du wirst es nicht glauben aber mich hat es in der Zwischenzeit ebenfalls dorthin verschlagen. Ich bin jetzt Assistent im Wirtschaftssekretariat des Heiligen Stuhls! Gestern habe ich nichtsahnend ein geplantes Arbeitstreffen mit ein paar Besuchern aus der Rhein-Domäne vorbereitet – und was sehe ich: Jan Eckert aus Köln kommt uns besuchen! Na, wenn das keine Überraschung ist! Wir werden uns

auf jeden Fall auf der Besprechung sehen! Ich wollte dich nur schon mal vorwarnen. Schade, dass ich dich nicht persönlich erreicht habe, aber für solche Fälle hat uns Gott ja die Technik gegeben! Wahrscheinlich hast du viel um die Ohren und bist dauernd geschäftlich unterwegs. Geht mir auch so! Ora et labora! Das ist mein Motto. Bete und arbeite! Du kannst dich ja vorher nochmal kurz bei mir melden! Meine Kontaktdaten findest du auf der Homepage des Wirtschaftssekretariats. Also – mehr habe ich momentan nicht zu sagen. Ich freue mich jedenfalls schon auf unser Wiedersehen nächste Woche! Gott zum Gruße und einen schönen Abend noch!«

Jan steht neben dem Anrufbeantworter wie vom Donner gerührt. Als wenn gerade ein Geist aus einer fremden Welt zu ihm gesprochen hätte. Langsam sortiert er seine Erinnerungen und Gedanken:

»Domenico – Domenico Scarelli. Der Priester aus Mailand. Sieh an, sieh an. Der scheint auch ganz schön Karriere zu machen. Domenico Scarelli arbeitet als Assistent im Vatikan. Na ja, der hatte ja schon immer daran geglaubt, dass er zu Höherem berufen sei. Seine Bibelsprüche hat er auf jeden Fall noch immer drauf. Wer weiß, welche Position der im Vatikan noch erreichen wird. Vielleicht wird er ja sogar mal Papst! Dann könnte ich sagen, ich hätte – ist ja auch egal. Seine Stimme hat sich irgendwie verändert. Sie klingt irgendwie – kühler. Aber vielleicht liegt das ja auch an der Entfernung zwischen Rom und Köln. Mal sehen wie er sich sonst so verändert hat. Domenico Scarelli!«

Jan schüttelt ungläubig den Kopf und geht zu Bett.

Genua

Vier lange Wochen sind vergangen, seit Gianna und David ihre Arbeit in der Fremdenverkehrsagentur FXC begonnen haben. Die von Gianna produzierten Werbevideos sind seit einer Woche fertig und warten nur noch darauf, von Lorenzo Bocelli im Darknet veröffentlicht zu werden. Gianna hatte deshalb in der vergangenen Woche Zeit, David beim Schreiben des Benutzerhandbuchs für sein Computerprogramm zu unterstützen. Alessandro Bocelli und seine drei Söhne führten den

Funktionstest der fertigen Software durch. Am Ende hing alles nur noch vom abschließenden Urteil Lorenzos ab und als der nickte und seinem Vater bestätigte, dass er in Zukunft allein mit dem System klarkäme, erklärte Alessandro Bocelli das Projekt für erfolgreich beendet. Der Chef ließ sich nicht lumpen und spendierte zur Feier des Tages sogar ein Abendessen in einem guten Restaurant. Nach dem Dessert verkündete er offiziell die frohe Botschaft, auf die Gianna und David so lange gewartet haben: In zwei Tagen wird ihr Schiff nach Genua ablegen und alle Vorbereitungen für ihren sicheren Weitertransport bis in die Donau-Domäne sind bereits getroffen.

Inzwischen sind die zwei Tage vorüber. Gianna und David stehen mit ihren Rucksäcken am vereinbarten Treffpunkt beim Vier-Mohren-Denkmal und warten auf Alessandro, der sie von dort auf ihr Schiff bringen will.

> *»Ich glaube da kommt er!«, ruft David als er ein motorisiertes Dreirad heranknattern sieht.*

In der Führerkabine der Ape[39] sitzt tatsächlich Alessandro Bocelli und grinst über beide Ohren. Schwungvoll bringt er sein altes Gefährt neben dem Denkmal zum Stehen. Während sich der stinkende blaue Rauch des Zweitaktmotors über die Hafenpromenade verteilt, klettert er aus seiner fahrenden Sardinenbüchse und begrüßt seine ehemaligen Mitarbeiter:

> *»Einen wunderschönen guten Morgen! Ich hoffe, ihr konntet vor Aufregung schlafen. Wenn ihr bereit seid, können wir losfahren!«*

> *»Buongiorno Signore Bocelli«, antwortet Gianna und glaubt sich verhört zu haben. »Warum gehen wir nicht zu Fuß? Der Hafen ist doch gleich da vorn!«*

> *»Irrtum ihr Lieben! Ihr habt keine Kreuzfahrt gebucht, sondern einen einfachen Transfer in der Holzklasse. Ihr fahrt mit einem Tankschiff und nicht mit einem Luxusliner! Der Ölhafen von Livorno liegt im Norden der Stadt. Seid froh, dass ihr da nicht zu Fuß hingehen müsst! Aber wenn ihr unbedingt wollt, können wir*

39 Ape: Dreirädriger Kleintransporter der Firma Piaggio

uns ja dort in zwei Stunden treffen. Mit etwas Glück ist euer Schiff dann noch nicht ausgelaufen!«

Bocelli wirft die beiden Rucksäcke auf die Ladepritsche des Dreirads und bittet David es sich dort gemütlich zu machen. Gianna setzt sich zu ihm in die Fahrerkabine. Der Platz in der engen Blechzelle reicht gerade so aus, dass man die Türen der Ape noch schließen kann. Im Gegensatz zu Gianna, hat Alessandro aber nichts gegen ein wenig Körperkontakt einzuwenden und knattert vergnügt mit seiner Fuhre los.

Das kleine Gefährt muss sich ganz schön quälen, als es so vollbeladen die Kanalbrücke an der Fortezza Vecchia erklimmt. Nachdem sie die Scheitelhöhe erfolgreich passiert haben, geht es aber um so schneller nach unten und als Bocelli mit vollem Schwung die Rechtskurve am Ende der Rampe durchfährt, denkt Gianna, dass jetzt ihr letztes Stündlein geschlagen hat, weil sie bestimmt gleich umkippen werden. Aber nichts dergleichen passiert. Mit lautem Getöse entfernen sie sich vom belebten Teil des Hafenareals und düsen durch die menschenleere Gegend des alten Industriehafens. Vor dem Wirtschaftscrash muss hier einmal das Herz der Stadt geschlagen haben. Jetzt sind die Lagerhallen verfallen und von Unkraut überwuchert. Von verrosteten Metallmasten hängen die Reste abgerissener Stromleitungen. Der Straßenbelag ist in einem erbärmlichen Zustand und überall liegt Unrat herum. David, der anfangs nicht gerade begeistert war, auf der harten Ladefläche dieses Pizzabombers mitzufahren, ist inzwischen froh, nicht zu Fuß durch diese gottverlassene Gegend laufen zu müssen. Eine dermaßen triste Umgebung hat er das letzte Mal in Rom gesehen – an der Stazione Termini. Allein die Erinnerung an dieses durchschlagende Erlebnis, löst einen stechenden Schmerz unter seiner, mittlerweile wieder gut verheilten, Schädeldecke aus.

Nach ein paar Kilometern Fahrt durch diese schier nicht enden wollende Industriebrache, nähern sie sich dem Ölhafen. Schon von weitem erkennt man das alte Dieselkraftwerk, welches die Stadt und ihr Umland notdürftig mit Strom versorgt. Eine dicke schwarze Rußfahne entweicht den alten,

hohen Schornsteinen und wird von der auflandigen Meeresbrise weit ins Landesinnere getragen. Die Filteranlagen funktionieren schon lange nicht mehr. David wird auf einen Schlag klar, woher dieser fürchterliche Abgasgestank kam, der an so manchen Tagen ihres Aufenthalts die Altstadt erfüllt hatte.

Hinter dem Kraftwerk verlässt Alessandro Bocelli die Hauptstraße und lenkt das Dreirad durch das unübersichtliche Labyrinth des alten Ölhafens. Die Fahrt endet schließlich auf einer Hafenmole. An den dicken Pollern am Rand des stinkenden Hafenbeckens liegt, mit dicken Tauen festgezurrt, ein völlig verrostetes Schiff.

> *»Dies ist euer Traumschiff!«, ruft Bocelli, als er über die Gangway nach oben eilt und im Inneren dieses Seelenverkäufers verschwindet.*

> *»Mit diesem Schrotthaufen sollen wir übers Meer fahren?«, fragt Gianna skeptisch.*

> *»Vielleicht fahren wir ja nah genug an der Küste entlang, so dass wir im Notfall an Land schwimmen können«, versucht sich David selbst Mut zu machen.*

In den nächsten Minuten passiert erst einmal gar nichts. Gianna und David warten auf die Rückkehr ihres Fluchthelfers, während sie von ein paar vorbeikommenden Hafenarbeitern grimmig angestarrt werden. Langsam wird es ihnen unwohl in ihrer Haut und sie sind erleichtert, als endlich Bocelli in Begleitung eines Mannes in Kapitänsuniform auf die Mole zurückkehrt.

> *»Gianna, David, dies ist der Comandante dieses prachtvollen Schiffs, welches euch nach Genua befördern wird.«*

Die beiden geben dem Kapitän höflich die Hand.

> *»Das Tankschiff wird in etwa zwei Stunden auslaufen und ihr könnt euch bis dahin auf dem Deck die Beine vertreten. Außer dem Kapitän und euch sind vier Mann Besatzung an Bord. Bitte sprecht sie nicht an! Die Männer wissen Bescheid, dass ihr*

mitfahrt. Der Comandante will aber nicht, dass ihr sie von der Arbeit abhaltet oder ihnen Dinge erzählt, die sie nichts angehen!«

»Hat der Comandante auch einen Namen?«, fragt Gianna vorsichtig.

»Ja, ich habe einen Namen«, antwortet dieser mit einem merkwürdigen Gesichtsausdruck, aus dem Gianna nicht viel herauszulesen vermag. »Der tut aber nichts zur Sache und in den paar Stunden, die wir zusammen verbringen werden, sagt ihr einfach Comandante oder Capitano zu mir. Ganz wie es euch beliebt.«

»Wann werden wir denn voraussichtlich in Genua ankommen?«, fragt Gianna den Kapitän neugierig.

»Etwa gegen Abend. Sobald wir uns dem Hafen von Genua nähern, müsst ihr im Schiffsinneren verschwinden. Die Kontrollen bei der Einfahrt in das Hafengebiet sind sehr streng! Wir haben einen Verschlag im Maschinenraum, in dem ihr euch versteckt, bis die Luft rein ist. Hat euch Alessandro schon erklärt, wie es vom Hafen aus weitergeht?«

»Nicht‘s genaues. Nur dass wir mit der Eisenbahn weiterfahren!«

»Ja das stimmt!«, antwortet der Kapitän und grinst übers ganze Gesicht. »Ich hoffe mal, dass ihr keine allzu großen Ansprüche hinsichtlich des Komforts auf dieser Eisenbahnfahrt habt. Ihr solltet wissen, dass das keine Reise mit dem Orientexpress sein wird!«

»Wie kommen wir denn zum Zug?«

»Wenn es Nacht ist, werdet ihr von unseren Kontaktleuten direkt am Schiff abgeholt und zu eurem Zug gebracht. Alles Weitere werdet ihr erfahren, wenn es so weit ist!«

»Habt ihr sonst noch irgendwelche Fragen?«, will Alessandro Bocelli wissen und schaut schon ungeduldig auf seine Uhr.

»Nein, momentan nicht.«

»Dann werde ich mich jetzt von euch verabschieden und wünsche euch alles Gute! Meldet euch, wenn ihr wohlbehalten in Wien angekommen seid! David weiß ja inzwischen, wie er unsere Firma im Darknet findet. Vielen Dank nochmal für die tolle Arbeit, die ihr in den letzten Wochen bei uns abgeliefert habt. Ich hätte wirklich nicht geglaubt, dass ihr das so schnell hinbekommt!«

»Schon gut! Ohne Ihre Hilfe wären wir beide ja auch ziemlich aufgeschmissen gewesen! Danke dafür!«

Nach kurzem Zögern gibt Gianna ihre steife Förmlichkeit auf. Sie umarmt Alessandro und drückt ihn zum Abschied. Der lässt es gerne geschehen und verabschiedet sich danach von David und dem Kapitän. Dann quetscht er sich in seinen dreirädrigen Kleintransporter und knattert von dannen.

Zwei Stunden später legt das Tankschiff von der Mole ab und dümpelt langsam in Richtung Hafenausfahrt. Gianna und David haben es sich auf einer Bank am Heck des Schiffs gemütlich gemacht. Über ihnen hängt ein marodes Rettungsboot und spendet ihnen Schatten in der bereits drückenden Mittagshitze. Zumindest diesen Zweck erfüllt es tadellos. Wehmütig blicken die beiden auf die an ihnen vorbeiziehenden Häuser. Die vier Wochen in Livorno haben sie verändert. Als zwei Individuen waren sie hier angekommen und als Paar verlassen sie nun wieder diese Stadt.

»Hast Du mich lieb?«, will Gianna wissen, als das Schiff den Hafen verlässt und Kurs aufs offene Meer nimmt.

»Das weißt du doch!«, antwortet David und gibt ihr einen Kuss.

Ihr romantisches Stelldichein im Schlafsaal war allerdings eine einmalige Angelegenheit geblieben. Allein schon aus Mangel an Gelegenheit. Die Pension der Signora Malerba war zuletzt immer gut besucht und die beiden hätten sich des öfteren ein wenig mehr Privatsphäre gewünscht. Es war ihnen aber auch offensichtlich unangenehm, über diesen Vorfall zu

sprechen, der sich ohne den vorangegangen Alkoholgenuss bestimmt nicht so abgespielt hätte. Zumindest reden sie sich das beide ein und belassen es dabei.

Unaufhaltsam entfernt sich das Schiff von der etruskischen Riviera. Eine Zeit lang kann man noch das auf dem Berg liegende Kloster Montenero im grellen Licht der hochstehenden Sonne erkennen. Dann verschwindet auch dieses im Schleier einer Dunstglocke und bald ist das toskanische Festland nur noch am Horizont des türkisblauen Meeres zu erahnen.

Gianna ist das erste Mal in ihrem Leben auf solch einem großen Schiff. Als Kind war sie einmal mit ihrer Schulklasse auf einem Ausflugsdampfer von Rom nach Ostia geschippert. Dort hatten sie die antiken Ausgrabungsstätten besichtigt und waren am Nachmittag wieder nach Rom zurückgekehrt. Dieser Tag war ihr lebhaft in Erinnerung geblieben. Während der Schifffahrt hatte sie sich mehrmals über die Reling übergeben müssen. Nicht etwa weil sie seekrank geworden wäre – Gott bewahre – der Tiber fließt so träge und beschaulich dahin, dass man gar nicht merkt, dass man sich auf dem Wasser befindet. Es war der unerträgliche Gestank, der die Hälfte der Schulklasse kreidebleich über der Reling hängen und die Fische füttern ließ, sofern es in dieser Kloake denn welche gegeben hätte. Der Betreiber der Schifffahrtslinie ging schon nach einer Saison pleite und seitdem wurde kein Ausflugsschiff mehr auf dem Tiber gesehen.

David war hingegen schon auf viel größeren Schiffen unterwegs gewesen. Als er noch mit Alexandra zusammen war, hatten sie einmal an einer Kreuzfahrt durch die Inselwelt der Ägäis teilgenommen. Zwei Wochen lang hatten sie Insel für Insel angelaufen und waren von einem Landgang zum nächsten geeilt. Auf den Inseln selber war allerdings nur der kleine Teil mit den touristischen Sehenswürdigkeiten zugänglich. Die einheimische Bevölkerung lebte ihr ärmliches Leben hinter hohen Zäunen und kam mit der Welt der Touristen allenfalls in Berührung, wenn sie mit viel Glück einen der heiß begehrten Jobs, als Bedienung im Restaurant oder als Verkäufer in einem der zahllosen Souvenirläden, ergattern konnte.

Die meiste Zeit verbrachten die Kreuzfahrer aber ohnehin auf ihrer schwimmenden Festung. David und Alexandra hatten sich in der zweiten Woche jedenfalls schon tödlich gelangweilt. Und als dann am vorletzten Tag der Kapitän an einem gekenterten Flüchtlingsboot vorbeisteuerte und die hilfesuchenden Insassen einfach ihrem tödlichen Schicksal überließ, war für David der Punkt erreicht, wo er sich schwor, nie wieder einen Fuß auf ein Kreuzfahrtschiff zu setzen.

Stunde um Stunde vergeht, während Gianna und David auf ihrem windgeschützten Platz im Heck die Wirbel der Kielspur betrachten, die von der Antriebsschraube des behäbigen Tankschiffs unermüdlich in die glatte Meeresoberfläche hineingefräst werden. Als am späten Nachmittag die ligurische Küste am Horizont erscheint, steht die rote Sonne bereits tief im Westen. Gianna und David laufen aufgeregt über das Oberdeck nach vorn, um einen Blick auf das vor ihnen liegende gelobte Land zu erhaschen.

Genua – La Superba – Die Stolze. Aufgrund ihrer günstigen strategischen Lage wurde die Gegend um Genua schon vor vielen tausend Jahren von Menschen besiedelt. Die Genuesen waren seit jeher als verschlagene Taktierer bekannt. Im Gegensatz zu anderen ligurischen Volksgruppen kooperierten sie bereitwillig mit dem römischen Imperium. Wie eine Hure, die ihre Beine bereitwillig für den wohlsituierten Freier spreizt, öffnete die stolze Stadt ihren einzigartigen Naturhafen dem aufstrebenden Römischen Reich. Im Gegenzug profitierte sie von den einträglichen Handelsbeziehungen und war durch die römische Schutzmacht vor Piratenangriffen sicher. Nach der Entdeckung Amerikas durch Genuas berühmtesten Sohn, Christoph Kolumbus, begann für die Stadt im wahrsten Sinne des Wortes ein goldenes Zeitalter. Die Stadtoberen füllten mit ihren Bankhäusern die Staatskasse von Kaiser Karl dem Fünften, um dessen Forschungsreisen und Eroberungsfeldzüge in der Neuen Welt zu finanzieren. Unaufhörlich legten Schiffe in Genua an und beglichen Zins und Tilgung der laufenden Kredite mit purem Gold. Als sehr gewinnträchtig erwies sich auch der Handel mit Gold und Silber, wobei die

Genuesen geschickt die hohen Preisunterschiede zwischen der Neuen und Alten Welt zu ihrem Vorteil ausnutzten. Und auch Jahrhunderte später, als der globale Wirtschaftskollaps das Machtgefüge der Stadt kollabieren ließ, erhob sich die stolze Stadt wie Phönix aus der Asche, indem sie sich rechtzeitig den Status einer Sonderwirtschaftszone der wiedererstarkten Po-Domäne sicherte.

Gianna und David stehen fasziniert an der Bugreling und sehen die Stadt langsam näherkommen. Ihre Ausläufer erstrecken sich bis an die grünen Hänge des steil abfallenden Apenninen Gebirges.

> *»Sag mal David, brennt es da oben auf den Bergen?«, fragt Gianna auf einmal verwundert.*

> *»Wo?«*

> *»Na da ganz am oberen Ende der Bergkette, wo das dunkle Grün der Gebirgswälder in das Blau des Himmels übergeht!«*

Je mehr sich das Schiff der Küste nähert, um so stärker ist dieses merkwürdige Erscheinung auch für David zu erkennen.

> *»Wirklich seltsam. Aber ein Feuer kann es nicht sein, sonst würde man doch Rauch aufsteigen sehen!«*

Von Minute zu Minute wird das Leuchten auf den Hügeln immer intensiver. Mittlerweile sieht es aus, als hätte ein Landschaftsmaler die Konturen des Übergangs zwischen Land und Himmel mit einem fluoreszierenden Textmarker nachgezogen. Plötzlich schreit David laut auf:

> *»Gianna, ich weiß, was das ist! Das ist der metallene Grenzzaun auf der Wasserscheide zur Po-Domäne, der dort im Licht der Abendsonne glänzt! Die Wasserscheide verläuft genau entlang des Gebirgsgrats. Das ist ja unglaublich!«*

Andächtig betrachten die beiden das einmalige Schauspiel. So weit das Auge reicht, ist nun die rötlich leuchtende Demarkationslinie zwischen armer und reicher Welt deutlich zu erkennen.

»Ob man dieses Leuchten auch vom Weltraum aus sehen kann?«, fragt Gianna. »Von der Chinesischen Mauer heißt es doch auch, dass man sie sogar vom Mond aus erkennt!«

»Das ist ein Mythos und entspricht nicht den Tatsachen«, belehrt sie David. »Allerdings glänzt die chinesische Mauer nicht so in der Sonne, so dass diese Grenze hier zumindest von einem erdnahen Satelliten aus gut erkennbar sein sollte.«

Gianna ergreift stumm Davids Hand. Morgen um die Zeit haben sie diese, von Menschenhand geschaffene, unmenschliche Grenze hoffentlich bereits hinter sich gebracht. Welche neuen Erfahrungen, Überraschungen und Enttäuschungen hinter diesem Metallzaun wohl auf sie warten? Viel Zeit bleibt ihr aber nicht für melancholische Gedanken. Sie erschreckt sich, als plötzlich der Kapitän hinter ihnen steht:

»So meine Lieben! Der angenehme Teil eurer Passage ist vorbei! Ich bringe euch jetzt in das Versteck im Maschinenraum. Würdet ihr mir bitte folgen!«

Gianna und David holen ihre Rucksäcke und steigen über mehrere Eisentreppen immer tiefer in den Bauch des Schiffes hinab. Als sie den Maschinenraum erreichen, können sie beinahe ihr eigenes Wort nicht mehr verstehen. Die Luft ist heiß und stickig und es stinkt nach Öl. Als sie an dem dumpf vor sich hin wummernden Dieselaggregat vorbeikommen, treibt ihnen die abgestrahlte Hitze den Schweiß auf die Stirn. Der Kapitän führt sie bis ans Ende des Maschinenraums zu einem großen, weißen Metallspind, der auf den ersten Blick gar nicht als solcher zu erkennen ist und der sich mit einem schmutzigen Vorhang mehr schlecht als recht tarnen lässt.

»Hier habt ihr Watte!«, schreit der Kapitän gegen den Motorenlärm an. »Stopft euch die in die Ohren! Und nehmt sie mit, wenn ihr heute Nacht von Bord geht! Während eurer Eisenbahnfahrt braucht ihr die noch dringender als hier! Da vorn ist eine Toilette. Ich empfehle euch da nochmal hinzugehen! Ich komme in zehn Minuten nochmal vorbei und schließe euch dann in den Spind ein. Die nächsten vier bis fünf Stunden seid ihr wie

im Gefängnis eingeschlossen! Wenn ein Kontrolleur auf das Schiff kommt und diesen Schrank entdecken sollte, werde ich so tun, als wenn ich den Schlüssel nicht finde. Ihr müsst euch da drin auf jeden Fall mucksmäuschenstill verhalten! Habt ihr mich verstanden?«

Gianna nickt wortlos. Der Gedanke mehrere Stunden in diesem Blechsarg verbringen zu müssen, löst unweigerlich ein Gefühl von Panik in ihr aus. Wenigstens wird David bei ihr sein. Zusammen mit ihm wird sie das Eingesperrtsein hoffentlich aushalten, ohne vor Angst durchzudrehen. Der Kapitän öffnet den Spind und zeigt den beiden ihren spartanischen Aufenthaltsort für die kommenden Stunden.

»Ihr setzt euch am besten einander gegenüber auf eure Rucksäcke. Die wirken dann wie ein Sitzkissen und dämpfen die Vibrationen der Maschine. Die Beine müsst ihr leider etwas anziehen, damit ihr beide reinpasst. Und einen guten Ratschlag habe ich noch für euch: Trinkt ab jetzt nichts mehr! Wenn ihr erst einmal das Schiff verlassen habt, gibt es so schnell keine Toilette. Wenn ihr dann trotzdem müsst, wird‘s unangenehm! Das verspreche ich euch.«

Der Kapitän verschwindet noch einmal kurz, um seinen Passagieren eine letzte Pinkelpause auf der, vor Dreck stehenden, sogenannten Toilette zu ermöglichen. Dann sperrt er sie in den Spind ein und verschwindet wieder auf die Brücke, um das Anlegemanöver vorzubereiten.

Als sich das Schlüssel in der Blechtür dreht, wird Gianna vom Schock der absoluten Dunkelheit überwältigt. Sofort bemerkt sie die Anzeichen einer beginnenden Panikattacke. Zum Glück spürt sie aber Davids Anwesenheit und ergreift im Dunkeln seine Hand. Dadurch verlangsamt sich ihr rasender Herzschlag und sie beruhigt sich allmählich wieder. Nach einigen Minuten haben sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt. Durch die Belüftungsschlitze am oberen Ende der Tür dringt Gott sei Dank doch ein wenig Licht ins Innere des Spinds. Die beiden können sich jetzt zumindest konturenhaft erkennen. Eine Unterhaltung ist aufgrund des Lärmpegels aber fast unmöglich und in Anbetracht der Hinweise des Kapitäns, für den

Fall einer Kontrolle durch die Hafenbehörden, ohnehin nicht ratsam. Schließlich stopfen sich Gianna und David zwei dicke Watteballen in die Ohren und harren geduldig der Dinge, die da kommen.

Nach einer Stunde verringert sich plötzlich der Lärmpegel. Die Drehzahl des Dieselmotor wird langsamer und langsamer, bis er letztendlich ganz verstummt und nur noch ein leises Zischen zu vernehmen ist. Erleichtert ziehen sich Gianna und David die Watte aus den Ohren.

»Wir haben im Hafen angelegt!«, flüstert Gianna.

»Ja. Mal sehen wie lange es dauert, bis sie uns jetzt wieder hier rauslassen!«, flüstert David vorsichtig zurück.

Die absolute Stille, die nun eingekehrt ist, hat zunächst etwas Bedrohliches. Sie gestattet es ihnen aber immerhin wieder leise miteinander zu reden. Sollte jetzt tatsächlich ein Kontrolleur den Maschinenraum betreten, würden sie es bestimmt früh genug hören und könnten sich rechtzeitig darauf einstellen. Es kommt aber keine Menschenseele. Endlose Stunden lang hören sie keinen Mucks. Irgendwann überfällt Gianna die Angst, dass man sie hier in ihrem Versteck vergessen habe könnte. Letztendlich hören sie dann aber doch das erlösende Quietschen einer Metalltür und wenig später öffnet sich ihr Spind und ein grinsender Kapitän schaut ihnen ins Gesicht.

»Willkommen in Genua! Ich hoffe, ihr hattet einen angenehmen Aufenthalt an Bord!«

»Ich muss aufs Klo!«, antwortet Gianna kurz angebunden und verschwindet so schnell sie kann.

»Ich auch!«, sagt David mit einem gequälten Gesichtsausdruck und wartet geduldig, bis er an der Reihe ist.

In jeder Hinsicht erleichtert, schnallen sie die Rucksäcke auf ihre Schultern und folgen dem Kapitän durch das Labyrinth der Treppen nach oben.

»Ihr wartet hier!«, kommandiert er in harschem Ton, als er über die Gangway das Schiff verlässt und auf die dunkle Hafenmole tritt.

Inzwischen ist Mitternacht vorbei. Der abnehmende Mond taucht das Schiff und die lange Mole in ein schwaches Licht. Der Kapitän blickt sich suchend um und winkt dann jemanden herbei. Nahezu lautlos kommt ein Transportfahrzeug der Hafenbehörde angerollt und hält direkt neben der Gangway.

»Kommt jetzt!«, ruft er und winkt Gianna und David zu sich. Als die beiden auf der Mole stehen, sagt er: »Ich verabschiede mich jetzt von euch. Der Mann am Steuer bringt euch zu eurem Zug und wird euch alles Weitere erklären. Macht's gut und viel Glück!«

Ehe die beiden sich versehen, sitzen sie auf der Rückbank des Transporters und rollen davon. Gianna kommt sich vor, als befände sie sich im Raumschiff eines Außerirdischen. Das blinkende Armaturenbrett dieses Fahrzeug hat nichts gemein mit den Autos, die sie in ihrem Leben bisher gesehen hat.

»Hat dieses Ding denn keinen Motor?«, flüstert sie zu David. »Ich kann überhaupt nichts hören!«

»Bist du noch nie in einem Elektroauto gefahren?«, fragt der überrascht und bereut unmittelbar darauf seine unüberlegte Antwort. »Davon wirst du in Zukunft noch viele sehen. Dieser Transporter hier ist, wenn man's genau nimmt, schon ein rechter Oldtimer!«

»Hattet ihr eine gute Überfahrt?«, fragt der Mann am Steuer und blickt im Innenspiegel in Davids Richtung.

»Mein Freund spricht kein Italienisch! Sie müssen schon mit mir vorliebnehmen!«, antwortet Gianna etwas genervt vom Machogehabe der beiden Männer.

»Ist mir auch recht! Hauptsache ich habe überhaupt jemanden, der mich halbwegs versteht. Gestern kamen hier zehn Afrikaner

an, von denen kein Einziger ein Wort Italienisch konnte! Das war vielleicht eine Prozedur, bis die alle in den Kesselwagen verstaut waren!«

»Kesselwagen? Ich dachte wir fahren mit der Eisenbahn!«

»Das ist auch so. Die Kesselwagen dienen zum Transport des Rohöls zu den Raffinerien nach Mailand. Seit dem Anschlag auf die Pipeline ist hier im Ölhafen von Genua der Teufel los! Das ganze Rohöl, das bisher von den großen Tankern hier angeliefert und durch die Pipeline nach Norden gepumpt wurde, muss jetzt mühsam auf der Schiene dorthin transportiert werden. Habt ihr denn von dem Bombenanschlag gar nichts mitbekommen?«

»Nicht dass ich wüsste!«, antwortet Gianna verlegen.

Was hat es sie denn bis vor kurzem interessiert, ob zwischen Genua und Mailand eine Ölpipeline in die Luft fliegt. Ungefähr so viel, wie wenn in China ein Sack Reis umfällt.

»Seit Wochen verlässt hier ein Tankzug nach dem anderen den Hafen in Richtung Norden! Einen ganzen Monat wird die Instandsetzung der Pipeline noch andauern! Für die Fluchthelfer ist das natürlich ein Segen! Die Grenzschützer können unmöglich jeden Kesselwagen kontrollieren. Und die neuen Tankwaggons bieten sich bauartbedingt ideal für den Menschenschmuggel an. Bisher ist uns noch niemand auf die Schliche gekommen! Toi, toi, toi!«

»Soll das etwas heißen, wir reisen in einem dieser Kesselwagen?«

»Genau! Hat euch das keiner erzählt? Ihr habt sowieso Glück, weil ihr die Luxusvariante gebucht habt! Ihr wollt doch, so weit ich weiß, bis nach Triest! Normalerweise würdet ihr da erst bis Mailand durchfahren. Dort würdet ihr mit eurem Waggon umrangiert und mit dem nächsten Zug ginge es dann weiter bis in den Ölhafen von Triest. Mit etwas Glück würdet ihr nach vierundzwanzig Stunden dort ankommen. Wir hatten aber auch schon Kunden, die vier Tage unterwegs waren!«

»Vier Tage lang in einem Kessel eingesperrt?«, fragt Gianna ungläubig.

»Doch nicht im Kessel, Kindchen! Oder willst du die ganze Zeit in der schwarzen Rohölpampe schwimmen? Ihr reist in einem kleinen Stauraum, der sich unterhalb des Tanks zwischen den Drehgestellen der Radachsen befindet.«

Gianna stellen sich die Nackenhaare auf. Seit ihrer Kindheit leidet sie unter Klaustrophobie[40]. Gerade eben hat sie heldenhaft mehrere Stunden in diesem Blechsarg auf dem Schiff verbracht und jetzt soll sie im Stauraum eines Güterwaggons die Reise fortsetzen!

»Aber wie bereits gesagt: Eure Fluchthilfeorganisation hat den Eisenbahntransport auf das absolut notwendige Minimum reduziert. Von Genua aus überquert ihr lediglich die Berge. Das bedeutet einen kurzen Anstieg, eine kurze Passage durch den Giovitunnel und dann wieder eine kurze Fahrt hinab in die Poebene nach Alessandria. Dort ist die Tortur nach etwa zwei Stunden auch schon wieder zu Ende und ihr werdet von einem Shuttleservice übernommen, der euch auf direktem Weg über die Autostrada bis nach Padua bringt. Bequemer geht‘s wirklich nicht! In Padua werdet ihr erneut in einen Tankzug verladen und fahrt mit diesem bis in den Ölhafen von Triest. Wie es dort weitergeht, wissen nur eure dortigen Kontaktleute. So – wir sind da. Nehmt bitte eure Rucksäcke mit und folgt mir.«

Der Fahrer hat den Transporter neben einer dunklen Baracke geparkt und hilft Gianna und David beim Aussteigen. Die Fahrstraße ist zu Ende. Nur noch ein kleiner Trampelpfad führt von hier aus weiter. Die drei gehen möglichst leise den unscheinbaren Weg entlang. Je weiter sie kommen, um so undurchdringlicher wird das sie umgebende Buschwerk.

»Bleibt dicht bei mir!«, flüstert der Führer. »Nicht dass wir uns verlieren!«

Nach etwa hundert Metern endet die üppige Vegetation und die drei stehen vor einem großen, mit Flutlichtstrahlern beleuchteten, Schienenareal. Auf

40 Klaustrophobie: Angst vor engen Räumen

mindestens zehn parallel liegenden Gleisen steht ein Kesselwagen am anderen – es müssen Hunderte sein! Der Fluchthelfer holt einen Zettel und eine Taschenlampe aus seiner Jacke. Dann läuft er Waggon für Waggon an der vordersten Zugreihe entlang und vergleicht im Schein der Taschenlampe die Waggonnummern auf den Kesselwagen mit den Zahlen auf seinem Zettel. Nach zwanzig Fehlversuchen wird er endlich fündig.

> *»Dies hier sind eure zwei Waggons!« verkündet er. »Die Nummern sind wichtig, damit wir euch auch wiederfinden! Kommt mal hierher. Ich zeige euch jetzt die Transportkiste.«*

In der Mitte des Waggons geht er in die Hocke. Unter dem schwarzen, penetrant nach Öl stinkenden Tankaufbau leuchtet er auf eine kleine quadratische Stahlkammer von etwa sechzig mal sechzig Zentimetern Größe. Nachdem er einen Riegel beiseite gedrückt hat, schwenkt die Kammertür zur Seite und gibt den Blick in das Innere des langen Hohlraums frei. Offenbar handelt es sich um einen Stauraum, im dem sich Werkzeuge oder andere Bahnutensilien transportieren lassen. Im Licht der Taschenlampe kann man erkennen, dass die Kammer etwa zwei Meter bis zur anderen Seite des Waggons hindurchgeht.

> *»Na, wie gefällt euch das?«, fragt er Gianna und David erwartungsvoll. »Ihr solltet euch ein paar weiche Sachen aus dem Rucksack holen und euch darauf legen. Der Boden schwingt während der Fahrt ziemlich stark und wenn ihr direkt auf dem nackten Stahlblech liegt, wird das alles andere als angenehm. Den Rucksack schiebt ihr zuerst hinein und klettert dann mit den Füßen voraus in die Kiste. Der Kopf sollte direkt an der Tür sein. Die Stauräume sind konstruktionsbedingt ausreichend belüftet, so dass ihr keine Angst zu haben braucht, da drin zu ersticken. Wenn ihr drin seid, werde ich die Tür mit einem Vorhängeschloss verschließen. Nach etwa zwei Stunden Fahrt kommt ihr in Alessandria an und mein Kollege holt euch anhand der Waggonnummern wieder heraus. Während der Fahrt müsst ihr euch unbedingt Watte gegen den Lärm in die Ohren stopfen. Ich vermute mal, ihr habt bereits welche auf dem Schiff bekommen. Falls nicht, kann ich euch auch welche geben. Wenn ihr eure Ohren nicht schützt, werdet ihr einen bleibenden Gehörschaden*

> *davontragen! Ich habe euch also gewarnt! So – die Waggons sind bereits befüllt und ihr habt jetzt noch eine halbe Stunde bis es los geht. Ihr könnt euch also noch ein wenig die Füße vertreten. Außerdem würde ich euch empfehlen, nochmal kurz hinter den Büschen zu verschwinden.«*

David hat von all den Erklärungen nicht viel verstanden, kann sich aber denken, was da auf ihn zukommt. Sicherlich, denkt er, wird ihm Gianna noch die wesentlichen Dinge übersetzen, bevor die Fahrt losgeht.

Gianna starrt aber nur wortlos auf den Waggon und die leere Stahlkammer. Schließlich verkündet sie mit brüchiger Stimme:

> *»Es tut mir leid! Ich fahre nicht mit! Für mich ist hier Endstation!«*

Informelle Mitarbeiter

Wenige Tage nach Lenas Taufe begleitet Jan seinen Vorgesetzten im Außenministerium, den Herrn Ministerialdirektor Dr. Weber, auf eine Dienstreise nach Rom. Im Vatikan soll ein dreitägiges Arbeitstreffen stattfinden. Der Vatikanstaat plant offenbar umfangreiche Baumaßnahmen innerhalb seines Territoriums und hat das Gesamtprojekt international ausgeschrieben. Eine Baufirma aus Stuttgart hat den Zuschlag erhalten und soll die Arbeiten als Generalunternehmer ausführen. Die Rhein-Domäne soll als Garant für die Rückzahlung der erforderlichen Kredite fungieren und dafür bürgen. Jans Aufgabe wird es sein, zusammen mit den Kollegen des Wirtschaftsministeriums, eine detaillierte Risikoanalyse des Gesamtprojekts zu erstellen.

Der Beginn der Dienstreise erfolgt unspektakulär. Mit einer normalen Linienmaschine fliegen Jan und sein Chef vom Kölner Flughafen nach Mailand. Am Ankunftsterminal werden sie bereits von einer Kollegin aus der Rheinischen Botschaft erwartet. Sie bringt die beiden Männer zum Privatflieger Terminal und übergibt sie dort an den Piloten, der sie weiter nach Rom fliegen wird. Der verwegen aussehende Mann erinnert mit seiner Sonnenbrille, seinem ungepflegten Stoppelbart und seiner

abgewetzten Lederjacke mehr einem australischen Buschpiloten als einem Vertreter der zivilen Luftfahrt. Mit schnellen Schritten führt er seine zwei Passagiere zu einer kleinen Cessna, die neben ein paar anderen einmotorigen Flugzeugen vor einem großen Hangar parkt. Er verstaut die Reisetaschen seiner Passagiere und bittet sie einzusteigen. Weder Jan noch sein Chef sind jemals in so einem winzigen Flugzeug geflogen. Verunsichert stülpen sie sich ihre Headsets über die Ohren und harren der Dinge, die da kommen. Der Pilot startet den Motor, führt seine Sicherheitschecks durch und redet über Funk ein paar Worte auf Englisch mit dem Tower, bevor er die Cessna zur Startbahn rollen lässt.

Nach einem kurzem Anlauf zieht der Pilot das Steuerhorn zu sich heran und die Maschine hebt gemächlich ab. Jan bekommt bei der Schaukelei ein ungutes Gefühl in der Magengegend, was sich nach ein paar Minuten aber Gott sei Dank wieder legt. Nach einem kurzem Steigflug kippt die Cessna in eine steile Linkskurve und nimmt Kurs in Richtung Rom. Eine halbe Stunde später überfliegen sie den Hauptkamm der Apenninen. Der Pilot erklärt, dass sie soeben das Ende der Po-Domäne erreicht haben und bekreuzigt sich dabei dreimal, was nicht gerade zur Aufmunterung seiner beiden Passagiere beiträgt.

> *»Sehen Sie mal nach unten, Herr Eckert!«, sagt Herr Weber. »Können Sie da etwas erkennen?«*

Jan sucht fieberhaft die grünen Berghänge ab, findet aber nichts, was sein Chef gemeint haben könnte.

> *»Nein, ich sehe nur Wald soweit das Auge reicht«, antwortet er unsicher.*

> *»Ich auch, Herr Eckert, ich auch. Aber das wird sich bald ändern! Die Po-Domäne plant nämlich auf der ganzen Länge der Wasserscheide eine gigantische Grenzanlage zu errichten. So ähnlich, wie es sie früher einmal an der innerdeutschen Grenze gegeben hat. Ich prophezeie Ihnen: In spätestens zehn Jahren wird dort unten ein riesiger unüberwindbarer Zaun stehen! Ein paar Firmen aus unserer Domäne haben sich um die Ausführung*

des Projektes beworben. Leider hat aber die Konkurrenz aus der Elb-Domäne den Zuschlag erhalten. Die haben einfach die Pläne des alten DDR-Grenzzauns aus den Archiven geholt und hatten damit ein unschlagbares Referenzprojekt.«

»Vor was wollen die sich denn schützen? Das dort unten ist doch alles Italien!«

»Die Domänenregierung in Mailand hat ein enormes Migrationsproblem. Der ganze Süden der Halbinsel hat sich bis heute nicht von den Folgen des Crashs erholt. Die Menschen drängen in Massen aus den verarmten Städten Süd- und Mittelitaliens in den Norden. Dazu kommt der anhaltende Flüchtlingsstrom aus Afrika. Die Bevölkerung am Po geht auf die Barrikaden, wenn die Regierung nicht endlich etwas dagegen unternimmt.«

Jan schüttelt verständnislos den Kopf. Früher hieß es immer, man müsse die Migrationsursachen bekämpfen und jetzt werden doch wieder überall nur Mauern und Zäune hochgezogen.

Im Vergleich zu normalen Verkehrsmaschinen fliegt die kleine Cessna nicht sehr hoch, so dass Jan viele Einzelheiten am Boden erkennen kann. Nach einer Weile lichten sich die Wälder und die ersten flachen Ebenen der Toskana sind zu sehen. Eine Viertelstunde lang beobachtet Jan fasziniert, wie da unten eine kleine Spielzeuglandschaft vorbeizieht. Schließlich meldet sich wieder sein Chef zu Wort:

»Ich glaube da vorne kann man schon das Meer sehen!«

Der Pilot bestätigt ihm, dass sie jetzt gleich Livorno erreichen und ab hier der Küstenlinie folgen werden.

»Gnade uns Gott, wenn wir hier notlanden müssen!«, seufzt Dr. Weber.

»Warum denn das?«, fragt Jan sichtlich beunruhigt.

»Dort unten wimmelt es nur so von bewaffneten Banden. Die Stadt Livorno ist heute eines der schlimmsten Piratennester am

Mittelmeer. Wenn uns die da unten in die Finger bekämen, würden sie uns sofort als Geiseln nehmen. Letztes Jahr mussten wir drei unserer Staatsbürger freikaufen. Den Bericht, was die armen Menschen während ihrer Geiselhaft mitmachen mussten, erspare ich Ihnen lieber.«

Jans flaues Gefühl in der Magengegend ist schlagartig wieder zurück. Mit feuchten Händen und erhöhtem Puls erwartet er sehnlichst das Erreichen des Zielflughafens. Um sich etwas abzulenken, zieht er die zwei Flyer aus der Innentasche seines Sakkos, die ihm die Abteilungssekretärin mitgegeben hat. Es handelt sich um die Reisehinweise des Außenministeriums zur aktuellen Lage im Vatikan und in Rom. Die bunte Broschüre über den Vatikanstaat liest sich eher wie ein Reiseführer und enthält Hinweise zu den einzigartigen Bauten und Kunstausstellungen. Die einzige Warnung besteht darin, das Territorium des Vatikans unter keinen Umständen zu verlassen. Den anderen Flyer über Rom hatte Jan bisher nur kurz überflogen. Jetzt hat er Zeit dies nachzuholen:

Ein beruflich unvermeidlicher Aufenthalt in Rom sollte nur nach Maßgabe eines sorgfältig ausgearbeiteten Sicherheitskonzepts erfolgen. Wer sich in Rom aufhält, muss sich der Gefährdung durch Terroranschläge, Kampfhandlungen, Piraterie sowie kriminell motivierter Gewaltakte bewusst sein. Im Fall einer Notlage fehlen weitgehend funktionierende staatliche Stellen, die Hilfe leisten könnten. In Rom gibt es derzeit keine rheinische Auslandsvertretung. Versuchen Sie im Notfall das gesicherte Territorium des Vatikanstaats zu erreichen. Die Gewährung konsularischen Schutzes außerhalb des Vatikanstaates ist nicht möglich. Hinweisen zufolge laufen insbesondere ausländische Fachkräfte und Reisende Gefahr, Opfer von Attentaten, Überfällen, Entführungen und anderen terroristisch motivierten Gewaltverbrechen zu werden. Milizen und Sicherheitskräfte, die nicht der römischen Stadtverwaltung unterstehen, folgen oft nicht vorhersehbaren Loyalitäten und können für ausländische Reisende in der Regel keine Sicherheit garantieren. Vor Reisen in die Gewässer des früheren südlichen Italien wird gewarnt. Vor den Küsten besteht ein Risiko von Piratenangriffen und Kaperungen. Schiffsführern wird empfohlen, höchste Vorsicht

walten zu lassen und sich bei der Meldestelle des Venezianischen Sicherheitszentrums zu registrieren.

Jan hat genug gelesen. Bevor ihm endgültig schlecht wird, steckt er die Infoflyer wieder in sein Sakko und schaut aus dem Fenster. »Was war das gerade für ein komisches Motorengeräusch? Hat die Maschine genügend Treibstoff im Tank?« Der Pilot zeigt zum Glück keinerlei beunruhigendes Verhalten. »Wahrscheinlich sehe ich schon Gespenster«, denkt sich Jan.

Nach einer Stunde setzt die Cessna endlich zum Landeanflug auf den kleinen Flugplatz Rom-Urbe an. Der Pilot nimmt Kontakt zum Tower auf. Diesmal erfolgt die Unterhaltung aber auf nicht auf Englisch sondern auf Italienisch. Jan versteht zwar kein Wort, die Tonlage des Funkverkehrs lässt aber unschwer erkennen, dass der Pilot und sein Gegenüber ziemlich aggressiv aufeinander einreden. Schließlich verliert die Cessna rasch an Höhe und nähert sich der Landebahn. Jan kann bereits den Tiber und dahinter das Gelände des kleinen Stadtflughafens erkennen. Was er dort sieht, trägt aber auch nicht gerade zu seiner Beruhigung bei. Die Szenerie erinnert ihn an so manchen Film über den zweiten Weltkrieg. Die Landebahn wird durch mehrere Stacheldrahtbarrieren abgeschirmt. Soldaten patrouillieren mit Militärjeeps am Zaun entlang. Sogar ein paar Schützenpanzer sind neben der Asphaltpiste zu sehen. Die Cessna setzt auf, rollt aus und biegt in Richtung der Flughafengebäude ab. Der Pilot stoppt die Maschine schließlich direkt neben einem Helikopter auf dem Vorfeld.

»Come on, come on!« drängt er seine Passagiere zur Eile, während er selber aus dem Cockpit herausspringt.

Er begrüßt kurz den Piloten des Helikopters, der offenbar bereits auf das Eintreffen der Cessna gewartet hat und holt dann sofort das Gepäck seiner Passagiere aus dem Flugzeug. Jan und sein Chef begreifen, dass jetzt wohl ein weiterer Wechsel des Fluggeräts ansteht. Ohne viel Worte zu verlieren, geleitet sie der neue Pilot zu seinem Helikopter und bittet sie einzusteigen. Der Cessnapilot klopft seinen Fluggästen zum Abschied nur kurz auf die

Schulter und eilt schnell wieder zurück zu seiner Maschine. Jan und sein Chef haben sich im Helikopter noch nicht einmal richtig angeschnallt, als die kleine Cessna schon wieder von der Startbahn abhebt.

Der Flug bis zum Heliport des Vatikan führt über dichtes Stadtgebiet. In der Ferne ist schon die gigantische Kuppel des Petersdoms zu sehen. Als Jan aber nach unten schaut, ist er schockiert von dem Anblick, der sich ihm von hier oben bietet. Ganze Straßenzüge liegen in Trümmern. Die verkohlten Ruinen einstmals stattlicher Häuser ragen aus Schuttbergen empor. Es sind kaum Menschen auf den Straßen zu sehen. Außer ein paar wenigen Militärfahrzeugen sind keine Autos zu erkennen. Nur ab und zu kann man ein Pferdefuhrwerk sehen, das langsam seine Spur durch die staubigen, verwahrlosten Straßen zieht. »Was ist nur aus dieser Stadt geworden«, denkt sich Jan. Die trostlose Atmosphäre erinnert ihn ein wenig an die schwere Zeit in Köln, als der große Crash jegliches öffentliches Leben vorübergehend zum Erliegen gebracht hatte. Nur dass die Menschen hier unten bis heute offensichtlich vergeblich auf den Aufschwung hoffen. Die apokalyptische Szene endet schlagartig als der Helikopter die Vatikanmauer erreicht und langsam über das weitläufige Areal der Vatikanischen Gärten schwebt. Der Heliport des Vatikanstaats befindet sich im hintersten Winkel des Gartengeländes, direkt hinter der hohen, mit Stacheldrahtverhau bewehrten Mauer. Diese Mauer trennt zwei Welten: Auf der vatikanischen Seite befindet sich eine grüne Oase, bei deren Anlage das biblische Paradies als Vorbild gedient haben muss. Auf der anderen Seite der Mauer herrschen Gewalt, Zerstörung und bitterste Armut. Der Kontrast zwischen den beiden Seiten könnte kaum größer sein.

Als der Helikopter auf dem Landeplatz aufsetzt und die Passagiere aufatmend aussteigen ist von der unwirtlichen Welt hinter der hohen Mauer nichts mehr zu sehen. Ein junger Priester im schwarzen Talar kommt herbeigeeilt und fragt:

> *»Sind Sie die Doktores Weber und Eckert aus Köln? Hochwürden Scarelli hat mich geschickt, um Sie abzuholen. Leider hindern ihn wichtige Amtsgeschäfte daran, selber hier zu erscheinen. Er hat*

mich gebeten, Sie ins Santa-Martha-Gästehaus zu bringen, wo Sie sich von der anstrengenden Anreise etwas erholen können.«

Der Priester geleitet die Gäste zu seinem Wagen, den er direkt neben dem Heliport geparkt hat. Zuvorkommend und dienstbeflissen wie ein Hotelpage hält er die Autotüren auf und verstaut das Reisegepäck. Schließlich nimmt er hinter dem Steuer Platz und fährt los. Langsam und bedächtig steuert er durch das Wegelabyrinth der Vatikanischen Gärten, bis er einen Hof direkt hinter dem Petersdom erreicht und verkündet:

»So meine Herren, wir sind schon da. Das große Gebäude dort vorne ist das Gästehaus. Der Portier an der Rezeption erwartet Sie bereits. Es ist jetzt kurz vor vierzehn Uhr. Sie haben also noch genügend Zeit bis zu ihrem ersten Meeting um siebzehn Uhr. Herr Doktor Eckert – mir wurde von Hochwürden Scarelli aufgetragen, Sie zu ihm in den Apostolischen Palast zu bringen. Natürlich nur wenn Sie möchten! Er würde Ihnen gerne seinen Arbeitsplatz zeigen und ihnen im Anschluss daran noch eine kleine Führung durch den Vatikan zuteil werden lassen.«

»Donnerwetter, Herr Eckert!«, entgegnet der Ministerialdirektor Weber, »Sie scheinen hier ja bestens vernetzt zu sein!«

»Kann man so sagen«, lacht Jan, »ich kenne den Hochwürden aus meiner Studentenzeit. Wir sind sozusagen alte Bekannte. Haben Sie etwas dagegen, wenn ich ihm einen kurzen Besuch abstatte?«

»Machen Sie nur! Hauptsache Sie sind pünktlich um Fünf wieder hier im Gästehaus!«

Der Priester holt die Reisetaschen aus dem Kofferraum und begleitet Dr. Weber zur Rezeption.

»Ich habe Ihre Tasche beim Portier hinterlegt«, sagt er beim Wiedereinsteigen. »Die wollen Sie ja bestimmt nicht mit sich durch den Vatikan schleppen!«

In Jans Kopf beginnen einige Alarmglocken zu läuten. Nach seinem Wechsel ins Außenministerium war er ausgiebig über das richtige

Verhalten auf Auslandsreisen geschult worden. Eine der wichtigsten Regeln war, niemals sein Reisegepäck unbeaufsichtigt zu lassen. Sollte Domenico ihm hier eine plumpe Falle stellen und etwa versuchen, mit so einem billigen Trick, an geheime Unterlagen zu gelangen? Jan kann sich das beim besten Willen nicht vorstellen. Außerdem denkt er sich: »In meiner Reisetasche sind nur Klamotten und mein verschlüsselter Notebookcomputer – und den in der Kürze der Zeit zu hacken ist unmöglich!«

Der Priester fährt unterdessen zur anderen Seite des Petersdoms und parkt den Wagen in einem Innenhof.

> *»Wenn Sie mir bitte folgen würden! Das letzte Stück müssen wir leider zu Fuß gehen.«*

Über endlose Gänge und verwinkelte Treppenhäuser folgt Jan dem wehenden Talar des vor ihm her eilenden Mannes. Schließlich erreichen sie einen langen Flur, der Jan unweigerlich an die Räumlichkeiten seines Einwohnermeldeamts erinnert. Auf der Fensterseite stehen in loser Folge ein paar Stühle und Bänke. Es handelt sich offensichtlich um den Wartebereich für die auf der anderen Seite des Flurs befindlichen Amtsstuben. Es herrscht momentan aber kein sehr starker Besucherverkehr. Vor einer der vielen Amtsstuben bleibt der Priester stehen und bittet Jan mit einer ausladenden Geste seiner Arme einzutreten:

> *»Bitte schön, Herr Doktor Eckert – da wären wir!«*

Kurz bevor Jan das Zimmer betritt, bemerkt er auf dem Flur ein kleines Mädchen, das auf einem der Wartestühle sitzt und ihn mit großen Augen anstarrt. Jan ist kurzzeitig etwas verwirrt, denn die Kleine erinnert ihn stark an Isabella, die lebhafte Tochter von Patrick und Elena. Da schallt ihm aus dem Zimmer aber schon eine altvertraute Stimme entgegen:

> *»Mensch Jan! Ich freue mich dich zu sehen! Hoffentlich hattest du eine angenehme Anreise. Gleich habe ich Zeit für dich. Ich muss nur noch kurz etwas erledigen. Macht es dir etwas aus, wenn du dir in der Cafeteria am Ende des Gangs einen Kaffee*

holst und dort fünf Minuten auf mich wartest? Ich komme so schnell ich kann!«

Domenico Scarelli ist auffallend älter geworden. Auf der Straße hätte ihn Jan wahrscheinlich gar nicht wiedererkannt. Von seiner einst vollen Haarpracht sind nur ein paar spärliche Reste übriggeblieben. An seinen Augen haben sich bereits tiefe Falten eingegraben und die dunklen Ringe darunter tragen auch zu keinem sehr positiven Erscheinungsbild bei. Er residiert auf einem schweren Ledersessel hinter einem massiven Holzschreibtisch. Vor dem Tisch sitzt ein Mann auf einem einfachen Stuhl. Er ist definitiv kein Geistlicher. Der Anzug, den er trägt, hat schon bessere Zeiten gesehen. Die Aktentasche, die er auf seinem Schoß festklammert, ist abgewetzt und hat offensichtlich schon viele Jahre auf dem Buckel. Jan mutmaßt, dass es sich um einen Zivilangestellten aus Rom handeln muss.

»Kein Problem, Domenico!«, antwortet Jan. »Wir haben uns so viele Jahre nicht gesehen, da kommt es jetzt auf die fünf Minuten auch nicht mehr an. Bis gleich!«

Jan verlässt die kleine Amtsstube und tritt wieder auf den Gang hinaus. Von dem Priester, der ihn hergebracht hat, ist weit und breit nichts mehr zu sehen. Jan will sich gerade auf den Weg in die Cafeteria machen, da stellt sich ihm das kleine Mädchen in den Weg und fragt ihn auf italienisch:

»Come ti chiami?«

»Ääh, ich nix italiano!«, entgegnet Jan verdutzt.

»Ich habe dich gefragt, wie du heißt!«, erwidert die Kleine in perfektem Deutsch.

»Ich heiße Jan«, lacht dieser überrascht. »Und wie heißt du?«

»Ich heiße Gianna«, antwortet der kleine Lockenkopf und strahlt Jan wie ein kleiner Engel an. »Du hast aber einen schönen Anzug an! Die Männer hier im Vatikan tragen sonst alle nur schwarze Kutten – wie Gespenster! Hast du Angst vor Gespenstern?«

»Nein, aber früher, als ich so alt war wie du, habe ich mich vor Gespenstern gefürchtet. Es ist aber nie eines zu mir ins Zimmer gekommen und deshalb habe ich irgendwann dann auch keine Angst mehr vor ihnen gehabt.«

Die Kleine schlägt ihre Hände vor den Mund und prustet vor Vergnügen. Jan denkt kurz nach. Als Kind hatte er sich tatsächlich ein paar Jahre lang vor Geistern und Aliens gefürchtet. Er entschließt sich aber das Thema lieber nicht weiter zu erörtern, um der Kleinen nicht unnötig Angst zu machen. Da schallt aus der Amtsstube die laute Stimme von Domenico Scarelli:

»Mensch Marconi, nun stellen Sie sich doch nicht so an! Ich bitte Sie doch nur um einen kleinen Gefallen! Eine Hand wäscht die andere!«

»Hochwürden, was Sie da von mir verlangen, kann ich nicht machen! Ich bespitzele doch nicht meine Freunde und Nachbarn!«

Die beiden Männer in der Amtsstube führen ihre erregte Unterhaltung auf Deutsch. Da nur wenige Menschen im Vatikan der deutschen Sprache mächtig sind, scheint Domenico keinen besonderen Wert darauf zu legen, die Tür zu schließen. Jan wird so unweigerlich Zeuge des weiteren Wortwechsels:

»Was heißt denn hier bespitzeln, Marconi? Sie arbeiten in meinem Auftrag als informeller Mitarbeiter und schreiben ab und zu mal einen Bericht. Das ist doch nicht zu viel verlangt! Dafür kommen Sie in Zukunft dann auch mal wieder zum Zuge, wenn wir eine Übersetzungsarbeit zu vergeben haben. Gerade in den kommenden Tagen wird bestimmt einiges an Übersetzungsanforderungen anfallen, da bin ich mir sicher. Sie wollen doch nicht, dass wir diesen Auftrag an jemand anderen vergeben! Sie wissen doch genauso gut wie ich: Da draussen gibt es Dutzende fähige Übersetzer, die alle nur darauf warten einen kleinen Auftrag von uns zu ergattern! Und ihr Zeilenhonorar, Herr Marconi, ist mit Verlaub gesagt auch nicht gerade bescheiden!«

»Hochwürden, ich muss doch auch irgendwie meine Familie ernähren. An der letzten Übersetzungsarbeit habe ich zwei Wochen gearbeitet und konnte von dem Geld gerade einmal das Essen und die Miete bezahlen. Wenn ich mein Honorar noch mehr reduziere, deckt das meine Kosten nicht mehr!«

»Mein lieber Herr Marconi, gerade deshalb sollten Sie sich meinen Vorschlag noch einmal in aller Ruhe überlegen. Denken Sie daran: Pecunia non olet[41]! Schlafen Sie nochmal darüber und geben Sie mir dann morgen Bescheid, ob Sie bereit sind, uns in Zukunft diesen kleinen Gefälligkeitsdienst zu erweisen. Es soll schließlich nicht zu Ihrem Schaden sein! Jetzt muss ich mich aber leider von Ihnen verabschieden! Mich rufen noch andere wichtige Amtsgeschäfte. Grüßen Sie mir bitte ihre Frau Gemahlin!«

Jan steht wie zur Salzsäule erstarrt da. Er kann kaum glauben, was er da gerade mitanhören musste. Erst die kleine Gianna reißt ihn wieder aus seinen Gedanken:

»Warum redet der Mann da drin so laut mit meinem Papa? Der soll lieber aufpassen! Mein Papa ist sehr stark! Wenn der so weiter redet, haut ihm mein Papa bestimmt auf die Nase!«

In dem Moment kommen Domenico Scarelli und Herr Marconi aus dem Zimmer. Domenico erschrickt, als er Jan noch dort stehen sieht. Dann reagiert er aber recht schnell und wendet sich an das kleine Mädchen:

»Na, kleine Prinzessin – du siehst den Onkel Scarelli aber böse an! Weißt du was wir hier im Vatikan mit bösen Mädchen machen? Hmmm? Wir sperren sie in das dunkle Verlies in der Engelsburg und lassen sie erst wieder raus wenn sie brav geworden sind!«

Die kleine Gianna zuckt zurück und schaut den großen Mann in dem schwarzen Talar entsetzt an.

»Komm Gianna, laß uns gehen!«, sagt Signore Marconi mit leiser Stimme und nimmt seine kleine Tochter an die Hand.

---

41 *Pecunia non olet (Latein): Geld stinkt nicht*

Und unter dem schallenden Gelächter von Domenico Scarelli verlassen die beiden den Apostolischen Palast.

Eisenbahn

Unermüdlich reden David und der Fluchthelfer auf Gianna ein. Immer wieder schüttelt sie nur den Kopf und sagt verzweifelt, dass sie sich unmöglich in diesen Sarg einschließen lassen könne. Der Fluchthelfer bietet ihr eine Tablette mit einem starken Beruhigungsmittel an. Gianna weigert sich aber vehement diese zu schlucken. Als dann auch noch David erklärt, dass er ohne Gianna nicht mitfahren wird, beginnt der Fluchthelfer sich vor Verzweiflung die Haare zu raufen. Er ist drauf und dran die Sache abzublasen und die beiden Feiglinge wieder zurück zum Schiff zu bringen. Allerdings ist er sich nicht sicher, ob dieses überhaupt noch im Hafen liegt. Falls nicht, hätte er mit der illegalen Anwesenheit der beiden Flüchtlinge im Ölhafen ein Riesenproblem. Also redet er weiterhin mit Engelszungen auf Gianna ein und erzählt ihr wieviele Frauen und Kinder in diesen Waggons schon mitgefahren sind – und dass bisher noch jeder lebend aus der Kiste herausgekommen ist – und wie schön doch ihr Leben im Norden werden würde – und so weiter und so fort. Als Gianna begreift, dass sie mit ihrer Verweigerung die Heimkehr Davids vereiteln wird, ist sie immerhin bereit die Beruhigungstablette zu schlucken. Trotzdem ist sie noch immer nicht dazu zu bewegen, doch endlich in diesen engen Transportraum zu steigen. Die beiden Männer reden also weiter und weiter auf sie ein. Wie auf einen störrischen Maulesel, der sich um nichts in der Welt von seinem eingeschlagenen Weg abbringen lässt. Endlich zeigt die Tablette Wirkung. Giannas Augen werden glasig, ihre Bewegungen unsicher und ihre Aussprache undeutlich. Da zerreißt ein metallenes Krachen die Stille der Nacht und ein gewaltiger Ruck geht durch die Kette der Waggons.

> *»Die Lok hat sich an den Zug angekoppelt!«, ruft der Fluchthelfer mit verzweifeltem Gesichtsausdruck. »Es geht jetzt gleich los!«*

»Oh mein Gott!«, schreit Gianna unschlüssig. »Was soll ich nur tun?«

»Stopft wenigstens schon mal eure Rucksäcke in die Stauräume!«

»Vielleicht hilft es ja Fakten zu schaffen«, denkt sich der Fluchthelfer und schiebt Giannas Rucksack in die Öffnung des Stauraums. Er kriecht selbst tief ins Innere der Box hinein und drückt den Rucksack bis zu deren hinterem Ende. Kaum dass er wieder herausgekrabbelt ist, beginnt sich der ganze Zug langsam in Bewegung zu setzen.

»Hier Kindchen, ich geb dir noch eine Tablette mit, falls die Wirkung der ersten unterwegs nachlassen sollte! Jetzt musst du aber einsteigen!«

Gianna reißt ihm die Tablette aus der Hand und schluckt sie sofort herunter.

»Los, helft mir einzusteigen!«, stammelt sie mit bleichem Gesicht.

Die Geschwindigkeit des Waggons ist noch langsam genug, so dass die beiden Männer Gianna, mit vereinten Kräften und den Füßen voran, in den schmalen Stauraum hineinschieben können. Dann rennen sie zum benachbarten Waggon und werfen mit Schwung Davids Rucksack in die Öffnung hinein. Nur gut, dass David schon einmal probehalber das Liegen im Stauraum getestet hatte und die Klappe danach offen geblieben war.

Der Zug nimmt Fahrt auf.

»Wie soll ich da jetzt noch reinkommen?« schreit David verzweifelt.

Der Fluchthelfer versteht ihn zwar nicht, deutet aber, während er neben David herläuft, auf die Metallstange, die sich oberhalb des Stauraums befindet. David versteht auf Anhieb, was er ihm sagen will. Mit beiden Händen greift er nach der Stange und schwingt sich an die Seite des immer schneller fahrenden Waggons. Wie an einer Reckstange hält er sich fest, während seine Füße am Boden des Stauraums Halt suchen. Während die Lokomotive immer mehr beschleunigt, beginnt er langsam, mit den Füßen

voraus, ins Innere hineinzugleiten. Zentimeter für Zentimeter arbeitet er sich nach innen voran. Der kühle Fahrtwind bläst ihm um die Nase. Keinen halben Meter unter sich, sieht er die spitze Steine des Kiesbetts vorbeirasen. Wenn er jetzt abstürzt, bleibt von seinem Gesicht nicht mehr viel übrig! Nach einer gefühlten Ewigkeit ist er aber so weit in der Transportbox verschwunden, dass er die Metallstange loslassen kann. Sein Rücken kracht auf den harten Metallboden des Stauraums und sein Hinterkopf knallt auf die Kante der Öffnung. Der Schmerz fährt wie ein Blitz durch seinen Körper und vor seinen Augen explodieren Sterne. »Verdammt – das hat weh getan!«, flucht er, während er seine Arme mühsam ins Innere holt und schließlich ganz in der Box verschwindet. Von seinem Fluchthelfer ist nichts mehr zu sehen. Der Zug hat aber bereits so sehr Fahrt aufgenommen, dass kein Mensch mehr daneben her laufen könnte.

Der Fluchthelfer ist aber sehr wohl noch mit von der Partie. Während David mit seiner Turnübung beschäftigt war, sprang er auf die Metallleiter am Ende des Kesselwagens und fährt nun als dritter Passagier auf dem Tankzug mit. Er hat nämlich noch ein Problem: Durch die Hektik bei der Abfahrt, hatte er keine Gelegenheit mehr, die beiden Transportkisten ordentlich zu verschließen. Mit den offenen Klappen ist aber die Gefahr groß, dass die blinden Passagiere entdeckt werden. Gott sei Dank weiß er aus Erfahrung, dass der Zug vor dem Verlassen des Hafengeländes noch einmal kurz anhalten wird, damit sich der Lokführer einen Stempel und eine Unterschrift für seine Frachtpapiere geben lassen kann. Während er an der Leiter hängt, bereitet er schon die beiden Vorhängeschlösser vor, die es jetzt gleich anzubringen gilt. Wie erwartet, hält der Zug nach einer Weile wieder an. »Jetzt bloß keine Zeit verlieren! Sonst überlegt es sich die kleine Mimose am Ende nochmal anders!« Noch während der Zug abbremst, springt er ab und rennt so schnell er kann zu Giannas Waggon. Hastig verschließt er die Klappe mit dem Sicherheitsschloss. »So, das wichtigste wäre geschafft!«, denkt er sich und geht dann weiter zu Davids Waggon. Der staunt nicht schlecht, als er den Fluchthelfer noch einmal vor

sich sieht. Der wünscht ihm aber nur noch ein kurzes »Buon viaggio!« und versperrt die Klappe von Davids Box. »Gott sei Dank!«, denkt er sich. »Das war eine schwere Geburt!«

David liegt jetzt im Dunkeln. Und diesmal ist es richtig dunkel. Und diesmal bleibt das auch so. Während der Zug wieder anfährt, tastet er sich zu seiner Hosentasche, in die er den dicken Watteballen gesteckt hatte. Er zupft zwei große Stücke ab und stopft sie fest in seine Ohren. Dann dreht er sich in eine halbwegs bequeme Bauchlage und bettet seinen Kopf so gut es geht auf seine angewinkelten Arme. Hätte er nur den Rat des Fluchthelfers befolgt und sich mit Wäsche und Handtüchern eine notdürftige Polsterung bereitet! Jetzt ist es zu spät. Der Rucksack mit den weichen Klamotten liegt zu seinen Füßen und der Stauraum ist viel zu eng, um da jetzt noch dran zu kommen. Wenigstens hat er eine dicke Jacke an, die zumindest einen Teil der Vibrationen in sich aufnimmt. Wie es wohl Gianna in ihrer Transportbox ergehen mag?

Der Zug hat inzwischen volle Fahrt aufgenommen. Das monotone Rattern des Fahrgestells überträgt sich auf Davids ganzen Körper. Wie lange sie wohl schon unterwegs sind? Zum ersten Mal seit dem Überfall in Rom vermisst David seine Armbanduhr. Der Aufenthalt in dieser Folterkammer bringt sein Zeitgefühl völlig durcheinander. Wie lange ist er hier schon drin? Zehn Minuten? Dreißig Minuten? Eine Stunde? David hat keine Ahnung. Seine einzige Hoffnung ist, dass dieser Alptraum möglichst schnell zu Ende geht. Irgendwann verändert sich der Tonlage des alles durchdringenden Lärms. Wahrscheinlich ist dies der Tunnel, von dem der Fluchthelfer gesprochen hatte. Dann nimmt die Lautstärke wieder etwas ab, um nach wenigen Minuten erneut anzuschwellen. Bisweilen wird das Rattern der Achsen auch noch vom Quietschen der Bremsen übertönt. Trotz der Watte in seinen Ohren lässt dieser hochfrequente Ton David jedes Mal das Blut in den Adern gefrieren. Das einzig Gute daran – redet er sich ein – ist, dass es jetzt offenbar bergab geht. Was bedeutet, dass sie nun wohl die Hälfte der Strecke hinter sich haben.

Es dauert nicht mehr lange, bis der Zug nach längerem Quietschen der Bremsen plötzlich völlig zum Stehen kommt. Mit einem Mal ist es totenstill. David zupft sich die Watte aus den Ohren und bugsiert sie vorsichtig wieder zurück in seine Hosentasche. Gut möglich, dass sie nur vor einem roten Signal stehen und die Fahrt gleich wieder weitergeht. Er hält den Atem an und lauscht. Irgendwo sind Stimmen zu hören. Sind das die Fluchthelfer, die sie endlich hier herausholen? Doch was ist das? Ist das Hundegebell? Hoffentlich sind sie nicht in eine Kontrolle geraten! Die Stimmen werden lauter. David hört ein paar italienische Wortfetzen. Er traut sich kaum noch zu atmen und sein Herz klopft bis zum Hals. Jetzt hört er Schritte näherkommen. Einen kurzen Moment herrscht Ruhe. Dann beginnt ein Hund zu kläffen. Sein Gebell erschallt so laut, als befände sich der Vierbeiner mit ihm zusammen hier im Stauraum. Vor der Öffnungsklappe werden die menschlichen Stimmen ebenfalls laut und hektisch. Jemand beginnt sich am Schloss zu schaffen zu machen. Es gibt ein lautes Knacken und schwungvoll öffnet sich die Tür seines Gefängnisses. David schaut unmittelbar in die fletschenden Zähne eines Deutschen Schäferhundes. Der scheint sich noch zu überlegen, ob er auf die Belohnung seines Hundeführers warten oder gleich seinem Opfer die Nase abbeißen soll. Ein uniformierter Polizist zieht ihn aber noch rechtzeitig beiseite und gibt ihm sein Leckerli, während sein Kollege den Bolzenschneider auf dem Boden ablegt und sich zu David herunterbückt. Bevor er David unsanft aus dem Stauraum herauszieht, lässt er ein Paar Handschellen an dessen Handgelenken zuschnappen.

Klassentreffen

Jans abenteuerliche Dienstreise nach Rom war ohne weitere Zwischenfälle zu Ende gegangen. In beruflicher Hinsicht war das Treffen im Vatikan für ihn ein voller Erfolg. Menschlich gesehen war es dagegen eine herbe Enttäuschung. Domenico hatte sich in all den Jahren sehr verändert. Aus dem ehemaligen Idealisten und Menschenfreund war ein karriere-versessener Zyniker geworden. Jegliche Form von christlicher Nächstenliebe war diesem Mann offenbar vollkommen abhanden

gekommen. Stattdessen wurde das unaufhörliche Streben nach Geltung und Macht zu seinem alles bestimmenden Lebensziel. Jan hatte ursprünglich gehofft, dass er mit dem Besuch im Vatikan den Kontakt zu Domenico wieder aufnehmen und freundschaftlich pflegen könnte. Nach dem Wiedersehen stand für ihn jedoch fest, dass er mit diesem Menschen ein für alle Mal nichts mehr zu tun haben wollte.

Inzwischen sind aber schon wieder einige Jahre vergangen. Jan arbeitet nach wie vor im Außenministerium. Die Zeit und die Jahre fließen dahin. Langsam und stetig – wie der Rhein, auf dessen breites Flussbett Jan, von seinem Schreibtisch aus, an jedem Arbeitstag herabblicken kann. Aber heute ist Samstag. Und dieser Samstag ist nicht wie die anderen Samstage. Denn am heutigen Samstag ist Klassentreffen!

Alle fünf Jahre trifft sich Jan mit den Schulkameraden seiner ehemaligen Abiturklasse zum unvermeidlichen Zusammensitzen im großen Gasthof der Kleinstadt westlich von Köln. Jedesmal fühlt er sich zurückgebeamt in eine längst vergangene Zeit. Jedesmal dieselben vertrauten Gesichter. Immer ein wenig älter und äußerlich erwachsener geworden. Aber dennoch stecken hinter den mittlerweile recht seriös wirkenden Gestalten immer noch dieselben pubertierenden Chaoten von damals. Jedesmal werden wieder die gleichen alten Geschichten aus der Mottenkiste hervorgeholt und mit jeder Menge Bier und Wein in großer Runde breitgetreten. Die meiste Zeit heißt es Rede und Antwort stehen: Wer hat es zu was gebracht? Wer ist gescheitert? Wer hat wen geheiratet? Wer hat sich von wem getrennt? Wieviele Kinder, was für ein Auto, wo und wie wohnt man? Es sind fast immer dieselben Leute, die sich alle fünf Jahre im großen Gasthof ihr Stelldichein geben. Bestenfalls die Hälfte des damaligen Abiturjahrgangs. Manche hat es in die Ferne verschlagen, manche haben einfach keine Lust sich dieses Ritual anzutun, und ein paar Wenige haben schon das Zeitliche gesegnet. Meistens durch Krankheit. Jedoch sind auch unter Jans Klassenkameraden ein paar Fälle bekannt, wo jemand im Jahr der Wirtschaftskatastrophe den damaligen Unruhen zum Opfer gefallen war.

> *»Mensch Jan, gehört der rote Porsche da draußen etwa dir?«, fragt Max mit großen Augen.*
>
> *»Ja schon, man gönnt sich ja sonst nichts! Außerdem habt man in unserer Domäne ja leider nur die Wahl zwischen Mercedes und Porsche.«*

Der Zerfall Deutschlands und die Einführung des Flusssdomänensystems hatte gravierende Folgen für die ehemalige deutsche Automobilindustrie. In der Rhein-Domäne hatten nur die Mercedeswerke und die Porschewerke den wirtschaftlichen Zusammenbruch überlebt. Alle multinationalen Konzerne wurden damals innerhalb kürzester Zeit liquidiert. In Deutschland betraf das alle großen DAX-Konzerne. Dem schlagartigen Ende der Globalisierung folgt das Ende der global aufgestellten Aktiengesellschaften. Die einzelnen Industriestandorte existierten natürlich erst einmal weiter und wurden nach und nach von den neuen Domänenregierungen requiriert. Es war in der Anfangszeit allerdings sehr schwer wieder zu geordneten Produktionsabläufen zurückzukehren. Diese basierten in den meisten Fällen auf einer ausgefeilten Logistik mit global verteilten Standorten und Just-in-Time Lieferketten. Sehr viele Industriebetriebe scheiterten kläglich bei dem Versuch, ihre ursprünglichen Produkte erneut anzubieten. In der Rhein-Domäne hatte man, was die Automobilindustrie anging, dabei noch Glück. Der Daimler-Konzern war zwar zerschlagen worden, in der Unterdomäne Schwippe.Würm.Nagold.Enz.Neckar.Rhein konnte jedoch das Sindelfinger Mercedeswerk wieder die Produktion aufnehmen. Für Opel und Ford gingen am Rhein jedoch für immer die Lichter aus. Da sie sowohl von ihren Konzernzentralen als auch von wichtigen Zuliefererbetrieben abgeschnitten waren, war an eine Wiederaufnahme der Autoproduktion nicht mehr zu denken. Allein der Firma Porsche gelang später das Kunststück, sich als weiterer Automobilhersteller am Rhein zu etablieren. Mit schwäbischem Fleiß, großer Cleverness und dem reaktivierten Know-How der früheren Mitarbeiter, gelang es im Porschewerk Zuffenhausen die alten Fließbänder wieder in Gang zu setzen

und die langsam wachsende Nachfrage nach schnellen Sportwagen zu bedienen.

In den anderen deutschsprachigen Hauptdomänen war die Situation ebenfalls schwierig. An der Weser war der Volkswagenkonzern liquidiert worden. Das VW-Werk in Wolfsburg (Aller.Weser) blieb glücklicherweise produktionsfähig und konnte fünf Jahre nach dem Crash bereits wieder einen ersten einfachen Volkswagen ausliefern. Schwieriger gestaltete sich die Situation an der Elbe. Die Domänenregierung konnte in ihrem Flusssystem zwar ein paar vereinzelte Autofabriken requirieren, was fehlte, war jedoch eine Firmenzentrale, die den Hauptsitz eines so komplexen Industriezweigs, wie es die Automobilindustrie nun einmal ist, hätte bilden können. Schließlich erinnerte man sich an die lange Tradition des Produktionsstandorts in Zwickau (ZwickauerMulde.Mulde.Elbe) und versuchte mit einer modernisierten Variante des altbewährten Trabants dem Mobilitätsbedürfnis der Bevölkerung Rechnung zu tragen. Ganz düster sah es in der Ems-Domäne aus. Auf der verzweifelten Suche nach einem eigenen Automobilstandort wurde von ein paar größenwahnsinnigen Managern vorgeschlagen, die alten Karmannwerke in Osnabrück (Hase.Ems) zu reaktivieren und dort eine Elektrovariante des Karmann Ghia zu entwickeln und zu produzieren. Dass die Karmänner dort niemals eigene Autos gebaut, sondern immer nur die Modelle anderer Hersteller modifiziert hatten, wurde dabei vom Management als unbedeutendes technisches Detail betrachtet. Erst nachdem Unmengen öffentlicher Gelder sinnlos in dem Projekt versenkt worden waren, ohne dem Ziel eines Prototypen auch nur ansatzweise nähergekommen zu sein, zog die Domänenregierung in Papenburg die Reißleine. Am Ende konzentrierte man sich an der Ems wieder darauf, was man wirklich gut konnte. Und das war nun mal nicht der Bau von kleinen Autos, sondern der Bau von großen Schiffen.

> *»Ein Cousin von mir aus München fährt jetzt einen 3-er DKW«, erzählt Ralf. »Er ist angeblich sehr zufrieden damit!«*

»Boooh Mann, ein 3-er DKW!«, stöhnt Max. »So etwas habe ich hier noch nie rumfahren sehen. Kostet bestimmt ein Schweinegeld!«

Max war noch nie der Hellste gewesen und wurde seit der Grundschule von niemandem für ganz voll genommen. Offenbar weiß er immer noch nicht, in welcher Domäne München heute liegt. Ralf, der Deutsch und Geografie für das Lehramt studiert hat und bei vielen seiner ehemaligen Klassenkameraden als klugscheißender Spießer verschrien ist, belehrt ihn umgehend:

»München gehört ja auch zu Donau-Domäne und da gibt es außer den DKWs sowieso keine anderen Autos zu kaufen! Das Problem sind die hohen Einfuhrzölle, die du zahlen musst, wenn du so einen Wagen hier an den Rhein importieren willst!«

Die ehemaligen Bayerischen Motorenwerke sind als global aufgestellter Konzern ebenfalls längst Geschichte. In den Werken München und Dingolfing hatte man nach dem Crash jedoch ganz gut die Kurve gekriegt und produziert mit dem Donau-Kraft-Wagen DKW wieder ein absolutes Erfolgsmodell. Zu Beginn der Produktion hatte die Firmenleitung allerdings ein paar böse Briefe aus Wolfsburg bekommen. Die VW-Manager hatten sich daran erinnert, dass sie früher einmal die Namensrechte an der Marke DKW besessen hatten. Da es inzwischen aber weder den ursprünglichen VW-Konzern, noch irgendein international relevantes Patent- oder Markenamt gibt, gingen diese Beschwerden den DKW-Managern in München am Arsch vorbei.

»Sag mal Max, fährst du eigentlich immer noch diesen alten Opel wie beim letzten Mal?«

Ralf kann es nicht lassen, seinem ehemaligen Banknachbarn einen weiteren Tritt zu verpassen.

»Ja schon – leider. Obwohl es von Jahr zu Jahr schwerer wird Ersatzteile für die alte Schrottkiste zu bekommen. Ich wollte mir schon längst auch so einen kleinen Mercedes holen, aber die Banken vergeben ja kaum Kredite!«

»Wundert dich das?«, fragt Jan. »Diese ganze Schuldenmacherei hat uns den Crash doch erst eingebrockt. Ich halte es schon für richtig, dass wir nicht wieder die Fehler machen, die uns in die Katastrophe geführt haben.«

»So ein Schwachsinn!«, schimpft Max und nimmt einen großen Schluck aus seinem Bierglas. »Meine Eltern haben auch immer ihre Autos über die Bank finanziert und ich glaube nicht, dass deshalb die Wirtschaft zusammengebrochen ist.«

Jan und Ralf grinsen sich an. Jeder am Tisch weiß, dass Max‘ Eltern schon einige Jahre vor dem Crash Privatinsolvenz anmelden mussten. In dieser Familie konnte offenbar noch nie einer mit Geld umgehen.

»Deine Eltern waren bestimmt nicht die alleinigen Verursacher«, lacht Jan. »Das Problem war, dass die ganze Welt geglaubt hat, dauerhaft auf Pump leben zu können. Der Prozess der Geldschöpfung war irgendwann völlig von der wirtschaftlichen Realität abgekoppelt, so dass sich eine Schuldenblase entwickelte, die irgendwann platzen musste.«

»Einen Vorteil hat das Kreditwesen damals aber schon gehabt«, meint Ralf. »Man konnte sich zu unglaublich niedrigen Zinsen Geld leihen. Es ist ja nicht so, dass die Bank einem heute überhaupt keinen Kredit geben würde. Aber man muss eben gewisse Sicherheiten bieten und außerdem bereit sein, hohe Kreditzinsen zu entrichten.«

»Mir gibt die Bank jedenfalls keinen Kredit«, jammert Max. »Diese Banker sind doch alle Verbrecher!«

Jan sagt: »Andere Domänen, wie zum Beispiel die an der Elbe, haben noch viel strengere Vorschriften, was die Vergaben von Krediten angeht. Die haben per Gesetz verfügt, dass nicht mehr Geld in Umlauf kommt, als durch Goldvorräte gedeckt ist. Und Kredite werden dort nur noch in dem Umfang ausgegeben, die dem Guthaben der einzahlenden Sparer entsprechen.«

»War das denn nicht schon immer so?«, fragt Max ungläubig.

»Träum weiter!«, lacht Jan. »Vor dem Crash konnten die Geschäftsbanken Giralgeld in praktisch unendlicher Menge aus dem Nichts schöpfen, ohne dass dafür irgendein realer Gegenwert existiert hätte. Dadurch sind ja letztendlich diese gigantischen Schuldenberge entstanden!«

»Das ist doch Unsinn!«, widerspricht Max. »Wenn jemand Schulden hat, dann gibt es auch jemanden der Anspruch auf dieses Geld hat. Jemanden, der also entsprechend vermögend ist. Es muss also immer ein ausgewogenes Gleichgewicht herrschen!«

»Theoretisch ja«, stimmt Jan zu, »in der Praxis hat sich dieses Vermögen aber dann als Luftnummer herausgestellt. Die Schuldenberge der Staaten sind dermaßen in die Höhe geschnellt, dass irgendwann allen Gläubigern klar wurde, dass an eine Rückzahlung ihrer vermeintlichen Vermögen nicht mehr zu denken war. Ich glaube unsere Eltern können davon noch ein Lied singen!«

»Es gab aber auch Staaten, die gekniffen waren!«, erwidert Ralf. Könnt ihr euch noch erinnern, wie blöd die Norweger damals geschaut haben, als ihr schöner staatlicher Pensionsfond plötzlich keinen Pfifferling mehr wert war? Jahrelang haben sie vor ihrer Küste Erdöl gefördert und den Erlös in Wertpapiere gesteckt. Mehr als eine Billion Euro soll dieser Staatsfond mal wert gewesen sein! Die Norweger wollten damit für die Zeit vorsorgen, in der die Ölreserven der Nordsee einmal zur Neige gehen. Jetzt ist alles weg: Erdöl weg – und Geld weg! Im Nachhinein betrachtet wäre es sinnvoller gewesen, das Öl dort zu lassen wo es ist und immer nur gerade so viel zu fördern, wie man für den Unterhalt der Bevölkerung eben braucht. Ich glaube die Norweger haben ihre Lektion gelernt!

»Prost – auf die Norweger!«, ruft Max. »Auf dass sie aus Schaden klug werden! Trotzdem kann ich mir nicht vorstellen, dass eine Wirtschaft ohne Kreditaufnahme funktioniert! Schulden und Zinsen gab es doch seit Menschengedenken!«

»Und seit Menschengedenken hat es deshalb auch immer wieder gekracht«, antwortet Jan und schüttelt den Kopf. »Schon die alten Religionen haben sich immer sehr zinskritisch geäußert. Im Judentum, im Islam und auch im Christentum gab oder gibt es das Verbot Geld gegen Zinsen zu verleihen. Ich glaube das hat im Grunde gar nichts mit Religion zu tun, sondern spiegelt uralte Erfahrungen der Menschheit wieder. Eine Zivilisation, die ihr Finanzsystem auf Zinsen aufbaut, spaltet sich über kurz oder lang in Schuldner und Gläubiger. Durch die Zinsen und Zinseszinsen wird diese Kluft immer größer, bis sich irgendwann das Ungleichgewicht nicht mehr aufrechterhalten lässt und das System zusammenbricht. Das ist im Verlauf der Menschheitsgeschichte schon unzählige Male passiert, aber wir lernen eben nicht daraus!«

»Man hätte die Bonzen eben dazu zwingen müssen, einen Teil ihres Vermögens abzugeben!«, schimpft Max und haut mit der Faust auf den Tisch.

»Dann wäre der Bankrun nur noch früher eintreten!«, meint Jan. »Das Vermögen der Milliardäre existierte doch größtenteils nur virtuell auf dem Papier. Das konnten die doch unmöglich ausgeben! Wieviel Kaviar kann ein Mensch fressen, in wieviel Häusern kann er wohnen und wieviele Nutten kann er ficken? So sehr sich die Superreichen auch bemüht haben: Der Löwenanteil ihrer Milliarden blieb auf den Konten unangetastet. Und das war auch gut so! Wenn man dieses gigantische Vermögen im Volk verteilt hätte, wäre man schon viel früher draufgekommen, dass da gar kein echter Gegenwert dahintersteckt!«

»Mag sein«, antwortet Ralf skeptisch. »Vielleicht wäre es ja sogar besser gewesen, wenn der Crash früher eingetreten wäre. Die Folgen wären dann unter Umständen nicht so verheerend gewesen. Aber heute ist es sowieso müßig darüber zu philosophieren. Vorbei ist vorbei. Mich interessiert viel mehr, wie man in Zukunft mit dem Thema Kredit umgehen sollte. Glaubst du dass die Elb-Domäne ihre striktes Vorgehen, was die Kreditaufnahme angeht, durchhalten wird? Das ist doch ein Wettbewerbsnachteil im Vergleich zu den anderen Domänen!«

Max schimpft lauthals los: »Na klar, die Ossis mit ihrer Planwirtschaft! Die haben doch gesehen, was ihnen ihr Sozialismus gebracht hat! Die DDR ist doch schon viele Jahre vor der EU bankrott gegangen! Das beweist doch, wer das bessere Wirtschaftssystem gehabt hat!«

»Was heißt denn besser?«, meint Jan nachdenklich. »In einem kapitalistischen System wächst die Volkswirtschaft erwiesenermaßen schneller als in einem sozialistischen System. Das wird nicht zuletzt durch ein raffiniertes Anreizsystem für Volk und Unternehmen erreicht. Es kann aber kein endloses Wachstum geben! Weder in der Natur, noch in der Realwirtschaft und erst recht nicht in der Finanzwelt. Ich glaube der Kapitalismus ist wie eine wuchernde Pflanze, die allen anderen Pflanzen das Licht wegnimmt und sie so am Wachstum hindert. Sie überdeckt und wuchert alles zu, bis ihr irgendwann das Wasser und die Nährstoffe ausgehen und sie kaputt geht. Der Sozialismus ist im Vergleich dazu eher ein zartes Pflänzchen, das mehr auf Nachhaltigkeit und Beständigkeit ausgelegt ist. Wäre es alleine auf der Welt, wäre alles in Ordnung. Solange aber neben ihm der Kapitalismus sein tödliches Expansionsspiel betreibt, kommt es auf keinen grünen Zweig.«

»Ihr habt doch alle ein Rad ab!«, lallt Max und bestellt sich ein weiteres Bier.

An diesem Samstag Abend quatschen die alten Klassenkameraden noch lang und breit über Gott und die Welt. Jan hat viel zu viel Alkohol intus, um noch mit dem Auto zurück nach Köln zu fahren. Er hatte aber ohnehin seiner Mutter und seiner Schwester angekündigt, dass er heute Nacht gerne auf dem Gästebett schlafen würde. Auf dem Nachhauseweg wird er von Max begleitet, der offenbar noch immer in seinem ehemaligen Kinderzimmer bei seinen alten Eltern wohnt.

»Du Jan, du bist doch jetzt so ein hohes Tier in der Regierung. Könntest du mir einen Gefallen tun? Ich bin momentan in einer etwas misslichen Situation – geldmäßig meine ich. Könntest Du mir da vielleicht aus der Patsche helfen und mir etwas Geld leihen? Ich zahl es dir auch so bald ich kann zurück!«

Jan hatte schon von mehreren Klassenkameraden gehört, dass Max bei vielen von ihnen in der Kreide steht. Dennoch fragt er ihn vorsichtig, an welchen Betrag er denn da so gedacht hätte. Als Max aber die Summe nennt, die ihm da so vorschwebt, schüttelt Jan nur entsetzt den Kopf und antwortet:

> *»So viel kann ich unmöglich auf die Schnelle flüssig machen! Ich werde mich mal bei meiner Bank erkundigen wegen der Kündigungsfristen meiner Geldanlagen. Ich sag dir dann auf dem nächsten Klassentreffen Bescheid!«*

Dann biegt er in die Seitenstraße zu seinem Elternhaus ein und lässt den verdutzten Max stehen.

Untersuchungshaft

Unmittelbar nachdem die zwei Polizeibeamten David aus der Transportbox des Kesselwagens gezogen haben, bringen sie ihn zu einem Gefangenen-transporter. Einer der Polizisten drückt ihn auf eine der harten Sitzbänke und öffnet die Handschelle an seiner linken Hand. Allerdings nur um diese dann mit einer massiven Metallöse neben der Sitzbank zu verbinden. Dann lässt er David sicher fixiert im Inneren des Fahrgastraums zurück und schließt von außen die Tür. Frustriert reißt David an seiner Handfessel. Außer Schmerzen bringt ihm diese Aktion aber nicht viel. Ihm bleibt nichts anderes übrig, als sich in sein Schicksal zu fügen und zu warten. Sicherlich werden sie gleich Gianna bringen. Als ihn die Polizisten an Giannas Waggon vorbei gezerrt hatten, konnte er sehen, dass dort ebenfalls schon der Hund angeschlagen hatte. Es passiert aber erst mal gar nichts.

Irgendwann kann David durch das kleine Seitenfenster erkennen, dass sich draußen der Zug wieder in Bewegung setzt. Für kurze Zeit ist noch das Rattern der anfahrenden Waggons zu hören. Dann wird das Geräusch leiser und verstummt. Für mehrere Minuten herrscht Ruhe. Bis David plötzlich Sirenenlärm hört. Der aufjaulende Signalton wird immer lauter, bis unmittelbar neben dem Gefangenentransporter ein Einsatzfahrzeug zum Stehen kommt. David kann nicht erkennen, ob es sich um Feuerwehr,

Rettungswagen oder ein weiteres Polizeifahrzeug handelt. Die Sirene verstummt, aber das blau blinkende Signallicht erhellt im weiten Umkreis die Nacht und strahlt bis in Davids mobile Gefängniszelle. »Mein Gott, es wird doch nichts mit Gianna passiert sein!«, denkt er sich und ein kalter Schauer läuft ihm über den Rücken. Lange geschieht nichts, woraus David entnehmen könnte, was da draußen los ist. Dann hört er das Geräusch einer sich schließenden Schiebetür. Kurz darauf zerreißt wieder das Schreien der Sirene die Stille und das Einsatzfahrzeug jagt mit hoher Geschwindigkeit davon. Als man die Sirene nicht mehr hören kann, öffnet sich die Tür des Transporters. Sein Bewacher steigt ein und nimmt mit unbewegtem Gesicht auf der gegenüberliegenden Sitzbank Platz. Durch ein engmaschiges Gitter an der Vorderseite der Fahrgastzelle kann David erkennen, dass jetzt auch der Fahrer des Transporters vorne eingestiegen ist. Er startet den Motor, schaltet das Signalhorn ein und kurz darauf setzt sich der Wagen in Bewegung.

> *»Wo sind wir hier? Wo ist meine Freundin?«, will David von seinen Bewacher auf Deutsch und Englisch wissen.*

Der schaut ihn aber nur gelangweilt an und wendet dann wieder wortlos seinen Blick von ihm ab. Die Fahrt hat kaum begonnen, da ist sie auch schon wieder zu Ende. Die zurückgelegte Wegstrecke kann bestenfalls ein paar hundert Meter betragen haben. Die Polizisten lösen David von der Sitzbank und verpassen ihm wieder die Handschellen. Als er aus dem Transporter gezogen wird, erkennt er, dass er sich auf einem großen Platz vor einem alten mehrstöckigen Gebäude befindet. Eine Straße ist weit und breit nicht zu sehen. Das Gelände wirkt eher wie ein Kasernenhof. Auf allen vier Seiten wird der Platz von ähnlich aussehenden Gebäuden eingerahmt. Als David in eines davon hineingeführt wird, kann er ein Schild lesen:

> *»Corpo Di Polizia Municipale Novi Ligure«*

Polizia bedeutet wohl Polizei, doch mit dem Rest kann er nicht viel anfangen. Die Beamten bringen ihn durch das Treppenhaus in den ersten

Stock. Dort laufen sie einen langen Gang entlang, der schließlich an einer Glastür endet. Einer der Polizisten drückt den Klingelknopf und wartet, dass ihnen geöffnet wird. Es dauert auch nicht lange, da erscheint ein weiterer uniformierter Beamter und lässt sie herein. Er unterhält sich kurz mit Davids Bewachern, die daraufhin ihrem Gefangenen die Handschellen abnehmen. Dann fragt er David:

»Parli italiano?«

David zuckt nur mit den Schultern. Der Beamte führt ihn zu einem Tisch und deutet ihm an, dass er darauf alle Gegenstände legen soll, die er in seinen Taschen hat. Ein paar Taschentücher und die Ohrenwatte – mehr Habseligkeiten besitzt David nicht, die er zutage befördern könnte. Der Beamte deutet ihm an, dass er seine Jacke ablegen, den Gürtel aus der Hose ziehen und die Schnürsenkel aus seinen Schuhen fädeln soll. Nachdem David der Aufforderung nachgekommen ist, wird er von dem Beamten sorgfältig am ganzen Körper abgetastet. Danach gibt er seinen Kollegen ein Zeichen, dass sie ihn wegbringen können.

Der Gang, durch den sie gehen, ist unschwer als Gefängnistrakt zu erkennen. Im Abstand von wenigen Metern befinden sich dicke Stahltüren mit aufwändigen Schließvorrichtungen und kleinen Sichtfenstern in das Innere der Zellen. Das Laufen gestaltet sich für David ziemlich mühsam – mit rutschender Hose und offenen Schuhen. Sehr weit ist es aber zum Glück nicht. Die erste offene Zelle wird sein neues Zuhause. Seine Begleiter vergewissern sich, dass darin alles in Ordnung ist. Danach lassen sie ihn allein zurück und verschließen die Tür.

Die Zelle ist hell erleuchtet. Gegenüber der Tür befindet sich knapp unterhalb der Zimmerdecke ein kleines vergittertes Fenster. Darunter steht ein schmales Bett. An der gegenüberliegenden Wand ist ein kleiner Tisch, ein Stuhl und ein leerer Metallspind. Neben der Zellentür, zwischen zwei schmalen Sichtschutzwänden, befindet sich eine Hocktoilette altmediterraner Bauart. Und davon gegenüber, auf der andern Seite der Zellentür, ein einfaches Waschbecken und ein kleiner Spiegel. Die Wände

der Zelle sind hell und gefliest. Auf den ersten Blick wirkt alles recht sauber. Auf der Ablage über dem Waschbecken befinden sich sogar ein paar verpackte Hygieneartikel. David zieht seine Schuhe aus und legt sich auf das Bett. Kaum hat er sich hingelegt, geht das Licht aus. Es wird aber nicht völlig dunkel. In der Deckenlampe befindet sich offenbar eine Art Notbeleuchtung, die es den Aufsehern jederzeit gestattet, einen Blick auf das Geschehen in der Zelle zu werfen. David schließt die Augen. Sein Adrenalinspiegel ist jedoch noch zu hoch, um ihn einschlafen zu lassen. Auch lässt ihm die Ungewissheit, was aus Gianna geworden ist, keine Ruhe. Stundenlang starrt er die Decke an, bevor er etwas Schlaf findet.

Am Morgen wird er vom lauten Schließmechanismus der Tür geweckt. Ein junger Vollzugsbeamter wünscht ihm auf Italienisch einen guten Morgen und stellt ihm sein Frühstück auf den Tisch. Orangensaft, Kaffee, drei Scheiben Brot, Butter, Wurst und Marmelade. David hat einen Riesenhunger und lässt keinen Krümel übrig. Als der junge Aufseher das leere Tablett wieder abholt, versucht ihn David auf Deutsch und Englisch anzusprechen. Er zuckt aber nur mit den Schultern und verschließt wortlos die Zellentür.

Die Stunden vergehen. Ab und zu hämmert David mit der Faust an die Tür.

> *»Ich will den zuständigen Haftrichter sprechen!«, brüllt er. »Ich bin ein Bürger der Donau-Domäne und fordere konsularischen Beistand!«*

Es kümmert sich aber niemand um ihn. Erst als das Mittagessen kommt, öffnet sich wieder die Zellentür. Während der Beamte einen großen Teller mit Fleisch, Kartoffeln und Gemüse auf dem kleinen Tisch abstellt, bombardiert ihn David mit unzähligen Fragen, Forderungen und Beschimpfungen, die dieser aber nicht versteht. Immerhin macht er eine Geste, die David dahingehend interpretiert, dass er sich noch ein wenig gedulden solle. Wieder vergehen Stunden. Draußen wird es schon wieder dunkel. Dann dreht sich plötzlich der Schlüssel im Schloss, ein David noch unbekannter Vollzugsbeamter tritt herein und bittet ihn ihm zu folgen. Er führt David bis an das Ende des Zellentraktes und klopft dort an eine Tür.

Als er ein lautes »Entra!« vernimmt, öffnet er die Tür und führt David in das Zimmer. Hinter einem wuchtigen Schreibtisch sitzt ein behäbiger Beamter in einer schwarzen Uniform.

»Man hat mir gesagt, Sie sprechen Deutsch«, sagt er zu Davids großem Erstaunen und zeigt mit einer ausladenden Geste auf den freien Stuhl vor seinem Schreibtisch.

David nimmt Platz, während der Vollzugsbeamte die Tür schließt und sich als Aufpasser auf einem Stuhl neben der Tür niederlässt.

»Ich kann Ihnen gar nicht sagen wie froh ich bin, dass mich endlich jemand versteht!«, erwidert David. »Können Sie mir sagen, was mit meiner Freundin passiert ist?«

»Sie meinen die junge Frau, die wir gestern zusammen mit Ihnen aus dem Zug gezogen haben?«

»Ja!«

»Als wir sie gestern in dem Kesselwagen gefunden haben, war sie ohne Bewusstsein. Sie wurde vom Rettungsdienst in das Krankenhaus von Alessandria gebracht. So weit ich weiß, konnte sie aber bereits vernommen werden.«

David atmet erleichtert auf, während der Mann auf der anderen Seite des Schreibtischs fortfährt:

»Mein Name ist Federico de Angelo. Ich bin Commissario bei der hiesigen Provinzpolizei. Sie werden des illegalen Grenzübertritts in die Po-Domäne beschuldigt. Würden Sie mir bitte Ihre Personalien mitteilen?«

»Ich heiße David Jonas und bin Staatsbürger der Donau-Domäne. Mein ständiger Wohnsitz befindet sich in Wien. Ich bin von Beruf Informatiker.«

»Können Sie sich ausweisen? Sie hatten bei Ihrer Ergreifung keinerlei Papiere bei sich!«

»Man hat mir meine Papiere in Rom gestohlen.«

»Warum haben Sie sich in Rom keine Ersatzdokumente ausstellen lassen?«

»Ich wurde in Rom – wie soll ich sagen – ich wurde Opfer einer Verschwörung. Ich war gezwungen die Stadt schnellstmöglich zu verlassen.«

»Ist Ihre Begleiterin ebenfalls Staatsbürgerin der Donau-Domäne?«

»Nein, meine Freundin ist gebürtige Römerin.«

»Warum hat sie die Grenze zur Po-Domäne illegal überquert?«

»Das wird sie Ihnen am besten selber sagen, wenn sie wieder gesund ist. Sie wird doch bald wieder gesund?«

»Das müssen sie die behandelnden Ärzte fragen, junger Mann!«

»Darf ich Sie fragen, warum Sie so gut Deutsch sprechen?«, fragt David neugierig.

»Ich komme ursprünglich aus Südtirol und wurde vor einem Jahr in die Domäne Scrivia.Po versetzt. Ich wäre Ihnen aber dankbar, wenn Sie das Fragen mir überlassen würden! Sie behaupten also, dass Sie in Rom das Opfer einer Verschwörung wurden und deshalb gezwungen waren, auf einer geheimen Fluchtroute nach Wien zurückzureisen?«

»Ja, das entspricht den Tatsachen.«

»Darf ich fragen, wie sind Sie denn nach Rom gekommen sind?«

»Ich hatte beruflich in Rom zu tun und hielt mich insgesamt drei Tage in Rom und dem Vatikanstaat auf.«

»Sind Sie mit dem Zug nach Rom gefahren?«

»Natürlich nicht! Ich bin mit dem Privatjet meines Auftraggebers von Wien nach Rom geflogen.«

»Mit dem Privatjet?«

»Ja, mit dem Privatjet. Mein Chef und ich waren im Auftrag der Zentralbank der Donau-Domäne unterwegs. Den Rückflug habe ich aufgrund eines Überfalls, der in Rom auf mich verübt wurde, leider verpasst. Obwohl – eigentlich habe ich ihn zum Glück verpasst. Der Privatjet wurde auf dem Rückflug nämlich das Opfer eines Bombenattentats. Sie haben vielleicht in den Nachrichten davon gehört! Die Maschine ist vor der Insel Giglio in der Luft explodiert und ins Meer gestürzt!«

»Ja, ich erinnere mich an den Vorfall«, antwortet der Commissario und kratzt sich am Kinn. »Wenn ich mich recht erinnere, waren insgesamt vier Menschen an Bord, die allesamt ihr Leben verloren.«

»Genau! Einer davon war ich. Ich meine – die Zeitungen hatten gemeldet, dass ich an Bord der Maschine gewesen wäre. Aber das war gelogen! Sonst säße ich ja nicht hier!«

»Ich verstehe!«, murmelt der Commissario und schüttelt den Kopf. »Können Sie mir denn Beweise liefern, dass diese Geschichte den Tatsachen entspricht?«

»Meine Begleiterin kann Ihnen bestätigen, dass sich alles so zugetragen hat, wie ich es Ihnen erzählt habe. Außerdem werden meine Verwandten und Bekannten in der Donau-Domäne meine Identität bestätigen.«

»Sie sind hier in Novi Ligure ohne Gepäck aufgegriffen worden. Wie haben sie die Reise von Rom hierher denn bewerkstelligt?«

»Haben Sie denn nicht unsere Rucksäcke aus den Tankwaggons geholt?«

»Von irgendwelchen Rucksäcken steht in meinen Unterlagen nichts!«

»Dann sind die wahrscheinlich mit dem Zug weiter in Richtung Norden gefahren. Wir hatten unser Gepäck am Fußende des Stauraums deponiert. Ihre Kollegen haben mich recht unsanft aus diesem Stauraum gezogen und den Rucksack offenbar nicht weiter beachtet!«

»Das ist gut möglich. Unser Augenmerk liegt mehr auf den illegalen Einwanderer und nicht auf deren Reisegepäck. Sie können sich ja an das Fundbüro der zuständigen Eisenbahngesellschaft wenden, wenn Sie Ihre Sachen wiederbekommen wollen.«

»Was geschieht denn nun mit mir?«, will David wissen.

»Wir werden ihre Angaben überprüfen. Ich bitte Sie deshalb, später in Ihrer Zelle, dieses Formular hier auszufüllen. Im Anschluss an diese Vernehmung werden Sie von meinen Kollegen erkennungsdienstlich behandelt.«

»Wann werde ich denn einem Haftrichter vorgeführt? Und wie kann ich konsularischen Bestand und einen Anwalt beantragen?«

»In Ihrem Fall kommt das Gesetz zur vereinfachten Rückführung von Wirtschaftsflüchtlingen zur Anwendung. Das bedeutet, dass ein Haftrichter nach Aktenlage über Ihre weitere Inhaftierung entscheiden wird. Gehen Sie mal davon aus, dass er einer weiteren Inhaftierung, aufgrund der gegebenen Fluchtgefahr, zustimmen wird. Wir werden selbstverständlich die Botschaft Ihrer angeblichen Heimatdomäne in Mailand konsultieren. Der dortige Botschafter wird dann entscheiden, ob er tätig werden wird. Falls Sie einen Anwalt in der hiesigen Provinz haben, können Sie diesen kontaktieren. Falls nicht, hängt die Hinzuziehung eines Anwalt ebenfalls vom Vorgehen Ihrer Botschaft ab. Haben Sie sonst noch Fragen?«

»Wie lange werde ich denn voraussichtlich hier in Haft bleiben?«

»Das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen. Das hängt in erster Linie davon ab, ob und wann Ihre Identität von den zuständigen Stellen bestätigt wird. Wenn Ihre Angaben stimmen und die zuständigen Behörden in Wien grünes Licht geben, steht Ihrer sofortigen Weiterreise nichts mehr im Wege.«

»Und was wird dann aus meiner Freundin?«, fragt David besorgt.

»Da sie in keinem engen familiären Verhältnis zueinander stehen, werden Ihre Fälle unabhängig voneinander beurteilt. Falls es sich aber bestätigen sollte, dass Ihre Bekannte die Staatsangehörigkeit der Tiber-Domäne besitzt, wird sie aller Voraussicht nach als Wirtschaftsflüchtling eingestuft und wieder hinter die Grenze verbracht.«

Das achte Gebot

»Wir haben sie!«, jubelt Alberto Bonelli.

Monsignore Scarelli kommt gerade von der Frühmesse und betritt sein Büro, als sein Privatsekretär freudestrahlend auf ihn losstürmt.

»Wen haben wir?«, fragt er ihn verwundert.

»Na diesen David Jonas und diese kleine Journalistin!«

»Alle beide? Sehr gut Bonelli!«, lobt Scarelli seinen Untergebenen und schließt hinter sich die Tür. »Wo in der Stadt hat man sie denn aufgegriffen?«

»Nicht in der Stadt! In der Po-Domäne, in einem kleinen Kaff namens Novi Ligure.«

»In der Po-Domäne? Und die beiden waren zusammen?«, schreit er ungläubig.

»Ja! Ich kann mir auch nicht erklären, was diese beiden völlig unabhängigen Fälle miteinander zu tun haben. Aber wir haben ein Amtshilfeersuchen von der dortigen Polizeibehörde erhalten, aus dem eindeutig hervorgeht, dass die beiden gemeinsam beim illegalen Grenzübertritt verhaftet worden sind.«

»Diese Verbrecher da draußen sind wie lästige Insekten. Wahrscheinlich sondern sie Pheromone[42] ab, um zueinander zu finden!«

42 Pheromon: Chemischer Botenstoff zur Informationsübertragung zwischen Insekten

»Das entzieht sich leider meiner Kenntnis. Die Polizeibehörde will jedenfalls wissen, ob die Identitätsangaben der beiden korrekt sind.«

»WAS?«, brüllt Scarelli und wird bleich im Gesicht. »Dann ist uns dieser David Jonas schon so gut wie durch die Lappen gegangen! Wenn die Donau-Domäne seine Identität bestätigt, sitzt der doch im nächsten Flieger nach Wien und plaudert über seine Erlebnisse wie ein altes Waschweib! Wir müssen unbedingt Boris Luganov nach Wien schicken, damit er ihn rechtzeitig abfängt!«

»Vielleicht gibt es ja auch noch eine andere Möglichkeit!«, antwortet Bonelli verschmitzt. »Für die Wiener Behörden ist David Jonas seit vielen Wochen tot. Wenn jetzt irgendein Wirtschaftsflüchtling behauptet, dieser Jonas zu sein, werden sie dem erstmal keinen Glauben schenken. Es muss uns also nur gelingen, möglichst schnell seine Auslieferung nach Rom zu bewirken.«

»Was steht denn in diesem Amtshilfegesuch konkret drin?«

»David Jonas hat angegeben, dass er sich zu einem dreitägigen Arbeitsbesuch im Vatikan aufgehalten hat. Die Polizeibehörde wünscht nun eine Bestätigung seiner Aussage. Sie haben zwei Fotos der aufgegriffenen Personen beigefügt. Es handelt sich ohne Zweifel um David Jonas und Gianna Marconi, wobei sich letztere anscheinend in einem schlechten Zustand befindet. Ihr Foto ist an einem modern ausgestatteten Krankenhausbett gemacht worden. Beide sind offenbar beim Frisör gewesen und haben ihr Äußeres stark verändert. Es besteht aber kein Zweifel daran, dass sie es sind.«

»Ich verstehe!«, murmelt Scarelli und verzieht sein Gesicht zu einem teuflischen Grinsen. »Wissen Sie, was wir tun werden, Bonelli?«

»Was schlagen Monsignore vor?«

»Wir bestätigen, dass David Jonas hier im Vatikan an diesem Arbeitstreffen teilgenommen hat. Wir bestätigen ferner, dass er

nach Abschluss dieses Treffens den Flieger bestiegen hat, der unmittelbar danach leider aus ungeklärten Gründen verunglückte. Darüber hinaus werden wir beim Rat der Stadt Rom unseren Einfluss geltend machen. Die Polizeibehörde der Stadt Rom soll die beiden gefälschten Steckbriefe nach Novi Ligure, oder wie dieses Nest heißt, schicken und ihrerseits um Amtshilfe, beziehungsweise Auslieferung der beiden gesuchten Verbrecher bitten. Sie werden sich wundern, wie schnell wir unsere beiden Ausreißer wiedersehen werden!«

»Ich halte das in der Tat für eine brillante Idee, Monsignore. Was mir jedoch etwas im Magen liegt, ist das achte Gebot unseres Herrn: Du sollst kein falsches Zeugnis ablegen wider Deinen Nächsten!«

»Ach Bonelli, das ist doch nur eine kleine Notlüge – nicht der Rede wert. Wir müssen das große Ganze im Auge behalten und dürfen uns nicht zu lange an Nebenkriegsschauplätzen aufhalten. Wenn man einen Sumpf trockenlegen will, darf man nicht die Frösche fragen! Und wenn Sie wollen, können wir uns ja wieder einmal gegenseitig die Beichte abnehmen.«

Todesurteile

Seit vier Tagen sitzt David nun schon im Untersuchungsgefängnis von Novi Ligure. Da seine eigenen Klamotten im Stauraum des Tankzugs geblieben waren, wurde ihm ein kompletter Satz Anstaltskleidung zur Verfügung gestellt. Zunächst hatte er schon befürchtet, in diesen gestreiften Klamotten herumlaufen zu müssen, wie er sie aus alten Filmen kennt. Eine bekannte Mailänder Modefirma hatte aber vor ein paar Monaten einen gruseligen Kerker als spektakuläre Location für eine neue Werbekampagne ausgewählt und im Rahmen einer groß angelegten Sponsoring Aktion sämtliche Justizvollzugsanstalten der Domäne mit ihrer neuen Kollektion ausgestattet. Seitdem sind viele der Gefangenen besser gekleidet, als sie es in Freiheit jemals waren.

Die Tage in der Zelle sind endlos und monoton. Am ersten Tag war David wenigstens einmal rausgekommen, wenn auch nur für das kurze Verhör

und die anschließende erkennungsdienstliche Behandlung. Man hatte ihm mit einem Wattestäbchen eine DNA-Probe von der Mundschleimhaut entnommen, sein Gesicht und seinen Augenhintergrund fotografiert und die Abdrücke seiner sämtlichen zehn Finger eingescannt. Über eine Stunde hatte sich die Prozedur hingezogen, bevor er wieder in seine Zelle gebracht worden war. Einer der Aufseher hatte ihm dankenswerterweise drei Bücher zum Zeitvertreib gebracht: Einen großformatigen Bildband über die Ligurischen Seealpen, eine uralte, abgegriffene Ausgabe von Dante Alighieris Göttlicher Komödie in italienischer Sprache und ein reich bebildertes Kochbuch mit veganen Feinschmecker Rezepten aus der Toskana.

Von Gianna gibt es nach wie vor kein Lebenszeichen. Ob sie noch im Krankenhaus liegt? Oder in ein anderes Gefängnis verlegt wurde? Der Commissario hatte beim Verhör erwähnt, dass sie in eine Klinik nach Alessandria gebracht worden war. Und der Fluchthelfer in Genua hatte gesagt, dass sie in Alessandria wieder aus den Tankwaggons geholt werden würden. Wahrscheinlich wäre es gar nicht mehr weit bis zu ihrem Zielbahnhof gewesen.

> *»So ein scheiß-verdammtes Pech!«, hadert David mit seinem Schicksal. »Wenn diese blöde Kontrolle nicht gekommen wäre, säßen wir jetzt wahrscheinlich schon gemütlich in einem Wiener Kaffeehaus und ich könnte Gianna im Anschluss die Sehenswürdigkeiten der Domänenhauptstadt zeigen.«*

Stattdessen kann David jetzt Hochglanzfotos von Gebirgslandschaften und aufgeweichten Hülsenfrüchten betrachten. Nach dem Frühstück nimmt David das Buch von Dante Alighieri zur Hand, um daraus vielleicht ein paar Worte Italienisch zu lernen. Er versteht aber rein gar nichts und blättert bald nur lustlos von Seite zu Seite. Als er gerade das »Inferno«-Kapitel erreicht, dreht sich bezeichnenderweise das Schloss in der Zellentür. Zwei Vollzugsbeamte treten ein und bitten ihn unfreundlich mitzukommen. Sie führen ihn wieder über den langen Gang bis zu dem Verhörzimmer, in dem er vor ein paar Tagen bereits die Ehre hatte, von

dem Commissario vernommen zu werden. Diesmal ist der Raum aber bereits voller Menschen. Als David mit seinen zwei Bewachern eintritt, befinden sich darin bereits der Commissario de Angelo, zwei weitere Aufseher und – Gianna!

»Gianna! Wie geht es dir?« schreit David freudestrahlend aus und stürmt auf sie zu.

»Schon okay«, antwortet sie zaghaft, während sie sich eng umschlungen in den Armen liegen.

David erkennt aber auf den ersten Blick, dass irgend etwas mit ihr nicht in Ordnung ist. Ihre Augen sehen verheult aus und in ihrer Stimme liegt mehr Verzweiflung als Wiedersehensfreude.

»Setzen Sie sich bitte!«, raunzt sie der Commissario an. »Dies ist nicht der Ort und der Zeitpunkt für Sentimentalitäten.«

Die vier Aufseher reißen David und Gianna brutal auseinander und drängen sie auf den zwei Stühlen vor dem Schreibtisch des Commissarios Platz zu nehmen.

»So mein Herr!«, beginnt dieser in einem ungewohnt aggressiven Ton. »Es ist ja nun schon ein paar Tage her, dass ich mir Ihre Geschichte anhören durfte. In der Zwischenzeit sind wir nicht untätig gewesen und haben einiges über Sie in Erfahrung gebracht. Fangen wir mal mit den angenehmeren Dingen an: Die Behörden der Stadt Wien und des Vatikanstaats haben übereinstimmend und unabhängig voneinander bestätigt, dass sich ein gewisser David Jonas vor einigen Wochen auf einer Dienstreise in Rom aufgehalten hat. Beide Behörden haben ebenfalls bestätigt, dass dieser David Jonas am dritten Tag seines Aufenthalt den Flieger zurück nach Wien bestiegen hat und auf tragische Weise bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen ist. An der Anwesenheit des besagten David Jonas on Bord der verunglückten Maschine besteht nicht der geringste Zweifel.«

»Das ist doch Unsinn!«, ruft David aufgebracht. »Sie sehen doch, dass ich hier vor Ihnen sitze!«

»Halten Sie gefälligst den Mund! Jetzt kommt der unangenehmere Teil: Was fällt Ihnen denn zu diesem Foto ein, Signore Silvio Massoli?«, fragt der Commissario und wirft verächtlich ein Blatt Papier über den Schreibtisch in Davids Richtung.

David mustert argwöhnisch das unscharfe Foto auf dem Ausdruck. Auf dem Bild ist er zweifelsfrei abgebildet. Und er blickt ziemlich finster drein. Wo könnte dieses Foto entstanden sein? Die Umgebung sieht aus, als befände er sich in einem Keller oder gar in einer Kerkerzelle. Aber nicht in so einer komfortablen Zelle wie in seinem derzeitigen Domizil, sondern mehr in so einem gemauerten Verlies, wie man es aus dem Mittelalter kennt. Plötzlich erinnert sich David. Dieses Bild ist im Rückzugsraum der Vatikanbank gemacht worden, als er mit seinem IT-Kollegen Enzo Agnesi über die technischen Protokollspezifikationen diskutiert hatte. In dem Raum gab es offenbar eine Überwachungskamera, die er nicht bemerkt hatte.

»Dieses Bild ist in einem Besprechungsraum der Vatikanbank entstanden! Während dieses Arbeitsbesuchs, von dem ich Ihnen erzählt habe und der inzwischen ja auch offiziell bestätigt wurde.«

»Jetzt hör endlich mal mit deinen Lügengeschichten auf, Bürschchen!«, schreit ihn der Commissario mit hochrotem Kopf an. »Genau so habe ich mir die Besprechungsräume der Vatikanbank schon immer vorgestellt! Soll ich dir mal sagen wo das ist? Das ist in deiner Gefängniszelle in Rom, wo du die letzten fünf Jahre deines Lebens verbracht hast! Nachdem du drei kleine Mädchen auf bestialische Weise missbraucht und qualvoll umgebracht hast. Willst du noch mehr wissen, du elendes Schwein? Soll ich dir und deiner Freundin wirklich nochmal in allen Einzelheiten vorlesen, was die unschuldigen Bambini durchmachen mussten, bevor du sie hast ausbluten lassen? Ich kann gar nicht so viel essen, wie ich kotzen möchte! So jemand wie dich sollte man an den Eiern aufhängen!«

»Das ist doch alles erstunken und erlogen!«, empört sich David. »So eine gefälschte Geschichte hatte der Vatikan auch in Rom

über die Zeitung verbreitet. Damals hatten sie einfach ein Überwachungsfoto von der Hotelrezeption abgedruckt. Das war so stümperhaft gemacht, dass man sogar noch Einzelheiten aus der Hotellobby darauf erkennen konnte. Jetzt haben sie die Bilder aus der Überwachungskamera der Bank genommen und so bearbeitet, dass es so aussieht, als befände ich mich in einem Gefängnis. Schauen Sie sich das doch mal an! Sehen so die Fahndungsfotos aus, die Sie von ihrem Erkennungsdienst anfertigen lassen? Die wollen mich doch nur finden und mundtot machen, weil ich den schmutzigen Machenschaften ihrer Bank auf die Spur gekommen bin!«

»Halten Sie mich nicht für blöd!«, entgegnet der Commissario. »Ich weiß genau, dass sich die Standards einer Behörde wie der unsrigen nicht mit denen von diesen Kerkermeistern am Tiber vergleichen lassen! Ich habe jedenfalls jetzt genug von Ihren Lügengeschichten. Was ihre saubere Freundin angeht, haben wir übrigens ebenfalls ein paar interessante Erkenntnisse gewonnen. Die Stadt Rom hat mittlerweile bestätigt, dass es sich bei ihr um die gesuchte Gianna Marconi aus dem Stadtteil Trastevere handelt. Nach ihr wird ebenfalls seit Wochen wegen eines Verkehrsdelikts gefahndet. Es geht aber nicht um irgendeine belanglose Geschwindigkeitsüberschreitung, sondern um den Straftatbestand einer Fahrerflucht mit Todesfolge.«

Gianna schreit verzweifelt: »Ich habe Ihnen doch vorhin schon gesagt, dass es diesen angeblichen Unfall nicht gegeben hat! Mein Bekannter Salvatore Pollini wurde auf dem Sozius meiner Vespa von einem Killer angeschossen und ist in meinen Armen elend verblutet. Diese Verbrecher im Vatikan wollen mich genauso zum Schweigen bringen wie David!«

Der Commissario hört aber schon gar nicht mehr hin, was seine Gefangenen noch zu ihrer Verteidigung vorbringen wollen. Für ihn ist dieser Fall erledigt. Vor diesem Verhör hatte er ohnehin bereits alles mit dem zuständigen Haftrichter abgeklärt. Er steht hinter seinem Schreibtisch auf und zieht ein amtlich aussehendes Dokument aus seinem Aktenberg. Mit entschlossener Stimme beginnt er auf Italienisch und Deutsch den zweisprachig formulierten Inhalt vorzutragen:

»Im Namen des Haftrichters der Domäne Scrivia.Po ergeht folgender Beschluss: Die Gefangenen Silvio Massoli und Gianna Marconi haben sich des illegalen Grenzübertritts schuldig gemacht. Aufgrund der Schwere der ihnen in ihrer Heimatdomäne zur Last gelegten Verbrechen, wird die sofortige Rückführung gemäß §10 Abschiebegesetz für straffällig gewordene Migranten angeordnet. Einen etwaigen Anspruch auf Asyl haben die Beschuldigten aufgrund der erdrückenden Beweislast verwirkt. Den Auslieferungsanträgen der Domäne Tiber wird stattgegeben. Gegen diesen Beschluss sind keine aufschiebenden Rechtsmittel zugelassen.«

David hört fassungslos zu, während der Commissario seelenruhig das Todesurteil über Gianna und ihn fällt. Schließlich hält es ihn nicht mehr auf seinem Stuhl. Er springt auf und beugt sich über den Schreibtisch:

»Commissario de Angelo! Das können Sie doch nicht machen! Ich flehe Sie an! Wenn Sie meine Freundin und mich diesen Verbrechern in Rom ausliefern, schicken Sie uns in den sicheren Tod! Geben Sie mir doch die Gelegenheit meine Identität zu beweisen! In meiner Heimat gibt es unzählige Menschen, die beschwören werden, dass ich David Jonas bin!«

Der Commissario tritt aber nur ungerührt einen Schritt zurück. Dann richtet er sich mit harschem Ton an seine anwesenden Untergebenen:

»Wachtmeister! Das Verhör ist beendet. Bringen Sie die Gefangenen in ihre Zellen!«

David versucht um den Schreibtisch herum zu laufen, um dieses herzlose Monster zu fassen zu bekommen. Sofort wird er jedoch von zwei Polizisten zurückgerissen. Während der eine ihn hart an den Schultern packt und nach hinten zieht, schlägt ihm der andere seine Faust mit voller Wucht in die Magengrube. Stöhnend bricht David zusammen und krümmt sich vor Schmerzen am Boden. Die beiden Polizisten packen ihn unsanft an den Armen und zerren ihn aus dem Verhörzimmer über den Gang bis zurück in seine Zelle. Unterwegs hört er noch Giannas verzweifeltes

Rufen. Als sich aber die Zellentür hinter ihm geschlossen hat, ist ihre Stimme endgültig verstummt.

Der Commissario atmet erst einmal tief durch. Nachdem die sechs Personen sein Arbeitszimmer verlassen haben, kehrt endlich wieder ein wenig Ruhe in sein Reich ein. Als sich sein Puls wieder normalisiert hat, nimmt er an seinem Schreibtisch Platz und blättert durch die einzelnen Dokumente in dem sich vor ihm auftürmenden Aktenstapel. Wie soll er bei dieser Anzahl von Fällen noch den Überblick behalten? Schon jetzt weiß er nicht, wo er mit seiner Arbeit anfangen soll. Und nun haben die Kollegen zu allem Überfluss auch noch diese Infrarotkameras an den Tunnelportalen der Eisenbahnstrecke montiert. Mit Wärmesensoren und einer automatischen Bildverarbeitungssoftware können sie neuerdings jeden Tankwaggon erkennen, in dem sich ein lebender Mensch versteckt. Vermutlich werden sie jetzt Nacht für Nacht einen Migranten nach dem anderen aus dem Zug herausziehen. Solange bis sich die neue Fahndungsmethode bei den Schleusern herumgesprochen hat und sich das Geschehen auf eine andere Fluchtroute verlagert. Bis dahin hat er aber die Abschiebegefängnisse voll und weiß nicht wohin mit den vielen Menschen. Frustriert greift er zum Telefon und drückt die Kurzwahl der für die Abschiebungen zuständige Exekutivbehörde in Alessandria.

> *»Ja, hier Federico de Angelo. Wann geht denn das nächste Rückführungsschiff von Genua aus nach Süden? - Übermorgen? - Welche Route wird das Schiff nehmen? - Direkt nach Catania? - Wäre es möglich, dass das Schiff einen kurzen Zwischenstopp in Civitavecchia einlegt? - Ja, es ist dringend! - Gut, es wäre also möglich. Wieviele Delinquenten haben denn auf diesem Schiff Platz? - Neunundfünfzig? - Hören Sie, wir müssen zwei Straftäter aus Rom dorthin zurückbringen! - Ja, ich weiß wieviele Afrikaner hier in unseren Abschiebeanstalten sitzen und weggebracht werden sollen! - Ja, ich weiß, was die am Ende ihrer Fahrt erwartet! - Suchen Sie sich halt zwei von denen aus, die dann in Gottes Namen noch ein paar Tage Galgenfrist bekommen! - Ja, ich weiß, dass das zynisch klingt, aber ich erledige hier auch nur*

meine Pflicht! - Ja – Ja – Geht in Ordnung! Danke vielmals! Buongiorno!«

Cyber Cop

»Ich werde kündigen!«

Jan glaubt nicht recht verstanden zu haben, was sein Freund Kevin da gerade gesagt hat.

»Was wirst du?«

»Ich werde meinen Job bei der Kölner Stadtverwaltung zum Quartalsende kündigen!«

»Respekt! Auf deine alten Tage nochmal wo neu anfangen – das wird bestimmt nicht so einfach! Was hast du denn vor? Oder willst du dich schon zur Ruhe setzen?«

»Blödsinn! Darf ich dich daran erinnern dass du ein halbes Jahr älter bist als ich? Nur weil man bald auf die Fünfzig zugeht, gehört man noch lange nicht zum alten Eisen! Ich werde zur Domänenpolizei wechseln. Die wollen die Abteilung für Internetkriminalität vergrößern und suchen IT-Leute mit Berufserfahrung. Leute wie mich!«

»Du wirst ein Cyber Cop?«, fragt Jan ungläubig.

»Die nennen sich offiziell IT-Kriminalist oder manchmal auch IT-Forensiker, je nach Aufgabengebiet. Was ich genau machen werde, steht aber noch nicht fest. Die Einsatzmöglichkeiten sind da ziemlich breit gefächert: Kreditkartenbetrug, Computer-sabotage und vieles mehr.«

»Kinderpornografie?«, ergänzt Jan und zieht die Augenbrauen hoch.

»Bestimmt auch das«, seufzt Kevin. »Es gibt keinen Bereich der Kriminalität, der nicht auch im Netz vertreten wäre. Ich bin mir sicher, dass mir dort nicht so schnell langweilig werden wird!«

»So wie in der Stadtverwaltung!«, lacht Jan.

»Kann man so sagen«, grinst Kevin. »Immer nur Softwareupdates durchführen und vergesslichen Sachbearbeiterinnen die Passwörter zurücksetzen ist schon nicht so prickelnd auf die Dauer! Aber Spaß beiseite: Ich arbeite jetzt seit meinem Studium in dem Laden und wenn ich jetzt nicht diesen Schritt wage, dann versauere ich dort bis zur Rente. Ich bin mir sicher, dass dies jetzt der richtige Moment ist. Und eine Herausforderung ist der neue Job allemal!«

»Gelten da für dich die gleichen Anforderungen wie im normalen Polizeidienst? Ich meine, was die Fitness angeht und so!«

»Ich bekomme natürlich einen gewissen Altersbonus«, antwortet Kevin und zwinkert mit den Augen. »Du hast aber schon recht! Ohne ein gewisses Maß an körperlicher Leistungsfähigkeit nehmen die einen bei der Polizei nicht. Aber du weißt ja, wie sehr ich mich in letzter Zeit bemühe, meinen Bauchansatz abzutrainieren.«

Jan grinst übers ganze Gesicht. Kevin und er joggen am Wochenende oft gemeinsam am Rhein entlang. Mittlerweile kann Kevin auch schon recht gut mit Jan mithalten. Dennoch liegen konditionsmäßig noch Welten zwischen den beiden. Beim kommenden Köln-Marathon wollen sie beide mitlaufen. Kevin ist froh, wenn er die Halbmarathonstrecke schafft – egal in welcher Zeit. Jan war dagegen in den vergangenen Jahren schon immer die volle Distanz gelaufen und dabei regelmäßig im vorderen Feld angekommen. Die Jahre sind zwar auch an ihm nicht spurlos vorübergegangen, die meisten seiner jüngeren Kontrahenten sehen ihn aber nach wie vor nur von hinten.

»Macht ihr auch Schießtraining oder ist das ein reiner Schreibtischjob?«, fragt Jan neugierig.

»Klar lernen wir schießen! Wir arbeiten zwar viel am Computer, aber letzten Endes sind wir richtige Polizisten, die sich auch mal direkt mit den bösen Jungs auseinandersetzen müssen.«

»Taschendiebstähle aufklären und so – von geklautem Cybergeld!«

Jan ist amüsiert bei dem Gedanken, dass sich sein Freund in Zukunft vielleicht mit den verschiedenen Kryptowährungen auseinandersetzen muss. Er selbst war schon während seines Studiums mit dieser Thematik konfrontiert worden. Die ganze Theorie hinter diesem digitalen Geld hatte ihn erst irritiert, dann jedoch zunehmend fasziniert: Blockchains, Kryptografie, private und öffentliche Schlüssel und alles was dazugehört. Selbst als Jan schon seinen Masterabschluss in der Tasche hatte, war ihm die zugrundeliegende Theorie noch nicht hundertprozentig klar. Umso erstaunlicher fand er, dass sich große Teile der Bevölkerung in einer Art Goldgräberstimmung für die Kryptowährungen begeistert hatten. Den Anfang machte damals der Bitcoin. Was anfangs wie eine Spielwiese für Computerfreaks aussah, entwickelte sich bald zu einem Massenphänomen, bei dem jeder mitmachen und reich werden wollte. Der sich anbahnende Finanzcrash und das nachlassende Vertrauen in den Euro befeuerten die Euphorie. Im Nachhinein betrachtet, stellte das Platzen der Bitcoinblase sogar die legendäre Tulpenmanie[43] aus dem siebzehnten Jahrhundert in den Schatten. Als die anfängliche Begeisterung verraucht war, mussten die Bitcoiner leidvoll erkennen, dass man zwar jahrelang Unmengen elektrischer Energie in eine gigantische Datenkette umgewandelt hatte, dass diese Daten aber überhaupt keinen Wert mehr verkörperten, weil das Vertrauen in das System verloren gegangen war. Ob die Menschen wohl diesmal ihre Lektion gelernt hatten? Wohl kaum! Die Gier ist viel zu tief im menschlichen Genom verankert, als dass man mit Vernunft jemals dagegen ankäme. Im Laufe der Evolution war es eben immer der gierigste Jäger gewesen, der die meisten Nachkommen in die Welt setzen konnte. Nach dem Zerplatzen der Bitcoinblase kamen und gingen noch viele weitere Kryptowährungen. Die Regierungen und Geschäftsbanken hatten aber ihre Lehre aus dem Desaster gezogen und sorgten fortan dafür, dass ihnen das Geldmonopol in Zukunft nicht mehr streitig gemacht wurde.

»Ja mach du dich nur lustig!«, sagt Kevin. »Du bist ja nur neidisch, dass ich in Zukunft so viel Action erlebe, während du an deinem Schreibtisch nur Däumchen drehst.«

43 Tulpenmanie: Periode in den Niederlanden, als Tulpenzwiebeln zum Spekulationsobjekt wurden.

Jan zieht mit seinem Zeigefinger sein rechtes Augenlid herunter, als wollte er Kevin sagen: »Holzauge, sei wachsam«. Dann müssen beide laut lachen. Sie haben sich verstanden.

Turchinopass

Zwei weitere lange Tage verbringen Gianna und David nun schon in Abschiebehaft. Ohne voneinander zu wissen, sind sie gar nicht weit voneinander entfernt. Der Frauentrakt des Untersuchungsgefängnisses liegt nur ein Stockwerk über dem der Männer. Würde Gianna mit den Füßen laut aufstampfen, könnte David sie hören. So verbringen die beiden aber völlig isoliert voneinander ihre beiden letzten Tage in der Po-Domäne.

Am Vormittag des dritten Tages kommt nach dem Frühstück plötzlich Hektik auf. Gianna und David bekommen ihre Kleidung in die Zelle gebracht, die sie am Tag ihrer Einlieferung getragen hatten. Allerdings noch ohne Gürtel und Schnürsenkel. Offenbar befürchtet das Aufsichtspersonal, dass die beiden versuchen könnten, sich ihrer drohenden Abschiebung in letzter Minute noch durch Selbstmord zu entziehen. Eine Stunde lang sitzen sie quasi auf gepackten Koffern, nur dass sie weder einen Koffer, noch sonstige Dinge zum Mitnehmen besitzen. Nach einer weiteren Stunde untätigen herumhockens werden sie aus ihren Zellen geholt. Jetzt dürfen sie auch endlich ihre Kleidung vervollständigen. Es würde ja auch dumm aussehen, wenn ein Delinquent bei seiner Abschiebung plötzlich ohne Hose und Schuhe dastände.

Fast gleichzeitig werden Gianna und David in Handschellen auf den großen Hof hinausgeführt. Auf dem weitläufigen Areal warten bereits zwei große Polizeibusse mit laufendem Motor. David wird von seinen Bewachern in den hinteren der beiden Busse hineingeschubst. Der uniformierte Fahrer schaut ihn unfreundlich an, als er die zwei steilen Stufen nach oben stolpert. Durch den langen Gang wird er bis ganz nach hinten gebracht. Auf den ersten Blick sieht es hier drinnen aus wie in einem ganz normalen Reisebus, der seine Fahrgäste für eine Ausflugsfahrt

einsammelt. Links und rechts des Gangs befinden sich jeweils zwei gepolsterte Sitzplätze. David erinnert sich unwillkürlich an eine Kaffeefahrt, die er in seinem jugendlichen Leichtsinn einmal mitgemacht hatte. Nur dass die Gesichter, die David jetzt ausdruckslos anstarren, gar nicht so recht in dieses Erinnerungsbild passen. Damals war der Bus bei der Abfahrt mit gut gelaunten Wiener Rentnern gefüllt gewesen, die erst auf der Rückfahrt, als sie gemerkt hatten, dass sie auf einer Verkaufsveranstaltung abgezockt worden waren, mit betretenen Gesichtern nach Hause fuhren. Bei den hiesigen Passagieren handelt es sich ausnahmslos um Schwarzafrikaner, die jetzt schon dreinblicken, als befänden sie sich auf dem Weg zum Schafott.

David wird auf der vorletzten Sitzbank platziert und mit seinen Handschellen am Sitz fixiert. Direkt hinter ihm befinden sich zwei bewaffnete Carabinieri, die offenbar dem Wachpersonal angehören, das den Transport begleitet. Es sind blutjunge Kerle. David schätzt sie auf vielleicht achtzehn, höchstens zwanzig Jahre. Der eine ist ziemlich korpulent und hat noch Pickel im Gesicht. Der andere wirkt eher klein und schmächtig. Sein langes Gesicht wird von einer markanten Hakennase dominiert. David fühlt sich unmittelbar an die alten Slapstick Filme mit Laurel und Hardy erinnert, als er die zwei komischen Gestalten da so sitzen sieht.

Kaum haben seine Begleiter den Bus wieder verlassen, sieht David, wie auch Gianna in diesen Bus gebracht wird. Zu seiner großen Freude wird sie bis zu seiner Sitzbank geführt und direkt neben ihm fixiert. So viel Menschlichkeit hatte er diesen Schergen schon gar nicht mehr zugetraut, aber irgendein Mensch, an diesem Vorhof zur Hölle, scheint doch noch das Herz am rechten Fleck zu haben. Auch Gianna freut sich ungemein, dass sie neben David sitzen darf.

Die Vollzugsbeamten erledigen noch ein paar Formalitäten mit dem Busfahrer. Dann steigen sie aus und der Konvoi beginnt sich in Bewegung zu setzen.

»Wie geht es dir denn?«, platzt David heraus. »Was war denn los, als sie dich aus dem Zug geholt haben?«

»Das weiß ich selber nicht. Das letzte, voran ich mich erinnern kann ist, wie ich die zweite Tablette geschluckt habe und ihr mich dann in diese Kiste geschoben habt. Danach habe ich einen kompletten Filmriss. Ich bin erst wieder im Krankenhaus aufgewacht. Als ich zu mir kam, wusste ich erst überhaupt nicht was los ist und wo ich mich befinde. Ich konnte nichts hören und mein Schädel drohte zu zerplatzen. Erst nach und nach habe ich mich an die Fahrt mit dem Schiff und unsere Ankunft in Genua erinnert. Als dann die Polizisten an mein Krankenbett kamen, wurde mir langsam klar, dass irgendetwas schiefgegangen sein musste. Anfangs konnte ich aber nicht mal verstehen, was sie mich gefragt haben. Ich muss wohl die ganze Zugfahrt ohne Ohrenschutz bewusstlos in diesem dröhnenden Sarg verbracht haben. Selbst heute habe ich manchmal noch ein Pfeifen in den Ohren.«

»Wann haben sie dich denn wieder aus dem Krankenhaus entlassen?«

»Das muss zwei Tage vor diesem entsetzlichen Verhör gewesen sein. Ich bin mir aber selbst da nicht ganz sicher. Die ganze vergangene Woche kommt mir wie ein nicht enden wollender Albtraum vor. Kannst du mich mal zwicken? Vielleicht wache ich dann ja in Wien auf!«

»Das wäre zu schön um wahr zu sein!«, antwortet David und kneift Gianna trotzdem mit seiner freien Hand sanft in den Oberschenkel.

»Au! Ich glaube du hast leider recht!«

Der Polizeikonvoi schaukelt eine Weile über die Landstraße und fährt dann auf die gut ausgebaute Autostrada auf. Zügig bewegt er sich fortan in Richtung Süden voran. Zweimal verlässt er kurz die Autobahn, um noch weitere Abschiebehäftlinge aufzunehmen. Die Einsteigeprozedur erfolgt aber schnell und routiniert. Man merkt, das es sich für die beteiligten

Beamten um ein ganz normales Tagesgeschäft handelt. Am Horizont erscheinen bald die ersten Ausläufer der Berge und je weiter sich der Bus nach Süden fortbewegt umso enger wird das Tal, in das sich die breite Autobahn mit ihrem endlosen grauen Asphaltband hineinschmiegt.

Die Unterhaltung von Gianna und David ist inzwischen verstummt. Beide hängen frustriert in ihren Sitzen und überlegen, was sie nun noch anstellen könnten, um ihrer drohenden Auslieferung an die römischen Behörden zu entgehen. Gianna muss zu allem Überfluss auch noch die Unterhaltung der beiden jungen Carabinieri, die direkt hinter ihr sitzen, mitverfolgen.

> *»Jetzt fahren wir wieder diesen doofen Umweg über den Turchinopass. Ich kann dir gar nicht sagen wie mir diese Abschiebetransporte auf den Sack gehen!«*
>
> *»Mir auch! Wenn wir wie sonst über das Polceveratal gefahren wären, hätten wir bestimmt eine halbe Stunde Zeit gespart und wären wieder früher daheim gewesen.«*
>
> *»Aber nein, wir mussten ja noch diese sechs Bimbos einsammeln, damit die noch rechtzeitig ihr Schiff erreichen. Das ist doch pervers. Wir treiben hier einen Riesenaufstand und transportieren die bis nach Sizilien, nur damit die Kanacken da unten dann die Drecksarbeit erledigen.«*
>
> *»Wieso?«*
>
> *»Na – ist dir noch nie aufgefallen, dass keiner von diesen ganzen Abgeschobenen jemals ein zweites Mal hier bei uns im Bus aufgetaucht ist?«*
>
> *»Wieso sollten sie? Dafür bringen wir sie ja schließlich zurück.«*
>
> *»Also wenn ich an deren Stelle wäre, ich würde es solange versuchen, bis ich es endlich geschafft hätte. Aber wenn du mich fragst, machen die da unten kurzen Prozess mit denen. Unsere Regierung hat doch mit allen afrikanischen Staaten Rückführungsabkommen ausgehandelt, wo die für jeden zurückgeschickten Migranten bares Geld bekommen. Allerdings nur beim ersten Mal. Sonst würden die uns ja ihre ganze*

Bevölkerung auf den Hals hetzen und jedesmal aufs Neue absahnen.«

»Das wäre doch ein Klasse Geschäftsmodell! Da muss ich mal drüber nachdenken!«

»Ne – Blödsinn! Das haben die schon so ausgehandelt, dass das nur einmal funktioniert. Die Afrikaner nehmen also im Hafen von Catania ihre Flüchtlinge auf und bringen sie wieder zurück übers Mittelmeer. Glaubst du die haben irgendein Interesse daran, dass die lebend in Afrika ankommen?«

»Nö, wieso?«

»Eben! Wenn du mich fragst, werden die alle ins Meer geschmissen, sobald das Schiff weit genug von der Küste entfernt ist.«

»Du könntest recht haben. So wie alle dreinblicken, wissen die wahrscheinlich schon ganz genau, was ihnen bevorsteht! Aber was soll's? Sind doch selber schuld! Warum sind sie nicht zuhause geblieben?«

»Ja, seh ich auch so.«

»Die zwei vor uns kommen aber definitiv nicht aus Afrika. Hast du gehört wie komisch die miteinander reden?«

»Ja hab ich! Naher Osten vielleicht? Syrien, Afghanistan – irgend sowas in der Art.«

»Die Tussi sieht jedenfalls scharf aus! Die würd ich nicht von der Bettkante stoßen!«

»Ich auch nicht! Wollen wir sie mal fragen, ob sie Lust auf ne schnelle Nummer hat?«

»Hey Ragazza! Willst du mal an meiner harten norditalienischen Fahnenstange lutschen?«

»Genau! Lass deinen Kameltreiber sausen und blas uns einen!«

Das Pickelgesicht und die Hakennase klopfen sich vor Lachen auf die Schenkel, während Gianna gar nicht so sehr ihre Augen verdrehen kann, wie sie es gerade möchte. Sie nimmt sich jedoch fest vor, diese pubertierenden Idioten nicht weiter zu beachten und so zu tun, als verstände sie kein Italienisch. Als der Bus schließlich durch mehrere Autobahntunnels fährt und es im Inneren des Fahrgastraums dunkel wird, verlieren die beiden Carabinieri aber schnell wieder das Interesse an ihren langweiligen Gefangenen und erörtern wieder ernsthaftere Themen.

»Wir sind jetzt gleich am Turchinopass. Mein Opa hat mir da immer von erzählt, wie ich noch klein war.«

»Wieso? Was ist mit diesem Pass?«

»Na – dass die damals noch wussten, wie man mit Gefangenen kurzen Prozess macht!«

»Wieso?«

»Im Krieg gab‘s da wohl mal so ein Massaker. Die Deutschen haben in einer Vergeltungsaktion ein paar Dutzend Partisanen abgeknallt. Für jeden toten Deutschen zehn italienische Partisanen. War aber alles nach geltendem Recht! Obwohl das nach dem Krieg durch die Medien ging, wurden die verantwortlichen deutschen Offiziere nie bestraft.«

»Krass! Sollten wir auch so machen. Obwohl – eigentlich haben diese Scheißdeutschen ja unsere Landsleute ermordet! Anders rum wär‘s besser gewesen!«

»Nö – mein Opa hat gesagt, sein Opa hätte damals auch mit den Deutschen zusammen gekämpft und die Partisanen hätten ihre gerechte Strafe verdient.«

Nach dieser etwas oberflächlichen Diskussion der tragischen Ereignisse, die sich am Ende des zweiten Weltkriegs hier tatsächlich so ähnlich zugetragen hatten, sinnieren die beiden jungen Carabinieri noch eine Weile darüber, was wohl unter Gerechtigkeit zu verstehen sei und welche Seite die Gute und welche die Böse wäre. Unterdessen saust der Polizeikonvoi

schon die abschüssige Autobahn in Richtung Meer hinunter. Ab und zu können Gianna und David schon einen Blick auf den blauglitzernden Spiegel tief unter ihnen erhaschen und jedes Mal läuft ihnen dabei ein Schauer über den Rücken. Schließlich erreichen sie die Vororte von Genua und nur wenige Minuten später fahren die beide Busse auf das weitläufige Hafengelände und halten auf einer Mole. David, der direkt am Fenster sitzt, trifft fast der Schlag, als er das Schiff sieht, welches da vor ihnen im Hafen liegt. Gianna ist jedoch anderweitig beschäftigt. Wie ein Luchs in Lauerstellung wartet sie auf den Moment, in dem sie die Carabinieri endlich von ihrem Sitz befreien. Als sie dann im Gang des Busses für einen kurzen Augenblick ihrem pickeligen Bewacher Auge in Auge gegenübersteht, ergreift sie die Gelegenheit und rammt ihm mit voller Wucht ihr rechtes Knie so sehr in seine Weichteile, dass er wie vom Blitz getroffen zu Boden fällt.

> *»Ich glaub‘ Deine Fahne hängt auf Halbmast!«, ruft sie ihm höhnisch zu, während sich die anderen Wachen gemeinsam auf sie stürzen und überwältigen.*

Ein Gefangener nach dem anderen wird von seinem Sitz befreit und in Handschellen auf das Schiff geführt. Gianna ist als eine der Ersten an der Reihe und noch während man sie aus dem Bus schleift, wird sie Zeuge, wie sich das wimmernde Pickelgesicht noch einen Anschiss von seinem Vorgesetzten anhören muss:

> *»Wenn du nicht mal ein Mädchen bewachen kannst, hast du deinen Beruf verfehlt! Das wird noch Konsequenzen für dich haben!«*

Kurz darauf ist David an der Reihe und wird aus dem Bus geführt. Als er vor dem Schiff steht hat er endgültige Gewissheit: Es ist derselbe rostige Seelenverkäufer, der Gianna und ihn vor einer Woche von Livorno hierher nach Genua gebracht hat. Als seine Augen hinauf zur Steuerbrücke schweifen, kreuzen seine Blicke die des Comandante, der von seinem hochgelegenen Beobachtungsposten auf dem Brückendeck aus, seelenruhig den Einzug der Gefangenen beobachtet. David ist sich sicher,

dass er ihn ebenfalls wiedererkannt haben muss. Sein erschrockener Blick hat ihn verraten, auch wenn er völlig bewegungslos dort oben stehen bleibt. Die Polizisten bringen David in das Innere des Schiffs. Diesmal geht es aber nur ein Deck nach unten bis auf das Messedeck. In einem ehemaligen Aufenthaltsraum für die Mannschaften ist Endstation. David sieht Gianna bereits auf einer der Bänke sitzen. Er deutet seinem Bewacher an, dass er gerne neben ihr Platz nehmen würde. Der stößt ihn jedoch nur zur Seite und fixiert ihn auf einer anderen Bank in einiger Entfernung von ihr. Nach und nach füllt sich der Raum mit den anderen Gefangenen. Einer nach dem anderen, Männer, Frauen und sogar kleine Kinder, werden einzeln auf das Schiff gebracht und mit Handschellen an den offenbar speziell präparierten Befestigungsleisten angekettet. David beginnt die Menschen durchzuzählen. Er kommt bis zur Zahl neunundfünfzig, als der Gefangenenstrom abbricht und ein Mannschaftsmitglied die schwere Gittertür zum Gefangenenraum schließt und von außen verriegelt. Diesen Mann hatte er ebenfalls schon auf der Herfahrt gesehen. Langsam dämmert es ihm, warum der Comandante auf keinen Fall wollte, dass sie während der Überfahrt Kontakt zur Mannschaft aufnehmen.

> *»Gianna!«, ruft er laut über die Köpfe der anderen Häftlinge hinweg. »Hast du gesehen? Wir sind wieder auf demselben Schiff wie vor einer Woche!«*
>
> *»Ja!«, ruft sie ebenso laut zurück. »Dieses Schwein von Kapitän treibt ein doppeltes Spiel. Erst bringt er die Flüchtlinge für viel Geld hierher und dann kassiert er Geld von der Regierung dafür, dass er sie wieder zurückbringt!«*

Dann wird ihre Kommunikationsmöglichkeit jedoch jäh unterbrochen. Der Kapitän hat die Maschine gestartet und ein monotones Brummen erfüllt das Gefangenendeck. Einige der Menschen fangen herzzerreißend zu heulen, schreien oder wimmern an. Man kann sein eigenes Wort kaum noch verstehen, geschweige denn, dass David und Gianna sich noch austauschen könnten. Den beiden ist aber ohnehin nicht mehr nach reden zumute. Mittlerweile haben sie keine Hoffnung mehr ihrem Schicksal zu

entfliehen. In ein paar Stunden werden sie den römischen Behörden überstellt werden. Jetzt müsste schon noch ein Wunder geschehen. Die beiden irritiert aber, dass das Schiff solange mit laufendem Motor im Hafen liegt und nicht endlich ablegt. Eine Stunde vergeht. Und eine weitere Stunde vergeht. Dann kommt plötzlich der Comandante höchstpersönlich an die Gittertür. Er wird begleitet von einem vornehm gekleideten Herrn im dunklen Anzug. Der Comandante öffnet die Gittertür und betritt mit seinem Begleiter das Gefangenendeck. Mit lauter Stimme ruft dieser auf Deutsch in die Menschenmenge:

> *»Herr Jonas? Befindet es sich unter den Anwesenden ein Herr David Jonas?«*

> *»Hier! Ich bin David Jonas«, schreit David und sein Herzschlag setzt dabei fast aus.*

> *Der Mann kommt zu ihm und sagt: »Mein Name ist Claudio Gatti. Der Rat der Stadt Genua hat mich geschickt. Der Außenminister der Donau-Domäne hat sich in einer sehr dringenden Angelegenheit an unseren Ratsvorsitzenden gewandt. Irgendetwas mit Ihren Fingerabdrücken scheint nicht in Ordnung zu sein. Sie sollen mich ins Rathaus begleiten und zwar unverzüglich!«*

Der gellende Jubelschrei, den David in diesem Moment ausstößt, lässt Signore Gatti schlagartig verstummen.

Ehrentag

> *»Hoch soll sie leben, hoch soll sie leben, drei mal hoch!«*

Der Saal des Gasthofs in der Kleinstadt westlich von Köln ist gut gefüllt, als die Gäste Jans Mutter lautstark hochleben lassen.

Elvira Eckert ist gestern achtzig Jahre alt geworden. Jan und Anna haben alle Verwandten und Bekannten ihrer Mutter in den Gasthof zum Mittagessen eingeladen. Sie selbst hatte keine Ahnung, wieviele Menschen dort mit ihr auf ihr Wohl anstoßen wollen. Anna hatte ihr bis zuletzt weisgemacht, dass man dort nur im engsten Familienkreis Essen gehen

wolle. Als die Jubilarin die vielen Gratulanten sieht, kommen ihr vor Rührung die Tränen.

In den letzten Jahren hat Elvira Eckert gesundheitlich ziemlich abgebaut. Jan ist froh, dass Anna und Lena mit ihr in einem Haus wohnen und regelmäßig nach ihr sehen. Die drei bilden mittlerweile eine eingeschworene Drei-Generationen-WG. Oma Eckert kann sich seit einiger Zeit nur noch mit Hilfe ihres Rollators fortbewegen und hält sich deshalb fast nur noch im Erdgeschoss auf. Auch ihr Gedächtnis lässt sie immer öfter im Stich, so dass eine eigene Haushaltsführung nicht mehr in Frage käme. Mit ein wenig Hilfe durch Tochter und Enkelin kommt sie noch ganz gut zurecht und außerdem kommt zweimal am Tag eine Schwester vom Pflegedienst vorbei und hilft ihr beim An- und Ausziehen.

Nach dem Sektempfang wird zwei Stunden lang ausgiebig getafelt. Im Anschluss werden Reden gehalten und Gedichte zum Besten gegeben. Die Damen aus Elviras alten Kegelverein tun sich dabei besonders hervor. In ihrem Eifer bemerken sie gar nicht, dass das offenbar unvermeidliche Tassengedicht gleich zweimal zum Vortrag gebracht wird – was der guten Stimmung aber keinen Abbruch tut. Jan freut sich, dass die alten Leutchen so toll drauf sind und bewundert den riesigen Bekanntenkreis, den seine Mutter im Lauf der achtzig Jahre in ihrer Heimatstadt aufgebaut hat.

Nach Kaffee und Kuchen löst sich die Gesellschaft langsam auf. Als die letzten Gäste verabschiedet sind, begibt sich die Familie Eckert mit der angereisten Verwandtschaft nach Hause, wo Anna und Lena noch einen kleinen Abendimbiss vorbereitet haben.

> *»Na Schwesterherz, wie geht‘s dir denn so?«, fragt Jan Anna. »Ich habe gehört, dass du jetzt Stadtkämmerin bist!«*
>
> *»Warum sollst du der einzige in der Familie sein, der Karriere macht? Offenbar traut man mir den Job zu. Ich find‘s okay!«*
>
> *»Und wie stehen so die Finanzen in unserer Kleinstadt?«*

»Ich kann nicht klagen. Wir haben einen ausgeglichenen Haushalt. Wenn wir nicht andere Kommunen quersubventionieren müssten, sähe es noch besser aus!«

»Wer sind denn diesmal die Schuldigen?«

»Na, eben die üblichen Verdächtigen aus der Ruhr.Rhein-Domäne. Durch den Strukturwandel sind die dortigen Städte nach wie vor nicht in der Lage auf eigenen Füßen zu stehen und benötigen Hilfe von außen.«

»Willst du die ihnen etwa verweigern?«

»Die Frage stellt sich für uns gar nicht. Da wir alle miteinander zur Rhein-Domäne gehören, sind wir Teil einer Solidar-gemeinschaft. Wer sich da aus der Verantwortung stehlen wollte, der müsste schon seinen Austritt aus der Rhein-Domäne erklären. Für eine Kommune, wie die unsere, wäre das der wirtschaftliche Selbstmord!«

»Ist das für die armen Kommunen nicht verlockend, dass sie auf unsere Kosten leben können?«, fragt Lena ihre Mutter. »Ich meine, warum sollten die sich aus eigener Kraft anstrengen, wenn sie das Geld in den Arsch geschoben bekommen!«

»Lena, mäßige bitte deine Ausdrucksweise!«, ermahnt Anna ihre halbwüchsige Tochter. »Du bist hier nicht unter deinesgleichen! Aber du kannst mir schon glauben, dass es für eine Stadt nicht so lustig ist, am Tropf der Hauptdomäne zu hängen. Die müssen sich jede größere Ausgabe und jeden Haushalt von oben genehmigen lassen und haben kaum Handlungsspielraum für eigene Entscheidungen. Es ist deshalb kein Wunder, dass die Leute dort in Scharen wegziehen. Ich habe mich neulich mit dem Kämmerer von Mülheim unterhalten. Der kann sich noch an die Zeit vor dem Crash erinnern. Der sagt, dass viele Kommunen früher bis über beide Ohren verschuldet waren und ihre Ausgaben nur noch über die Aufnahme immer neuer Kassenkredite bestreiten konnten. Die damaligen Nullzinsen hatten die Situation noch verschärft, weil man die klammen Kassen mit billigem geliehenem Geld füllen konnte. Dabei war aber jedem klar, dass man niemals in der Lage

sein würde, diese Schulden wieder zurückzuzahlen. Im Gegenteil: Man sah den Crash anfangs als gute Gelegenheit sich der alten Schulden elegant entledigen zu können!«

»Ach Kinder!«, mischt sich Elvira Eckert in das Gespräch ein. »Habt ihr denn keine schöneren Themen an diesem Tag? Wir wollen doch heute meinen Geburtstag feiern und nicht die Geister der Vergangenheit heraufbeschwören! Jan, weißt du eigentlich schon, dass das kleine Lenalein neuerdings einen Freund hat?«

»Tatsächlich?«, grinst Jan. »Wie heißt er denn?«

»Peter«, antwortet Lena verlegen. »Oma, du bist peinlich!«

Jan muss bei dem Namen Peter unweigerlich an seinen Vater denken. Er wusste gar nicht, dass dieser Name heute wieder gebräuchlich ist. Er kennt eigentlich nur alte Männer, die noch so heißen.

»Jan, unsere Gäste sitzen auf dem Trocken!«, ermahnt ihn seine Mutter mit vorwurfsvollen Blick. »Wärst du so nett und bringst uns noch ein paar Flaschen Wein aus dem Keller?«

Als Jan am Heizungskeller vorbeigeht, kehren einige längst verdrängte schmerzhafte Erinnerungen wieder zurück. Er ist jetzt bald so alt wie sein Vater, als dieser hier unten Selbstmord beging. Was wäre gewesen, wenn er sich damals nicht so feige aus dem Staub gemacht hätte? Ob er wohl heute noch am Leben wäre? Seinen achtzigsten Geburtstag hätte er mittlerweile schon längst hinter sich, aber er hatte eine gesunde Natur und ihm hat eigentlich nie was gefehlt.

»Ach du alter Narr!«, denkt sich Jan. »Hättest du damals nur ein wenig mehr Durchhaltevermögen bewiesen. Wenn du wüsstest, was du in den vergangenen Jahren alles verpasst hast!«

Mutterliebe

Claudio Gatti lässt David die Handschellen abnehmen und bittet ihn, mit ihm das Schiff zu verlassen.

»Moment einmal! Was wird aus meiner Freundin?«, fragt David.

»Wie bitte?«, entgegnet Gatti verwirrt.

»Meine Freundin, Gianna Marconi. Ich gehe nicht ohne sie von Bord.«

»Von einer Frau Marconi hat man mir nichts gesagt. Ich möchte Sie jetzt bitten mir zu folgen. Wir haben den Kapitän schon viel zu lange aufgehalten! Sein Schiff sollte schon längst ausgelaufen sein.«

»Immer mit der Ruhe! Es hat lange genug gedauert, bis ihre Behörde endlich den Irrtum bemerkt hat, der ihr da bezüglich meiner Identität unterlaufen ist. Bei meiner Freundin liegt der Fall ganz ähnlich wie bei mir. Sie ist ebenfalls zu Unrecht hier auf dieses Schiff gebracht worden und wenn man sie jetzt gegen ihren Willen nach Rom zurückbringt, ist ihr Leben unmittelbar bedroht!

»Es tut mir sehr leid Herr Jonas, aber ich habe ausschließlich die Anweisung Sie von diesem Schiff zu holen, etwaige Unklarheiten bezüglich Ihrer Identität abzuklären und Sie dann gegebenenfalls in ihre Heimat zu überführen. Für das Schicksal dieser Frau Marconi bin ich in keiner Weise zuständig. Würden Sie mir jetzt bitte folgen!«

David beginnt an der Starrköpfigkeit dieses Bürokraten zu verzweifeln. Er überlegt, ob er sich wieder an seinen Platz setzen und durch einen Sitzstreik die Situation eskalieren lassen soll. Aber dann würde man ihn wahrscheinlich einfach mit Gewalt von Bord zerren und Gianna wäre verloren. Er denkt kurz nach und setzt mit einem gewagten Bluff alles auf eine Karte:

»Jetzt hören Sie mir mal gut zu! Sie reden hier von meiner Verlobten und nicht von irgendeiner Frau Marconi. Meine Verlobte ist im dritten Monat schwanger. Wenn Sie jetzt glauben, ich würde sie und mein Kind einfach hier im Stich lassen, bloß weil ihre dämlichen Vorschriften das so vorsehen, dann haben Sie sich aber gründlich getäuscht! Sie haben doch selbst gesagt, dass sich das Außenministerium der Donau-Domäne in meinen Fall eingeschaltet hat. Ich kenne den Herrn Außenminister persönlich

und ich kann Ihnen versprechen, dass Sie Ihres Lebens nicht mehr froh werden, wenn Sie meine Verlobte und mein ungeborenes Kind nicht augenblicklich in Sicherheit bringen! Die Medien in allen Domänen Europas werden schon morgen darüber berichten, was Sie, Signore Claudio Gatti, für ein kaltherziger Paragrafenreiter sind! Den Shitstorm, der über Sie und Ihre Behörde hereinbrechen wird, können Sie sich in Ihren kühnsten Träumen nicht vorstellen! Wollen Sie das wirklich?«

Gatti bricht der kalte Angstschweiß aus. Mit geballten Fäusten steht er so verkrampft da, dass die Knöchel seiner Finger blutleer hervortreten. Er weiß nicht, was er machen soll. Schließlich sagt er zu David:

»Also meinetwegen! Wir werden die Angelegenheit mit meinen Vorgesetzten im Rathaus klären.« Und an den Kapitän gewandt ergänzt er auf Italienisch: »Comandante, machen Sie bitte diese Frau los! Ich will Sie nicht länger vom Auslaufen abhalten.«

Gianna wirft dem Comandante eisige Blicke zu, während der ihr die Handschellen abnimmt. Bevor sie mit David und Gatti das Gefangenendeck verlässt, zischt sie ihm noch ein leises »Judas!« entgegen und spuckt vor ihm aus.

Vor dem Schiff wartet eine schwarze Luxuslimousine, deren Chauffeur, eine Zigarette rauchend, ungeduldig auf und ab geht. Als er seinen Chef mit zwei Personen von Bord gehen sieht, öffnet er sofort alle Türen. Gianna und David nehmen im Fond Platz, während Gatti vorne einsteigt. Nahezu lautlos rollt das schwere Hybridfahrzeug davon. Es verlässt das Areal des Ölhafens und biegt auf die vielbefahrene Küstenstraße ein. Je näher sie dem Stadtzentrum kommen, umso dichter wird der Verkehr. Gianna kommt aus dem Staunen nicht mehr heraus. Im Vergleich zu Rom liegt dieses Genua auf einem anderen Stern. Die Straßen sind voller moderner Elektroautos. Wohin man auch schaut: Überall herrscht ein quirliges Durcheinander. Der Verkehr scheint keinen festen Regeln zu gehorchen, fließt aber zügig und stetig dahin. Es wird gehupt, gedrängelt und geschimpft. Als Gianna bemerkt, wie halsbrecherisch sich der Fahrer eines E-Rollers durch dieses Chaos hindurchschlängelt, beschleunigt sich

ihr Puls und ihre Hände werden feucht. Immerhin muss dieser waghalsige Kerl nicht auf Schlaglöcher achten. Sämtliche Straßen befinden sich in einem ausgezeichneten Zustand. Überhaupt wirkt die ganze Stadt wie aus dem Ei gepellt. Die Fassaden der Häuser sind sauber und intakt. Nirgendwo liegt Müll herum. Die ganze Szenerie wirkt irgendwie irreal. Wie in einem Kinofilm. Und Gianna sitzt auf dem weichen Ledersitz dieser klimatisierten Luxuskarosse wie in einer Loge und lässt die fantastischen Eindrücke an sich vorüberziehen. Einmal in ihrem Leben hatte sie so ein Automobil durch die Straßen Roms fahren sehen. Es war angeblich die Limousine des Papstes gewesen. Aufgrund der dunklen Scheiben hatte man aber nicht erkennen können, ob er selber wirklich darin saß. Niemals hätte sie sich träumen lassen, dass sie selber einmal in solch einem Fahrzeug sitzen würde.

> *»Der Stadtverkehr von Genua scheint dich ganz schön zu beeindrucken!«, reißt sie David aus ihrer Gedankenwelt.*

> *»Ja – was für ein Unterschied zu Rom! Ich finde das alles ungeheuer aufregend, aber auch ein wenig beängstigend.«*

> *»Ja, Pferdefuhrwerke wirst du hier vergeblich suchen! Aber warte mal ab bis du erst Wien siehst! Dieses Genua ist zwar wunderschön gelegen – so zwischen dem Gebirge und dem Meer. Dadurch wirkt aber auch alles irgendwie eng und zusammengequetscht. In Wien, da ist alles viel weiträumiger und offener!«*

Die Limousine erreicht das historische Stadtzentrum und die autofreie Zone. Der Fahrer hält vor zwei massiven Metallpollern, die eine Weiterfahrt unmöglich machen. »Aha, hier ist wohl Endstation«, denkt Gianna. Doch die Poller beginnen plötzlich rot zu blinken und verschwinden, wie von Zauberhand, langsam im Boden. Als der Weg frei ist, setzt die Limousine ihre Fahrt über das alte Kopfsteinpflaster fort und verschwindet schließlich in der Tiefgarage eines Palazzos an der Via Garibaldi. Sie befinden sich jetzt unter dem Rathaus der Stadt. Claudio Gatti betritt mit Gianna und David den für die Öffentlichkeit nicht

zugänglichen Teil des Palazzos. Über mehrere breite Marmortreppen und über lange, mit Gemälden dekorierte Gänge, führt er sie zu den Amtsräumen der Stadtverwaltung. In einem kleinen Vorzimmer bittet er sie Platz zu nehmen und verschwindet in einem der angrenzenden Büros. Nach ein paar Minuten kommt er in Begleitung eines älteren, ebenfalls sehr vornehm gekleideten Herrn, wieder zurück. Beim gegenseitigen Bekanntmachen stellt sich heraus, dass es sich um den zweiten Bürgermeister der Stadt, Emilio Galliano, handelt. Da dieser jedoch des Deutschen nicht mächtig ist, wendet der sich, nachdem er David freundlich mit Handschlag begrüßt und willkommen geheißen hat, an Gianna:

> *»Sie sind also Signora Marconi. Mein Referent hat mir bereits berichtet, dass sie die Verlobte von Herrn Jonas sind. Ich möchte sie ebenfalls hier in Genua willkommen heißen und mich für die widrigen Umstände entschuldigen!«*

Gianna bedankt sich artig und etwas verlegen für den freundlichen Empfang. Dieser Mann ist ihr auf Anhieb wesentlich sympathischer, als dieser Bürohengst Gatti. Leider übernimmt dieser aber wieder die Gesprächsführung:

> *»Herr Jonas, wir werden in wenigen Minuten eine Telefonkonferenz mit dem Außenministerium der Donau-Domäne schalten. Die Leitung des Gesprächs wird bei mir liegen. Ich bitte Sie und Ihre Verlobte nur zu reden, wenn man Sie dazu auffordert. Der Herr Bürgermeister wird ebenfalls als Zuhörer der Konferenz beiwohnen. Wenn Sie mir nun bitte folgen würden!«*

Die Vier verlassen das Vorzimmer und betreten einen prunkvoll ausgestatteten Saal, der offenbar als Sitzungszimmer dient. Bei voller Bestuhlung würden hier bestimmt leicht hundert Personen Platz finden. Durch die kreisförmig angeordneten Konferenztische bietet der Raum aber aktuell nur etwa zwanzig Personen Platz, was für die vier Personen aber immer noch reichlich überdimensioniert erscheint. David bemerkt, dass sich bereits zwei uniformierte Personen im Saal befinden. Aufgrund ihrer Pistolenhalfter sind sie unschwer als Wachpersonal zu erkennen. Gatti

beachtet sie aber gar nicht weiter und führt seine Begleiter zum Kopfende der Konferenztische, wo sich ein gewaltiger Flachbildmonitor befindet. David kennt diese rollbaren Konferenzsysteme zur Genüge. Es handelt sich um dasselbe Modell, wie es auch bei seinen Projektkonferenzen zum Einsatz kommt. Die Kamera am oberen Rand des Bildschirms ist so auf die Tische gerichtet, dass die entfernten Konferenzteilnehmer einen guten Überblick über alle Anwesenden haben. Claudio Gatti beginnt unbeholfen das Konferenzsystem in Gang zu setzen. Als er nach fünf Minuten noch immer kläglich an der Technik scheitert, entschließt sich David, dem armen Mann aus der Verlegenheit zu helfen. Er drückt ein paar Mal auf das Touchdisplay des Bildschirms und navigiert routiniert durch die Menus, bis er die Liste der letzten Videotelefonate erreicht. Als Gatti das grüne Telefonhörersymbol neben dem Eintrag »Vienna« erkennt, strahlt er über das ganze Gesicht und drückt stolz auf den Knopf, der den sofortigen Verbindungsaufbau einleitet. Es tutet ein paarmal aus den seitlichen Lautsprechern, dann ändert sich das Fernsehbild und es erscheint eine spärlich bekleidete Frau:

> *»Casa Vienna – Hallo Claudio! Das ist aber eine Überraschung. Du bist aber heute früh dran! Willst einen Termin bei uns vereinbaren oder soll dir eines der Mädchen den langweiligen Büronachmittag mit ein wenig Cybersex verschönern?«*

Mit hochroten Kopf springt Gatti zum Bildschirm und drückt den roten Knopf zum Beenden der Verbindung.

> *»Falsch verbunden!«, stammelt er verlegen, während er durch die Telefonliste scrollt.*

Bei seinem zweiten Versuch wählt er den Eintrag »Ministero degli Affari Vienna«. Wieder tutet es und diesmal erscheint ein seriös gekleideter Herr am anderen Ende der Leitung.

> *»Ein herzliches Grüß Gott nach Genua!«, meldet sich der gerufene Konferenzteilnehmer.*

»Guten Tag Herr Staatssekretär«, antwortet Gatti. »Schön, dass sie es sich so kurzfristig einrichten konnten mit uns zu sprechen.«

»Die Zeit nehme ich mir gerne, Herr Gatti. Sie wissen ja, wie wichtig uns diese Angelegenheit ist. Wie ich sehe, sind Sie diesmal nicht allein im Raum. Würden Sie mir bitte die anderen anwesenden Personen vorstellen?«

»Sehr gerne, Herr Staatssekretär. Rechts neben mir sehen sie Signore Galliano, den zweiten Bürgermeister der Stadt Genua. Signore Galliano spricht leider nur ein paar Brocken Deutsch. Da dieser Fall mittlerweile aber auch hier in Genua auf höchster Ebene behandelt wird, hat er mich darum gebeten, an dieser Konferenz teilnehmen zu dürfen. Sollte Sie Fragen an den Herrn Bürgermeister haben, kann ich diese gerne für ihn übersetzen. Der junge Mann links neben mir ist David Jonas. Wir haben ihn mittlerweile in Genau ausfindig machen können und er war so freundlich uns in das Rathaus zu begleiten. Neben ihm sehen Sie seine Verlobte, Signora Gianna Marconi. Ich hoffe Sie haben nichts dagegen, dass sie ebenfalls an dieser Konferenz teilnimmt.«

»Nein, ich denke das geht schon in Ordnung! Herr Jonas, ich möchte mich Ihnen auch noch kurz vorstellen. Wir hatten ja noch nicht das Vergnügen uns kennenzulernen. Mein Name ist Braunweger, Doktor Braunweger und meines Zeichens Staatssekretär im Außenministerium. Herr Jonas, Sie haben hier in Wien einigen Wirbel ausgelöst mit Ihrer Räubergeschichte!«

»Tut mir leid, Herr Staatssekretär«, antwortet David verlegen. »Das war bestimmt nicht meine Absicht. Wenn es nach mir gegangen wäre, wären die vergangenen Wochen mit Sicherheit etwas anders verlaufen.«

»Herr Jonas, wir sind bis gestern fest davon ausgegangen, dass Sie sich an Bord des verunglückten Privatjets befunden haben. Können Sie mir mit wenigen Worten erklären, wie es dazu kam, dass Sie trotz der mehrfach bestätigten Berichte der römischen und vatikanischen Behörden nicht an Bord dieser Maschine

waren und stattdessen als illegaler Einwanderer beim Grenzübertritt in die Po-Domäne verhaftet wurden?«

David erzählt geduldig und in aller Ausführlichkeit, was sich in den vergangenen Wochen alles zugetragen hat. Vom Arbeitsbesuch in der Vatikanbank, dem Raubüberfall im Bahnhofsviertel, den gefälschten Zeitungsartikeln, seiner Flucht nach Norden, bis schließlich zu seiner Festnahme an der Grenze. Nachdem er nach einer halben Stunde seinen Vortrag beendet hat, meint der Staatssekretär:

»Herr Jonas, das sind sehr schwere Vorwürfe, die Sie da gegen die römischen Behörden und insbesondere gegen den Vatikanstaat erheben! Sind Sie sicher, dass es sich da nicht um ein Missverständnis gehandelt haben könnte? Warum haben Sie nach diesem Überfall keinen Kontakt mit dem Vatikan aufgenommen. Vielleicht hätte sich ja alles aufgeklärt!«

»Herr Staatssekretär, als ich nach dem Überfall wieder in der Lage war, mir Gedanken über meine Zukunft zu machen, waren bereits mehrere Menschen tot! Alle Anzeichen deuteten darauf hin, dass es sich bei den Drahtziehern dieser Verbrechen um einflussreiche Leute im Vatikan handeln muss. Wäre ich nicht untergetaucht, hätten sie mich bestimmt ebenfalls getötet. Sogar nach meiner Gefangennahme in der Po-Domäne wäre es diesen Verbrechern beinahe gelungen, mit ihren falschen Anschuldigungen meine Rückführung nach Rom zu erreichen. Hätten Sie nicht letzter Minute meine Auslieferung unterbunden, wäre diese Sache wahrscheinlich nie ans Licht gekommen!«

»Ich glaube jetzt übertreiben Sie aber wirklich, Herr Jonas. Unsere Domäne unterhält seit vielen Jahren beste Beziehungen zum Vatikanstaat und Sie sollten wirklich einmal darüber nachdenken, was für Beschuldigungen Sie da erheben! Ich würde unser Gespräch jetzt allerdings gerne in eine andere Richtung lenken. Sie haben bestimmt Verständnis dafür, dass wir bereits mehrere Szenarien durchgespielt haben, was ihre Identität und den Wahrheitsgehalt Ihrer Aussagen angeht.«

»Soll das heißen, dass Sie mir immer noch nicht glauben, dass ich David Jonas bin?«

»Sagen wir mal so: Vieles deutet darauf hin, dass Sie uns bezüglich Ihrer Identität die Wahrheit sagen. Die Fingerabdrücke, die uns von der Polizei in Novi Ligure übermittelt wurden, stimmen in hohem Maße mit denen von David Jonas überein. Um aber auch letzte Zweifel auszuräumen, würde ich Sie jetzt gerne jemandem in diese Konferenz hinzuschalten. Haben Sie etwas dagegen einzuwenden?«

»Nein, überhaupt nicht!«, antwortet David. »Um wen handelt es sich denn?«

»Lassen Sie sich überraschen!«, antwortet der Staatssekretär und beginnt an seinem Konferenzsystem zu hantieren.

Auf dem Bildschirm verkleinert sich plötzlich die großformatige Darstellung des entfernten Gesprächspartners, bis er nur noch in der rechten oberen Ecke zu sehen ist. Der Rest des Bildschirms ist schwarz geworden. Auf einmal erscheint das Bild einer Frau auf dem Monitor. David fällt die Kinnlade herunter.

»Mama! Bist du das?«

Davids Mutter verschlägt es jedoch erst einmal die Sprache. Nach der ersten Schrecksekunde stammelt sie:

»David! Bist du das wirklich? Mein Gott, Du lebst ja tatsächlich! Was ist mit deinen Haaren passiert?«

»Ja, es geht mir gut! Es tut mir leid, dass ich mich nicht eher melden konnte, aber ich war von jeglichen Kommunikationsmöglichkeiten abgeschnitten. Wie geht es Papa?«

»Es geht ihm gut! Na ja, er hat seine Herzmedikamente genommen und soll sich doch nicht aufregen. Als gestern die Regierung bei uns angerufen und behauptet hat, dass Du vielleicht doch noch am Leben bist, hat er einen leichten Herzanfall bekommen. Du hast ja keine Ahnung, was wir in den

letzten Wochen durchgemacht haben! Papa ist gerade im Schlafzimmer und ruht sich etwas aus. Moment mal, ich glaube er kommt gerade!«

David sieht, wie nun auch noch sein Vater im elterlichen Wohnzimmer erscheint.

»David? Wo zum Teufel hast du gesteckt? Wie konntest du das deiner Mutter und mir antun?«

»Tut mir leid! Ich erklär euch das alles, wenn ich wieder zuhause bin. Ich hatte wirklich keine Möglichkeit euch ein Lebenszeichen zu senden.«

David wird Zeuge, wie seine Eltern auf dem alten Wohnzimmersofa sitzen und sichtlich um Fassung ringen. Beiden laufen die Freudentränen übers Gesicht, als sie ihren totgeglaubten Sohn quicklebendig auf dem Fernsehbildschirm vor sich sehen.

»Frau Jonas«, meldet sich Dr. Braunweger zu Wort. »Sie sind sich also ganz sicher, dass es sich bei dieser Person um Ihren Sohn David handelt?«

»Natürlich bin ich mir sicher!«, schluchzt Davids Mutter.

»Dann möchte ich mich vielmals bei Ihnen bedanken, dass Sie uns unterstützt haben!«

»Ich hätte noch eine Frage an Frau Jonas!«, meldet sich plötzlich Claudio Gatti. »Kennen Sie die junge Dame, die dort neben Ihrem Sohn sitzt?«

David schaut Gatti böse an und wendet sich dann direkt an seine Mutter:

»Mama, dieser Herr hier will nicht glauben, dass ich seit einem Jahr mit Gianna verlobt bin! Würdest Du ihm bitte sagen, dass dies den Tatsachen entspricht! Am Ende lassen diese Bürokraten sonst Gianna nicht mit mir ausreisen.«

David kennt seine Mutter gut genug, um zu wissen, dass sie diese Notlüge durchschauen und ihn, so gut sie kann, unterstützen wird. Es dauert auch

nur einen Augenblick, bis sie die Absicht ihres Sohnes erkennt. Für ein paar Sekundenbruchteile mustert sie mit mütterlichem Interesse das sympathisch wirkende junge Mädchen an der Seite ihres Kindes. Dann antwortet sie mit empörter Stimme:

> *»Natürlich stimmt das, was mein Sohn sagt! Unterstehen Sie sich unserer Familie noch weitere Steine in den Weg zu legen! Haben Sie nicht schon genügend Unheil angerichtet?«*

Und auch der Staatssekretär in Wien pflichtet ihr bei:

> *»Also Herr Gatti, das ist nun wirklich nicht der Moment für solche Kleinlichkeiten! Da die Identität von Herrn Jonas zweifelsfrei feststeht, möchte ich Sie bitten, so schnell wie möglich den Rückflug für ihn und seine Verlobte in die Wege zu leiten!«*

> *»Wie Sie wünschen, Herr Staatssekretär«, antwortet Gatti kleinlaut. »Der nächste Flieger von Genua nach Wien geht morgen Abend. Bis dahin werden Herr Jonas und Frau Marconi selbstverständlich unsere Gäste sein.«*

Dr. Braunweger bedankt sich bei Davids Eltern für deren Unterstützung und trennt dann die Verbindung zu ihnen. Dann wendet er sich wieder seinen Gesprächspartnern in Genua zu:

> *»Gut, dann ist ja soweit alles klar! Eine Bitte habe ich noch an Sie, Herr Jonas: Sprechen Sie einstweilen mit niemand über diese Angelegenheit! Wir werden Sie bei Ihrer Ankunft am Wiener Flughafen abholen und ins Außenministerium bringen. Dort werden wir uns dann persönlich kennenlernen. Ich freue mich schon darauf! Falls es von Ihnen, Herr Gatti, oder vom Herrn Bürgermeister keine weiteren Fragen mehr gibt, sind wir, denke ich, für heute fertig.«*

Gatti wirft einen fragenden Blick zu seinem Dienstherrn. Der kämpft aber offensichtlich schon seit längerem gegen die Müdigkeit und zeigt keinerlei Interesse diese Konferenz unnötig in die Länge zu ziehen.

»Wir haben momentan auch keine weiteren Fragen mehr. Vielen Dank Herr Staatssekretär für das Gespräch und schöne Grüße nach Wien!«

Gatti beendet die Videokonferenz und erstattet dem Bürgermeister kurz Bericht über den Inhalt. Obwohl dieser nicht viel verstanden hatte, war ihm während des Verlaufs des Gesprächs durchaus klar geworden, dass zumindest an der Identität des jungen Mannes kein Zweifel mehr besteht. Als Gatti mit seiner Kurzzusammenfassung fertig ist, erteilt er ihm einen Auftrag:

»Sorgen Sie bitte dafür, dass die zwei jungen Leute in einem anständigen Hotel untergebracht werden. Und geben Sie ihnen eine Geldkarte der Verwaltung mit, damit sie ein wenig Shoppen gehen können. Die beiden scheinen ja nicht mehr zu besitzen, als die Kleider, die sie am Leib tragen. Laden Sie die Karte ordentlich mit Geld auf! Unsere Domäne hat sich in dieser Angelegenheit nicht gerade mit Ruhm bekleckert. Ich möchte nicht, dass uns nach all den peinlichen Vorkommnissen auch noch der Ruf anhaftet knausrig zu sein! Haben Sie mich verstanden?«

Exkursion

Rudolf Keller wartet gespannt am vereinbarten Treffpunkt. So ein lukrativer Auftrag ist ihm schon lange nicht mehr untergekommen. Und er kommt zur rechten Zeit. Denn das Leben ist hart und dieser Auftrag wird seine angespannte Finanzsituation halbwegs wieder ins Gleichgewicht bringen. Rudolf Keller ist studierter Geologe. Sogar ein promovierter Geologe! Aber seine Brötchen verdient er seit Jahren hauptsächlich mit Taxifahren. Gelegentlich hält er ein paar Vorträge an der Volkshochschule seiner Heimatstadt Donaueschingen. Vor interessierten Rentnern doziert er dort über die geologischen Besonderheiten der Schwäbischen Alb und wenn er großes Glück hat, darf er sogar einmal eine Exkursion durch die hiesigen Naturparks am Oberlauf der Donau führen. Viel Geld kommt bei alledem leider nicht rüber. Zum Leben ist es zu wenig und zum Sterben zu viel.

Aber Rudolf Keller ist noch jung. Dreißig Jahre sind eigentlich nicht viel für einen fertigstudierten Doktor der Geologie. Trotzdem fragen ihn seine Eltern und seine Freundin dauernd, wann er von seiner Geologie denn einmal würde leben können. Er erzählt ihnen dann immer von seinem Buchprojekt, an dem er arbeitet und von den geologischen Geheimnissen der Schwäbischen Alb, die nur er kennt und die ihn bestimmt bald zu einem gefragten Spezialisten auf seinem Gebiet machen werden. Gewiss – die Jahre nach der Wirtschaftskrise waren hart, und eine Weile hatte er tatsächlich mit dem Gedanken gespielt sich zum Softwareentwickler umschulen zu lassen. Aber heute schreiben wir schließlich das Jahr 2052 und die Bäume wachsen wieder in den Himmel.

Vielleicht beginnt gerade jetzt seine neue Karriere als Privatdozent! Ein Hobbygeologe hat ihn nämlich den ganzen heutigen Tag für eine Privatführung engagiert! Die Hälfte des geforderten Honorars hatte der Mann anstandslos vorab auf sein Konto überwiesen und heute Abend gibt es den Rest bar auf die Hand. Ohne Rechnung! »Glück muss der Mensch haben«, denkt sich Rudolf Keller, als er am stillgelegten Truppenübungsplatz von Immendingen auf seinen geheimnisvollen Kunden wartet.

Fast pünktlich auf die Minute biegt ein schwarzer Mercedes auf den schmalen Kiesweg ein und hält direkt neben seinem alten Peugeot. Das Nummernschild verrät, dass es sich um einen Mietwagen handelt.

> *»Herr Keller?«, fragt der Mann, nachdem er seinen Wagen verlassen hat. Rudolf Keller nickt freundlich und stumm.*
>
> *»Guten Tag! Mein Name ist Popov – Igor Popov. Schön, dass es so kurzfristig mit unserem Termin geklappt hat. Wir hatten bisher ja leider nur über E-Mail das Vergnügen gehabt.«*

Rudolf Keller hatte schon anhand des Namens in der E-Mail vermutet, dass er sich bei seinem Auftraggeber um einen Russen handeln könnte. Der harte osteuropäische Akzent seines Gegenübers bringt ihm aber nun endgültige Gewissheit.

»Sehr erfreut Sie kennenzulernen, Herr Popov. Sie hatten mir geschrieben, dass Sie sich für die Donauversinkung interessieren.«

»Richtig! Ich beschäftige mich in meiner Freizeit mit geologischen Besonderheiten und da ich beruflich gerade einmal hier in der Gegend zu tun habe, dachte ich mir, ich sehe mir diese berühmte Donauversinkung einmal mit eigenen Augen an. Umso mehr freue ich mich, dass ich in Ihnen so einen profunden Kenner der Materie gefunden habe und dass Sie sich die Zeit nehmen, mir das alles in Ruhe zu erklären.«

»Keine Ursache, Herr Popov. Es ist mir eine besondere Freude ihnen dieses einmalige geologische Phänomen zu zeigen. Ich schlage vor, dass wir dazu an folgenden Orten Station machen: Zuerst zeige ich Ihnen hier ganz in in der Nähe die Brühler Schlucklöcher, wo derzeit die Donau gerade einmal wieder vollständig versickert – oder versinkt, wie wir Geologen sagen. Danach fahren wir nach Fridingen, wo ich Ihnen das Wasserkraftwerk und die Versinkungsstelle in der dortigen Donauschleife zeigen werde. Und zum Abschluss fahren wir zum Aachtopf, wo das Donauwasser wieder zutage tritt und über die Radolfzeller Aach zum Rhein hin abfließt. Ist das in Ihrem Sinne?«

»Ja, ganz wunderbar! Lassen Sie uns das so machen! Ich verlasse mich da ganz auf Ihre Fachkompetenz!«

Die beiden Männer steigen in den kleinen Peugeot und fahren ein kurzes Stück, bevor sie wieder parken und Rudolf Keller seinen Gast zum beinahe vollständig ausgetrockneten Donaubett hinunterführt.

»Wir befinden uns jetzt direkt über der Hauptversinkungsstelle. Etwa die Hälfte des Jahres, so wie auch heute, versinkt hier die Donau vollständig in ihrem Flussbett und fließt dann durch unterirdische Kammern und Höhlensysteme in Richtung Rhein. Man kann mit chemischen Substanzen nachweisen, dass genau dieses Wasser nach einiger Zeit in vierzehn Kilometern Entfernung von hier wieder zutage tritt. Und zwar in der Aachtopfquelle, die wir später noch besuchen werden.«

»Gibt es hier in der Gegend denn keine Probleme mit der Wasserversorgung, wenn die Donau einfach so im Boden verschwindet?«, fragt Igor Popov.

»Oh doch!«, lacht Rudolf Keller. »Schon im Jahr 1927 haben sich die damals noch unabhängigen Länder Baden und Württemberg um die Wasserrechte an dem versickerten Donauwasser gestritten. Man hatte damals sogar zeitweise die Sickerlöcher verstopft, um das Abfließen in Richtung Rhein zu verhindern. Der Streit ist damals vor dem Staatsgerichtshof des Deutschen Reichs verhandelt worden; so hohe Wellen hat das geschlagen!«

»Kann man diese Sickerlöcher denn genau lokalisieren?«

»Kommen Sie mal mit, Herr Popov«, grinst Rudolf Keller und führt seinen Gast zu einem Gebüsch am ausgetrockneten Flussufer.

»Sehen Sie die kleinen Rohre, die hier aus dem Boden kommen? Während meines Studiums hat mein damaliger Professor hier einige Probebohrungen vorgenommen, um die genauen Abflusswege der Versickerungslöcher zu erforschen. In diese Rohre haben wir damals die chemischen Substanzen gefüllt, mit denen wir das Ablaufsystem untersucht haben.«

»Wirklich hochinteressant!«, pflichtet ihm Igor Popov mit ernster Miene bei.

Rudolf Keller erklärt seinem Gast noch das ein oder andere Wissenswerte über die unterirdischen Karstwassersysteme dieser Gegend, bevor sie wieder in das Auto steigen und die dreißig Kilometer donauabwärts in die Kleinstadt Fridingen fahren.

»Wir befinden uns jetzt an der Stelle, wo das Flüsschen Bära in die Donau mündet. Wie Sie sehen, hat sich das Flussbett hier schon wieder von seinem Wasserverlust an den Immendinger Schlucklöchern erholt. Die Donau speist sich ja nun mal aus sehr vielen Zuflüssen. Da vorne sehen Sie das Wehr, hinter dem die Fridinger Donauschleife beginnt. Das meiste Wasser fließt aber

schon vorher, über dieses Kraftwerk da vorne, in den künstlich geschaffenen Donaustollen.«

»Mit diesem bisschen Wasser lässt sich tatsächlich Strom erzeugen?«

»Und ob! Die nutzbare Fallhöhe des Wassers beträgt zwar nur sechzehn Meter, das reicht aber, über das ganze Jahr betrachtet, für eine Erzeugung von etwa vier Gigawatt Strom!«

»Donnerwetter!«, grinst Igor Popov. »Was Sie alles wissen!«

»Der Kraftwerksstollen hat aber auch noch einen anderen entscheidenden Vorteil: Dadurch, dass das Donauwasser nicht über die ursprüngliche Donauschleife fließt, sondern sozusagen eine Abkürzung durch den Stollen nimmt, entgeht es der dortigen Versinkungsstelle und bleibt dem ursprünglichen Flusssystem erhalten!«

»Das heißt, wenn es diesen Stollen nicht gäbe, würde ein Großteil dieses Wassers unterirdisch in Richtung des Aachtopfs abfließen?«

»Genau! Herr Popov, ich sehe schon, Sie haben eine gute Auffassungsgabe! Die meisten meiner Schüler an der Volkshochschule haben große Vorstellungsprobleme was diese unsichtbaren Wasserwege angeht.«

Igor Popov bittet seinen Führer noch einen kurzen Blick auf das Kraftwerk werfen zu dürfen. Dieser erfüllt ihm seinen Wunsch nur zu gerne und zeigt ihm bereitwillig alles Sehenswerte am Eingang zur Stollenanlage. Schließlich steigen die beiden wieder in ihr Auto und fahren zu den nicht weit entfernten Versickerungstellen an der Fridinger Donauschleife. Rudolf Keller liebt diesen Ort. Über einen kaum erkennbaren Trampelpfad führt er seinen Gast durch ein kleines Wäldchen hinunter zum Flussbett. Der Weg endet direkt am Wasser und eröffnet einen grandiosen Ausblick auf den Naturpark Obere Donau. Rudolf Keller geht schier das Herz über, während er seinen Vortrag über die unendliche Schönheit dieses von der Donau aus dem Juragestein gegrabenen Tales hält. Mit glänzenden Augen

schweift sein Blick über die bizarren Kalkfels Formationen und die bewaldeten Bergkuppen dieser einmalig schönen Landschaft – seiner Heimat.

Würde er mal lieber nach hinten sehen! Hinter seinem Rücken zieht nämlich Boris Luganov, alias Igor Popov, gerade eine 9 mm Pistole russischer Bauart aus der Jacke und richtet sie in aller Seelenruhe direkt auf den Hinterkopf seines beredten Tourguides. Luganov überlegt noch kurz, ob es der Anstand gebietet, sich für die bisherige Führung zu bedanken. Dann hört er aber auf eine innere Stimme und beschließt, es seinem sympathischen Opfer nicht unnötig schwer zu machen.

Rudolf Keller hört den Schuss nicht mehr, als er glücklich und tot vornüberkippt. Nur ein paar Vögel in den Baumkronen des dichten Auenwalds werden Zeuge dieser heimtückischen Tat und fliegen, unter lautem Protestgeschrei, aufgeregt davon.

Heimkehr

Am späten Nachmittag des folgenden Tages werden Gianna und David von ihrem Hotel an der Piazza De Ferrari abgeholt und zum Flughafen gebracht. Als Claudio Gatti die beiden in der Hotellobby sieht, erkennt er sie fast nicht wieder. Seine Schützlinge hatten den ganzen Tag in den Einkaufsstraßen rund um das Hotel verbracht und eingekauft, was die Geldkarte hergab. Davids Wunschzettel war relativ schnell abgearbeitet. Sein erklärtes Ziel war es, die Gegenstände, die ihm in Rom abhanden gekommen waren, durch Neue zu ersetzen. Zwei Hosen, vier Hemden, ein Sakko dazu ein paar Socken und Unterhosen. Viel mehr hatte er nicht eingebüßt und zuhause wartet ohnehin ein gut gefüllter Kleiderschrank auf ihn. Für Gianna war dieser Einkaufsbummel hingegen eine weitere, völlig neue Erfahrung. Niemals hätte sie sich eine solche Vielfalt an Geschäften und Waren vorstellen können. Die beiden hatten ihre Shoppingtour mit dem Erwerb eines großen Rollkoffers und eines kleines Cityrucksacks begonnen und dann beständig darauf hingearbeitet, diese beiden Behältnisse zu füllen. Gianna nutzte die Gelegenheit, sich auf ihr neues

Leben in Wien vorzubereiten und kaufte wie im Rausch: T-Shirts, Pullis, Jacken, Kleider, Hosen, Unterwäsche, Dessous, Socken, Strümpfe und Schuhe. Schnell war klar, dass ein weiterer Rollkoffer her musste und dann ging es munter weiter, bis die Geldkarte irgendwann signalisierte, dass das Limit erreicht sei. Von dem übrig gebliebenen Guthaben kauften sie sich in einem Straßencafé noch ein leckeres Eis, bevor sie müde in ihr Hotel zurückkehrten und sich für die Abreise vorbereiteten. Claudio Gatti staunt nicht schlecht, als der Chauffeur zwei voluminöse Rollkoffer in den Kofferraum der Limousine wuchtet.

Am Flughafen bekommen die beiden von Gatti ihre provisorischen Reisedokumente ausgehändigt. Er begleitet sie noch zum Check-In-Schalter und verabschiedet sich dann, bevor sie durch die Sicherheitskontrolle gehen:

> *»Machen Sie es gut, meine Lieben, und passen Sie in Zukunft besser auf sich auf!«*
>
> *»Vielen Dank für alles was Sie und Ihre Kollegen für uns getan haben!«, antwortet David freundlich und gibt Gatti die Geldkarte zurück.*
>
> *»Wieviel Geld ist denn noch drauf?«, fragt Gatti neugierig.*
>
> *»Keine Ahnung! Wir haben nur die nötigsten Dinge einkauft«, flunkert David und flüstert ihm dann leise zu: »Für einen Besuch in der Casa Vienna wird‘s bestimmt noch reichen!«*

Gatti lässt die Geldkarte mit einem vielsagenden Grinsen im Portemonnaie verschwinden und verlässt eilig den Abflugbereich des Flughafens, während Gianna und David sich in die Warteschlange für die Scanner Prozedur einreihen. Gianna staunt nicht schlecht, als sie den Inhalt ihres neuen Rucksacks in sämtlichen Details auf dem Bildschirm des Sicherheitsbeamten sieht. Und als sie selbst im Körperscanners durchleuchtet wird und das Ergebnis auf dem Bildschirm neben der Kontrolleurin sieht, würde sie vor Scham am liebsten im Boden versinken.

»Diese moderne Welt macht mir wirklich Angst!«, sagt sie zu David, als sie in der VIP-Lounge einen Cocktail trinken.

»Wieso denn?«

»Hast Du gesehen, wie die einen mit ihren Geräten im wahrsten Sinne des Wortes ausziehen können?«

»Du meinst den Nacktscanner bei der Sicherheitskontrolle! Früher gab es das nur auf den Flughäfen. Aber mittlerweile kommst du ja schon nicht einmal mehr ins Museum, ohne dass jemand nachschaut, was du unter deiner Kleidung trägst.«

»Das ist doch pervers! Apropos pervers – glaubst Du, dass dieser Gatti wirklich mit unserer Geldkarte ins Bordell geht?«

»Klar!«, grinst David. »Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie der sich auf Kosten der Stadt Genua jetzt einen schönen Abend machen will!«

»Ich möchte sein Gesicht sehen, wenn das Geld am Ende dann nicht mal mehr für ein Kondom reicht!«

Gianna und David schütteln sich vor Lachen, wie sie sich vorstellen, welch herbe Enttäuschung diesen Möchtegern-Casanova gerade erwartet.

Nach dem zweiten Cocktail wird ihr Flug zum Einsteigen ausgerufen. Während sie in der Schlange stehen, gibt David Gianna noch einen kurzen Crashkurs, was das Fliegen angeht. Sie ist noch nie geflogen und weiß daher mit so selbstverständlichen Dingen wie Bordkarten, Handgepäck und Anschnallzeichen nicht viel anzufangen. Auch erschließt sich ihr, angesichts der geplanten Flugroute, der Sinn der Schwimmweste unter ihrem Sitz nicht so recht. Als sie aber in dem bequemen Ledersessel in der Business Class Platz genommen hat und mit Interesse das Geschehen um sich herum verfolgt, kann sie kaum erwarten, dass es endlich losgeht.

Sobald der Flieger in der Luft ist presst sich Gianna die Nase an der Fensterscheibe platt. Der Kapitän ist in Richtung Westen gestartet und fliegt zunächst eine weite Linkskurve über das Ligurische Meer, bevor er

Genua noch einmal überfliegt und sich dann auf den Weg über die Apenninen macht.

> *»Wie winzig das alles von hier oben aussieht! Schau mal David, da unten sieht man den Hafen und die Altstadt!«*

David amüsiert sich köstlich, mit welch kindlicher Begeisterung Gianna den ersten Flug ihres Lebens erlebt. Als dann aber unter ihnen der in der Abendsonne rot glänzende Grenzzaun sichtbar wird, kann auch er sich dieses faszinierenden Anblicks nicht entziehen.

> *»Irgendwo da unten sind wir mit dem Zug gefahren!«, seufzt Gianna. »Mir kommt es vor, als wäre das schon eine Ewigkeit her. Dabei ist seitdem gerade erst einmal eine Woche vergangen.«*

Der Jet steigt immer höher und als sie die Po-Ebene erreichen, verhindert eine dichte Wolkendecke jegliche Sicht nach unten. Inzwischen schieben aber auch schon die Flugbegleiterinnen ihre Wagen mit Essen und Getränken durch den Gang.

> *»Warum serviert man das Essen denn nicht am Boden?«, fragt Gianna verständnislos. »Bei dieser Enge und dem Geschaukel ist das doch kein Vergnügen!«*

> *»Du solltest das mal hinten in der Economy Class erleben!«, lacht David. »So viel Platz wie hier in der Business Class wirst du auf deinen zukünftigen Flügen so schnell nicht wieder haben! Das Essen und Trinken gehört zum Fliegen eben einfach dazu. Ich empfehle dir übrigens einmal den Tomatensaft zu probieren. Unten am Boden trinkt sowas ja eigentlich kein normaler Mensch. Aber man sagt, dass er hier oben in der Luft einen ganz besonderen Geschmack entfaltet.«*

Es dauert keine zwei Stunden bis das Flugzeug am Wiener Flughafen in Schwechat aufsetzt. Bereits beim Betreten des Flughafengebäudes werden Gianna und David von einem Beamten des Außenministeriums in Empfang genommen. Er lotst sie an der normalen Einreisekontrolle vorbei und begleitet sie zu den Gepäckbändern, wo sie gemeinsam auf das Eintreffen ihrer zwei neuen Rollkoffer warten. Beim Zoll nimmt man

kaum Notiz von Ihnen, so dass sie bereits eine Viertelstunde nach der Landung wieder in einer schwarzen Luxuslimousine sitzen und in Richtung Innenstadt brausen.

David fällt ein, dass sein Auto ja immer noch im Parkhaus des Flughafens stehen muss. Als er nach Rom geflogen war, hatte er es dort abgestellt, in der Absicht es nach drei Tagen wieder abzuholen. Jetzt sind zwei Monate vergangen und sein Auto steht wahrscheinlich immer noch dort. »Au weia, das wird teuer!«, denkt sich David und hofft, dass er die aufgelaufenen Parkgebühren am Ende nicht selber bezahlen muss. Normalerweise hätte er den Parkschein seiner Reisekostenabrechnung hinzugefügt und von Thomas Prenninger erstattet bekommen. Aber wie und mit wem soll er diese Reise jemals abrechnen? Langsam beginnt er zu ahnen, welche bürokratischen Schwierigkeiten in der nächsten Zeit auf ihn zukommen werden.

Der Chauffeur steuert das Außenministerium am Minoritenplatz an und lässt seine Fahrgäste in der Tiefgarage aussteigen. Während das Gepäck in der Limousine verbleibt, werden Gianna und David in die dritte Etage eines großen Verwaltungsgebäudes geführt. Die langen Gänge wirken angesichts der fortgeschrittenen Tageszeit ein wenig gespenstisch. Es ist bereits lange nach Büroschluss und die meisten Angestellten haben das Ministerium längst verlassen. In einem der vielen Büros brennt aber noch Licht und als Gianna und David von ihrem Begleiter hineingeführt werden, erkennen sie hinter dem Schreibtisch sofort das überraschte Gesicht von Dr. Braunweger wieder.

> *»Ah, der Herr Jonas und das bezaubernde Fräulein aus Rom! Setzen Sie sich doch bitte! Ich hoffe Sie hatten einen guten Flug.«*
>
> *»Vielen Dank, Herr Staatssekretär«, antwortet David. »Die Genueser Behörden haben es uns in den letzten zwei Tagen an nichts fehlen lassen. Allerdings hatten sie ja auch einiges wieder gutzumachen!«*
>
> *»Ich kann Ihren Zorn schon nachvollziehen. So wie ich Ihre Schilderung verstanden habe, mussten Sie beide in den*

vergangenen Wochen ja einiges durchmachen. Sie haben bestimmt Verständnis dafür, dass meine Kollegen und ich uns intensiv mit Ihnen über die Vorfälle in Rom unterhalten wollen. Angesichts der fortgeschrittenen Uhrzeit will ich Sie aber heute Abend nicht mehr damit behelligen. Sie sind bestimmt todmüde und wollen so schnell wie möglich nach Hause.«

»Habe ich denn überhaupt noch ein zuhause?«, fragt David vorsichtig. »Schließlich wurde ich bereits vor mehreren Wochen für tot erklärt!«

»Da kann ich Sie beruhigen! Eigentlich hätte ihre Wohnung längst aufgelöst werden sollen. Der Vorgang hat sich aber unerwartet in die Länge gezogen. Erst musste die Spurensicherung die Wohnung freigeben, dann wollten Ihre Eltern noch einige persönliche Gegenstände aus der Wohnung holen und schließlich hatten die Entrümpelungsunternehmen in der letzten Zeit so viel zu tun, dass die Räumung Ihrer Wohnung erst für kommende Woche anberaumt war. Nun, erfreulicherweise konnten wir diesen Termin jetzt wieder stornieren. Hier haben Sie Ihren Wohnungsschlüssel!

David nimmt freudestrahlend den Schlüssel entgegen. Das hätte jetzt noch gefehlt, dass man seine Wohnung aufgelöst hätte. Seine Möbel und sonstigen Habseligkeiten wären wahrscheinlich in der Wiener Müllverbrennungsanlage in Rauch aufgegangen. Wo hätte er wohnen und von was hätte er sich neu ausstatten sollen?

»Wie komme ich denn jetzt wieder an gültige Papiere? Momentan besitzen meine Freundin und ich lediglich die provisorischen Reisedokumente, die man uns in Genua gegeben hat.«

»Ich habe hier für Sie einen vorläufigen Personalausweis. Der endgültige Ausweis im Scheckkartenformat ist bereits beantragt und wird in etwa zwei Monaten fertig sein. Sie werden, wenn es soweit ist, von Ihrem zuständigem Einwohnermeldeamt informiert. Einen Reisepass müssen Sie bei Bedarf selbst neu beantragen. Was Ihre Verlobte angeht: Frau Marconi, Sie müssen sich unverzüglich mit der Ausländerbehörde in Verbindung setzen, damit Ihr Aufenthaltsstatus geklärt wird. Einstweilen

haben Sie ja ihre Reisedokumente aus Genua. Seien Sie sich aber bewusst, dass diese hier in Wien keine offiziellen Dokumente sind. Sollten Sie in eine Kontrolle geraten, bevor Ihnen die Ausländerbehörde eine Duldungsbescheinigung ausgestellt hat, haben Sie ein Problem! Ich rate Ihnen daher dringend, am besten morgen schon, zur Ausländerbehörde zu gehen und eine vorübergehende Aufenthaltsgenehmigung zu beantragen.«

»Wie kommen wir denn wieder an Geld?«, fragt David mit besorgter Miene. »Mein Konto bei der Bank ist doch mittlerweile bestimmt aufgelöst worden!«

»Das müssen Sie schon direkt mit Ihrem kontoführenden Institut abklären. Jemanden für tot zu erklären ist kein einfacher Vorgang. Aber jemanden dann wieder lebendig zu machen, ist bestimmt noch wesentlich komplizierter! Mir ist nicht bekannt, dass es einen vergleichbaren Fall schon einmal gegeben hätte. Da können Sie sich bestimmt auf einige bürokratische Hürden gefasst machen! Da fällt mir aber noch etwas anderes ein: Ihr Fahrzeug wurde am Flughafen sichergestellt und abgeschleppt. Es wurde inzwischen von Ihrem Vater abgeholt und von ihm an seinen Wohnort überführt. Soweit ich weiß, wohnen Ihre Eltern im Bayerischen Wald. Sie werden doch bestimmt in den kommenden Tagen dort persönlich Ihre Aufwartung machen. Dann können Sie die Sache mit dem Auto direkt mit Ihrem Herrn Vater abklären.«

David fällt ein Stein vom Herzen, als er hört, dass er seinen Elektroflitzer nicht für viel Geld am Flughafen auslösen muss. Der Besuch bei seinen Eltern steht ohnehin ganz oben auf seiner Abarbeitungsliste für die kommenden Tage und einstweilen wird es auch ohne Auto gehen. Ging es ja die letzten Wochen auch.

»Aber wir sprachen gerade über Geld. Wir haben einen Fond für Härtefälle wie den Ihren. Sie bekommen von uns vorübergehend eine Geldkarte, mit der Sie Ihre laufenden Ausgaben bestreiten können. Erwarten Sie jetzt aber nicht zu viel davon. Der Betrag der Ihnen zur Verfügung steht ist relativ knapp bemessen. Außerdem müssen Sie, wenn das richtig sehe, auch noch für Ihre

Verlobte sorgen, insofern sie über keine eigenen Einkünfte verfügt. Ich erwähne dies, weil ich gerade erst vor wenigen Minuten eine E-Mail von dem verehrten Signore Gatti erhalten habe, in der er sich über Ihren verschwenderischen Umgang mit seiner Geldkarte beschwert hat. Er schreibt, ohne auf nähere Einzelheiten einzugehen, dass Sie ihn damit in eine sehr peinliche Situation gebracht haben!«

Dr. Braunweger kann nicht verstehen, warum Gianna und David plötzlich laut losprusten, als sie von der Beschwerdemail des Signore Gatti erfahren. In seiner gewohnt sachlichen Art fährt er fort:

»Aber das spielt jetzt auch keine Rolle. Sie sollten sich nur bewusst sein, dass Sie mit dem Geld aus dem Fond keine großen Sprünge machen können. Wenn Sie sonst keine Fragen mehr haben, möchte ich Sie beide heute nicht länger aufhalten. Meine Kollegen werden Sie in den kommenden Tagen ohnehin kontaktieren. Bis dahin möchte Ihnen nochmals eindringlich nahelegen, mit keinem Menschen – und insbesondere nicht mit der Presse – über diese diplomatisch relevante Angelegenheit zu sprechen!«

Mit diesen ermahnenden Worten verabschiedet sich der Staatssekretär von seinen Gästen und wünscht ihnen eine gute Nacht. Der Beamte, der sie vom Flughafen abgeholt hat, begleitet Gianna und David wieder in die Tiefgarage, wo der Chauffeur bereits auf sie wartet. Nach einer halben Stunde Fahrt durch das hell beleuchtete Wien erreichen Sie Davids Appartement und nach einer weiteren halben Stunde fallen Gianna und David todmüde ins Bett.

Verstopfung

Jan und Kevin schütteln beide ungläubig den Kopf. Ein weiteres Mal lesen sie die Berichterstattung über den mysteriösen Anschlag:

Donaueschingen:
Noch immer herrscht großes Rätselraten über die gestrigen Bombenanschläge auf den Donaustollen bei Fridingen und die Schlucklöcher bei Immendingen. Die Leiche des Mannes, der am

Detonationskrater in Immendingen aufgefunden wurde, konnte inzwischen identifiziert werden. Es handelt sich um den dreißigjährigen Geologiestudenten Rudolf K. aus Donaueschingen. Die Polizei geht davon aus, dass er für beide Explosionen verantwortlich ist. Derzeit ist noch völlig unklar, ob er versehentlich bei der Detonation der Bombe ums Leben kam oder ob es sich bei der Tat um einen erweiterten Suizid handelt. Rudolf K. soll seit längerem Kontakte zur rechtsextremen Szene gehabt haben. Die Ermittlungsbehörden gehen derzeit aber von von einem Einzeltäter aus. Ein Bekennerschreiben liegt der Polizei noch nicht vor.

Jan klappt verärgert sein Notebook zu und schimpft:

»Diese Zeitungsfritzen! Was die wieder für einen Mist schreiben! Die haben doch überhaupt keine Ahnung!«

»Habt ihr im Außenministerium mit dem Fall zu tun?«, fragt Kevin verwundert.

»Ja klar! Bei uns waren heute wegen dieses Bombenanschlags alle am Rotieren!«

»Warum eigentlich? Donaueschingen ist doch eher ein Fall fürs Innenministerium!«

»Jetzt fang du nicht auch noch an mit diesen Zuständigkeits-diskussionen!«

Der Streit um die Domänenzugehörigkeit der oberen Donau hatte in den vergangenen Jahren stets für Ärger und Verdruss gesorgt. Durch den unterirdischen Wasserabfluss der Donau hatte es von Anfang an Bestrebungen gegeben, alle Orte flussaufwärts von Fridingen in der Rhein-Domäne zu verorten. Es wurden Dutzende von Gutachten erstellt und es gab Bürgerproteste und Volksabstimmungen am laufenden Band. Wobei sich die Donau- und die Rheinbefürworter immer in etwa die Waage hielten. Jahrelang wurden Domänengrenzen neu verhandelt und Karten aktualisiert. Vor ein paar Jahren ist endlich Ruhe in der Region eingekehrt. Die Region flussaufwärts von Fridingen wurde offiziell der Rhein-Domäne

zugeschlagen. Um Namenskonflikten aus dem Weg zu gehen, heißt der Oberlauf jetzt offiziell Rheinische Donau.

»Was hat sich dieser Spinner denn dabei gedacht?«, wundert sich Kevin. »Warum sprengt man ein Flussbett und so ein kleines Kraftwerk in die Luft?«

»Das kann ich dir sagen!«, antwortet Jan. »Die Detonation im Flussbett hat die Schlucklöcher im Karstboden zerstört und verhindert das Versickern der Donau. Und der Anschlag auf das Kraftwerk galt eigentlich dem Stolleneingang, der nun ebenfalls bis auf weiteres zerstört ist. Das Donauwasser muss jetzt wieder den Umweg über die Fridinger Schleife nehmen und versickert dadurch verstärkt in Richtung Rhein.«

»Wie schwachsinnig ist das denn? Die einen Löcher verstopft er, nur damit die Donau ein paar Kilometer flussabwärts doch wieder versickert? Und dafür setzt er sein Leben aufs Spiel und jagt sich am Ende selbst in die Luft? Was hat sich dieser Idiot denn davon versprochen?«

»Das wird er dir nicht mehr sagen können! Auf jeden Fall wird jetzt erst mal wieder der Streit um die Domänengrenzen neu hochkochen. Und das betrifft nicht nur die paar Streithanseln zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb! Heute bekamen wir schon ein offizielles Schreiben aus Wien. Das dortige Außenministerium will ein geologisches Gutachten in Auftrag geben, das die hydrologischen Auswirkungen des Anschlags beurteilen soll.«

»Glaubst du etwa, dass die Donau-Domäne hinter dem Anschlag steckt?«, fragt Kevin entsetzt.

»Ach was! Das Verhältnis zwischen unseren Domänen ist sehr gut. Die Wiener haben damit bestimmt nichts zu tun. Allerdings glaube ich auch nicht an diese Einzeltätertheorie. Wir haben bereits einen ersten Obduktionsbericht bekommen und der Pathologe hat angeblich Anzeichen gefunden, dass dieser Rudolf Keller bereits tot war, als er von der Bombe zerfetzt wurde. Sehr viel ist von ihm zwar nicht übrig geblieben, aber die Mediziner

haben offenbar ihre Methoden, um so etwas feststellen zu können.«

»Du meinst, er wurde vor dem Anschlag ermordet und seine Leiche soll die Ermittler auf eine falsche Fährte führen?«

»Möglich! Andererseits soll der Mann Geologe gewesen sein und sich mit den Versinkungsstellen im Flussbett der Donau bestens ausgekannt haben. Die Sprengung der Schlucklöcher wurde offenbar durch Bohrungen im Untergrund begünstigt, an deren Erstellung dieser Keller während seinen Studiums selber mitgewirkt hat. Diese Bohrungen wurden mit einem hochexplosivem Sprengstoff gefüllt und in die Luft gejagt. So wie es momentan aussieht, sind am Brühler Schluckloch alle unterirdischen Ablaufkanäle durch die Wucht der Explosion zerstört worden.«

»Also doch ein Insider-Job! Vielleicht irrt sich der Pathologe und der Mann war‘s doch. Wisst ihr schon mehr über seine Kontakte zur rechtsextremen Szene?«

»Das ist maßlos übertrieben, was die Zeitung da schreibt. Dieser Keller ist während seines Studiums bei einigen Demonstrationen mitgelaufen und dabei zufällig in der falschen Datenbank gelandet. Nach unseren Erkenntnissen ist da überhaupt nichts dran!«

»Wer hätte denn ein Interesse an so einer Tat? Eine militante Bürgerinitiative vielleicht? Die auf diesem Weg einen Domänenwechsel erzwingen will?«

»Damit könnte man vielleicht einen der Anschläge erklären, aber nicht beide! Die Auswirkungen der Zerstörungen heben sich ja sozusagen wieder auf! Die eine Versinkungsstelle wird verschlossen, die andere aber geöffnet! Das macht keinen Sinn! Da muss etwas anderes dahinter stecken. Außerdem bewirken diese Anschläge auf lange Sicht gar nichts! Das Kraftwerk und der Stollen werden bestimmt schnell wieder repariert werden. Und das Wasser in Immendingen findet irgendwann bestimmt auch wieder seinen Weg durchs Gestein. Und wenn nicht, bohrt

man eben ein künstliches Abflussloch, um den ursprünglichen Zustand wieder herzustellen.«

»Du meinst die Wasserscheide hat sich damit überhaupt nicht verschoben?«, fragt Kevin verunsichert.

»Die Wasserscheiden haben damit überhaupt nichts zu tun! Derartige Wasserverluste durch unterirdische Abflüsse sind für den Verlauf der Wasserscheiden eigentlich völlig irrelevant. Man bezeichnet so etwas als Irregularität. In der Natur ist so etwas recht selten, aber wenn man sich die künstlichen Wasserstraßen ansieht, ist das im Prinzip nichts anderes. Der Rhein-Main-Donau-Kanal verbindet auch die Flusssysteme von Rhein und Donau und hat trotzdem keinen Einfluss auf den Verlauf der Wasserscheide. Es wird eben dem einen System Wasser entnommen und einem anderen System zugeführt.«

»Aber warum kam es dann überhaupt zu diesem Hin- und Her am Oberlauf der Donau?«

»Ganz einfach: Das ist der menschliche Faktor! Die Leute an der oberen Donau fühlen sich ihren Nachbarn im Schwarzwald mehr verbunden, als den Balkanvölkern am Schwarzen Meer. Deswegen wollen sie auch zur Rhein-Domäne gehören. Wenn man dann noch die richtigen Gutachten erstellen lässt und genügend öffentlichen Druck erzeugt, kommt man mit etwas Glück irgendwann ans Ziel. Steter Tropfen höhlt den Stein – und das gilt in dieser Gegend im wahrsten Sinne des Wortes.«

»Du hast also auch keine Idee, wer hinter dem Anschlag stecken könnte«, seufzt Kevin.

Jan wiegt bedächtig seinen Kopf hin und her und denkt nach. Schließlich sagt er:

»Nein. Ich habe keine Ahnung, wer die Drahtzieher so einer Aktion sein könnten. Aber mein Bauchgefühl sagt mir, dass es hier um viel mehr geht, als um eine unbedeutende Grenzstreitigkeit an der oberen Donau. Ich glaube, dass hier jemand versucht die Menschen zu instrumentalisieren. Und zwar um Stimmung gegen

das gesamte Domänensystem zu machen. Es würde mich wundern, wenn dies der letzte Anschlag gewesen wäre!«

Behördenwillkür

Die Wiener Ausländerbehörde hat gerade ihre Pforten geöffnet, als Gianna und David ihre Wartenummer ziehen und geduldig darauf warten, an die Reihe zu kommen.

»So so, aus der Tiber-Domäne!«, raunzt die unfreundliche Beamtin, als sie sich den Sachverhalt hat erklären lassen. »Dann füllen mir die Herrschaften mal bitteschön diese Formulare aus und bringen Sie sie mir dann wieder!«

»Entschuldigung, da haben Sie uns wohl falsch verstanden!«, antwortet David sichtlich irritiert. »Es geht hier nur um meine Freundin! Ich bin schon seit Geburt Staatsbürger der Donau-Domäne!«

»Sie, Herr Jonas, sollen mir ja auch nur diese Verpflichtungserklärung unterschreiben! Außerdem benötige ich von Ihnen einen Einkommens- und Vermögensnachweis!«

»Zu was soll ich mich denn verpflichten?«

»Sie bestätigen mit Ihrer Unterschrift, für alle Kosten aufzukommen, die der Donau-Domäne durch den Aufenthalt ihres Gastes entstehen. Das könnten zum Beispiel Krankenhauskosten sein, die durch die Versicherung ihrer Bekannten nicht gedeckt werden. Wobei wohl zu befürchten ist, dass es in der Tiber-Domäne so etwas wie eine Krankenversicherung gar nicht gibt! Ein anderes Beispiel wären Unterbringungskosten, die sich daraus ergeben könnten, dass Frau Marconi sich entschließt, hier um politisches Asyl zu ersuchen. In diesem Falle, würden wir uns ebenfalls genötigt sehen, die anfallenden Kosten von Ihnen zurückzufordern.«

»Unterschreib das bloß nicht!«, mischt sich Gianna ein. »Die wollen dich über den Tisch ziehen!«

»Was ist, wenn ich dieses Verpflichtungserklärung nicht abgebe?«, will David wissen.

»Herr Jonas, ich verstehe Ihre Bedenken«, antwortet die Sachbearbeiterin süffisant. «Aber wenn Sie nicht für Ihre Bekannte bürgen, wird ihr noch heute der Abschiebebescheid zugestellt und sie wird außer Landes gebracht. Unsere Migrationsgesetze sind da völlig eindeutig und lassen mir keinen Ermessensspielraum. Ich kann Ihnen aber auch nur raten, sich diese Bürgschaft gut zu überlegen! Die Kosten, die Ihnen daraus entstehen könnten, sind beträchtlich! Wir hatten neulich den Fall, wo jemand für seine Verlobte gebürgt hat. Leider hat ihn die Dame kurz darauf sitzenlassen und ist untergetaucht. Der gute Mann hat sämtliche Fahndungs-, Gefängnis- und Abschiebungskosten seiner Ex begleichen müssen und war am Ende wirtschaftlich ruiniert. Überlegen Sie sich also gut, ob Sie das unterschreiben!«

»Das sind doch Erpressungsmethoden!«, schimpft David. »Wann ist das denn vom Gesetzgeber beschlossen und verabschiedet worden?«

»Junger Mann, ich arbeite jetzt bald vierzig Jahre in dieser Behörde und kann Ihnen versichern, dass sich diese Regelungen im Aufenthaltsgesetz während meiner gesamten Dienstzeit noch nie geändert haben. Das war schon immer so!«

»Geben Sie schon her!«, murrt David. »Ich werde unterschreiben.«

»Wie Sie meinen! Als nächstes müsste Ihre Freundin dann ein Stockwerk höher zum Amtsarzt. Sie bekommt dort ihren RFID[44]-Chip injiziert und außerdem werden ihre biometrischen Daten erfasst.«

»Was wird mir injiziert?«, fragt Gianna verunsichert.

»Das ist keine große Sache«, versucht sie die Dame hinter dem Schreibtisch zu beruhigen. »Man wird ihnen zwischen Daumen

44 RFID: Radio-Frequency Identification – Technologie zum berührungslosen Identifizieren von Objekten und Lebewesen mit Radiowellen

und Zeigefinger eine winzige Glasperle unter die Haut implantieren. Das ist nur ein kurzer Piks und tut nicht sehr weh.«

»Man behandelt dich wie einen gechippten Hund!«, schimpft David und schüttelt verständnislos den Kopf. »Aber du kannst beruhigt sein. Die Prozedur tut wirklich nicht weh und der Fremdkörper stört auch nicht sonderlich. Ich habe so etwas auch. Hier kannst du es fühlen!«

David reicht Gianna seine rechte Hand und lässt sie den kleinen Fremdkörper in der Hautfalte ertasten.

»Warum hast du dir das machen lassen?«, fragt Gianna verwundert.

»Ich kann mich damit ohne Passwort an meinen Computern identifizieren. Außerdem war es bei einigen meiner Projekteinsätze ganz nützlich. Das Facility Management kann dann die diversen Zugangscodes für die Schließsysteme auf dem Chip im Körper ablegen, so dass man nicht dauernd seinen Firmenausweis mit sich herumtragen muss.«

Gianna hat zwar kein Wort verstanden, fügt sich aber letztendlich den Wünschen der Obrigkeit. Beim Amtsarzt wird ihr nicht nur der Chip verpasst, sondern es werden auch noch ihre Fingerabdrücke gescannt, eine Speichelprobe entnommen, sowie ihr Gesicht und ihr Augenhintergrund fotografiert. Als sie die Prozedur endlich überstanden hat und in das Büro der Mitarbeiterin im Ausländeramt zurückkehrt, erkennt der RFID-Scanner an der Türklinke sofort den frisch implantierten Chip. Gianna hat die Tür noch nicht ganz geöffnet, da ertönt schon ein Signalton und auf dem großen Bildschirm an der Wand erscheint ihr Name und ihr Konterfei.

»Na also!«, ruft die Beamtin freudig aus. »Wir wollen ja schließlich wissen, mit wem wir es zu tun haben!«

An diesem Tag stehen aber noch weitere Behördengänge an: Am Nachmittag wird David von Dr. Braunweger ins Außenministerium einbestellt. Ein weiteres Mal muss er seine Geschichte vom Anfang bis zum Ende erzählen. Die anwesenden Herren werden sehr hellhörig, als

David von den Überweisungen aus der Vatikanbank berichtet, die in die verschiedensten europäischen Domänen gingen und in deren Betreff immer das merkwürdige Wort »Wasserbereinigung« stand. Auf die Frage, ob er denn Beweise für seine Beobachtungen habe, kann David aber nur mit dem Kopf schütteln. Er überlegt, ob er die gestohlenen Daten von Klaus Baumann erwähnen soll. Man würde ihn aber dann bestimmt fragen, wie er an diese geheimen Bankdaten gekommen ist und warum er nicht gleich die Behörden darüber informiert habe. Welche Konsequenzen könnte das für ihn haben? Wahrscheinlich hätte er eine Anzeige wegen Datendiebstahls am Hals. Und wenn seine Arbeitgeber davon Wind bekämen, dass er geheime Projektdaten unterschlagen hat, wäre er für immer raus aus dem Geschäft. Im Hinblick auf seine weitere berufliche Existenz beschließt David, die Daten von Klaus Baumann in den Tiefen seiner Festplatte ruhen zu lassen.

Ohne das Vorhandensein von Beweisen endet der Aufenthalt im Außenministerium allerdings, wie nicht anders zu erwarten: Man verdonnert David dazu, Stillschweigen über die Angelegenheit zu wahren und sämtliche Äußerungen zu unterlassen, die den Vatikan oder die Vatikanbank in irgendeiner Weise diskreditieren könnten. Danach teilt man ihm mit, dass man momentan keine weitere Fragen an ihn habe, dass er sich aber für weitere Vernehmungen bereitzuhalten hätte.

Zuhause in seiner Wohnung erzählt er Gianna frustriert von seinem Besuch im Ministerium.

> *»Und wenn ich die Überweisungsbelege, die mein Kollege widerrechtlich in der Datenbank gefunden hat, einfach anonym veröffentliche?«*
>
> *»Mach das bloß nicht!«, warnt ihn Gianna. »Den Fehler habe ich einmal gemacht und du siehst ja, wie es mir bekommen ist! Du bist bestimmt der Erste, den sie als Urheber verdächtigen werden!«*

David ist unentschlossen was er tun soll. Einerseits haben ihm diese dubiosen Geldtransfers wahrlich schon genügend Probleme bereitet.

Andererseits ist in ihm wieder das Jagdfieber erwacht. Er weiß etwas, was andere nicht wissen und das lässt ihm keine Ruhe. Wer sind diese Menschen, die ihm all das angetan haben, was er in den vergangenen Wochen durchstehen musste. Wer sind sie? Die Mörder von Klaus Baumann, Thomas Prenninger und Giannas Freund Salvatore! Den ganzen Abend zermartert David sein Gehirn, was er unternehmen könnte, um diesen Verbrechern auf die Spur zu kommen. Beim Abendbrot hat er eine spontane Idee, die langsam zu einem Plan heranreift. Und spät nachts, als Gianna bereits im Bett liegt und schläft, setzt sich David an seinen Computer und beginnt seinen Plan in die Tat umzusetzen.

Er denkt an die Tage in Livorno, an Lorenzo Bocelli und an alles, was ihm dieser dort über das Darknet beigebracht hat. David installiert auf seinem Computer die erforderliche Software, um unerkannt im Darknet surfen zu können. Auf einem Marktplatz für illegale elektronische Spezialgeräte findet er, wonach er sucht. Lorenzos Kundennummer und Passwort weiß er zum Glück auch noch. Nachdem er den Kaufvorgang abgeschlossen hat, bekommt er eine Bestätigung, dass die Lieferung voraussichtlich in drei Tagen an der angegebenen Packstation in der Wiener Innenstadt ankommen wird. »Danke Lorenzo, danke Alessandro«, denkt sich David und grinst. »Diese Reisepreisminderung war mir eure Schlepperorganisation einfach noch schuldig!«

Wasserbereinigung

Eines Morgens beim Frühstück fragt Jan seinen Freund Kevin:

> *»Habt ihr bei der Polizei eigentlich schon neue Erkenntnisse über den Donaubomber?«*
>
> *»Ist das eine amtliche Anfrage oder private Neugier?«*
>
> *»Muss ich wirklich erst mit deinem Vorgesetzten sprechen?«, scherzt Jan.*
>
> *»Eigentlich schon«, lacht Kevin, nimmt einen Schluck Kaffee und beginnt zu erzählen: »Wir haben eine heiße Spur: Eine Woche vor*

dem Anschlag ist am Züricher Flughafen ein Igor Popov aus der Newa-Domäne eingereist. Er hat dort einen Mietwagen genommen und war damit eine Woche unterwegs. Am Morgen nach den Bombenanschlägen hat er das Auto wieder am Flughafen abgegeben und ist nach St. Petersburg zurückgeflogen. Was er in dieser Woche gemacht hat weiß man nicht. Er ist aber einen Tag vor den Anschlägen mit seinem Mietwagen bei Donaueschingen zu schnell in eine Radarfalle gefahren.«

»Das klingt aber noch nicht sehr verdächtig, wenn du mich fragst«, meint Jan.

»Ich bin ja noch nicht fertig! Dieser Igor Popov war in Zürich in einer Bank und hat dort eine Menge Geld in bar abgehoben. Mittlerweile hat sich herausgestellt, dass es gar keinen Igor Popov gibt. Der Mann war also mit einer falschen Identität unterwegs und unterhält sogar ein Konto auf diesen falschen Namen!«

»Das wird irgendein Steuerhinterzieher sein, der seine Millionen vor dem Fiskus versteckt!«

»Unsinn. Das Konto wurde erst vor Kurzem angelegt. Es gab bisher nur ein paar Überweisungen darauf und seit Zürich zur Rhein-Domäne gehört ist die Stadt ja wohl auch kein Steuerparadies mehr! Wir vermuten, dass der Mann etwas mit dem Anschlag zu tun. Es hat sich ein Zeuge gemeldet, der sich sicher ist, am Tag vor dem Anschlag Rudolf Keller in Begleitung eines anderen Mannes am Fridinger Kraftwerk gesehen zu haben. Wir haben ihm das Blitzerfoto aus Donaueschingen gezeigt. Leider ist es etwas unscharf. Der Zeuge meinte, dass es sich bei der Person auf dem Foto durchaus um den unbekannten Begleiter von Rudolf Keller handeln könnte. Beschwören würde er es allerdings nicht. Wir vermuten trotzdem, dass die Herren Keller und Popov die beiden Tatorte am Tag vor dem Anschlag zusammen ausgekundschaftet haben!«

»Was ist mit dem Mietwagen? Wurde der ebenfalls am Kraftwerk gesehen?«

»Nein, die beiden Männer waren in Rudolf Kellers alten Peugeot unterwegs. Dieser Wagen wurde in der Nähe des Anschlagsorts in Immendingen aufgefunden.«

»Also könnte Rudolf Keller damit zum Tatort gefahren sein, wo er dann ums Leben kam«, mutmaßt Jan.

»Oder dieser Popov hat Keller vor dem Anschlag ermordet und seine Leiche dann mit dem Peugeot zum Ort des Bombenanschlags gefahren. Die Spurensicherung hat im Fahrzeug auch schon Hinweise gefunden, die für diese These sprechen!«

»Was habt ihr von der Internet-Kriminalität eigentlich mit dem Fall zu tun?«, wundert sich Jan.

»Wir wurden wegen dem Konto in Zürich hinzugezogen. Wir sollen herausfinden, ob es im internationalen Zahlungsverkehr weitere Kontobewegungen gibt, die dem Muster der Zahlungseingänge auf Popovs Konto ähnlich sind.«

»Wie wollt ihr das denn machen? Ihr könnt doch schlecht jede einzelne Überweisung überprüfen und auswerten!«, lacht Jan.

»Lass das mal unsere Sorge sein!«, grinst Kevin. »Wir haben als IT-Kriminalisten da schon unsere Methoden! Es gab jedenfalls in der Vergangenheit drei Überweisungen auf Popovs Konto. Alle drei kamen vom Istituto per le Opere di Religione, besser bekannt als der Vatikanbank. Und alle drei enthielten als Überweisungszweck den Vermerk ‚Wasserbereinigung'.«

»Wasserbereinigung – was soll das denn sein?«, wundert sich Jan.

»Das weiß ich auch nicht. Wir haben aber inzwischen eine ganze Menge solcher Überweisungen gefunden. Und einige davon sind bestimmt auch für dein Außenministerium von Interesse!«

»Inwiefern?«, fragt Jan erstaunt.

»Einige dieser Geldtransfers gingen zum Beispiel an eine militante Gruppe in Maastricht, die seit längerem für eine Loslösung der Maas-Domäne von der Rhein-Domäne kämpft.«

»Die alte Geschichte!«, stöhnt Jan und schenkt sich eine weitere Tasse Kaffee ein.

Der Streit um das Flusssystem der Maas ist mittlerweile fast so alt wie die Rhein-Domäne. Die Ursache dieses Konflikts liegt in den natürlichen Gegebenheiten des Rhein-Maas-Schelde-Deltas, dem gemeinsamen Mündungsbereich der Flüsse Rhein, Maas und Schelde in die Nordsee. Die Flussarme in diesem Delta sind durch die Gewalt der Sturmfluten seit jeher starken Veränderungen unterworfen. Derzeit mündet die Maas nach offizieller Lesart viele Kilometer vor dem Erreichen der Nordsee in den Rhein und gehört damit zur Rhein-Domäne. Dies war aber nicht immer so. Lange Zeit galt die Maas als ein eigenständiger Strom und nicht als Rheinzufluss. Die Separatisten in der Maas-Domäne fordern deshalb vehement einen besonderen Autonomiestatus ihres Flusssystems und würden sich am liebsten vollständig von der verhassten deutschsprachigen Hauptdomäne loslösen. In der Domänenhauptstadt Köln wird dies natürlich mit großer Sorge beobachtet. Die Maas ist schließlich nicht nur der wichtigste Nebenfluss der Rheins. Die Maas-Domäne ist von hoher wirtschaftlicher Bedeutung und außerdem gehören zu ihr auch unverzichtbare deutschsprachige Regionen, wie beispielsweise die alte Kaiserstadt Aachen.

»Soll das heißen, dass dieser ominöse Geldgeber mit seinen Zahlungen die Autonomiebestrebungen der Maas-Separatisten unterstützt?«, fragt Jan.

»So sieht‘s aus! Und das ist nicht der einzige Fall, wo die Stabilität eines Domänensystems zur Zielscheibe von Extremisten wird. In den vergangenen Jahren gab es eine ganze Reihe von kleineren Bombenanschlägen auf domänenübergreifende Strom- und Wasserleitungen. Der Schaden hielt sich zwar immer in Grenzen und konnte schnell behoben werden, für die betroffenen Bürger ging dies aber immer mit einer Menge Unannehmlich-

keiten einher. Die neuen Grenzen sorgten immer für langwierige Diskussionen über Zuständigkeiten und Kostenübernahmen. Der gravierendste Anschlag fand erst vor Kurzem in Genua statt. Du erinnerst dich wahrscheinlich noch an das Attentat auf die Ölpipeline. Dabei gibt es übrigens eine hochinteressante Parallele zu unserem aktuellen Anschlag an der Donau: Wir konnten nämlich nachweisen, dass auch hier von der Vatikanbank entsprechende Überweisungen auf ein Konto bei einer Genueser Bank getätigt wurden. Und auch hier wurde das Geld wenige Tage vor dem Anschlag von einem Mann abgehoben, dessen Identität sich im Nachhinein als falsch herausgestellt hat!«

»Das ist ja unglaublich!«, staunt Jan und schiebt sich den Rest seines Toastbrots in den Mund. »Das muss ich unbedingt mit meinen Kollegen besprechen. Kannst du mir heute bitte einen offiziellen Bericht mit euren aktuellen Erkenntnissen ins Ministerium mailen? Wenn du mich fragst, seid ihr da einer Verschwörung auf die Spur gekommen, die sich gegen die Stabilität der etablierten Domänensysteme richtet!«

Kevin hat nicht viel übrig für Verschwörungstheorien. In diesem Fall ist er sich aber mit seinem Lebenspartner einig. Hier ist irgendetwas Größeres im Gange. Und es ist höchste Zeit, die Rolle der Vatikanbank in diesem dubiosen Spiel einmal näher zu untersuchen.

Nach Hause telefonieren

David hat auch am zweiten Tag nach seiner Ankunft in Wien jede Menge zu erledigen. Gianna begleitet ihn meistens. In seinem Appartement würde ihr die Decke auf den Kopf fallen. Außerdem lernt sie so die fremde Stadt und die modernen Lebensumstände ein wenig kennen.

Nahezu den ganzen Vormittag verbringt David bei seiner kontoführenden Bank. Er versucht seine eingefroren Konten wieder zu reaktivieren, was alles andere als leicht ist.

Am Nachmittag führt ihn sein Weg zur Zentralbank und seinen Arbeitskollegen. Die meisten von ihnen haben bereits von seiner unerwarteten Rückkehr aus dem Jenseits gehört und freuen sich, ihn

wieder in ihrer Mitte begrüßen zu können. Beim Gespräch mit dem neuen Projektleiter wird ihm aber unmissverständlich klargemacht, dass sein Platz im Team mittlerweile anderweitig vergeben wurde und derzeit kein Bedarf an seiner weiteren Mitarbeit im Projekt bestehe. Die Teamkollegen hatten bereits angedeutet, dass der Nachfolger von Thomas Prenninger ein ziemliches Arschloch sei. Im direkten Gespräch mit ihm kommt David zu der selben Einschätzung und ist am Ende froh nicht weiter mit diesem arroganten Kerl zu tun zu haben.

Wieder zuhause am Computer, setzt David in seinem bevorzugten Jobportal seinen Status auf »verfügbar« und sendet eine kurze E-Mail an seinen Vermittler, mit der Bitte nach einem neuen Projekt für ihn Ausschau zu halten. Dann ruft er:

> *»Gianna, kommst du bitte mal zu mir aufs Sofa? Wir müssen heute unbedingt mit meinen Eltern telefonieren!«*

Gianna schaut ihn mit großen Augen an und weiß nicht recht was jetzt kommt, zumal auf dem Coachtisch weit und breit kein Telefon zu sehen ist.

> *»Alexandra, ruf bitte meine Eltern an!«, spricht David laut und deutlich in Richtung des großen Flachbildschirms an der gegenüberliegenden Wand.*

Auf dem Monitor erscheint schlagartig ein sehr sexy aussehender weiblicher Avatar[45] und fragt:

> *»Hallo David, was soll ich deinen Eltern denn ausrichten?«*

> *»Entschuldige Alexandra, ich habe mich unklar ausgedrückt! Stell mir bitte eine Telefonverbindung zu meinen Eltern her!«*

> *»In Ordnung David! Ich werde eine Videotelefonieverbindung zu Mum und Dad Jonas herstellen!«*

Gianna staunt nicht schlecht. David hält sich offenbar eine Computersklavin, die ihm stets zu Diensten ist. Sie würde zu gerne wissen,

---

45 Avatar: Animierte, interaktionsfähige Computerfigur in einer virtuellen Umgebung

was die Dame auf dem Bildschirm noch so alles drauf hat. Vorerst erscheint aber auf dem Bildschirm eine sich drehende Sanduhr und es ertönt ein Telefonrufton. Nachdem es fünfmal getutet hat, erscheint ein Bild auf dem Monitor, das Gianna auf Anhieb bekannt vorkommt. Das Wohnzimmer von Davids Eltern kennt sie bereits von der Videokonferenz in Genua.

»Hallo Mama!«, ruft David. »Wir sind gut in Wien angekommen und wollten uns bei euch melden!«

»David! Endlich! Ich habe schon ein paarmal versucht dich anzurufen. Vater und ich haben uns schon Sorgen gemacht!«

»Entschuldige Mama! Aber Gianna und ich waren gestern und heute dauernd unterwegs. Ein Handy habe ich zur Zeit leider auch nicht. Das ist mir in Rom abhanden gekommen. Deine Anrufe auf dem AB habe ich natürlich gesehen. Tut mir echt leid, dass ich mich erst jetzt melde. Was hältst du davon, dass Gianna und ich euch morgen besuchen kommen?«

»Oh ja!«, ruft seine Mutter begeistert. »Ich will dich endlich wieder in den Arm nehmen können! Dieses Videodings ist ja recht und schön. Aber eurer Besuch würde mich viel mehr freuen. Hallo Gianna! Wie geht es dir?«

»Hallo Frau Jonas! Danke, mir geht‘s gut. Ich freu mich auch schon drauf, dass wir uns morgen persönlich kennenlernen!«

»Wo steckt denn der Papa?«, fragt David seine Mutter. »Wie geht‘s seinem Herzen?«

»Dem geht‘s auch gut. Er geht gerade eine Runde spazieren und wird wohl bald wieder heimkommen. Wie kommt ihr denn her? Du weißt hoffentlich, dass dein Auto hier bei uns steht? Dein Vater hat es in Wien abgeholt, als es hieß – na du weißt schon.«

»Wir kommen mit dem Zug. Wenn es euch recht ist, nehmen wir dann am Abend mein Auto wieder mit nach Wien.«

»Na klar! Wir sind sowieso nicht damit gefahren. Ich glaube, dein Vater kommt mit diesem modernen Wagen ohnehin kaum klar. Ich bin heilfroh, dass er ihn unbeschadet bis zu uns in den Bayerischen Wald gebracht hat!«

Das Telefonat geht noch über eine Stunde. Auch Davids Vater erscheint noch auf dem Bildschirm und richtet sofort ein paar vorwurfsvolle Worte an seinen Sohn, weil er sich nicht schon früher gemeldet hat. Danach schlägt er aber einen versöhnlichen Ton an und beobachtet mit Interesse die neue Schwiegertochter in spe. Gianna und David erklären im Laufe des Gesprächs zwar mehrfach, dass es sich bei der Verlobungsgeschichte in Genua um eine reine Notlüge handelte, sie haben aber den Eindruck, dass die Eltern das gar nicht hören wollen und wirklich sehr gespannt dem Treffen mit Gianna entgegenfiebern.

»Sag mal David«, fragt Gianna, nachdem Alexandra die Verbindung getrennt hat, »kann man mit dieser Wundermaschine auch nach Neapel telefonieren?«

»Hmm, keine Ahnung ob das geht!«, antwortet er und zuckt mit den Schultern. »Käme auf einen Versuch an! Alexandra, verbinde mich bitte mit Neapel!«

»Hallo David, meinst du Nepal?«

»Nein, Neapel in Italien, du dumme Nuss!«

»Bedaure David, ich kenne keine Domäne mit dem Namen Italien. Meinst du die domänenlose Stadt Neapel am Vulkan Vesuv?«

»Ja, die meine ich!«

»Ich finde leider keine Teilnehmerdatenbank in der domänenlosen Stadt Neapel am Vulkan Vesuv. Soll ich versuchen eine Verbindung zur Vermittlungszentrale herzustellen?«

»Ja bitte!«

»In Ordnung David! Ich werde versuchen eine Sprechverbindung zur Vermittlungszentrale der domänenlosen Stadt Neapel am Vulkan Vesuv herzustellen.«

Die Spannung steigt, als aus dem Lautsprecher ein sehr verrauschtes Tuten zu hören ist. Auf einmal schreit eine laute Frauenstimme aus dem Lautsprecher:

»Pronto!«

Gianna ist kurz irritiert und ruft dann auf Italienisch:

»Hier spricht Gianna Marconi aus Wien. Könnten Sie mich bitte mit dem Anschluss von Signora Gina Falcone verbinden? Falcone in der Via Concordia!«

Für eine Weile herrscht Stille am anderen Ende der Leitung. Dann antwortet das Fräulein vom Amt:

»Emanuele und Gina Falcone, Via Concordia 36, einen Augenblick, ich verbinde!«

Gianna und David schauen sich mit großen Augen an. Der Bildschirm an der Wand zeigt jetzt das Symbol eines uralten Wählscheibentelefons an. Dann beginnt es aus dem Lautsprecher zu tuten. Einmal – zweimal – dreimal – viermal – fünfmal – sechsmal, bis sich eine leise Stimme meldet:

»Falcone?«

»Tante Gina, bist du das? Hier spricht Gianna! Sind meine Eltern bei dir?«

»Gianna!«, schreit es schrill vom anderen Ende der Leitung. »Mein Gott, Gianna! Wie geht es dir? Einen Augenblick, ich hole deine Mutter an den Apparat!«

Wieder verstreichen ein paar endlose Sekunden. Dann hört Gianna eine vertraute Stimme:

»Gianna? Ist das wahr? Bist du das?«

»Ja Mamma, ich bin‘s. Mir geht‘s gut! Ich bin in Wien und in Sicherheit! Ist Vati auch bei dir?«

»Oh mein Gott! Wie schön es ist, endlich wieder deine Stimme zu hören. Was haben wir uns Sorgen um dich gemacht! Ja, Vati ist auch hier in Neapel. Uns geht‘s gut. Vati hat sogar eine Arbeit gefunden! Er führt deutschsprachige Touristen durch die antiken Stätten von Herculaneum und Pompeji. Es gibt wieder recht viel Touristen hier in Neapel! Viel mehr als bei uns in Rom! Aber sag, wie hat es dich denn nach Wien verschlagen? Bist du denn so einfach über die Grenze gekommen?«

»Mamma, das ist eine lange Geschichte. Ich habe in den letzten Wochen viele aufregende Dinge erlebt, aber jetzt bin ich erst einmal in Sicherheit! Ich wohne hier in Wien bei einem Freund und werde wohl bis auf weiteres hier bleiben. Schade, dass du ihn nicht sehen kannst! Er heißt David und er sitzt gerade neben mir auf dem Sofa, während ich mit so einer Art Wunderkasten mit dir telefoniere. Aber jetzt erzähl mal, Mamma! Gibt es etwas Neues aus Rom? Hast du etwas von Marco und Maria gehört? Meinst du ich kann bald wieder nach Hause kommen?«

»Grüß mir erst mal diesen David unbekannterweise! Ich bin ja so froh, dass du jemanden gefunden hast, der auf dich aufpasst! Aber ja, wo du mich so fragst: Es gibt Neuigkeiten! Vati hat heute morgen die Zeitung vom Kiosk geholt und da stand drin, dass gestern in Rom zwei Mitarbeiter des Vatikans –«

Giannas Mutter hat den Satz noch nicht beendet, da ertönt ein penetrantes »Tuut – tuut – tuut« aus dem Lautsprecher und eine zerknirscht dreinblickende Alexandra erscheint auf dem Monitor:

»Es tut mir leid, David! Die Verbindung wurde leider unterbrochen. Soll ich versuchen die Verbindung zur Vermittlungszentrale der domänenlosen Stadt Neapel am Vulkan Vesuv erneut aufzubauen?«

»Ja bitte!«, ruft David seiner elektronischen Assistentin zu.

Alle Versuche, noch einmal zur Vermittlungsstelle in Neapel durchzukommen, scheitern jedoch kläglich. Entweder sind alle verfügbaren Leitungen belegt oder ein anderes technisches Problem verhindert den Verbindungsaufbau. Schließlich meint Gianna:

»Lass es sein! Das Wichtigste haben wir uns ja schon mitgeteilt. Ich kann dir gar nicht sagen wie froh ich bin, meinen Eltern endlich ein Lebenszeichen gegeben zu haben. Die beiden haben bestimmt in den vergangenen Wochen Todesängste um mich ausgestanden!«

»Ich habe den Eindruck, dass sich deine Eltern in Neapel ganz gut eingelebt haben! Und ich find's toll, dass dein alter Herr jetzt als Touristenführer arbeitet!«

»Ich glaube, dass ihm das auch mehr Spaß macht als seine Übersetzungsarbeiten in Rom. Mein Vater liebt den Kontakt zu anderen Menschen. Wer weiß, vielleicht bleiben die beiden ja für immer in Neapel!«

Bei diesem Gedanken überkommt Gianna ein Anflug von Heimweh. Wann wird sie ihre Eltern wiedersehen? Und was soll sie machen, wenn diese tatsächlicher ihrer Heimatstadt für immer den Rücken kehren? Gianna fühlt sich trotz aller Widrigkeiten nach wie vor als Römerin. Und jetzt sitzt sie hier im fernen Wien und weiß nicht, was die Zukunft bringt. Verschämt wischt sie eine kleine Träne aus dem Auge und schmiegt sich an David.

»Ich danke dir! Ich danke dir für alles, was du für mich getan hast!«

David nimmt Gianna fest in den Arm und antwortet:

»Red doch nicht so einen Unsinn! Ohne dich wär ich doch gar nicht lebend aus Rom herausgekommen. Was du für mich getan hast, kann ich nie wieder gutmachen! Mach dir da mal keine Gedanken!«

»Wie du meinst!«, schluchzt Gianna und versucht das Thema zu wechseln. »Was kann dieser Wunderkasten da an der Wand eigentlich noch so alles?«

»Du meinst Alexandra, meine digitale Assistentin?«

Das ausgesprochene Name hat den Avatar sofort wieder aus dem Stand-by Betrieb auf den Monitor zurückgeholt.

»Hallo David, was kann ich für dich tun?«

»Hallo Alexandra«, ruft Gianna. »Was tust du denn üblicherweise so für den David?«

»Ich verstehe die Frage des Gastbenutzers nicht!«

»Na du scheinst ja eine ziemlich scharfe Braut zu sein! Welche Dienste bietest du denn so an?«

»David, soll ich die Frage des Gastbenutzers beantworten?«

»Ja bitte!«, antwortet David sichtlich amüsiert.

»Ich bin Alexandra, Davids virtuelle Assistentin. Ich recherchiere Daten, beantwortete Fragen und verwalte Medien. Womit kann ich dienen?«

»Kannst du auch unanständige Dinge tun?«, fragt Gianna frech.

»Ich halte diese Frage für unangemessen!«

»Kannst du uns Videos vorspielen?«

»Gerne! Welches Video soll ich abspielen?«

»Spiel uns doch einmal einen Erotikfilm ab!«

»Ich halte diese Aufforderung für unangemessen! Die angeforderte Videokategorie ist im gebuchten Leistungspaket des Teilnehmers nicht enthalten. Welches Video soll ich abspielen?«

Gianna lacht und sagt zu David: »Kannst du diesen dämlichen Quatschkasten bitte wieder abstellen?«

»Tut mir leid«, antwortet der, »Alexandra hört immer mit und wartet dauernd darauf, eine Anfrage zu bekommen. Man kann sie nicht abschalten!«

Gianna rollt mit den Augen und schaut beleidigt in Richtung des inzwischen wieder nach Stand-by gegangenen Sprachcomputers. Dann beginnt sie langsam damit Davids Hemd aufzuknöpfen und flüstert:

> *»Wir könnten doch einfach hinüber ins Schlafzimmer gehen. Da drüben kann sie uns weder sehen noch hören.«*

David grinst und nickt nur stumm. Die beiden stehen vom Sofa auf, gehen nach nebenan und ziehen die Tür hinter sich zu. Seit Wochen schon sehnen sie sich insgeheim nach diesem Moment. Als nun die Anspannung der abenteuerlichen Reise von ihnen abgefallen ist und ihre Beziehung gewissermaßen von den Altvorderen abgesegnet wurde, fordert die menschliche Natur gnadenlos ihren Tribut. Alle Dämme brechen. Es gibt kein Halten mehr. Den Rest des Abends und die halbe Nacht hindurch haben die beiden einfach unbeschreiblich guten, geilen Sex.

Massaker

Jan Eckert sitzt an seinem Schreibtisch im Außenministerium und schaut gedankenverloren aus dem Fenster. Von seinem Arbeitsplatz aus kann er direkt auf den Rhein herabsehen, auf dem sich gerade zwei schwere Schubverbände im Schneckentempo stromaufwärts kämpfen. Plötzlich macht sein Computer »Pling« und eine E-Mail von Kevin holt ihn zurück in die Realität:

> *Hallo Jan,*
>
> *habe soeben folgende Meldung in einer römischen Tageszeitung gefunden:*
>
> *http://www.lacitta.tiber/news.cgi?id=08154711*
>
> *Anhängend der übersetzte Wortlaut, falls der Server mal wieder nicht erreichbar sein sollte.*
>
> *LG Kevin*
> --
> *Rom:*
> *Als das Zimmermädchen Alina T. gestern in einem römischen*

Bordell saubermachen wollte, machte sie in zwei Zimmern eine schreckliche Entdeckung: In beiden Räumen fand sie je eine männliche Leiche, die völlig unbekleidet mit Händen und Füßen an das Bett gefesselt war. Die ersten Ermittlungen ergaben, dass beiden Männern die Kehle durchgeschnitten worden war. Commissario Rosetti, von der römischen Kriminalpolizei, erklärte, dass ihm ein derart schrecklicher Anblick in seiner ganzen Karriere noch nicht untergekommen sei. Ob es sich um ein Verbrechen oder ein tragisches Unglück im Verlauf einer Bondage-Session handelt, steht momentan noch nicht fest. Den Ermittlungen zufolge handelt es sich bei den Toten um ranghohe Mitarbeiter des Vatikans: Monsignore S., den Leiter der Vatikanbank, sowie um Alberto B., seinen Privatsekretär. Gegen beide Männer waren erst vor wenigen Tagen Vorwürfe im Rahmen eines internationalen Geldwäscheskandals bekannt geworden. Ob die Tat im Zusammenhang mit diesen noch unbestätigten Vorwürfen steht, kann derzeit nur vermutet werden. Der Papst hat Gott um Gnade für die verlorenen Seelen gebeten und bittet alle Gläubigen in Rom es ihm gleich zu tun.

Jan erinnert sich daran, dass Kevins Polizeibehörde die geheimnisvollen Zahlungen aus dem Vatikan, mit dem Vermerk »Wasserbereinigung«, untersuchen wollte. Offensichtlich haben sie dabei in ein Wespennest gestochen! Er überfliegt die Zeitungsmeldung ein weiteres Mal. Dabei fährt ihm unwillkürlich der Schreck in die Glieder. Er öffnet seinen Internetbrowser und geht auf die Homepage der Vatikanbank. Unter der Rubrik »Governance« strahlt ihm ein altes, bekanntes Gesicht entgegen. Monsignore Domenico Scarelli – der Leiter der Vatikanbank.

»Mein Gott Domenico!«, denkt Jan. »Was ist nur aus dir geworden? Diesmal hast du den Bogen endgültig überspannt!«

Gefährliches Spiel

Gianna und David haben in den vergangenen Tagen sämtliche Wiener Sehenswürdigkeiten abgeklappert. Am besten gefiel Gianna bisher die Spanische Hofreitschule, wo die beiden im prächtigen Reitsaal der Hofburg dem morgendlichen Training der jungen Lipizzanerhengste

beiwohnten und im Anschluss daran an einer Führung durch die Pferdestallungen teilnahmen. Was für herrliche Tiere! Was für ein Unterschied zu den elenden Kleppern, die Gianna aus ihrer Heimat kennt. Die in den Straßen Roms vor die Fuhrwerke gespannt werden oder vor den Toren der Stadt den Pflug über die Felder ziehen müssen. Armselige, mitleiderregende Geschöpfe sind das allesamt, im Vergleich zu diesen stolzen Warmblütern, die mit spielerischer Leichtigkeit die Hohe Schule der Dressur beherrschen. Gianna war von dem perfekten Zusammenspiel von Pferd und Reiter so fasziniert, dass sie ernsthaft in Erwägung zog, auf einem Reiterhof eine paar Schnupperreitstunden zu nehmen.

Dann besann sie sich aber darauf, dass sie ihr Augenmerk vielleicht doch erst einmal auf ihr berufliches Fortkommen richten sollte, bevor sie sich ein teures Hobby zulegt. Ihr erklärtes Ziel ist es, sich auch in ihrer neuen Heimat als freie Journalistin und Bloggerin betätigen zu können. Momentan ist sie auf Gedeih und Verderb auf Davids großzügige Unterstützung angewiesen. Doch bei aller Liebe: Es widerstrebt ihr zutiefst, sich in die Abhängigkeit eines Mannes zu begeben und sie hat sich geschworen alle Hebel in Bewegung zu setzen, um bald auf eigenen Füßen stehen zu können. Sie ist deshalb auf der Suche nach einer Möglichkeit, ihre römische Journalistenausbildung in Wien anerkennen zu lassen. Heute Vormittag hat sie ein Informationsgespräch bei einem Zertifizierungsinstitut und hat bereits früh am Morgen das Haus verlassen.

David ist noch immer auf der Suche nach einem neuen IT-Projekt. Gestern hatte er ein Vorstellungsgespräch bei einem Telekommunikations-unternehmen. Der Projektleiter stellte sich aber als Scrum[46] Master alter Schule heraus, der in seinem Team immer noch die verstaubten, sogenannten agilen Methoden längst vergangener Jahrzehnte angewandt haben wollte. David verlor daraufhin sofort jegliches Interesse an dem Job und zog seine Bewerbung unter einem Vorwand zurück. Solange er nichts Besseres findet, genießt er eben seine Freizeit.

46 Scrum: Vorgehensmodell aus dem Projektmanagement

Heute nutzt er Giannas Abwesenheit, um an der Packstation nachzusehen, ob seine Bestellung aus dem Darknet bereits eingetroffen ist. Und tatsächlich: Der dubiose Elektronikversender aus der fernen asiatischen Domäne hat, wie versprochen, geliefert. Aufgeregt, wie ein kleiner Junge an Weihnachten, trägt David das schwere Paket nach Hause und öffnet es auf seinem Schreibtisch.

> *»Donnerwetter«, denkt er sich. »Das ist größer als ich gedacht habe!«*

Neben der eigentlichen Hardware befindet sich auch noch eine CD mit der zugehörigen Software in dem Paket. David schiebt die Silberscheibe in das Laufwerk seines Notebook Computers und beginnt mit der Installation. Während der Fortschrittsbalken langsam wächst, holt David sein »Spezialhandy für Notfälle« aus der Schreibtischschublade. Er hatte dieses alte Teil vor Jahren einmal beim Joggen gefunden und mit nach Hause genommen. Es ist ein völlig veraltetes Modell, mit zersprungenem Display und abgeplatztem Lack. Der frühere Besitzer muss ein komischer Typ gewesen sein: Das Handy war durch keinerlei PIN gesichert. Und der Prepaidvertrag der SIM-Karte wurde bis heute nicht gekündigt. Wann immer David einmal anonym telefonieren will, was er zugegebenermaßen bisher nur ein einziges Mal und das auch nur spaßeshalber gemacht hat, muss er nur ein wenig Guthaben auf das fremde Prepaidkonto laden und schon kann‘s losgehen. Für den raffinierten Plan, den er ausgeheckt hat, ist dieses Handy allerdings wie geschaffen! Nachdem ein erster Test mit dem bestellten Elektronikgerät erfolgreich verlaufen ist, denkt sich David:

> *»Jetzt hat es sich eben doch gelohnt, dass ich das Ding nicht in den Elektronikschrott geworfen habe. Na wartet! Ich werde euch schon zeigen, dass man einen David Jonas nicht ungestraft zum Narren hält!«*

Dann öffnet er auf seinem Computer den Ordner mit den Überweisungsdaten, die Klaus Baumann zum Verhängnis geworden waren. Er muss nicht lange suchen, dann findet er die Mobilfunknummer, die

Klaus damals angerufen hat, um seine Forderungen zu stellen. David beginnt eine SMS zu tippen:

```
Weiss Bescheid ueber Wasserbereinigung und
Vatikanbank. Bin heute um 23 Uhr im Darknet
Chatroom:
http://zlx8w3xq7vpfqwbo.onion/
```

Noch eine Kontrolle, ob alles richtig geschrieben wurde, dann drückt er den Sendeknopf und schaltet das Handy kurz darauf aus. Die Nachricht ist unterwegs.

Den Rest des Tages ist David kaum zu einem klaren Gedanken fähig. Immer wieder quälen ihn Zweifel, ob er wirklich das Richtige tut. Als Gianna nach Hause kommt, hört er nur mit halbem Ohr zu, wie sie von ihren Erlebnissen erzählt. Gianna merkt schnell, dass heute mit David nicht viel anzufangen ist und geht früh ins Bett. Um dreiundzwanzig Uhr sitzt David, alias Mallory1, mit feuchten Händen vor dem Computerbildschirm und beobachtet gespannt die Aktivitäten seines Chatrooms:

```
> - User Saulus8 hat den Chat betreten -
> [Saulus8] Hallo?
> [Mallory1] Danke dass Sie gekommen sind!
> [Saulus8] Wer sind sie, was wollen sie?
> [Mallory1] Mein Name tut nichts zur Sache.
Ich weiss ueber saemtliche
Finanztransaktionen der Vatikanbank
Bescheid! Ueber alles was mit der Aktion
Wasserbereinigung zu tun hat! Einfach alles!
> [Saulus8] Nochmal!!!! Was wollen sie?
> [Mallory1] 100.000 Donautaler in bar.
> [Saulus8] LOL
> [Mallory1] Ihnen wird das Lachen schon
vergehen! Wenn Sie auf meine Forderung nicht
eingehen, uebergebe ich saemtliche
Unterlagen an die zustaendigen Behoerden!
Ich erwarte Sie am kommenden Samstag um 22
Uhr in der Stadt Zwiesel im Bayerischen
```

```
Wald. Rufen Sie die Handynummer an, von der
die SMS gesendet wurde. Sie erhalten am
Telefon weitere Anweisungen. Wenn Sie sich
nicht melden, werden Sie es bereuen!
> - User Mallory1 hat den Chat verlassen -
```

David fährt den Computer herunter und atmet tief durch. Seine Botschaft hat den gewünschten Adressaten erreicht. Sein Zeitplan ist perfekt. Am kommenden Wochenende wird er mit Gianna seine Eltern in Viechtach besuchen. Er wird sich dort kurzzeitig aus dem Familienleben ausklinken und das erledigen, was nun getan werden muss. Von Viechtach nach Zwiesel ist es nicht weit. Beide Kleinstädte liegen in der Domäne SchwarzerRegen.Regen.Donau. Und von beiden Städten ist es nicht weit bis zum Silberberg. Dem Berg, von dem aus man schon die Wasserscheide zur Elb-Domäne sehen kann. Dem Berg mit der alten Silbermine, deren weitverzweigtes Höhlensystem David schon als Kind fasziniert hat. Mit den Viechtacher Pfadfindern hat er dort als Jugendlicher einmal eine ganze Ferienwoche verbracht. Zusammen mit drei Freunden war er nachts heimlich aus dem Zeltlager weggeschlichen und hat mit Schaufel und Stirnlampe die verfallenen Stollen der alten Mine erkundet. Gruselig und abenteuerlich war das gewesen. Nichts für Leute mit schwachen Nerven oder Klaustrophobie. Wenn er heute daran zurückdenkt, kann er nur den Kopf schütteln über soviel jugendlichen Leichtsinn. Verhält er sich jetzt wieder leichtsinnig?

»Nein!«, macht er sich Mut. »Diesmal habe ich alles im Griff!«

München

Jan ist gerade dabei die Wohnung zu verlassen, als das Telefon klingelt.

»Hallo Mama! Du hast Glück dass du mich noch erwischst. Ich stand schon in der Tür.«

»Hallo Junge! Ich wollte nur mal wieder deine Stimme hören und dachte, ich ruf dich mal an. In meinem Alter weiß man ja nie, wann es das letzte Mal ist!«

»Ach Mama, du wirst bestimmt hundert Jahre alt! Da mache ich mir überhaupt keine Sorgen!«

»Ja ja, mach du dich nur über mich lustig. Der Herr Maier aus unserer Straße hat auch gedacht, dass er noch lange seine Rente genießen kann. Gestern hat ihn seine Frau im Bad gefunden! Ist einfach, mir nichts dir nichts, umgefallen und war tot. Ist das nicht schrecklich?«

»Ach Mama, einmal kommt eben für jeden der Moment, wo die Uhr abgelaufen ist.«

»Wo wolltest du denn gerade hin, mein Junge?«

»Ich muss heute dienstlich nach München reisen. Das hat sich recht kurzfristig so ergeben.«

»Heute am Freitag? Wo das Wochenende vor der Tür steht? Was gibt es denn in München so Dringendes, dass man nicht bis Montag damit warten kann?«

»Mama, du weißt doch, dass ich dir über meine dienstlichen Angelegenheiten nichts erzählen darf. Das fällt nun mal unter die Geheimhaltung. Und die unregelmäßigen Arbeitszeiten bringt mein Beruf nun mal mit sich. Wenn Not am Mann ist, kann man im Außenministerium schlecht Rücksicht auf die Wochenendplanungen einzelner Mitarbeiter nehmen.«

»Ja ja, und dann bist du wieder tagelang unterwegs und ich weiß nicht, wie ich dich erreichen kann! Wäre ja nicht das erste Mal!«

»Ich verspreche dir, dass ich mich mal melde. Aber jetzt muss ich wirklich los, sonst verpasse ich noch meinen Flieger nach München. Grüß bitte Anna und Lena von mir und pass auf dich auf.«

»Werd ich ausrichten, mein lieber Junge. Und versprich mir, dass auch du gut auf dich aufpasst! Ich mach mir doch Sorgen um dich!«

»Tschüss Mama!«

»Tschüss, mein Junge.«

Silberberg

Boris Luganov ist stinksauer. Bisher war seine Zusammenarbeit mit der Organisation von Professionalität und gegenseitigem Respekt geprägt. Jetzt herrscht plötzlich nur noch Hektik und purer Aktionismus. Wenn das so weiter geht, muss er sich ernsthaft Gedanken machen, ob ihm eine weitere Zusammenarbeit mit diesem Chaotenhaufen noch ratsam erscheint.

Am frühen Morgen war er in Wien losgefahren. Vier Stunden hatte er mit seinem Mietwagen gebraucht, bis er endlich dieses gottverdammte Nest in der bayerischen Provinz erreicht hatte. Den ganzen Tag über hat er die nähere Umgebung von Zwiesel ausgekundschaftet, um sich ein Bild der Lage zu machen. Den Bombenkoffer hatte er auf die Schnelle zusammen-improvisieren müssen. Und das Ganze nur, weil wieder so ein halbstarker Amateur den Erpresser spielt.

»Was denken sich diese Idioten von der Organisation eigentlich? Wollen die in Zukunft jeden, der Wind von ihren stümperhaften Geldgeschäften bekommen hat, in die Luft bomben? Erst dieser Schwachkopf aus der Wiener Kanalisation und jetzt auch noch ein Hinterwäldler!«

Wenigsten gut kochen können sie hier in der Provinz! Boris Luganov hat gerade ein opulentes Abendessen in einem Gasthof mit guter böhmischer Küche zu sich genommen. Dazu drei halbe Liter Bier von einer ortsansässigen Brauerei, sowie zum Abschluss drei Stamperl von einem seltsamen Zeug, das die Einheimischen Bärwurz nennen. Ein normaler Bürger dürfte sich jetzt gar nicht mehr hinters Steuer setzen. Aber Boris Luganov ist kein normaler Bürger und der einzige Polizist, der ihn unvorsichtigerweise einmal nachts nach seinen Fahrzeugpapieren gefragt hatte, liegt schon lange unter der Erde.

Gutes Essen hin oder her. Luganovs Laune ist am Tiefpunkt, als er Punkt zweiundzwanzig Uhr zu seinem Handy greift, die Rufnummern-unterdrückung aktiviert und die vereinbarte Telefonnummer anruft.

»Hallo?«

»Ja, hier ist auch hallo! Ich bin jetzt wie vereinbart in Zwiesel. Wo werden wir uns treffen?«

»Haben Sie das Geld dabei?«

»Ja natürlich!«

»Haben Sie ein Navigationssystem bei sich?«

»Was soll ich denn noch alles dabei haben? Ja, ich habe ein Navi in meinem Auto!«

»Hören Sie zu! Geben Sie in ihr Navigationsgerät Bodenmais Silberbergwerk ein.«

»Was soll ich eingeben?«

»Bodenmais, wie der Boden und der Mais und Silberbergwerk wie, na ja wie Silberbergwerk eben!«

»Moment!«

Boris Luganov legt sein Smartphone in die Mittelkonsole und beginnt das gewünschte Fahrtziel in das Navi einzutippen.

»Fünfzehn Minuten. Kann das hinkommen?«

»Ja das kommt hin! Folgen Sie stur den Anweisungen des Navis. Das letzte Stück führt steil durch den Wald und ist für den öffentlichen Verkehr eigentlich gesperrt. Fahren Sie einfach hoch und ignorieren Sie das Sperrschild! Die Straße endet direkt am Eingang des Bergwerks. Um diese Zeit ist da oben aber keine Menschenseele mehr. Rufen Sie mich wieder an sobald sie dort angekommen sind! Haben Sie alles verstanden?«

»Ja«, murrt Luganov. »Ich melde mich in einer Viertelstunde wieder.«

Sichtlich genervt beendet er das Gespräch und startet den Motor. Während er seinen 5er DKW über die einsamen Landstraßen des Bayerischen

Waldes steuert, laufen in seinem Kopf die Ereignisse der vergangenen Wochen wie in einem Film ab:

Sie hatten ihn wieder nach Rom geschickt! Und auch dort musste er für die Organisation den Feuerwehrmann spielen – und retten, was noch zu retten war. Monsignore Scarelli hatte sich als unfähig erwiesen und war drauf und dran die Pläne der Organisation auffliegen zu lassen. Einen wichtigen Zeugen, der ihm auf die Schliche gekommen war, hatte er ungehindert nach Wien ausreisen lassen, wo er jetzt sein Wissen bereitwillig an die Behörden ausplauderte! »SM« und sein Sekretär mussten unschädlich gemacht werden, bevor sie noch weiteren Schaden anrichten konnten. Und natürlich blieb die Drecksarbeit mal wieder an ihm hängen! Na ja, nicht die wirkliche Drecksarbeit, aber zumindest die Planung und die strategischen Vorarbeiten. Einen ordinären Gewaltverbrecher namens Bruno hatte man ihm als Assistenten zur Seite gestellt. Ursprünglich sollten die beiden Pfaffen zu einem konspirativen Treffen in die Engelsburg gelockt und dort mit einem gewaltigen Rums in die Luft gejagt werden. Dies war auch der Grund, warum man ihn überhaupt mit der Eliminierung der beiden betraut hatte. Dann entschieden sich die hohen Herren aus der Organisation aber plötzlich anders und forderten eine blutrünstigere Variante. Vielleicht hatten sie aber auch nur ein Einsehen, dass es unverantwortlich wäre, ein so einzigartiges Bauwerk, wie die Engelsburg, unnötig in Mitleidenschaft zu ziehen. Während Bruno seine Kontakte im Rotlichtmilieu nutzte und die Sache mit dem Bordell klarmachte, war es seine Aufgabe zwei Angehörige der Schweizer Garde zu finden, die bereit waren, bei dem Mordkomplott mitzumachen. Er musste nicht lange suchen, bis er in der Fahrbereitschaft des Vatikanstaats auf die richtigen Männer traf. Als sich Scarelli und Bonelli eines Abends in ein römisches Restaurant chauffieren lassen wollten, war es soweit. Kurz nachdem das schwarze Shuttle den Vatikan verlassen hatte, wurden die Priester von den Gardisten überwältigt und direkt zu dem Bordell gebracht, wo Bruno, der Schlächter, den Job zu Ende brachte. Er selber wäre zu so einer Tat niemals imstande gewesen. Ausgerechnet er, der

unzählige Menschen auf dem Gewissen hat, kann kein Blut sehen! Aber es ist wie es ist. Jeder muss sehen, dass er aus seinen Talenten das Beste macht. Und sein Talent liegt zum Glück nicht im brutalen Abschlachten, sondern in der effektiven Ausradierung durch die Kräfte der Physik und der Chemie. Er kann nun mal gut Bomben bauen und deswegen ist er jetzt auch hier, wo Fuchs und Hase sich gute Nacht sagen.

Wenn man vom Teufel spricht! Auf den letzten Metern vor dem Ziel sieht er neben dem schmalen Fahrweg einen Fuchs entlang schnüren. Im Licht der Scheinwerfer funkeln seine Augen teuflisch. »Was will denn der Mensch um diese Zeit hier oben?«, scheint der Fuchs zu denken und trollt sich von dannen.

> *»Ich bin jetzt am Zielort!«, schimpft Luganov in sein Handy, als er sein Auto in der Nähe des Bergwerks geparkt hat.*
>
> *»Gut! Gehen sie jetzt zu dem breiten Fahrweg, der vom Besucherrestaurant wegführt. Dort gibt es ein paar Wanderwegweiser.«*
>
> *»Haben Sie eine Ahnung wie dunkel es hier oben ist?«*
>
> *»Jetzt stellen Sie sich nicht so an! Heute ist Vollmond und wenn sie noch mehr Licht brauchen nehmen Sie doch die Lampe in ihrem Smartphone!«*
>
> *»Falls es Ihnen entgangen sein sollte: Mein Smartphone ist an meinem Ohr, damit ich höre, was Sie mir zu sagen haben! Außerdem kann man mit diesem blöden Ding nicht gleichzeitig leuchten und telefonieren!«*

Boris Luganov hat gute Lust die Aktion abzubrechen und wieder nach Hause zu fahren. Jetzt schickt ihn dieser Schwachkopf auch noch über Stock und Stein durch den dunklen Wald. Er holt sein Bluetooth-Headset aus der Jackentasche und befestigt es an seinem Ohr. So hat er wenigstens wieder eine Hand frei und kann dennoch telefonieren. Er lässt sein Smartphone in die Innentasche seiner Jacke gleiten und zieht stattdessen die Pistole aus dem Schulterholster. Am Ende wartet diese Irre hier oben

noch auf ihn! Mit dem Bombenkoffer in der linken und der Pistole in der rechten Hand pirscht er langsam voran. Endlich sieht er die vom hellen Mondlicht beschienenen Schilder:

»Ich bin jetzt bei den Wegweisern. Und jetzt?«

»Sehr gut! Eines der Schilder weist den Weg zum Gipfel des Silberbergs!«

»Soll ich jetzt etwa nachts im Dunkeln eine Bergtour machen? Hör mal zu, Bürschchen! Wenn du mich verarschen willst, dann sag‘s gleich!«

»Nein, nein, immer mit der Ruhe! Sie müssen nur ein kleines Stück auf diesem Weg gehen. Folgen Sie dem Weg, bis sie zu einer Steinpyramide kommen. Wenn es beginnt steil zu werden, sind Sie daran vorbeigelaufen!«

Widerwillig folgt Boris Luganov den weiteren telefonischen Anweisungen. Er hasst Wanderungen, so wie er es überhaupt hasst, zu Fuß zu gehen. Zu Fuß gehen arme Schlucker, die sich kein Auto leisten können! Auch Boris Luganov musste früher viel zu Fuß gehen, aber eigentlich dachte er, dass diese armseligen Zeiten endgültig der Vergangenheit angehören. Nach einer gefühlten Ewigkeit entdeckt er die Steinpyramide.

»Ich bin jetzt an dieser Pyramide! Und was jetzt?«

»Folgen Sie dem kleinen Trampelpfad, der hier nach rechts abzweigt. Sie sind gleich am Ziel!«

»Das will ich hoffen! Der Weg wird immer schlechter!«

Boris Luganov kämpft sich durch einen wilden Verhau von Sträuchern und Büschen. Nach ein paar Metern bessert sich jedoch der Zustand des Weges und er kommt wieder schneller voran. Hinter einer Linkskurve endet der schmale Pfad aber endgültig und abrupt.

»Es geht hier nicht mehr weiter! Ich stehe direkt vor einem Felsen!«

»Sie müssten jetzt eigentlich vor der Tür am Wolfgangstollen stehen!«

Luganov stellt den Bombenkoffer ab und tastet im Dunkeln vorsichtig den vermeintlichen Fels vor ihm ab.

»Sie haben recht – das ist Holz und kein Fels!«

»Suchen Sie den Türgriff und versuchen Sie die Tür nach außen aufzuziehen!«

»Sie wollen jetzt nicht wirklich, dass ich da rein gehe!«

»Jetzt machen Sie schon! Probieren Sie, ob die Tür aufgeht!«

Luganov sucht nach dem Türgriff. Als er ihn findet, zieht er daran und merkt, dass sich die Tür mit einem ächzenden Quietschen öffnet.

»Ja, die Tür geht auf!«

»Sehr gut! Hören Sie mir jetzt gut zu! Sie stellen den Geldkoffer direkt hinter der Tür in den Stollen. Dann gehen Sie auf dem selben Weg, auf dem Sie gekommen sind, wieder zurück zu Ihrem Auto und fahren nach Hause. Haben Sie das verstanden?«

»Halten Sie mich für blöd? Natürlich habe ich das verstanden! Sind wir damit fertig mit unserem Versteckspiel?«

»Ich denke ja!«

»Na dann, gute Nacht!«

Luganov holt sein Smartphone aus der Jacke und beendet die Verbindung. Dann schaltet er die Taschenlampen-App ein und öffnet die Tür zum Stollen. Die Lampe strahlt in einen niedrigen Gang, der direkt in den Berg hineinführt. Direkt hinter der Tür sollte er den Koffer abstellen. »Ungünstig – sehr ungünstig!«, denkt sich Luganov als er die Wirkung, der direkt an der Tür stehenden Bombe, abschätzt. Im Schein der Lampe geht er noch einige Meter weiter in den Stollen, der, je weiter er kommt, immer enger wird.

»Hier müsste es gehen! So verteilt sich die Druckwelle besser im Berginneren und verpufft nicht nach draußen.«

Luganov stellt den Bombenkoffer ab und tritt den Rückzug an. Während er die Tür zum Stollen schließt, schaut er auf seine Armbanduhr. Schnellen Schritts geht er den Weg zurück zum Auto. Er ärgert sich, dass er nicht mehr Zeit für die Konstruktion des Zünders gehabt hatte. So ein raffinierter Mechanismus, wie bei der Bombe in Wien, wäre ideal gewesen. Durch den straffen Zeitplan seiner Auftraggeber hatte es aber nur noch für eine simple Funkauslösung gereicht. Fünfzehn Minuten gibt er dem Erpresser noch, bis er ihn samt seinem vermeintlichen Geldkoffer in die Luft jagt. Es gibt natürlich keine Garantie, dass der Mann tatsächlich innerhalb dieser Zeit versuchen wird, den Koffer an sich zu nehmen. Aber Boris Luganov kennt seine Pappenheimer. Aus ihrer Stimme hört er jedesmal die blanke Gier heraus. Er würde schwören, dass dieser Hinterwäldler irgendwo im Berg lauert und schon sehnlichst darauf wartet, den Koffer mit dem Geld an sich zu nehmen. Für ganz besonders schlau wird er sich halten – und keine Chance bekommen, seinen Irrtum zu bereuen.

Als Boris Luganov sein Auto erreicht, sind zehn Minuten vergangen. Weit und breit ist keine Menschenseele zu sehen. Langsam fährt er die abschüssige Straße ins Tal hinab. Kurz bevor er am Fußes des Silberberges auf die Hauptstraße einbiegt, schaut er ein weiteres Mal auf die Uhr. Gleich sind die fünfzehn Minuten vorüber.

»Bringen wir es hinter uns!«

Boris Luganov nimmt den Sender mit dem Funkauslöser in die Hand und schaltet ihn scharf. Wie immer in diesem Augenblick bekommt er eine Gänsehaut. Er liebt diesen Moment, wenn sein Daumen diese kleine Taste drückt und nur Sekundenbruchteile später sich das Tor zur Hölle öffnet. Für ihn ist das die Hohe Kunst des Tötens. Getreu seinem Motto:

Rapidus – Subitus – Tinnitus

Schnell, unerwartet und vor allem ohrenbetäubend laut soll der Tod eintreten! Ohne Blut und möglichst schmerzlos für alle Beteiligten. Mit einem Lächeln auf den Lippen und versöhnt mit der Welt drückt Boris Luganov den Daumen durch.

Und die Wirkung des neuartigen Sprengstoffs ist wirklich unglaublich! Im Vergleich zu dieser Detonation waren Luganovs bisherige Bombenanschläge nur müde Silvesterkracher. Die Druckwelle rast durch das gesamte Bergwerk und sämtliche Stollen der weitverzweigten ehemaligen Silbermine. Der Doppelgipfel des Silberbergs, die sogenannte Bischofsmütze, stürzt in sich zusammen und erinnert fortan mehr an eine Pickelhaube. Einzelne Gesteinsbrocken fliegen bis ins benachbarte Bodenmais und beschädigen Autos und Hausdächer. Nur durch Zufall gibt es im Ort keine Verletzten.

Justizirrtum

Zur selben Zeit in Wien:

Landolf Prohaska sitzt schon zwei Tage im Untersuchungsgefängnis des achten Wiener Gemeindebezirks und hat immer noch keinen blassen Schimmer warum. Nur, dass es irgendwas mit seinem Handy zu tun hat, das er vor zwei Jahren beim Spazierengehen im Donaupark verloren hatte.

Seit wann ist es denn verboten sein Handy zu verlieren? Wie einen Verbrecher hatten sie ihn auf der Baustelle abgeholt und verhaftet. Vor den Augen seines Chefs und aller seiner Kollegen. Wie soll er denen jemals wieder unter die Augen treten? Auch wenn sich dieser Irrtum aufgeklärt hat. Irgendwas bleibt immer an einem hängen!

Warum hätte er das alte Teil auch als verloren oder gestohlen melden sollen? Er hatte sich doch schon dieses neue Smartphone gekauft, mit den coolen Apps und dem supergünstigen Vertrag. Keine Träne hatte er der alten Gurke nachgeweint!

Die Polizei hatte behauptet, er hätte Kontakte zur Mafia und man hätte ihn anhand seiner SIM-Karte überführt. Stundenlang hatten sie ihn verhört. Ob

er einen Anwalt hätte, haben sie ihn gefragt. Natürlich hat er keinen Anwalt. Wozu auch? Er hat sich ja noch nie etwas zuschulden kommen lassen. Na ja, die Sache mit der Schlägerei vor fünf Jahren vielleicht, aber hey, was soll der Scheiß? Wie lange wollen die denn noch auf der alten Sache rumreiten?

Alle seine Freunde und Bekannten sind inzwischen von der Polizei befragt worden. Seine Freundin hat es ihm gestern erzählt, als sie ihn in der Untersuchungshaft besuchen durfte. Ob er Verbindungen zu islamistischen Kreisen habe! Oder ob er einer terroristischen Vereinigung angehören würde! Lauter so‘n Scheiß haben die gefragt!

Sein Spielecomputer ist auch beschlagnahmt worden. Und die ganze Bude haben sie auf den Kopf gestellt. Nach was haben die denn gesucht? Die paar Drogen, die sie gefunden haben, waren doch für den Eigenbedarf. Wo sind wir denn, dass man einfach so in den Sachen von unbescholtenen Bürgern herumwühlen darf?

Und die Nachbarn sind auch alle vernommen worden. Ob er in letzter Zeit Besuch von verdächtig aussehenden Personen gehabt hätte. Was ist überhaupt eine verdächtige Person? Sein Kumpel der Kurti vielleicht, mit seinem Bart und den langen Haaren? Für seine Freundin sieht der wie ein Verbrecher aus – behauptet die zumindest immer, wenn sie zu viel getrunken hat.

Der Pflichtverteidiger, den sie ihm jetzt besorgt haben, hat gesagt, er soll die Aussage verweigern. Aber warum zum Teufel? Er hat doch nichts verbrochen! Er soll sich keine Sorgen machen, hat der Verteidiger gesagt. In ein paar Tagen müssen sie ihm seine Schuld beweisen oder ihn wieder rauslassen. Es sei denn, er würde als Gefährder eingestuft – dann sähe es, wegen dem neuen Gesetz, düster für ihn aus, hat er gesagt.

Landolf Prohaska ballt seine Hand zur Faust und haut so fest er kann auf die harte Matratze. Wenn er dieses Schwein jemals in die Finger bekommt, das ihm dieses Schlamassel eingebrockt hat! Aus dem wird er Hackfleisch machen!

Lizenz zum Töten

David und Gianna waren am Freitag Abend zu Davids Eltern gefahren, um dort gemeinsam das Wochenende zu verbringen. Den heutigen Samstag haben sie für einen Ausflug in die nähere Umgebung genutzt. In der Nähe des kleinen Kurorts Bayerisch Eisenstein wanderten sie an der Wasserscheide zwischen Donau- und Elb-Domäne entlang. Hier war vor vielen Jahrzehnten einmal der Eiserne Vorhang verlaufen, von dem Giannas Vater oft erzählt hat. Beim Anblick der heutigen grünen Grenze erinnert jedoch nichts mehr an die Schrecken der damaligen Zeit.

Danach fuhr David zum Silberberg. Er schlug vor, an einer Führung durch das Bergwerk teilzunehmen, wogegen sich Gianna aber aufgrund ihrer Platzangst vehement sträubte. Stattdessen stiegen sie dann auf den Gipfel und genossen auf 955 Metern Höhe die herrliche Fernsicht. Während des Aufstiegs verschwand David einmal kurz hinter den Büschen. Aber nicht um einem menschlichen Bedürfnis nachzugehen, wie Gianna dachte, sondern um den IMSI-Catcher[47] zu platzieren, den er schon den ganzen Tag in seinem Rucksack mit sich herumgeschleppt hatte.

Am Abend fuhren sie wieder zurück nach Viechtach, wo Davids Mutter bereits mit dem Abendessen auf sie wartete. Nach dem Essen entschuldigte sich David und verschwand im Gästezimmer, um seinen lang gehegten Plan in die Tat umzusetzen.

Jetzt sitzt Gianna allein mit Davids Eltern im Wohnzimmer und unterhält sich mit den beiden prächtig.

> *»Weißt du Gianna, wenn du so von deiner Heimatstadt Rom erzählst, dann muss ich immer an meine Kindheit in Aleppo zurückdenken.«*
>
> *»Mutter, jetzt fang bitte nicht wieder an vom Krieg zu erzählen!«, mischt sich Davids Vater ein. »Wo steckt eigentlich unser missratener Sohn? Ich habe ihn schon seit einer Stunde nicht mehr gesehen!«*

---

47 IMSI-Catcher: Elektronisches Gerät zum Erfassen der International Mobile Subscriber Identity (IMSI) eines Mobiltelefons.

»Keine Ahnung!«, antwortet Gianna und zuckt mit den Schultern. »In den vergangenen Tagen saß er auch nur die ganze Zeit vor seinem Computer oder hat sich mit irgendwelchen Elektronikbasteleien beschäftigt.«

»Ach ja, so ist er nun mal, unser lieber Junge!«, seufzt Frau Jonas. »Ich fürchte, meine liebe Gianna, daran wirst du dich gewöhnen müssen! Wenn er sich in etwas verbissen hat, dann ist er in einer anderen Welt. Ich glaube, er sitzt nebenan in seinem ehemaligen Kinderzimmer und tüftelt an irgendetwas.«

Nebenan schnellt Davids Puls in die Höhe, als Punkt zweiundzwanzig Uhr das Handy klingelt. In dem Moment, wo David auf dem ramponierten Display die Worte »Anruf von Anonym« entziffert, jubelt er innerlich. Alles läuft nach Plan! Auch kurz darauf, als der Anrufer am Silberberg angekommen ist und missmutig Davids Anweisungen befolgt, klappt alles wie am Schnürchen. Während David den unbekannten Mann telefonisch zum abgelegenen Eingang des Wolfgangstollens dirigiert, beobachtet er den Bildschirm seines Notebooks. Auf einmal erscheint die erlösende Meldung:

»Mobilfunkteilnehmer erfolgreich erfasst!«

Es hat funktioniert! Der IMSI-Catcher, den David in der Nähe des Stollens in einem Gebüsch versteckte, hat Kontakt zum Handy des Unbekannten aufgenommen und dessen Daten vollständig erfasst. »Jetzt hat sich die Anschaffung des teueren Geräts doch gelohnt!«, triumphiert David, während er den roten Punkt auf dem Bildschirm beobachtet, der sich langsam über die dargestellte Landkarte bewegt. Von nun an kann er diesem Mobiltelefon folgen und jederzeit seinen aktuellen Aufenthaltsort bestimmen. Zumindest wenn es eingeschaltet ist und sich mit einem Netz verbunden hat. Als sich der rote Punkt der Straße nach Bodenmais nähert, verschwindet er allerdings und auf dem Bildschirm erscheint die Meldung:

»Verbindung zum getrackten Teilnehmer verloren!«

»Wahrscheinlich hat er sein Handy ausgeschaltet«, denkt David und beobachtet noch eine Weile gebannt die Karte auf dem Bildschirm. Er zoomt ein wenig heraus, so dass er einen Überblick über die gesamte Region des Bayerischen Waldes bekommt. Als er die Stadt Regensburg sieht, erinnert er sich, dass er vorsichtshalber noch das Bombenräumkommando informieren wollte. Da nicht auszuschließen ist, dass sich in dem abgestellten Koffer kein Geld, sondern eine Bombe befindet, sollte diese von den zuständigen Behörden entschärft werden, bevor jemand durch sie zu Schaden kommt. David sucht im Internet die Notrufnummer des Kampfmittelbeseitigungsdienstes und tippt sie in das marode Handy ein. Mit Erstaunen stellt er aber fest, dass der Anschluss dauerhaft belegt ist. »Wer führt denn dort um diese Zeit Dauergespräche?«, fragt er sich irritiert und probiert es noch ein paar weitere Male. Nach dem zehnten Versuch gibt er aber auf und sendet stattdessen eine anonyme E-Mail:

> *Im Wolfgangstollen des Silberbergs (Bodenmais) befindet sich möglicherweise eine Bombe. Bitte sehen Sie nach und entschärfen Sie diese, bevor sie Schaden anrichtet!*
> *Ein besorgter Bürger*

Danach blickt er wieder wie gebannt auf die Computerkarte. Aber weit und breit ist kein roter Punkt zu erkennen. David würde zu gerne erfahren, wo sich sein Gesprächspartner jetzt gerade befindet. Seinem Akzent nach handelt es sich um einen Osteuropäer – Pole, Russe, irgendetwas in der Richtung. Seine Stimme klang bedrohlich und kalt. Mit diesem Mann wäre bestimmt nicht gut Kirschen essen! Nur gut, dass der nicht weiß, mit wem er es heute Abend zu tun hatte.

David klappt sein Notebook zu und will gerade wieder zu Gianna und seinen Eltern ins Wohnzimmer gehen, als ein ohrenbetäubender Knall die Stille der Nacht zerreißt. Die Explosion muss sich in der Wohnung ereignet haben! David hört nebenan Gianna und seine Mutter laut schreien. Was um Himmels Willen ist geschehen? Jetzt fängt auch noch jemand an, in der Wohnung herumzubrüllen. Es ist eine männliche Stimme und es ist definitiv nicht die Stimme seines Vaters.

»Wo ist er?«, schreit die Stimme. »Ich weiß, dass er hier ist!«

David gefriert das Blut in den Adern. Wie konnte der Mann ihn finden? Sein Plan war doch perfekt! Hatte er einen Fehler gemacht? Während David noch überlegt, was er falsch gemacht haben könnte, schüttet sein Körper Unmengen Adrenalin aus. Sein Verstand befiehlt ihm nach Gianna und seinen Eltern zu sehen. Sein Körper befindet sich aber bereits im Panikmodus und befiehlt ihm etwas ganz anderes: Flucht – bloß nichts wie weg hier, solange er noch nicht entdeckt worden ist! Gianna und seine Eltern haben nichts zu befürchten – es geht hier ausschließlich um ihn.

David reißt die Balkontür des Gästezimmers auf und rennt hinaus. Gott sei Dank wohnen seine Eltern im Erdgeschoß! Mit einem großen Satz schwingt er sich über das Balkongeländer und landet zwei Meter tiefer im weichen Rasen. »Halt, Stehenbleiben!«, schreit jemand hinter ihm. Sein Verfolger ist bereits im Gästezimmer und hat ihn gesehen. So schnell er kann, rappelt sich David auf und sprintet davon. Die niedrige Hecke am Ende der Grünanlage nimmt er mit einem hohen Sprung aus schnellem Lauf.

»Stehenbleiben oder ich schieße!«, schreit sein Verfolger.

Kurz darauf knallt ein Schuss. »Verdammte Scheiße«, flucht David, während er die schwach beleuchtete Straße an der Sozialbausiedlung seiner Eltern entlang rennt. Hinter sich hört er auf dem Pflaster bereits die Schritte seines Verfolgers. Er ist ihm auf den Fersen und wenn David sich nicht irrt, kommt er sogar langsam näher.

»Bleib stehen, habe ich gesagt!«, schreit es von hinten und ein weiterer ohrenbetäubender Schuss explodiert.

In vollem Lauf dreht sich David kurz nach hinten um und sieht einen großen Mann nur noch wenige Meter hinter sich. David verlässt die Straße und biegt in die kleine Parkanlage ein. Vielleicht kann er ja im Schutz der Dunkelheit dort irgendwie entkommen. Davids Herz schlägt bis zum Hals. Seine Lungen drohen jeden Moment zu zerplatzen. Er rennt so schnell er

kann. Dort hinten im Park hatte er als Jugendlicher immer heimlich mit seinen Kumpels geraucht. Hätte er stattdessen mal lieber Sport gemacht! Dann würde er jetzt nicht so eine jämmerliche Figur abgeben.

David glaubt schon den Atem seines Verfolgers im Nacken zu spüren. Ein letztes Mal versucht er Energien zu mobilisieren und noch etwas zu beschleunigen – doch es ist zu spät! Plötzlich spürt er einen umklammernden Griff an seinen Beinen und stürzt kopfüber zu Boden. Sekundenbruchteile später spürt er das Gewicht seines Verfolgers auf seinem Rücken. Weil sein Gesicht ins feuchte Gras gedrückt wird, kann er nicht einmal aufschreien, als ihm der Mann den Arm gewaltsam nach hinten dreht.

> *»Hab ich dich erwischt!«, ruft eine höhnische Stimme, während David in seinem Genick den kalten Stahl einer Schusswaffe spürt.*

Es kommt ihm so vor, als würde in diesem Moment sein ganzes Leben noch einmal kurz im Zeitraffer vorüberziehen. Aus – Ende – vorbei! Er hat‘s vermasselt! Arme Gianna - was soll nun aus ihr werden? Nun mach schon! Worauf wartet der Typ denn noch?

Doch statt des erlösenden Schusses erwartet ihn aber nur ein weiterer höllischer Schmerz, als ihm der Mann auf seinem Rücken auch noch den anderen Arm nach hinten dreht. Was soll das? Will ihn dieses Schwein jetzt auch noch foltern und ihn dazu zwingen sein Wissen preiszugeben?

Aber nichts dergleichen passiert. Stattdessen spürt David, wie ein paar Handschellen an seinen Handgelenken klicken.

> *»Steh auf Bürschchen!«, herrscht ihn der Mann unfreundlich an. »Wir haben noch einen längeren Weg vor uns!«*

Er zieht David unsanft nach oben und für einen kurzen Augenblick kann ihm David ins Gesicht sehen. Sein Gegenüber wirkt sehr athletisch und nicht mehr ganz jung. David schätzt ihn auf bestimmt fünfzig Jahre und bewundert ihn insgeheim für seine Fitness. Der Mann hat es anscheinend eilig. Er dreht David unsanft in die gewünschte Richtung und schubst ihn

vor sich her. David überlegt fieberhaft, ob er vielleicht doch noch irgendwie entkommen kann. Mit seinen auf dem Rücken fixierten Armen ist aber an eine erneute Flucht nicht mehr zu denken. Wie ein Stück Vieh wird David aus dem Park auf die Straße und von dort wieder zurück in Richtung der elterlichen Wohnung getrieben. Fast alle Fenster in der Sozialbausiedlung sind mittlerweile hell erleuchtet und hinter so mancher Gardine schaut ein Paar neugieriger Augen hervor. Die ganze Nachbarschaft ist durch den Krach, das Geschrei und die Schüsse geweckt worden und will jetzt wissen, was da draußen vor sich geht. In David keimt langsam die Hoffnung, dass es sich bei seinem Verfolger doch nicht um den Mann vom Silberberg handelt. Sein Verdacht wird zur Gewissheit, als er das riesige Polizeiaufgebot vor dem Haus seiner Eltern sieht.

»Los, hier geht‘s lang!«, kommandiert der Mann hinter ihm und schubst ihn zu einem unscheinbaren Transporter, der auf der anderen Straßenseite parkt.

Die Schiebetür steht offen und David kann im hell erleuchteten Inneren der mobilen Einsatzzentrale zwei Männer sitzen sehen. Mit einem unsanften Stoß wird David ins Innere des Fahrzeugs befördert. Ungläubig reißt er die Augen auf. Er kennt einen der Männer! Es dauert einen kurzen Moment, bis er das bekannte Gesicht des Staatssekretärs in dieser ungewohnten Umgebung richtig einordnen kann:

»Dr. Braunweger!«, ruft David ungläubig. »Was zum Teufel geht hier vor?«

»Sieh einer an, der Herr Jonas!«, antwortet der Mann aus dem Wiener Außenministerium. »Als ich den Ortsnamen Viechtach hörte, habe ich schon vermutet, dass Sie in dieser Angelegenheit wieder Ihre Finger im Spiel haben!«

»Wollen Sie behaupten, dass es sich hier um einen Polizeieinsatz handelt?«

»Was haben denn Sie geglaubt? Dachten Sie, wir erstürmen zu unserem Vergnügen die Wohnung Ihrer Eltern mit dem SEK[48]?«

48 SEK: Sondereinsatzkommando

»Dann sind diese beiden Männer Kollegen von Ihnen?«

»Gewissermaßen – der Herr zu meiner Rechten ist Agent des Donau-Geheimdienstes.«

»Agent?«, wiederholt David ungläubig. »Geheimagent oder was? Und wer ist dieser alte Muskelmann, der mich beinahe umgebracht hätte? Ist der etwa auch ein Mitarbeiter ihrer Spitzelbehörde?«

»Nein«, entgegnet Dr. Braunweger. »Der Kollege kommt aus der Rhein-Domäne und unterstützt uns bei unseren Ermittlungen in einer Angelegenheit, bei der Sie uns nun schon zum zweiten Mal empfindlich gestört haben!«

»Dieser Irre wollte mich gerade erschießen! Haben Sie nicht die Schüsse gehört, die er auf mich abgegeben hat? Und was hat ein Agent aus der Rhein-Domäne hier zu suchen? Hat der Kerl keinen Namen? Ist das etwa James Bond?«

Davids Verfolger beginnt übers ganze Gesicht zu grinsen. Dann zieht er lässig seine Walther PPK Pistole aus dem Schulterholster, hält sie David demonstrativ unter die Nase und sagt:

»Bürschchen – wenn ich dich hätte erschießen wollen, dann wärst du jetzt tot. Mausetot! Mein Name ist Eckert. Jan Eckert.«

Teil 3

Verbitterung

Prof. em. Dr. Dr. h. c. mult. Karl Guggenmoser sitzt im Rollstuhl auf der Veranda seines Chalets und bittet seine Pflegerin, ihm noch ein Glas Rotwein einzuschenken.

> *»Herr Professor, wissen Sie denn nicht mehr was der Doktor gesagt hat? Alkohol und fettes Essen sind für Sie absolut tabu!«*
>
> *»Zum Donnerwetter Ludmilla, ich bezahle Sie nicht dafür, dass Sie mir medizinische Ratschläge geben! Ich würde jetzt noch gerne ein Glas dieses herrlichen Tropfens zu mir nehmen! Danach dürfen Sie mich meinetwegen ins Bett bringen.«*
>
> *»Wie der Herr Professor wünschen!«*

Seit zehn Jahren ist Guggenmoser emeritiert[49]. Ab und zu hält er noch einen Vortrag oder eine Gastvorlesung. Aber seit seine Gesundheit nicht mehr so recht mitspielt, hat er sich zunehmend in sein Refugium am südlichen Alpenrand zurückgezogen. Diese trockenen warmen Sommernächte gehören zu den wenigen Dingen, die ihm noch Freude bereiten. Doch nur noch ein paar Wochen. Dann werden die Tage wieder kürzer und der unvermeidliche Winter hält Einzug in den Alpen. Der lange, kalte, schreckliche Winter! Ob er den nächsten Frühling wohl noch erleben wird?

Wäre er nur weiter nach Süden gezogen! Seine Eltern hatten einmal ein Haus in der Toskana und viele glückliche Tage dort verlebt. Ach, wie lang das schon her sein mag! Aber auch wenn die Toskana immer noch ein von der Sonne und der Natur gesegneter Ort ist: Im Jahre 2052 ist sie für einen alten, pflegebedürftigen und wohlsituierten Pensionisten ungefähr so geeignet wie die Sahelzone oder die Wüste Gobi.

---

49 Emeritierung: Verabschiedung eines Hochschulprofessors in den Ruhestand

Was hat das Domänensystem nur aus dieser Welt gemacht? Sein Domänensystem! Wie würden Europa und die Welt heute aussehen, wenn er damals nicht so von seinen eigenen Ideen verblendet gewesen wäre? Hätten sich die alten Staaten wieder aufgerappelt und wäre alles anders und besser gelaufen? Trägt er eine Mitschuld am Verlauf der Geschichte? Werden ihm nachfolgende Generationen einmal die Verantwortung zuschieben? War Karl Marx etwa an den Verbrechen der Kommunisten und Stalinisten schuld? Warum wurde dessen langatmiges Buch über das »Kapital« gelesen? Wer hatte es überhaupt gelesen? Die Arbeiter und Bauern ganz bestimmt nicht! Und dennoch ging es viral, auch wenn es zu dieser Zeit den Begriff noch gar nicht gab.

Karl Guggenmoser nippt an seinem Glas und lässt dabei seine, vom grauen Star getrübten, Augen in die Ferne schweifen. Bis ans Ende des Tals, wo er unscharf die Lichter des nahegelegenen Ortes erkennt. Es ist ein kleiner Ort. Etwa sechshundert Menschen leben dort. Eigentlich würde er auf die Anwesenheit von Menschen gerne ganz verzichten. Aber auf den Lebensmittelladen, den Arzt und das gepflegte Restaurant am Dorfplatz ist er nun einmal angewiesen. Und auch seine junge Pflegerin hat ihm zu verstehen gegeben, dass sie ab und zu unter die Leute muss; gute Bezahlung hin oder her.

Gestern erhielt er die Einladung zu einem Gastvortrag an einer renommierten Londoner Universität. Die Zuhörer wären natürlich keine Studenten, sondern prominente Vertreter aus Hochfinanz und Wirtschaft. Stinkreiche Leute eben, denen das einmalige Erlebnis, den Urvater der neuen Weltordnung noch einmal live zu erleben, eine exorbitante Spende wert wäre. Seine Rednerhonorare waren in den vergangenen Jahren ins Unermessliche gestiegen. Fast scheint es, als wenn sie mit der Anzahl seiner Gedächtnislücken und Sprachaussetzer mithalten wollten. Soll er wirklich noch einmal die Reisestrapazen auf sich nehmen und vor versammeltem Publikum den Domänenclown spielen? Und über die Vorzüge und Erfolge eines Systems dozieren, an das er selbst schon lange nicht mehr glaubt?

> *»Ludmilla, schieben Sie mich bitte wieder rein! Ich glaube ich muss noch einmal auf die Toilette. Danach können Sie mich bettfertig machen!«*

Schwungvoll leert Karl Guggenmoser das Rotweinglas und besabbert sich dabei, ohne es zu merken, von oben bis unten. Die Pflegerin schüttelt derweil mitleidsvoll den Kopf.

Schnitzeljagd

Jan Eckert blickt mittlerweile auf eine beachtliche Karriere im Auslandsgeheimdienst der Rhein-Domäne zurück. Nach vielen interessanten Jahren im Wirtschaftsreferat waren ihm irgendwann Zweifel gekommen, ob er diesen trockenen Schreibtischjob wirklich bis zur Rente machen wollte. Anfangs hatte er seinen Frust durch Mehrarbeit zu kompensieren versucht und war in der Folge aber nur noch tiefer in die Krise gerutscht. Als sein Arzt bei ihm klassische Burnout Symptome diagnostiziert hatte, vollzog er den radikalen Wechsel vom Backoffice zur kämpfenden Truppe.

Nach dem Umzug in den obersten Stock des Außenministeriums änderte sich zunächst aber weniger, als er gedacht hatte. Die neuen Kollegen kurierten ihn recht schnell von den üblichen Agenten-Klischees. Dank seiner exzellenten körperlichen Fitness stand er aber bald im Ruf ein »harter Hund« zu sein. Und als er im Schießtraining die altgedienten Haudegen im wahrsten Sinne des Wortes alt aussehen ließ, war er im inneren Zirkel der rheinischen Topagenten angekommen. Seine ersten Einsätze verliefen allerdings weniger spektakulär, als er sich dies vorgestellt hatte.

Sein Lebenspartner Kevin beobachtete derweil fasziniert Jans Verwandlung vom Schreibtischhengst zum Auslandsagenten. Früher war es Kevin, der durch seinen Job bei der Internetpolizei manchmal mit aufregenden Erlebnissen und Anekdoten aus seinem Arbeitsumfeld aufwarten konnte. Mit der Zeit erschienen die IT-Cops aber nur noch wie unschuldige Waisenknaben, wenn Jan von einem seiner Auslandseinsätze

zurückkehrte und seine erlebten Abenteuer zum Besten gab. Fortan bildeten Kevin und er auch beruflich ein gutes Team, indem sie sich, mit dem Einverständnis ihrer Vorgesetzten, auf dem kurzen Dienstweg über ihre aktuellsten Erkenntnisse austauschten.

»Mein lieber Dr. Braunweger«, sagt Jan in der mobilen Kommandozentrale, »jetzt sagen Sie nicht, dass Sie diesen Herrn Jonas bereits kennen und dieser Einsatz hier völlig umsonst war!«

»Umsonst war er bestimmt nicht! Wenn ich allein an die Kosten für die Anforderung des SEK denke: Da wird der gute Herr Jonas noch eine Weile dran zu knabbern haben!«

»Wieso denn ich?«, fragt David entrüstet. »Es hat Ihnen keiner gesagt, dass Sie hierher kommen und den wilden Mann spielen sollen!«

»Ach nein? Wissen Sie wie lange wir schon diese Telefonnummer überwacht haben?«

»Welche Telefonnummer meinen Sie?«, fragt David unwirsch.

»Na die Nummer, wo Sie ihre bescheuerte SMS hingeschickt haben: Weiß Bescheid über Wasserbereinigung und Vatikanbank! Sie erinnern sich?«

»Soll das heißen, dass Sie meine ganze Kommunikation mit der Verbrecherorganisation abgehört haben?«

»Leider nein!«, seufzt der Staatsekretär. »Der Zugang zu ihrem Chat im Darknet blieb uns leider verwehrt. Die einzige verwertbare Spur war ihr gestohlenes Handy, das wir heute Abend hier orten konnten!«

»Was heißt hier gestohlenes Handy? Ich habe das Ding vor Jahren einmal gefunden. Der Besitzer scheint es nicht vermisst zu haben, sonst hätte er es ja wohl schon längst als verloren gemeldet und sein Konto gesperrt!«

»So? Sie können den guten Herrn Prohaska ja einmal selber nach seiner Meinung fragen. So wie ich ihn einschätze, wird er Ihnen sämtliche Knochen im Leib brechen, sollte er Sie jemals in die Finger bekommen. Der Mann ist die vergangenen Tage durch die Hölle gegangen, das können Sie mir glauben!«

David zuckt mit den Schultern und erwidert kleinlaut:

»Ist doch selber Schuld, der Idiot! Das kann ich doch nicht wissen, dass das solche Kreise ziehen wird.«

»Wissen Sie denn überhaupt mit wem Sie sich da angelegt haben?«, mischt sich Jan in das Gespräch ein. »Ich meine jetzt nicht diesen Proleten, dem das Handy gehört, sondern die Organisation, hinter der wir her sind!«

»Ich weiß, dass sie meinen Freund Klaus Baumann auf dem Gewissen haben und dass sie meiner Freundin und mir in Rom nach dem Leben getrachtet haben! Reicht das nicht aus, dass ich endlich wissen will, mit wem ich es hier zu tun habe?«

»Glauben Sie nicht, dass das eine Nummer zu groß für einen Amateur ist?«, fragt Dr. Braunweger und schüttelt verständnislos den Kopf. »Haben Sie überhaupt die geringste Ahnung, was Sie heute am Silberberg angerichtet haben?«

»Ich habe mir nichts zu Schulden kommen lassen«, antwortet David verständnislos. »Ich habe sogar versucht das Bombenräumkommando in Regensburg zu informieren, dass sich da oben eventuell eine Bombe befindet. Aber das interessiert dort offenbar niemanden. Die führen lieber private Dauergespräche, als solche Meldungen entgegenzunehmen. Ich habe wiederholt versucht anzurufen, aber die Leitung war dauernd besetzt.«

»Sie haben wirklich nicht die geringste Ahnung was gerade in Bodenmais am Silberberg los ist! Soll ich Ihnen mal ein paar Meldungen vorlesen, die uns in den vergangenen Stunden erreicht haben?«

Der Staatssekretär nimmt einen Stapel Papier aus dem Regal und beginnt vorzulesen:

»Kommen Sie schnell! Am Silberberg gab es eine heftige Vulkaneruption!«

»Hilfe! Mein neues Auto wurde von Außerirdischen bombardiert! In meinem Garten liegen überall Geschossteile herum!«

»Macht das Licht wieder an! Unser schönes Wahrzeichen, das beleuchtete Gipfelkreuz am Silberberg leuchtet nicht mehr! Man kann das mit dem Stromsparen auch übertreiben!«

»Oh mein Gott! Der ganze Gipfel ist weg! Wo sollen die Touristen denn jetzt hinlaufen?«

Wütend knallt Dr. Braunweger den Papierstapel zurück in das Regal.

»Wollen Sie noch mehr hören? Was glauben Sie was gerade bei den Kampfmittelbeseitigungsdiensten der Donau-Domäne los ist? So einen Anschlag hat es bei uns noch nie gegeben! Sogar in der benachbarten Elb-Domäne haben sie vorsorglich Alarm ausgelöst, weil sie nicht wissen, was diese gewaltige Detonation ausgelöst hat! Wir können von Glück reden, dass nach derzeitigem Kenntnisstand keine Menschen zu Schaden gekommen sind!«

»Was kann denn ich dafür, dass diese Verbrecher so überreagieren?«, versucht sich David herauszureden. »Ich wollte doch nur einen dieser Verbrecher mit meinem IMSI-Catcher fangen und verfolgen. Wenn Sie jetzt nicht dazwischengekommen wären, hätte ich ihn auf dem Silbertablett präsentiert und Sie hätten ihn nur noch festnehmen müssen!«

»Wie naiv kann man denn sein?«, schimpft der Staatssekretär. »Woher haben Sie überhaupt einen IMSI-Catcher? Sie wissen schon, dass es bei uns streng verboten ist, diese Dinger zu betreiben? Warum haben Sie sich nicht gleich an uns gewandt? Wir kennen uns mit solchen technischen Dingen schließlich aus! Was glauben Sie denn, wie wir Sie so schnell hier bei Ihren Eltern in Viechtach lokalisieren konnten? Dachten Sie, wir sind auf der Brennsuppe dahergeschwommen? Hatten Sie mit ihrem Räuber-und-Gendarm-Spiel denn überhaupt Erfolg?«

»Ja natürlich!«, antwortet David freudestrahlend. »Ich hab den Kerl und sein Mobiltelefon erfasst! Dank meiner Trackingsoftware kann ich ihn jetzt jederzeit auf der ganzen Welt lokalisieren! Das heißt – natürlich nur, wenn er sein Mobiltelefon eingeschaltet hat.«

»Und? Wo ist er jetzt?«

»Na ja,« druckst David verlegen herum. »Ich konnte ihn live verfolgen, wie er vom Bergwerk runter zur Straße nach Bodenmais gefahren ist. Danach herrschte leider Funkstille.«

»Das darf doch nicht wahr sein!«, schreit Braunweger und rauft sich die Haare. »Wegen nichts und wieder nichts zerstören Sie dort oben urwüchsige bayerische Natur und unersetzliche Kulturgüter! Wenn Sie sich gleich an uns gewandt hätten, wären wir wesentlich schneller und umweltschonender zum selben Ergebnis gekommen!«

Während sich der Staatssekretär verzweifelt und kopfschüttelnd die Hände vors Gesicht hält, werfen sich die beiden Agenten vielsagende Blicke zu. Schließlich ist es Jan, der David ungläubig fragt:

»Sagten Sie gerade, dass Sie mit Ihrer Software in der Lage sind, diese Person auf der ganzen Welt live zu tracken? Ich meine überall – nicht nur in der Donau- oder der Rhein-Domäne?«

Beziehungskrise

Im Bayerischen Wald kehrt so schnell noch keine Ruhe ein. Ein weiteres Mal muss David in allen Einzelheiten seine Geschichte erzählen; diesmal sind es die beiden Geheimagenten, die ihn nach allen Regeln ihrer Kunst in die Mangel nehmen. Währenddessen befragt Staatssekretär Dr. Braunweger in der Wohnung Gianna und Davids Eltern. Er will wissen, ob einer der drei als Mitwisser oder gar Komplize in Frage kommt. Alles deutet aber darauf hin, dass der junge Mann nicht nur die Wiener Behörden, sondern auch seine eigene Familie getäuscht hat. Nach zwei Stunden intensiven Verhörs entschuldigt er sich bei Herrn und Frau Jonas für die entstandenen Unannehmlichkeiten und kehrt in das Fahrzeug der

mobilen Einsatzzentrale zurück. Erst als bereits der Morgen graut, erklären Dr. Braunweger und die beiden Agenten Davids Verhör für beendet und übergeben ihn der Obhut seiner Familie. Kurz darauf verlassen die letzten Einsatzfahrzeuge die Sozialbausiedlung.

Die Stimmung im Hause Jonas ist frostig. Einzig Davids Mutter nimmt ihren Sohn kurz in den Arm, bevor sie mit Tränen in den Augen sagt:

> *»Wie konntest Du uns das nur antun? Du hast uns alle in Lebensgefahr gebracht mit deinem Leichtsinn! Dass du dich nicht schämst!«*

Davids Vater würdigt seinen Sohn keines Blickes. Mit Brettern und Nägeln versucht er die vom SEK aufgesprengte Wohnungstür notdürftig zu reparieren, so dass zumindest die Nachbarn keinen freien Zutritt mehr haben. Wenn Giannas Blicke töten könnten, hätte Davids letztes Stündchen längst geschlagen. Wortlos verschwindet sie im Gästezimmer und geht zu Bett. Als David wenig später nachkommt und sich auf der schmalen Matratze neben sie legt, faucht sie ihn giftig an:

> *»Lass mich bloß in Ruhe! Ich will mit dir nichts mehr zu tun haben!«*

> *»Was habt ihr denn alle? Glaubt ihr denn, ich habe das alles zum Spaß gemacht?«*

> *»Du hast mich schamlos hintergegangen und mein Vertrauen missbraucht!«, schimpft sie und wendet ihm den Rücken zu.*

> *»Das stimmt doch nicht! Ich wollte dich nur nicht unnötig beunruhigen und da mit reinziehen!«*

> *»Ach wirklich? Und wann hätte denn der gnädige Herr das dumme Huhn an seiner Seite in seine Pläne eingeweiht?«*

> *»Ich wollte dir ja alles sagen, aber dann haben die Dinge eben eine gewisse Eigendynamik entwickelt.«*

> *»Eigendynamik, dass ich nicht lache! Du hast alles eigenmächtig entschieden und mich dabei völlig außen vor gelassen! Sogar den*

Ausflug zu diesem blöden Silberberg hast du nur gemacht, um dieses blöde Scheißteil dort zu montieren. Warum hast du mich überhaupt mit zu deinen Eltern genommen?«

»Ich hatte doch keine Ahnung, dass die Sache so aus dem Ruder läuft! Ich dachte, ich platziere den Sender und führe am Abend ein kurzes Telefonat. Woher sollte ich denn wissen, dass der Geheimdienst an der Sache schon dran ist und so ein Riesending abzieht?«

»Gar nichts weißt du! Das ist ja dein Problem. Du interessierst dich nur für dich! Dass du dabei meine Gefühle verletzt ist dir völlig egal. Aber du kannst mir glauben: Das lasse ich nicht mit mir machen! Morgen früh bin ich weg! Glaub bloß nicht, dass mich von dir weiterhin verarschen lasse!«

»Mensch Gianna, jetzt mach doch nicht so ein Theater! Wo willst du denn hin? Schlaf doch erst nochmal eine Nacht darüber und gib mir noch eine Chance, bevor du so überstürzte Entscheidungen triffst.«

David legt ihr sanft die Hand auf die Schulter, doch sie wehrt ihn entschieden ab und sagt:

»Morgen werde ich versuchen meine Eltern telefonisch zu erreichen. Meine Mutter wollte mir eine wichtige Neuigkeit aus Rom mitteilen, bevor die Telefonverbindung untergebrochen wurde. Vielleicht kann ich ja schon wieder heimkehren. Und wenn nicht, dann werde ich irgendeinen Weg finden, alleine klarzukommen. Glaub bloß nicht, dass ich auf dich angewiesen bin! Und jetzt lass mich in Ruhe! Ich möchte schlafen!«

David liegt noch lange wach und hadert mit sich und seinem Schicksal. Durch die Ritzen der Jalousie scheint schon längst die Sonne, als er aufsteht und sich auf den Weg ins Stadtzentrum macht. Im einem Blumengeschäft am Bahnhof kauft er zwei große Blumensträuße und hofft damit die erhitzten Gemüter ein wenig zu beruhigen. Bei seiner Mutter erzielt die Blütenpracht auch die erhoffte Wirkung. Frau Jonas, die ebenfalls in dieser Nacht kaum ein Auge zugemacht hatte, nimmt ihren

Sohn in den Arm und hofft auf die große Familienversöhnung. Jans Vater rümpft dagegen nur die Nase angesichts dieser unnötigen Geldverschwendung und widmet sich wieder der Lektüre seiner Sonntagszeitung. Bei Gianna schlägt der Bestechungsversuch vollends fehl. Als sie gegen Mittag endlich aus dem Gästezimmer kommt und David mit den Blumen vor sich stehen sieht, reißt sie ihm wortlos den Strauß aus der Hand, pflückt einer Blüte nach der anderen den Kopf ab und wirft ihm das verbleibende Grünzeug wortlos vor die Füße. Dann geht sie in die Küche und schmiert sich ein Brot, während David und seine Mutter ratlos im Wohnzimmer zurückbleiben.

Die Atmosphäre im Hause Jonas passt zum Wetter dieses schwülen Sommersonntags im August. Es liegt ein Gewitter in der Luft und es scheint, als bedürfe es nur einer kleinen Ursache, um ein folgenschweres Unwetter auszulösen. Jeder fühlt sich unwohl und würde gerne den Hausfrieden wieder hergestellt sehen. Aber niemand ist bereit, den ersten Schritt zu machen. Am Nachmittag klingelt es an der behelfsmäßig geschlossenen Wohnungstür. Als Davids Vater nachsieht, wer es wagt die Sonntagsruhe zu stören, erkennt er sofort den Mann wieder, der gestern zusammen mit dem Sondereinsatzkommando so vehement durch die Wohnung getobt ist.

> *»Guten Tag Herr Jonas. Mein Name ist Eckert. Ich wollte mich noch persönlich bei Ihnen für die gestrige Aktion entschuldigen! Und außerdem würde ich gerne noch einmal unter vier Augen mit Ihrem Sohn sprechen. Ist er denn zuhause?«*

> *»David! Besuch für dich!«, ruft Herr Jonas ungehalten in die Wohnung. »Einer der Herren von der Polizei!«*

David kommt aus dem Wohnzimmer herbei geschlurft.

> *»Was gibt es denn noch? Ich habe Ihnen doch wirklich schon alles gesagt!«*

»Herr Jonas, er geht um das Trackingsystem, das Sie gestern erwähnt haben. Wären Sie so freundlich und würden mir das bitte einmal zeigen?«

»Ich weiß nicht«, druckst David etwas herum. »Soweit ich weiß, bin ich doch nicht verpflichtet mich selbst zu belasten. Dieses System ist – wie soll ich sagen – nicht ganz legal. Und ich will nicht, dass Sie mir einen Strick daraus drehen!«

»Machen Sie sich keine Sorgen«, antwortet Jan leise. »Aber dürfte ich vielleicht erst einmal hereinkommen? Hier im Hausflur redet es sich nicht so gut!«

»Meinetwegen, kommen Sie herein. Wir können uns im Gästezimmer unterhalten. Sie kennen sich hier in der Wohnung ja bereits aus!«

Dann ruft David laut in Richtung Wohnzimmer:

»Gianna, möchtest Du auch dabei sein, wenn ich mich mit dem Herrn Geheimagenten unterhalte?«

Gianna kommt unversehens herbeigeeilt. Als sie Jan vor sich stehen sieht, bleibt sie wie angewurzelt stehen. Sie ist sich sicher, dass sie dieses Gesicht schon einmal gesehen hat! Und das war nicht gestern, als das SEK auf der Suche nach Jan die Wohnung gestürmt hat. Irgendwann, vor vielen Jahren oder in einem früheren Leben, hat sie schon einmal in diese blauen Augen geschaut! Aber sie hat nicht den Hauch einer Idee, wann oder wo das gewesen sein könnte.

»Kennen wir uns?«, fragt sie verunsichert, während sie Jan die Hand zum Gruß reicht.

»Nicht dass ich wüsste! Jan Eckert ist mein Name«, erwidert Jan freundlich. Dann wendet er sich wieder an David: »Ich würde wirklich gerne unter vier Augen über diese Angelegenheit sprechen!«

»Ich habe vor meiner Freundin keine Geheimnisse«, beharrt David.

Gianna rollt mit den Augen und würde David am liebsten gegen das Schienbein treten. Der fährt aber ungerührt fort:

»Gianna ist genauso wie ich von dieser Angelegenheit betroffen. Es ist auch in ihrem Interesse, dass diese Verbrecher gefasst und unschädlich gemacht werden. Es gibt nichts, was wir bereden könnten, das sie nichts anginge.«

»Meinetwegen«, knurrt Jan. »Könnten Sie mir denn nun dieses Trackingsystem zeigen oder nicht?«

David führt Jan in das Gästezimmer, setzt sich an seinen alten Schülerschreibtisch und klappt sein Notebook auf. Jan und Gianna stehen hinter ihm und schauen ihm gespannt über die Schulter.

»Da sehen Sie!«, ruft David aus und deutet auf den roten, sich langsam bewegenden Punkt auf der Landkarte. »Jetzt hat er sein Telefon wieder eingeschaltet!«

»Wo ist denn das?«, fragt Jan sichtlich elektrisiert.

»Kurz hinter dem San-Bernadino Pass im Tessin, wenn ich das recht interpretiere.«

»San-Bernadino? Das ist direkt hinter der Wasserscheide zur Po-Domäne! Donnerwetter, diese Software ist wirklich nicht von schlechten Eltern! Funktioniert das über das Aussenden von stillen SMS[50] Nachrichten?«

»Stille SMS?«, lacht David. »Wie veraltet ist das denn? Nein, dieses System nutzt zur Handyortung die aktuellsten Exploits[51] in den Mobilfunknetzen.«

»Jetzt behaupten Sie bloß nicht, dass Sie das selbst entwickelt haben! Das haben Sie doch irgendwo aus den Tiefen des Darknet gefischt!«

»Kann schon sein«, druckst David herum. »Aber ich habe Ihnen ja schon gesagt: Ich bin nicht gewillt mich selbst zu belasten.

50 Stille SMS: Speziell präparierte Kurzmitteilung, die zur Ortung von Mobiltelefonen eingesetzt werden kann.
51 Exploit: Aktive Ausnutzung einer Schwachstelle in einem Computerprogramm.

Wenn ich wegen dieses Programms Probleme bekommen sollte, lösche ich sofort die Festplatte!«

»Um Himmels Willen!«, erschrickt Jan. »Machen Sie das bloß nicht! Dann wäre die ganze gestrige Aktion ja wirklich für die Tonne gewesen. Können Sie mit dieser Software denn auch den bisherigen Weg des getrackten Handys darstellen?«

David zieht einen Schieber an der unteren Zeitleiste nach links. Dabei sieht man, wie der rote Punkte ruckartig wieder in Richtung Norden springt.

»Hier! Heute morgen wurde in der Gegend um Vaduz das Handy eingeschaltet. Ein paar Stunden lang ist es dort verharrt und bewegt sich nun seit zwei Stunden in Richtung Süden. Aber jetzt sagen Sie mir mal, warum Sie das alles wissen wollen! Der Herr Staatssekretär Dr. Braunweger hat doch gestern groß geprahlt, dass die Geheimdienste das alles viel professioneller könnten, als ich kleiner Amateur!«

Nun ist es Jan, der etwas unsicher herumdruckst:

»Na ja, das ist nur teilweise richtig. Und der liebe Kollege Braunweger ist ja auch mit der Technik nicht so sehr vertraut. Im Grund hat er schon recht. Innerhalb unserer Domänen können wir nach Belieben alle Mobilfunkteilnehmer überwachen und lokalisieren. Hinter den Domänengrenzen wird es aber schwierig. Um nicht zu sagen – sehr schwierig! Jede Hauptdomäne hat ihr eigenes Telekommunikationsgesetz und achtet penibel darauf, dass sämtliche Daten, die dem Fernmeldegeheimnis unterliegen, nicht in die falschen Hände geraten. Wir können natürlich einen Antrag bei den dortigen Kollegen stellen und um Amtshilfe ersuchen. Aber die bürokratischen Mühlen mahlen gerade in den südlichen Domänen sehr langsam! Und für uns Geheimdienstler ist nichts so wertlos, wie veraltete Daten. Wenn Sie wissen, was ich meine.«

David grinst Jan an und nickt mit dem Kopf:

»Das heißt dann wohl, dass mein Amateursystem ihrer ach so tollen offiziellen Geheimdienstausstattung haushoch überlegen ist!«

»Nun übertreiben Sie mal nicht, Herr Jonas! Und bilden Sie sich nicht zu viel auf ihre illegale Raubkopie ein! Sie tun ja schon so, als hätte Sie das System selber programmiert.«

Jetzt fühlt sich sogar Gianna genötigt, für David Partei zu ergreifen:

»Unterschätzen Sie nicht Davids Fähigkeiten als Software Programmierer! Sie würden sich wundern, wenn Sie wüssten, was er in kurzer Zeit so alles auf die Beine stellen kann!«

David erschrickt und befürchtet, dass Gianna jetzt womöglich noch das unsägliche Livorno-Projekt erwähnt. Schnell ergreift er wieder das Wort:

»Na ja, eigentlich arbeite ich ja mehr als freiberuflicher IT- und Datenbankspezialist. Aber jetzt sagen Sie mir doch bitte, was der eigentliche Grund ihres Besuchs ist! Sie wollten sich doch bestimmt nicht ihren Frust über die Unzulänglichkeiten ihrer IT-Systeme von der Seele reden!«

»Nein«, antwortet Jan mit ernster Stimme. »Das ist wirklich nicht der Grund, warum ich hier bin. Ich wollte Sie vielmehr fragen, ob Sie unter Umständen bereit wären, mir in dieser Angelegenheit zu helfen. Die Machenschaften dieser Organisation beschäftigen mich schon seit geraumer Zeit und ich würde diese heiße Spur gerne weiterverfolgen. Wären Sie bereit, mich bei der Suche nach diesem Mann zu begleiten und technisch zu unterstützen?«

David bleibt der Mund offen stehen. Er soll diesem Geheimagenten bei seiner Jagd nach den Mördern von Klaus Baumann helfen und dabei womöglich erneut sein eigenes Leben aufs Spiel setzen.

»Gianna was meinst du dazu?«, fragt David vorsichtig.

»Ich glaube du spinnst! Hast du denn in den vergangenen Monaten noch nicht genug erlebt? Außerdem besitzt du noch nicht einmal richtige Ausweisdokumente. Willst du etwa mit deinem provisorischen Personalausweis durch fremde Domänen reisen?«

Jan versucht die aufgebrachte Gianna zu beschwichtigen:

»Meine liebe Frau – wie war doch gleich ihr Name?«

»Marconi! Gianna Marconi!«

»Meine liebe Frau Marconi, das mit dem Ausweis wäre überhaupt kein Problem. Ich habe einen Diplomatenpass und kann ihren Freund problemlos über alle Domänengrenzen bringen. Und was die Gefährdungssituation angeht, kann ich Sie auch beruhigen. Ihr Freund würde während des gesamten Einsatzes nur als technischer Berater fungieren. Sobald es zu einem Zugriff kommt, wäre Herr Jonas selbstverständlich außen vor. Absolute Sicherheit gibt es in meinem Business zugegebenermaßen natürlich nie. Aber nach menschlichem Ermessen wäre dieser Einsatz nichts anderes als eine nette Kaffeefahrt in den Süden auf Kosten der Rhein-Domäne.«

»Ist Ihr Vorschlag denn mit Dr. Braunweger abgestimmt worden?«, fragt David neugierig.

»Nun ja – äh nein – da sprechen Sie tatsächlich ein gewisses Problem an«, stammelt Jan und kratzt sich am unsicher am Kopf. »Diese Aktion läuft unter meiner Verantwortung oder besser gesagt unter der Verantwortung des Außenministeriums der Rhein-Domäne. Ich möchte Sie deshalb bitten, vorläufig über diese Angelegenheit Stillschweigen zu wahren. Das betrifft auch die Kommunikation mit dem verehrten Kollegen Braunweger. Wir werden ihn selbstverständlich zu gegebener Zeit auf dem Laufenden halten. Vorerst würde ich aber davon Abstand nehmen weiteren unnötigen Wirbel zu verursachen. Ich glaube im Donau-Außenministerium sind einige Herren ohnehin nicht sehr gut auf Sie zu sprechen!«

»Und was wird aus meiner Freundin, solange ich mit Ihnen unterwegs bin? Sie ist erst vor wenigen Tagen aus Rom gekommen und kennt sich hier bei uns noch nicht aus. Ich kann sie nicht einfach in Wien zurücklassen! Können wir sie denn nicht mitnehmen? Gianna spricht perfekt italienisch! Wie sieht es denn mit Ihren Italienischkenntnissen aus, Herr Eckert?«

Jan verzieht das Gesicht. Der Gedanke, auch noch diese junge Frau in die Sache hineinzuziehen, widerstrebt ihm zutiefst. Allerdings spricht er kein Wort Italienisch und könnte eine Übersetzerin gut gebrauchen.

»Wären Sie denn bereit uns zu begleiten, Frau Marconi?«, fragt er Gianna zögerlich.

Gianna starrt die beiden Männer ungläubig an. Dann antwortet sie:

»Bis wann müsste ich mich denn entscheiden?«

»Spätestens bis morgen früh!«, antwortet Jan. »Die Zeit drängt und wir sollten morgen schon aufbrechen. Ist das okay für Sie?«

David denkt kurz nach. Dann meint er:

»Gianna und ich fahren heute Abend wieder zurück nach Wien. Wir würden dann eine Nacht darüber schlafen und geben Ihnen morgen früh Bescheid. Wie kann ich Sie telefonisch erreichen?«

»Gar nicht!«, antwortet Jan kurz angebunden. »Wir beim Geheimdienst halten uns strikt an das alte Hollywood-Prinzip: Don‘t call us! We‘ll call you! Ich melde mich Morgen früh um sieben Uhr bei Ihnen. Ihre Telefonnummer bekomme ich heraus. Da können Sie sich darauf verlassen! Ist sonst soweit alles klar?«

»Ich denke schon«, antwortet David und schaut Gianna fragend an.

»Gut, dann wünsche ich Ihnen eine gute Fahrt nach Wien und wir telefonieren morgen. Einen schönen Tag noch!«

Jan verlässt schnell die Wohnung und lässt David und Gianna unschlüssig zurück. Eine Weile schauen sie sich stumm in die Augen. Dann sagt David:

»Kein Wort zu meinen Eltern!«

Worauf Gianna nur kurz nickt und antwortet:

»Ja, geht klar!«

Adel verpflichtet

Jan ist wieder in sein Hotel nach München zurückgekehrt. Bevor er sich zum Abendessen aufmacht, steht noch das Briefing mit seinem Vorgesetzten in Köln an. Er klappt sein Notebook auf, loggt er sich in das

gesicherte VPN[52] des Außenministeriums ein und startet eine Videokonferenz:

»Hallo Jan, was gibt's Neues an Donau und Isar?«, begrüßt ihn sein Chef.«

»Frag lieber nicht!«, antwortet Jan und lacht. »Die Kollegen aus Wien haben mal wieder ganz schön Mist gebaut!«

»Inwiefern?«

»Die waren mal wieder auf dem völlig falschen Dampfer! Statt unserer Zielperson haben sie einen harmlosen Zeugen hochgenommen: Einen jungen Mann, der Detektiv gespielt und sowohl die Verschwörer, als auch den Wiener Geheimdienst zum Narren gehalten hat. Als ihn das SEK verhaftete, ist ihm allerdings das Lachen vergangen.«

Jan berichtet seinem Vorgesetzten sämtliche Einzelheiten des gestrigen Zugriffs, einschließlich des vertraulichen Gesprächs, das er heute Nachmittag mit David und Gianna geführt hatte.

»Sag mal, was fällt dir eigentlich zu Vaduz ein?«, fragt Jan seinen Chef. »Unsere Zielperson hat sich offenbar längere Zeit dort aufgehalten. Möglicherweise hat sie dort sogar übernachtet.«

»Vaduz? Das ist doch die ehemalige Hauptstadt dieses kleinen Fürstentums am Rhein. Der jetzige Fürst steht schon seit längerem unter unserer Beobachtung. Wir haben Hinweise, dass er Kontakte zur Unterwelt pflegt und in kriminelle Machenschaften verstrickt ist.«

Jan meint verwundert: »Ich dachte dieses Fürstentum gibt es seit dem Crash nicht mehr.«

»Von wegen!«, belehrt ihn sein Chef. »Das existiert immer noch. Das ist aber eine längere Geschichte. Willst du sie hören?«

»Ich bitte darum!«, antwortet Jan und grinst in die Kamera seines Notebooks.

52 VPN: Virtuelles privates Netzwerk

»Der Finanzcrash hat das Fürstenhaus von Liechtenstein total ruiniert. Alle Konten, die die Liechtensteiner Banken für ihre vermögenden Kunden verwaltet haben, waren am Ende wertlos. Der Fürstenfamilie ging es genauso wie dem gemeinen Volk: Sie mussten wieder bei Null anfangen.«

»Aber die besaßen doch bestimmt jede Menge Ländereien, Schlösser und Immobilien«, meint Jan. »Sachwerte eben, die unbeschadet durch die Krise kamen!«

»Das hat ihnen aber nichts genützt. Du kannst dich doch bestimmt noch an die Enteignungsmaßnahmen erinnern, die in der Rhein-Domäne das Überleben der Bevölkerung sicherstellen sollten. Die vermögenden Adeligen waren die Ersten, die damals zum Wohle der Bevölkerung enteignet wurden. Warum hätte es ihnen auch besser gehen sollen, als dem Rest der Welt?«

»Was ist denn damals aus dem Liechtensteiner Fürstenhaus geworden?«, fragt Jan neugierig.

»Die Fürstenfamilie war bei ihrem Volk recht beliebt. Die Vaduzer haben auch nach dem Anschluß zur Rhein-Domäne ihrem verarmten Adelshaus die Treue gehalten und sich rührend um ihre ehemaligen Häuptlinge gekümmert. Mit den früheren Privilegien war es allerdings vorbei. Das stolze, alte Adelsgeschlecht ist seitdem auf eine Art Grundsicherung durch ihre früheren Untertanen angewiesen.«

»Und hat das klaglos akzeptiert?«

»Ja, alle bis auf einen. Während sich der Rest der Familie mehr oder weniger mit den neuen Gegebenheiten arrangiert hat, probt neuerdings einer der jungen Erbprinzen den Aufstand. Wahrscheinlich ist bei ihm wieder ein altes Raubritter-Gen durchgebrochen. Die Situation hat ihn offenbar an frühere schwere Zeiten erinnert und es hat ihn der Ehrgeiz gepackt, das Haus Liechtenstein wieder zurück zu alter Pracht und Herrlichkeit zu führen.«

»Gab es denn schon einmal eine vergleichbar schwierige Situation?«

»Und ob! Vor dem zweiten Weltkrieg besaß das Haus Liechtenstein riesige Ländereien auf dem Gebiet der heutigen Elb-Domäne im damaligen Sudetenland – etwa 1600 Quadratkilometer! Das entsprach der zehnfachen Fläche des Fürstentums am Rhein. Dazu kamen noch Schlösser, Gutshäuser und unzählige Kunstgegenstände. Nachdem Deutschland den Krieg verloren hatte, fiel dieser gesamte Besitz den Beneš-Dekreten zum Opfer. Die Liechtensteiner wurden mit den Deutschen in einen Topf geworfen und zwangsenteignet, obwohl sie weder deutsch waren, noch mit Nazi-Deutschland kooperiert hatten. Jahrelang wurde um eine Rückgabe und Entschädigung gestritten. Erst viele Jahre nach der Gründung der Europäischen Union haben Liechtenstein und Tschechien diplomatische Beziehungen zueinander aufgenommen.«

»Das Fürstenhaus hat die Verluste des zweiten Weltkriegs aber offenbar ganz gut verkraftet. Es galt doch lange Zeit als das reichste Adelsgeschlecht Europas!«

»Nach dem zweiten Weltkrieg begann erst einmal eine große Durststrecke, in der sich das Fürstentum finanziell neu aufstellen musste. Der damalige Fürst hat sich ein Vorbild an den Schweizer Nachbarn genommen und sein Fürstentum langsam aber stetig in eine Oase für vermögende Steueroptimierer aus aller Welt verwandelt. Der Erfolg gab ihm letztendlich recht.«

»Und der jetzige Fürst will seinem Vorfahren diesbezüglich nacheifern?«

»Kann man so sagen. Nach unserer Einschätzung übertreibt er aber dabei ein wenig. Jetzt erhebt er nämlich auch noch Anspruch auf den schottischen Thron!«

»Wieso das denn?«

»Es klingt verrückt, aber Seine Durchlaucht in Liechtenstein ist über den Familienzweig seiner Großmutter Sophie von Bayern, ein Nachfahre der Stuarts. Er wird von den Jakobiten als rechtmäßiger Thronfolger für den britischen Thron angesehen. Und nachdem sich die Schotten per Volksentscheid von

Kleinbritannien – sprich England und Wales – losgesagt haben, sieht sich Seine Durchlaucht als zukünftiger schottischer König!«

»Das ist doch vollkommen bescheuert!«

»Mag sein, aber aus Sicht der Erbfolgeregeln ist dieser Anspruch nicht ganz von der Hand zu weisen. Solange seine Verwandten auf ihre Ansprüche verzichten, ist er der einzige Kandidat, der als schottischer Monarch in Frage kommt. Die Schotten sind natürlich wenig begeistert von dem Ansinnen dieses verrückten Rheinländers. Und sie haben es ihm auch bereits deutlich zu verstehen gegeben. Aber offenbar stachelt das seinen Ehrgeiz nur noch mehr an.«

»Das ist ja alles gut und schön«, meint Jan. »Aber das gehört ja wohl mehr in die Klatsch- und Tratschzeitschriften, die ich beim Frisör lese. Die Frage, die sich stellt, ist doch vielmehr: Gibt es einen Zusammenhang zwischen unserer Zielperson und dem jungen Fürsten?«

»Das herauszubekommen wird deine Aufgabe sein, mein lieber Jan«, antwortet sein Chef trocken. »Finde heraus, in welchen illustren Kreisen Seine Durchlaucht zu verkehren pflegt und vor allem, wie er an das viele Geld kommt, mit dem er seine Eskapaden finanziert.«

»Alles klar!«, antwortet Jan und schaut auf die Uhr. »Sind wir für heute so weit durch?«

»Ich denke schon! Gib mir bitte noch Bescheid, was diese zwei Zivilisten angeht. Es wäre mir lieber, wenn du die da nicht mit hineinziehen würdest!«

»Ich weiß. Ich habe auch kein gutes Gefühl bei der Sache. Andererseits wäre diese Tracking-Software eine einmalige Gelegenheit, um an die Hintermänner der Verschwörung heranzukommen. Momentan steht aber noch nicht mal fest, ob dieser Herr Jonas überhaupt auf mein Angebot eingehen wird. Aber falls ja, werde ich alles daran setzen, dass ich die beiden so schnell wie möglich wieder los werde.«

»Versprochen?«

»Versprochen! Aber jetzt hab ich Kohldampf und mach mich auf den Weg ins Hofbräuhaus. Ich melde mich, sobald ich Neuigkeiten habe. Schönen Gruß an die Kollegen!«

»Viel Erfolg, Jan! Und guten Appetit!«

Vaduz

Während der Fahrt nach Wien beratschlagen Gianna und David, ob sie auf Jans Angebot eingehen sollen. David war von Anfang an dafür, befürchtete aber, dass ihm Gianna einen Strich durch die Rechnung machen wird. Gianna sieht aber die einmalige Gelegenheit diese Verbrecherjagd mit der Kamera zu begleiten und das entstehende Film- und Fotomaterial zu einer spannenden Reportage zu verarbeiten. Vielleicht würde ihr dies ja den Weg in ihr neues Berufsleben ebnen. Bei ihrer Ankunft in Wien sind beide fest entschlossen, sich auf dieses Abenteuer einzulassen und packen ihre Sachen zusammen, um am nächsten Morgen möglichst keine Zeit zu verlieren.

Pünktlich um sieben Uhr in der Früh klingelt das Telefon. David drückt die Annahmetaste und aktiviert das Freisprechsystem.

»David Jonas!«

»Jan Eckert hier! Guten Morgen, Herr Jonas. Na wie sieht‘s aus. Sind Sie zu einer Entscheidung gekommen?«

»Guten Morgen, Herr Eckert. Ja, meine Freundin und ich sind einverstanden Sie zu begleiten. Wo befinden Sie sich denn im Augenblick?«

»Das freut mich zu hören! Ich bin in momentan in München und möchte Sie bitten in den nächsten Flieger zu steigen und zu mir zu kommen. Am Wiener Flughafen sind am Donau-Domänen-Tours Schalter bereits zwei Flugtickets für Sie hinterlegt. Nehmen Sie den erstbesten Flieger, in dem noch zwei Plätze frei sind und schicken Sie mir vor dem Boarding eine kurze Nachricht, wann

Sie voraussichtlich ankommen werden. Ich hole Sie dann direkt am Münchner Flughafen ab.«

»Wie lange werden wir denn mit Ihnen unterwegs sein?«

»Nehmen Sie mal für eine Woche Klamotten mit. Das sollte auf jeden Fall reichen. Und vergessen Sie auf keinen Fall ihren Computer mit der Tracking Software!«

Gianna überlegt, ob sie Jan Eckert auf ihre Reportagepläne ansprechen soll. Bevor sie sich aber eine mögliche Abfuhr einhandelt, hält sie erstmal den Mund.

Eine halbe Stunde später sitzen Gianna und David im Taxi zum Flughafen. Er ist kurz nach halb neun, als ihre Maschine abhebt. Und kurz vor zehn betreten die beiden bereits den öffentlichen Ankunftsbereich des Münchener Flughafens Franz-Josef-Strauß.

Jan erwartet sie bereits ungeduldig und führt für sie zu seinem Wagen in der Kurzparkzone vor dem Terminal. David und Gianna staunen nicht schlecht, als sie den bulligen, schwarzen DKW X8 mit den verspiegelten Scheiben sehen. Sie verstauen ihre Sachen im Kofferraum und machen es sich im Fond bequem. Bevor Jan losfährt, hält er ihnen aber noch ein Formular vor die Nase:

»Bitte unterschreiben! Ist nur eine reine Formsache.«

»Formsache hin oder her«, murrt David verständnislos. »Ich würde schon gerne wissen, was wir da unterschreiben sollen.«

»Sie müssen mit Ihrer Unterschrift bestätigen, dass Sie mich auf eigenes Risiko begleiten und die Rhein-Domäne nicht für eventuell eintretende Schäden an Leib und Leben haftbar machen.«

»Ich wusste gar nicht, dass es bei den Geheimdiensten genau so bürokratisch wie in anderen Behörden zugeht«, lacht David und macht sich daran seine Unterschrift unter das Formular zu setzen.

»Einen Moment mal, Herr Eckert!«, unterbricht ihn Gianna. »Ich habe noch eine Frage: Ich würde unseren Ausflug gerne mit der Kamera dokumentieren und das Material eventuell später zu einer Reportage verarbeiten. Haben Sie ein Problem damit?«

»Sind Sie wahnsinnig?«, antwortet Jan entsetzt. »Was glauben Sie denn, warum wir uns als Geheimdienst bezeichnen? Denken Sie wir laden unsere Aktionen in Nachhinein im Internet hoch? Das kommt überhaupt nicht in Frage!«

»Ich werde natürlich darauf achten, dass Sie nicht zu sehen sind. Und ich verspreche Ihnen, dass ich nichts veröffentlichen werde, was nicht Ihre ausdrückliche Zustimmung hat.«

»Nein, auf gar keinen Fall! Wo kommen wir dann da hin?«

»Wenn das so ist, dann fahre ich nicht mit! David komm, wir steigen aus!«

David weiß nicht recht, wie er sich verhalten soll. Einerseits geht ihm Giannas Rumgezicke wegen dieser blöden Kamera ziemlich auf die Nerven. Andererseits will er ihr jetzt auch nicht in den Rücken fallen. Er wendet sich vermittelnd an Jan:

»Jetzt seien Sie doch nicht so, Herr Eckert. Wenn meine Freundin Ihnen verspricht, dass sie nichts Vertrauliches filmt oder fotografiert, dann können Sie ihr das schon glauben. Geben Sie sich einen Ruck, dann unterschreiben wir auch Ihr Formular!«

Jan überlegt, ob er einfach Davids Notebook beschlagnahmen und die beiden Sturköpfe zum Teufel schicken soll. Er kommt aber zu der Einsicht, dass er ohne David wahrscheinlich nicht einmal den Computer entsperren, geschweige denn die Tracking Software bedienen könnte. Außerdem befindet er sich hier auf fremden Domänengebiet und sollte lieber nichts unternehmen, was den Anschein einer illegalen Amtsanmaßung erwecken könnte. Murrend stimmt er zu:

»Aber ich warne Sie: Wenn Sie ohne meine Erlaubnis filmen oder fotografieren gibt es Riesenärger! Ist das klar?«

Gianna grinst und unterschreibt das Formular. Sie muss sich während der Fahrt ohnehin erst mit der Technik von Davids Kamera vertraut machen. Der wundert sich, wie begeistert Gianna von seiner alten 32-Megapixel Knipse ist. Selber hatte er sie bisher immer nur für einfache Schnappschüsse verwendet. Aber klar: Man kann damit auch Videoaufnahmen machen. Und deren Qualität ist immer noch um Größenordnungen besser, als was Gianna von ihrem römischen Equipment her gewohnt ist.

Jan ärgert sich ein wenig, dass er so schnell nachgegeben hat. Aber wenigstens hat er den beiden die dringend benötigte Unterschrift abgeluchst, ohne die ihm die Verwaltung in Köln die Hölle heiß gemacht hätte. Als sie den dichten Verkehr des Großraums München hinter sich lassen, bessert sich seine Laune und er meint schließlich:

> *»Da wir ab sofort ein Team sind, schlage ich vor, dass wir mit den Förmlichkeiten aufhören. Ich heiße Jan.«*

Gianna und David nehmen das Angebot, sich zukünftig zu duzen, gerne an. Das Eis beginnt zu schmelzen und es entwickelt sich eine entspannte Atmosphäre in dem mit hoher Geschwindigkeit dahin brausenden Wagen.

> *»Ich habe übrigens ein neues Signal von unserem Zielobjekt empfangen«, sagt David. »Es kam aus dem Lago Maggiore.«*

> *»Aus dem See?«, fragt Jan erschrocken. »Der Kerl wird sein Mobiltelefon doch hoffentlich nicht darin versenkt haben!«*

> *»Dann würde man es ja wohl kaum noch orten können! Nein, unsere Person hat das Handy in der Stadt Stresa eingeschaltet und ist dann über den See zu einer kleinen Insel rübergefahren. Isola Bella heißt die angeblich. Dort blieb das Handy bis heute Vormittag eingeschaltet.«*

> *»Wie genau kann deine Software eigentlich das Handy lokalisieren?«*

»Das hängt davon ab, wo es sich befindet. In dicht besiedelten Gebieten, wo es viele Mobilfunkmasten gibt, ist die Genauigkeit wesentlich besser, als irgendwo in der Pampa.«

»Kannst Du mir sagen, wo das Signal aus Vaduz genau hergekommen ist?«

»Das kann ich nachsehen. Haben wir in diesem Auto eigentlich WLAN oder muss ich über mein Smartphone ins Internet gehen?«

»Bei dem Mietpreis will ich doch schwer hoffen, dass wir WLAN haben!« entgegnet Jan und scheucht das vor ihm fahrende Auto mit der Lichthupe von der Überholspur.

David klappt sein Notebook auf, setzt den Zeitstempel des Trackingprogramms auf den gestrigen Morgen und zoomt in die Landkarte hinein.

»Also – wenn ich das richtig sehe, kam das Signal direkt aus dem Schloss Vaduz!«

»Das habe ich mir fast gedacht«, murmelt Jan. »Dann werden wir dem Schlossherrn mal einen Besuch abstatten!«

»Was du dir gedacht?«, fragt Gianna neugierig.

»Dieser Fürst von Liechtenstein scheint eine merkwürdige Person zu sein. Es würde mich nicht wundern, wenn er in diese Geldwäschegeschichte verstrickt wäre.«

Jan erzählt David und Gianna, was er von seinem Chef über den Fürsten und die Geschichte der Liechtensteiner erfahren hat. Als er damit fertig ist, ist es nicht mehr weit bis zum Bodensee. Hinweisschilder künden bereits die nahende Wasserscheide zur Rhein-Domäne an. Vor der Grenzstation stauen sich die Fahrzeug in einer langen Schlange. Jan zieht auf der Sonderspur für Einsatzfahrzeuge an den wartenden Autos vorbei und zeigt den Zollbeamten seinen Diplomatenpass. Die Zöllner heben ihre rechte Hand zum Gruß an die Schirmmütze und lassen das Fahrzeug ohne weitere Kontrolle durchfahren. Kurz darauf passieren die drei in Bregenz das

rheinische Meer – den Bodensee – und gegen Mittag erreichen sie Vaduz, die ehemalige Hauptstadt des Fürstentums Liechtenstein.

»Dort oben ist das Schloss!«, ruft Jan und gibt das Ziel per Sprachsteuerung in das Navigationssystem ein.

Die Fahrt führt anfangs durch den beschaulichen Ort. Dann dirigiert sie das Navi auf eine steil ansteigende Bergstraße und wenige Minuten später taucht die trutzige Burg vor ihnen auf. Jan parkt direkt vor dem schmiedeeisernen Tor.

»Sehr einladend sieht das nicht gerade aus«, meint er und deutet auf ein großer Hinweisschild neben dem Tor.

Privatbesitz
Keine Schlossbesichtigung
Eintritt verboten

Jan drückt auf den Knopf an der Sprechanlage.

»Da können Sie lange warten!«, ruft ihm jemand zu.

Es ist ein alter Bauer, der gerade dabei ist, eine Kuh die Straße hinab ins Dorf zu führen. Missmutig schüttelt er den Kopf, während er das Tier an einem Strick hinter sich herzieht. Jan geht auf ihn zu und fragt:

»Ist der Fürst denn nicht zuhause?«

Der Bauer würdigt ihn aber keines Blickes und zieht mit dem Milchvieh seiner Wege.

»Nicht gerade sehr gesprächig, der gute Mann«, sagt Jan zu David und Gianna.

»Das kommt davon, wenn man die Sache falsch angeht«, meint Gianna schnippisch.

»Hätte ich ihm meine Pistole vor die Nase halten sollen, um ihn gesprächiger zu machen?«

»Nein!«, lacht Gianna. »Gewalt ist nicht immer eine Lösung. Ich wäre hier anders vorgegangen.«

»Und wie bitteschön?«, fragt Jan leicht genervt.

Gianna denkt kurz nach. Dann nimmt sie Davids Kamera und startet eine neue Videoaufnahme.

»Hier David, nimm! Ich werde euch jetzt mal zeigen, was eine laufende Kamera bei einem Menschen bewirkt. Halte immer nah auf mich und den Mann drauf!«

Dann läuft sie, gefolgt von ihrem verdutzten Freund, hinter dem alten Mann und seiner Kuh her.

»Entschuldigen Sie, mein Name ist Gianna Marconi von GiMa TV! Dürfte ich Ihnen ein paar Fragen stellen? Sie scheinen sich ja sehr gut mit den örtlichen Gegebenheiten und dem Fürstenhaus auszukennen!«

»Sind Sie denn vom Fernsehen, junge Frau?«, fragt der Bauer sichtbar verunsichert.

»Ja, von GiMa TV. Würden Sie unseren Zuschauern kurz erklären, warum der Fürst so abweisend gegenüber Besuchern ist?«

»Na, das weiß hier doch jedes Kind, dass Seine Durchlaucht kein Interesse daran hat, mit dem gemeinem Volk zu verkehren. Sie sind wohl nicht von hier?«

»Ja, Sie haben völlig recht, ich war zuletzt als Auslands-korrespondentin in Wien und Rom tätig und bin zum ersten Mal hier in dieser Gegend.«

»Wien und Rom?«, wiederholt der Bauer mit großen Augen und bleibt stehen. »Und da kommen Sie hierher zu uns die Provinz und interessieren sich für unser altes Fürstenschloss?«

»Nun ja, unsere Zuschauer würden gerne wissen, ob es denn stimmt, was man sich über den Fürsten so erzählt.«

Der Bauer streicht sich verlegen durch die schütteren Haare und blickt unsicher in Davids Kamera.

»Na, da könnte ich Ihnen so einiges erzählen! Ich kannte Seine Durchlaucht ja schon, als er noch als kleines Kind an der Hand seiner Großmutter, der guten alten Sophie, durch den Ort gelaufen ist. Ein richtig netter Dreikäsehoch ist er mal gewesen. Bis er erwachsen wurde und vor ein paar Jahren dann die Sache in der Beizen[53] *passiert ist.«*

»Das müssen Sie unseren Zuschauern näher erklären!«, versucht Gianna den alten Mann zum Weiterreden zu animieren.

»Na ja, so ganz genau weiß ja niemand im Dorf, was da passiert ist. Nur dass eines Tages so ein vornehmer älterer Herr die gesamte Fürstenfamilie zum Abendessen in den kleinen Saal des Gasthauses eingeladen hat. Was genau da besprochen wurde weiß keiner! Bloß dass es noch während des Abendessens einen Riesenstreit in der Familie gegeben haben muss. Meine Nichte hat damals als Bedienung dort gearbeitet und den Streit hautnah miterlebt. Der fremde ältere Herr ist von einigen Mitgliedern der Familie regelrecht aus dem Lokal gejagt worden, so sauer waren die plötzlich auf ihn. Er ist danach aber noch öfter in Vaduz gesehen worden und zwar in Begleitung von dem jungen Durchlaucht. Das war auch der Zeitpunkt, wo der junge Durchlaucht den Kontakt zu seiner Familie abgebrochen hat. Seitdem wechseln die kein Wort mehr miteinander. Der junge Durchlaucht hat dann angefangen das Schloss instand zu setzen und es wieder bewohnbar zu machen. Nach dem großen Crash war dort alles mögliche Gesindel untergekrochen und hat alles mitgenommen, was nicht niet- und nagelfest war. Weiß Gott, wo Seine Durchlaucht das viele Geld für die Renovierungsarbeiten her hat. Von seiner Familie jedenfalls nicht. Die haben selber nur das Notwendigste zum Leben.«

»Wissen Sie denn, wer dieser ältere Herr war, der diesen Streit verursacht hat, und worum es dabei ging?«

53 Beiz: Schweizerische Bezeichnung für eine einfache Schankwirtschaft

»Nein, über die Ursache des Streits ist nie etwas bekannt geworden und was den Fremden angeht, weiß man nur, dass er nicht hier aus der Gegend stammt. Es heißt, dass er in letzter Zeit öfter mal auf dem Schloss gewesen sei und sich mit Seiner Durchlaucht getroffen habe. Aber da gibt es so einige Gerüchte, wer sich da oben alles die Klinke in die Hand gibt. Für das gemeine Volk ist das Schloss jedenfalls eine verbotene Zone. Es soll schon vorgekommen sein, dass die Wachen die Hunde auf ungebetene Gäste gehetzt haben!«

»Ist Ihnen gestern jemand aufgefallen, der im Schloss war?«

»Nein. Glauben Sie ich habe nichts besseres zu tun, als zu schauen, wer da im Schloss täglich ein und aus geht? Ich halte mich von der Bagage dort oben möglichst fern. Das geht mich nichts an! Aber jetzt müssen Sie mich entschuldigen. Wenn Sie mehr wissen wollen, müssen Sie die Leute in Vaduz fragen. Ich glaube aber nicht, dass Sie da viel mehr erfahren werden. Es wird halt viel geredet im Dorf. Ob‘s immer stimmt, ist schwer zu sagen.«

Gianna bedankt sich bei dem alten Mann und geht mit David zu Jan und dem geparkten Auto zurück. Jan sieht sich das Video im Wagen zweimal an, bevor er meint:

»Schade, dass er den alten Mann nicht näher beschrieben hat. Die Geschichte ist auf jeden Fall sehr interessant. David, ich möchte dich bitten, dass du das Video per E-Mail an meine Kollegen in Köln schickst. Achte bitte auf eine ausreichende Verschlüsselung! Ich will nicht, dass das Material in die falschen Hände gerät.«

»Bleiben wir noch länger in Vaduz?«, fragt Gianna. »Wir könnten in der Stadt noch ein paar Leute befragen, ob sie in letzter Zeit verdächtige Beobachtungen gemacht haben.«

»Nein«, antwortet Jan und schüttelt den Kopf. »Wir haben leider keine Zeit mehr. Bis zum Lago Maggiore ist es noch weit und ich möchte unbedingt noch bei Tageslicht dort ankommen!«

Heidiland

Sie sind kaum wieder auf der Autobahn, da fragt Gianna:

> *»Wann machen wir eigentlich Mittag? Mir hängt der Magen schon in den Kniekehlen.«*

> *»Guter Vorschlag!«, nickt Jan. »Ich könnte langsam auch etwas zu Essen vertragen. Ich werde beim nächsten Rasthof rausfahren.«*

David hat ebenfalls nichts einzuwenden. Sein Magen knurrt seit einer Stunde bereits unentwegt. Die drei hungrigen Detektive müssen nicht lange warten, da kündigt ein großes Hinweisschild die nächste Raststätte an: »Rasthof Heidiland – 3 km«

> *»Oh wie süß!«, ruft Gianna. »Kennt Ihr Heidi? Als kleines Mädchen habe ich dieses Buch geliebt. Obwohl ich mir das mit den hohen Bergen eigentlich gar nicht richtig vorstellen konnte. Und jetzt bin ich sozusagen mittendrin! Glaubt Ihr, dass die Geschichte von der Heidi, dem Geissenpeter und dem Alpöhi hier in dieser Gegend gespielt hat?«*

David zuckt nur gelangweilt mit den Schultern. Mit Mädchenbüchern hatte er sich nie auseinandergesetzt. Und auch Jan meint nur trocken:

> *»Keine Ahnung! Ich weiß nur, dass dieses Heidiland heute ein bekanntes Markenlabel ist, von dem sich die Leute hier eine Ankurbelung ihrer Geschäfte erhoffen.«*

Jan setzt den rechten Blinker und bremst den Wagen auf eine normale Geschwindigkeit herunter, bevor er der Ausfahrt folgt und direkt vor dem Eingang eines Schnellrestaurants anhält. Gemeinsam gehen sie hinein und überfliegen an der Essensausgabe die spartanische Auswahl an Speisen und Getränken. Kurz darauf verlassen sie wieder das Lokal – mit drei großen Heidiburgern und drei Plastikbechern voller brauner, süßer Brause.

> *»Lasst uns noch ein wenig die Füße vertreten«, schlägt Jan vor. »Wir sitzen in den kommenden Stunden noch lange genug im*

Auto. Außerdem ist mir beim Schlangestehen da drin etwas eingefallen. Kommt mal mit! Ich will euch was zeigen.«

Jan führt seine erwartungsfrohen Begleiter über den Parkplatz zum Flussbett des Rheins, der direkt hinter der Raststätte vorbeifließt. Über eine Treppe steigt er eine kleine Böschung hoch, von wo aus man einen guten Blick über das breite Kiesbett hat.

»Seht euch mal dieses kleine Bächlein an. Kaum zu glauben, was für ein großer Strom daraus einmal wird!«

Gianna und David stehen kauend und wenig Begeisterung zeigend neben ihm.

»Na und?«, meint David mit vollem Mund und zuckt mit den Schultern.

»Ist ja schon gut!«, entschuldigt sich Jan. »Das ist auch nicht der Grund, warum ich euch hierher geführt habe. Hier – genau an dieser Stelle – überquerte früher einmal die Zentraleuropäische Rohölpipeline den Rhein. Diese sogenannte CEL[54] war die wichtigste Lebensader Süddeutschlands. Eine Million Barrel Rohöl sind da täglich durchgeflossen und haben den Nachschub für die deutschen Benzinraffinerien sichergestellt.«

»Ist das etwa die Pipeline, die neulich bei Genua in die Luft gejagt wurde?«, fragt Gianna entsetzt.

»Ganz genau!«, nickt Jan. »Allerdings sind heute nur noch vereinzelte Abschnitte der ursprünglichen Pipeline im Betrieb, wie zum Beispiel der Teil zwischen Genua und Mailand, wo vor kurzem dieses Attentat stattfand. Die CEL wurde mittlerweile durch die TAL[55] abgelöst, die noch wesentlich größere Rohölmengen über die Alpen pumpen kann.«

»Zufälle gibt es!«, wundert sich Gianna. »Dieses Attentat auf die CEL war der Grund, warum der Öltransport zwischen Genua und Mailand auf die Eisenbahn verlagert wurde und David und ich diese Horrorfahrt in dem Kesselwagen gemacht haben!«

---

54 CEL: Central European Line
55 TAL: Transalpine Pipeline

Jan schaut Gianna etwas verwirrt an und weiß nicht so recht, wovon sie da gerade redet. Es interessiert ihn aber auch nicht sonderlich, denn er will den beiden eigentlich etwas ganz anderes erzählen:

»Worauf ich hinaus will ist, dass vor 84 Jahren, genau hier an dieser Stelle, beinahe eine der größten Umweltkatastrophen der Menschheitsgeschichte ihren Lauf genommen hätte. Das war in der Zeit des kalten Krieges: Die Sowjetunion und der Westen waren sich spinnefeind. Die Augen der Welt waren auf die Tschechoslowakei gerichtet, wo die Sowjets den sogenannten Prager Frühling mit militärischer Gewalt brutal niederschlugen. Damals plante der KGB genau hier einen Sprengstoffanschlag. Es gab hier nämlich früher eine kleine Rheinbrücke, die der CEL zur Querung des Rheins diente. Der Plan war, diese Brücke und die darin verlaufende Pipeline so zu sprengen, dass sich das Öl in den Rhein und damit in den nahen Bodensee ergossen hätte. Was dies für das größte Trinkwasserreservoir Europas bedeutet hätte, könnt ihr euch ja leicht ausmalen!«

»Wie pervers ist das denn!«, ruft David ungläubig. »Was hätten die Russen denn von so einem Umweltfrevel gehabt?«

»Offenbar war das Ziel, die Aufmerksamkeit der Weltbevölkerung von den Geschehnissen in Prag abzulenken. Damals war es auf beiden Seiten nicht unüblich mit False-Flag-Aktionen[56] Angst und Terror zu verbreiten. Da war der Westen keine Spur besser als der Osten.«

»Und warum wurde der Plan nicht in die Tat umgesetzt?«, will Gianna wissen.

»Das weiß man bis heute nicht so genau. Vielleicht ist das Ganze ja auch nur ein böses Gerücht, das von den damaligen westlichen Geheimdiensten in die Welt gesetzt wurde. Aber vielleicht hat auch einer der sowjetischen Geheimdienstler ein Einsehen gehabt, dass so ein Verbrechen durch nichts zu rechtfertigen ist.«

Jan schaut auf seine Uhr und drängt zur Eile:

---

56 False-Flag-Aktion: Nachrichtendienstlicher Begriff für eine verdeckte Operation, die zur Verschleierung der Identität und der Absichten des tatsächlichen Urhebers vorgeblich von jemand anderem durchgeführt wird.

»Jetzt haben wir aber genug Zeit verloren. Lasst uns weiterfahren. David, schau du bitte gleich nochmal nach, ob es inzwischen einen neuen Funkkontakt zum Handy unserer Zielperson gegeben hat!«

Die drei steigen wieder in ihren Boliden und kaum, dass sie wieder auf der Autobahn sind, drückt Jan voll auf‘s Gaspedal.

»Nein, es gibt noch keine neue Handyortung«, meldet David enttäuscht. »Wahrscheinlich ist unser Bombenleger immer noch auf dieser Insel im Lago Maggiore.«

»Vielleicht sollten wir mal das Autoradio einschalten«, schlägt Gianna vor. »Vielleicht gibt es ja schon einen weiteren Bombenanschlag, von dem wir noch gar nichts wissen.«

»Das glaube ich nicht«, lacht Jan. »Dann hätten mich meine Kollegen schon längst informiert.«

»Habt ihr schon einmal von dieser Isola Bella gehört?«, fragt David. »Ich frage mich, was unsere Person auf dieser Insel zu suchen hat.«

»Mir sagt dieser Name nichts«, antwortet Gianna, »Aber ins Deutsche übersetzt heißt Isola Bella: Schöne Insel«

»Ach was!«, macht sich David über sie lustig. »Da wäre ich jetzt selber nie drauf gekommen!«

»Mir sagt der Name schon etwas«, sagt Jan. »So weit ich weiß, ist das eine berühmte Touristenattraktion am Lago Maggiore. Es gibt dort ein schönes Schloss mit einem noch schöneren Garten. So richtig Bella eben! Meine Mutter wollte da unbedingt mal hin. Mein Vater hat aber sein Veto eingelegt. Wahrscheinlich war es ihm zu teuer. Diese Region am Lago Maggiore soll mal recht mondän gewesen sein.«

»Glaubst du unsere Person plant einen Anschlag auf ein touristisches Ziel?«, fragt Gianna erschrocken. »Vielleicht sollten wir die Behörden warnen, damit man die Insel evakuieren kann.«

»Ausschließen kann man das nicht«, antwortet Jan und runzelt die Stirn. »Aber solange wir keine handfesten Beweise haben, wird niemand in so einer Touristenhochburg leichtfertig eine Terrorwarnung aussprechen. Was meinst du, um wieviel Geld es da geht! Außerdem habe ich dem Außenministerium bereits mitgeteilt, dass sich unsere Zielperson dort aufgehalten hat. Die werden schon wissen, ob und an wen sie diese Information weitergeben. Wenn der Mann, den wir suchen, tatsächlich ein Russe ist, dann wird er sich wahrscheinlich für die Schönheit der Insel interessieren und diese als Tourist besichtigen – so wie alle anderen Besucher auch. Ich würde da jetzt noch nicht zu viel hineininterpretieren.«

»Ich weiß nicht«, antwortet Gianna. »Ich habe dabei irgendwie ein schlechtes Gefühl.«

Ein ganze Weile herrscht betretenes Schweigen im Wageninneren. Gianna und David haben den Eindruck, als würde Jan jetzt noch mehr auf die Tube drücken. Ein Hoch auf den modernen Straßenbau! Wo sich in grauer Vorzeit die Reisenden beschwerlich durch die tiefen, gefährlichen Schluchten der Via Mala kämpfen mussten, fliegt der moderne SUV[57] geradezu von einem Tunnel- und Brückenbauwerk zum nächsten. Die Berge links und rechts der Autobahn werden dabei immer höher, schroffer und schneebedeckter.

»Sag mal Jan«, fragt David, »kannst du dich eigentlich noch an die Zeit erinnern, als das hier alles noch zur Schweiz gehörte?«

Jan grinst: »Natürlich! Vor dem Crash war ich einmal mit meinen Eltern für ein verlängertes Wochenende in der Schweiz. Bis zum Rhonegletscher sind wir damals gekommen. Den gab es zu dieser Zeit nämlich noch! Diese Reise ist aber schon sehr lange her. Ganz genau kann ich mich nicht mehr daran erinnern. Ich weiß nur noch, wie entsetzt mein Vater über die hohen Preise war. Das war dann auch das erste und gleichzeitig das letzte Mal, dass wir dort hingefahren sind. Ich bin mir sicher, dass der damalige Schlingerkurs des Schweizer Franken schon ein Vorbote für den sich abzeichnenden Zusammenbruch des Weltfinanzsystems war.«

57 SUV: Sport Utility Vehicle - Geländelimousine

»War das denn nicht ein harter Schlag für Schweizer, als sich ihre Nation so mir nichts dir nichts aufgelöst hat?«, wundert sich Gianna. »Die waren doch immer so große Patrioten und stolz auf die Neutralität ihres kleinen Landes.«

»Ein harter Schlag war das bestimmt. Aber es gab auch keine andere Alternative.«

Die Schweiz erstreckte sich damals über fünf Hauptdomänen – die man seinerzeit natürlich noch nicht so nannte. Oder besser gesagt: Denen man damals noch keine Beachtung schenkte. Der größte Teil der Schweiz war seit jeher in der Rhein-Domäne verortet, wobei die Reuss.Aare.Rhein Unterdomäne die gesamte Zentralschweiz umfasste. Der zweitgrößte Teil der Schweiz gehörte zum Flusssystem der Rhone. Ein paar südliche Regionen lagen im Einzugsgebiets des Po und zwei winzige Fleckchen ganz im Osten entwässerten sogar in die Donau, beziehungsweise in die Etsch. In der Vergangenheit diente die Schweiz häufig als Vorbild für andere Staaten weil ihre nationale Identität nicht auf einer gemeinsamen Sprache sondern auf dem Glauben an eine direkte Demokratie und regionale Autonomie basierte. Außerdem galt die Schweiz als Garant für politischen Stabilität und finanzielle Sicherheit. Bis die Schweizer beim großen Finanzcrash leidvoll erfahren mussten, dass man von Luxusuhren und wertlosem Papiergeld nicht leben kann. Jahrelang war der Staat mit dem Geld von vermögenden Personen und Institutionen gepampert worden, so dass er gar nicht wusste, was er damit anstellen sollte. Die Schweizer Nationalbank schmiss die Notenpresse an und druckte Unmengen neuer Schweizer Franken. Und das Geld wurde ihr von den Ausländern gleich wieder als vermeintlich sichere Geldanlage aus den Händen gerissen. Viele Milliarden Euro und Dollar wurden von der SNB gebunkert, in der Absicht, auf diese Weise den Wert des Schweizer Franken zu schwächen und die heimische Exportindustrie zu unterstützen. Jedes Jahr wies die Nationalbank neue Rekordgewinne aus ihren Aktien- und Währungsmanipulationsgeschäften aus. Zum Teil floss das Geld in teure Infrastrukturprojekte, wie zum Beispiele aufwendige Tunnelbauten.

Bis die Schweizer Alpen irgendwann mehr Löcher hatten als der berühmte Schweizer Käse. Durch den Crash war plötzlich Schluss mit dem großen Geldsegen und die Schweizer mussten lernen auf eigenen Beinen zu stehen. Was sich anfangs als außerordentlich schwierig herausstellte – schließlich hatten sie sich im Lauf der Geschichte immer geschickt aus den Problemen ihrer Nachbarn heraus gehalten und vom Elend der Anderen profitiert. Durch die einseitige Ausrichtung als Bankenstandort, stand man plötzlich im Epizentrum der Krise und bekam die Auswirkungen hautnah zu spüren. Der erste Hungerwinter war für das Volk eine furchtbare Katastrophe und ohne die Lagervorräte an Käse und Schokolade hätte es bestimmt noch mehr Hungertote gegeben. Die meisten Schweizer haben es letztendlich als großes Glück empfunden, als sie sich einer der emporstrebenden Hauptdomänen anschließen konnten. Und so mancher Eidgenosse fühlt sich aufgrund der Sprache in seiner neuen Heimat heimischer als je zuvor.

> *»Mir sind die Schweizer ja etwas suspekt!«, gibt Gianna zu. »Ich habe in meinem Leben zwar erst einen einzigen kennengelernt, aber der hat sich als Dieb entpuppt und mir die Reisekasse geklaut!«*

> *»Dann bist du aber an einen recht untypischen Vertreter seiner Art geraten«, lacht Jan. »Die Schweizer gelten allgemein als sehr ehrliche und fleißige Leute. Bei uns am Rhein sind sie gerade dabei, den Schwaben den Rang abzulaufen, was die Cleverness und das nicht-hochdeutsch-reden-können betrifft.«*

Jan erzählt noch ein ganze Weile über diese großartige Gegend, die sich einmal Schweiz nannte und die auf viele einzigartige Traditionen zurückblicken kann. Er doziert über Alphörner, mit denen die Almhirten über Täler hinweg kommunizierten, über das Schweizer Taschenmesser, das in seiner Originalform weder einen Laserpointer noch einen USB-Stick beinhaltete und über das dichte Eisenbahnnetz, auf dem sogar Krokodile[58] vor die Waggons gespannt wurden. Irgendwann wird es seinen

58 Krokodil: Spitzname für die Baureihen Ce 6/8 und Be 6/8 der Schweizer Bundesbahnen

jungen Begleitern zu viel und sie nicken in den bequemen Ledersitzen des monoton dahin brausenden Automobils ein.

Ihr Mittagsschläfchen ist aber nur von kurzer Dauer. Als Jan die Domänengrenzanlage am Nordportal des San Bernardino Tunnels vor sich auftauchen sieht, ruft er laut:

> *»Hey, aufwachen ihr Schlafmützen! Wir verlassen Heidiland!«*

In einem andern Land

Hinter der alpinen Hauptwasserscheide am San Bernardino Pass beginnt die Unterdomäne Moësa.Tessin.Po. Die Straße führt in weiten Kehren von den kühlen Höhen des Alpenhauptkamms hinab in die sonnenverwöhnte Region des Tessin. Im Inneren des vollklimatisierten Luxusautomobils ist von den steigenden Temperaturen noch nicht viel zu spüren. Als Jan und seine Begleiter aber in der Nähe von Bellinzona eine kurze Kaffeepause einlegen, brennt die Sonne unbarmherzig auf sie herab. »Fast wie zuhause in Rom«, seufzt Gianna leise und atmet die feuchtheiße Luft ein, als wenn es sich um ein Stück Heimat handeln würde.

Hinter Locarno beginnt die kurvige Uferstraße, die sich schier endlos am Westufer des Lago Maggiore entlang schlängelt. Gegen vier Uhr Nachmittags erreichen sie endlich den mondänen Kurort Stresa am Fuße des Monte Mottarone. Jan folgt den Anweisungen des Navigationssystems, bis vor dem Haupteingang des »Grand Hotel Des Iles Borromees« der erlösende Satz ertönt:

> *»Sie haben Ihren Bestimmungsort erreicht!«*

> *»Donnerwetter!«, verkünden Gianna und David wie aus einem Mund, als sie staunend vor der imposanten Fassade des altehrwürdigen Luxushotels stehen. »Hier wollen wir heute übernachten?«*

> *»Warum nicht?«, antwortet Jan. »Oder habt ihr im Kino schon einmal einen Agenten in der Jugendherberge absteigen sehen?«*

Der Valet-Parking-Officer kommt herbei geeilt und nimmt Jans Autoschlüssel entgegen. Bevor er den Wagen in die Hotelgarage fährt, wuchtet er aus dem Kofferraum noch die drei Koffer heraus und übergibt sie an seinen jungen Kollegen vom Gepäckservice. Dieser begleitet die Neuankömmlinge zur Rezeption.

> *»Guten Tag, mein Name ist Jan Eckert. Auf meinen Namen wurden zwei Suiten reserviert.«*
>
> *»Buongiorno Signore Eckert«, antwortet der elegant gekleidete Concierge hinter dem Tresen und fährt dann mit perfekten Deutsch fort. »Wir haben für Sie die Suiten 105 und 106 freigehalten. Mit Blick zum See hinaus. Ich hoffe, das ist in Ihrem Sinne.«*
>
> *»Hat denn die Bar schon geöffnet?«, will Jan wissen. »Wir würden gerne noch eine kleine Erfrischung zu uns nehmen, bevor wir nach oben auf unsere Zimmer gehen.«*
>
> *»Selbstverständlich! Immer in diese Richtung«, sagt der Concierge und zeigt zum Ende der Lobby. »Sollen wir einstweilen schon Ihr Gepäck nach oben bringen?«*
>
> *»Das wäre nett von Ihnen«, antwortet Jan und macht sich bereits in Richtung der Bar davon.*
>
> *»Wenn Sie mir vielleicht solange ihre Ausweise hierlassen könnten. Dann könnte ich mich einstweilen schon mal um die notwendigen Formalitäten kümmern.«*

Gianna ist etwas verunsichert, als sie ihren Duldungsausweis der Wiener Ausländerbehörde über den Tresen schiebt. Der Concierge nimmt aber keinerlei Anstoß daran und legt die drei Ausweisdokumente gelassen zu seinen Unterlagen.

> *»Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Aufenthalt in unserem Haus!«, ruft er seinen Gästen nach, während diese sich bereits ungeduldig in Richtung Bar davonmachen.*

»Warum hast du es so eilig in die Bar zu kommen?«, fragt David verwundert. »In diesem Luxusschuppen haben die doch bestimmt eine Minibar in jedem Zimmer. Hast du etwa ein Alkoholproblem?«

»Es geht mir nicht ums Trinken, sondern ums Reden«, belehrt ihn Jan unwirsch. »Ich möchte mich hier mit jemandem unterhalten, der sich mit den örtlichen Gegebenheiten auskennt. Und das ist nach meinen Erfahrungen immer der Barkeeper!«

Der Mann im weißen Frack hinter dem Mahagonitresen beachtet sie erst kaum, als sie auf den filigranen Barhockern Platz nehmen. Er dürfte etwa in Jans Alter sein und erweckt den Eindruck, als hätte er sein ganzes bisheriges Leben hinter dieser Theke verbracht.

»Was darf‘s denn sein, meine Herrschaften?«, fragt er in fast akzentfreiem Deutsch, als er sich endlich seiner einzigen Kundschaft zuwendet.

David bestellt einen Cappuccino und Gianna einen Caffè Doppio. Jan hingegen fragt den Barkeeper, was er denn empfehlen könne.

»Die Spezialität unseres Hauses ist der trockene Martini«, antwortet der Mann hinter dem Tresen etwas gelangweilt.

David flüstert zu Gianna: »Jetzt wird er ihn gleich fragen, ob er ihn geschüttelt oder gerührt zu sich nehmen will!«

Der Barista grinst David breit an und zeigt deutet an Wand, wo zwei alte, gerahmte Schwarzweißfotos hängen. Auf beiden ist offenbar derselbe Mann zu sehen. Einmal als blutjunger Soldat in Militäruniform und das andere Mal als alter Seebär im dicken Rollkragenpullover.

»Ich glaube, Sie verwechseln da etwas, junger Mann« sagt er, während er die Espressomaschine mit frischem Pulver befüllt.

»Das ist doch dieser amerikanische Schriftsteller – wie hieß er doch nochmal?«, wundert sich Jan während er die Bilder betrachtet.

»Ernest Hemingway – unser berühmtester Gast, ohne unseren anderen prominenten Gästen zu nahe treten zu wollen. Mein Urgroßvater hat ihn persönlich gekannt! Auch er hat übrigens schon hier im Hause als Barista gearbeitet. Uralte Familientradition – wenn Sie so wollen. Der gute Ernesto hat unseren trockenen Martini jedenfalls sehr zu schätzen gewusst, als er in unserem Hotel seine Kriegsverletzung auskurierte.«

Der Barkeeper erzählt zum einhunderttausendsten Mal, wie der junge Hemingway im ersten Weltkrieg als Sanitäter an der italienischen Alpenfront gedient, bei einem Granateinschlag fast ein Bein verloren und seine Erlebnisse später dann in seinem Roman »A Farewell to Arms – In einem andern Land« verarbeitet hatte. Schließlich meint er jedoch:

»Sie sind aber bestimmt nicht hierher an den schönen Lago Maggiore gekommen, um auf den Spuren eines alten Schriftstellers und Martinitrinkers zu wandeln!«

»Richtig!«, entgegnet Jan, »wir wollen in den kommenden Tagen ein wenig ausspannen und die Gegend erkunden. Ich habe gehört, dass es hier ein paar sehenswerte Inseln geben soll!«

»Oh ja!«, antwortet der Barkeeper pflichtbewusst. »Einen Schiffsausflug zur Isola Madre und zur Isola dei Pescatori, der Fischerinsel, sollten Sie sich auf keinen Fall entgehen lassen.«

»Ja, und zur Isola Bella natürlich!«, ergänzt Gianna. »Die soll doch am schönsten sein!«

»Aber Signorina«, entgegnet der Barista, »für die Isola Bella kommen Sie leider ein paar Jährchen zu spät. Die Insel ist in Privatbesitz und der neue Eigentümer will keine Besucher auf seinem Eiland sehen.«

Jan glaubt sich verhört zu haben:

»In Privatbesitz? Ich dachte immer die Inseln gehören dem Staat und schwemmen dem Fiskus Millionen in die klammen Kassen!«

»Keineswegs!«, winkt der Mann hinter dem Tresen ab. »Warum glauben Sie, dass sie die ‚Borromäischen Inseln‘ genannt

werden? Weil sie seit dem zwölften Jahrhundert im Besitz der Adelsfamilie Borromeo waren. Leider sind die Hochwohlgeborenen durch die unseligen Ereignisse der letzten Jahre dermaßen verarmt, dass sie ihre letzten Seidenhemden verschleudern mussten. Die Isola Bella wurde zum Schnäppchenpreis von einem Privatinvestor erworben, über den man so gut wie gar nichts weiß. Nur dass er ‚der Graf' genannt wird und ein rechter Eigenbrötler sein soll. Eine Weile tolerierte er das florierende Touristengeschäft auf seiner Insel. Aber irgendwann hatte er offenbar genug davon, dass ihm die Touristen im Park die Rabatten zertrampeln und Unruhe in seinen prachtvollen Palast bringen. Seitdem ist kein Zutritt zur Insel mehr möglich. Aber machen Sie sich nichts daraus: Die anderen beiden Inseln sind auch sehr schön!«

Man kann Jan förmlich ansehen, wie die Gedanken in seinem Kopf hin und her springen und er krampfhaft versucht diese neuen Informationen in sein bestehendes Weltbild einzuordnen. Derweil widmet sich der Barkeeper der Zubereitung des Martinis. Er entnimmt aus dem CO_2-Kühler einen tiefgekühlten Glaskelch und stellt ihn auf den Tresen, wo ihn die kondensierende Luftfeuchtigkeit sofort mit einem seidenmatten Belag überzieht. Dann füllt er seinen Cocktailmixer mit Eis und gießt ein wenig Wermut darüber. Das eisige Gemisch schüttelt er eine Weile gut durch, schüttet dann aber die gesamte Flüssigkeit zu Davids und Giannas großem Erstaunen in den Ausguss. Dann scheint es, als unternähme er einen zweiten Anlauf: Mit viel Gin und einem Schuss Orangenbitter füllt er seinen Mixer und beginnt vorsichtig die eisige Brühe mit seinem Rührstab zu bearbeiten. Diese geradezu rituell anmutende Handlung findet erst ihr Ende, als er das Ergebnis seiner Bemühungen vorsichtig durch ein feines Sieb in das kalte Glas abgießt und dieses, bevor er es lässig an Jan weiterreicht, noch mit einer Zitronenscheibe dekoriert.

»Bitte schön! Einmal trockener Martini nach Art des Hauses. Sehr zum Wohle, der Herr!«

Nachdem nun jeder etwas zu trinken hat, stellt der Barkeeper noch zwei Schälchen mit gesalzenen Mandeln und Kartoffelchips auf den Tresen. Jan

nippt derweil vorsichtig an seinem Drink, um nicht mit seinen Lippen am eisigen Rand des Glases festzufrieren.

»Hmm, vorzüglich!«, preist er die Qualität des Martini und erntet zufriedene Blicke seines Gegenübers hinter der Theke. Dann fragt er beiläufig: »Wissen Sie zufällig an wen ich mich hier wenden könnte, um ein Motorboot zu mieten?«

»Nun ja, es gibt hier so einige Yachtverleiher in Stresa und den umliegenden Gemeinden. An der Rezeption finden Sie verschiedene Angebote in allen Preiskategorien.«

»Ein Yachtverleih wäre für unsere Zwecke wohl etwas übertrieben. Was mir vorschwebt ist eher so ein kleines Boot mit Außenbordmotor. Wir würden gerne heute Abend noch zur Fischerinsel übersetzen und wären ungern von den Fahrzeiten der großen Fähren abhängig, wenn Sie wissen was ich meine.«

»Ich verstehe«, nickt der Barkeeper geschult verständnisvoll. »Sie haben völlig recht: Die Atmosphäre da drüben ist wirklich am beschaulichsten, wenn die Touristenmassen wieder verschwunden und die Einheimischen wieder unter sich sind. Sie können sich aber problemlos ein kleines Boot chartern, sich übersetzen lassen und später, zu jeder beliebigen Zeit, wieder abholen lassen.«

»Wir würden aber lieber auf eigene Faust die Fischerinsel erkunden. Ich wollte schon immer einmal selber Kapitän spielen. Kennen Sie denn niemanden, der sein Boot heute Abend an uns ausleihen würde. Am Preis wird es bestimmt nicht scheitern.«

Der Barkeeper denkt kurz nach und meint dann:

»Mein Cousin hat ein Boot, das vielleicht für Sie in Frage käme. Ich kann ihn gerne mal anrufen.«

Jan nickt zustimmend und der Mann verschwindet in einem, direkt an seinen Arbeitsbereich angrenzenden, Hinterzimmer. Nach wenigen Minuten kehrt er freudestrahlend zurück und verkündet:

»Mein Cousin ist einverstanden! Wenn Sie wollen, können Sie sich gleich das Boot ansehen und mit ihm über den Preis verhandeln.«

»Sehr gut!«, freut sich Jan. Wo finden wir denn Ihren Cousin?«

»Luigi!«, ruft der Barkeeper laut in Richtung der Rezeption.

Einen kurzen Moment später kommt ein livrierter Chauffeur herbeigeeilt.

»Luigi, fahr unsere Gäste doch bitte mal schnell zu Renato an den See.«

Zehn Minuten später sind sich Jan und Renato Barcarini bereits handelseinig. Der wind- und wettergegerbte Seemann mit der weißblauen Kapitänsmütze überlegt krampfhaft, wofür dieser merkwürdige Kunde und seine jungen Begleiter heute Abend noch ein Boot benötigen könnten. Er vermutet schließlich, dass es sich bei Jan um eine spendablen Vater handelt, der seinem Sohn und dessen Freundin ein romantisches, nächtliches Tête-à-Tête auf der Isola Madre ermöglichen will. Bei dem dicken Geldscheinbündel, das ihm Jan vor die Nase hält, verzichtet er jedoch schnell auf weitere Fragen nach einem Bootsführerschein oder dem Sinn und Zweck dieses ungewöhnlichen Ansinnens. Barcarini weist seine Kunden kurz und routiniert in die Bedienung des Motorboots ein und gibt ihnen die üblichen Verhaltensregeln mit auf den Weg: Den großen Schiffen nicht die Vorfahrt zu nehmen und sich unbedingt von der Isola Bella fernzuhalten! Danach übergibt er Jan die Schlüssel und wünscht den dreien einen schönen Abend und viel Vergnügen mit seinem Boot.

Isola Bella

Die Kirchturmuhr von Stresa hat gerade zehn Uhr geschlagen. Jan, David und Gianna machen ihr Boot startklar und legen vom Steg ab. Es ist eine angenehm warme Sommernacht. Die Hitze des Tages steckt noch in jedem Stein. Der Vollmond wird von ein paar dünnen Schleierwolken verhüllt. Gespenstisch illuminiert das schwach hindurch scheinende Licht den großen, schwarzen See und die umgebende Berglandschaft. Weit draußen

sind die hellen Lichter der Fischerinsel gut zu erkennen. Das pulsierende Leben dort ist selbst auf die große Entfernung noch zu spüren. Viel näher – sozusagen direkt vor ihnen – liegt dagegen die Isola Bella: Kalt, dunkel, bedrohlich und abweisend.

> *»Wir fahren erst einmal zur Fischerinsel«, sagt Jan und drückt den Gashebel bis zum Anschlag nach vorne.*

Der Motor jault laut auf und lässt den Bug des Bootes aus dem Wasser steigen.

> *»Das da vorne muss die alte Schiffsanlegestelle sein«, mutmaßt David, als sie die verbotene Insel in gebührendem Abstand passieren.*

> *»Seht euch doch mal die alten Häuser am Ufer an!«, ruft Gianna und versucht den lauten Motor zu übertönen. »Richtig gruselig sieht das aus, so einsam und verlassen.«*

Erst als sie in die Nähe des Palastes kommen, ist aus einem der unzähligen Fenster ein schwacher Lichtschein zu erkennen.

> *»Habt Ihr gesehen?«, ruft David. »Da direkt vor dem Palast ist noch ein kleiner Hafen und dort liegen auch ein paar Boote.«*

Jan hält unterdessen weiterhin Kurs in Richtung der weiter nordwestlich gelegene Fischerinsel. Erst als die laute Musik des Tanzlokals an der Südspitze der Insel zu vernehmen ist, dreht er das Ruder nach Steuerbord und dirigiert das Boot hinaus in die dunklen Weiten des vor ihnen liegenden Sees.

> *»Seht ihr die dunkle Insel da hinten?«, ruft Jan gegen den Fahrtwind. »Das muss die Isola Madre sein!«*

> *»Was hast Du jetzt eigentlich genau vor?«, schreit Gianna.*

> *»Wir machen einen großen Bogen um die Isola Bella und nähern ihr uns dann von der Seeseite. Ich werde dort anlegen und mich ein wenig umsehen.«*

»Glaubst Du denn, dass sich unser Mann noch immer auf der Insel befindet?«

»Woher soll ich das wissen? Solange wir kein neues Peilsignal empfangen, müssen wir davon ausgehen. Auf jeden Fall steht jetzt wohl fest, dass er kein Attentat auf eine touristische Einrichtung plant und auch nicht zum Sightseeing hergekommen ist. Es sieht doch vielmehr danach aus, dass dieser Inselgraf, genauso wie der Fürst aus Liechtenstein, in dieser Affäre Dreck am Stecken hat!«

Das Boot kämpft sich schaukelnd durch die sanfte Dünung des riesigen Sees. Es ist zwar völlig windstill, aber man merkt, dass man hier draußen nicht mehr durch die vorgelagerten Inseln vor dem Wellengang geschützt ist. Wie es einem wohl ergeht, wenn der »Inferno« genannte Seewind jetzt mit voller Stärke aufbrausen würde?

»Wozu benötigt ein einzelner Graf eigentlich so einen großen Palast?«, fragt Gianna beim Anblick der wuchtigen Residenz, die wie die Brücke eines Kreuzfahrtschiffs auf der Nordspitze der Isola Bella thront und von drei Seiten der Insel gut zu erkennen ist.

»Zum standesgemäßen Wohnen eben«, antwortet David und zuckt mit den Schultern. »Praktische Erwägungen müssen da manchmal zurücktreten.«

Nach einer Weile verschwindet jedoch der Palast aus dem Blickfeld und man sieht nur noch die Silhouette der weitläufigen, terrassenförmigen Parkanlagen.

»Dort vorne legen wir an!«, ruft Jan, als er im Dunkeln eine kleine, von hohen Bäumen umgebene Bucht entdeckt.

Er drosselt die Geschwindigkeit des Motors und nähert sich langsam der angepeilten Uferstelle.

»Hört zu! Ihr bleibt im Boot sitzen und wartet, bis ich wieder zurück bin! Falls ich in einer Stunde nicht wieder hier sein sollte, fahrt ihr allein zurück und setzt euch im Hotel mit meiner

Dienststelle in Verbindung. Die Telefonnummer findet ihr hier auf meiner Karte.«

Jan überreicht David seine Visitenkarte, gerade so als befänden sich die beiden in einem Businessmeeting.

»Ich habe mein Handy dabei, lasse es aber vorsichtshalber erst einmal ausgeschaltet. Habt ihr eure Handys an?«

Gianna schüttelt den Kopf. Sie hat in ihrem ganzen bisherigen Leben noch nie eins besessen und hat auch während ihres bisherigen Aufenthalts in Wien kein Bedürfnis verspürt, sich so ein Gerät zuzulegen. David nickt dagegen und klopft auf die Brusttasche seines Hemds. Er hatte Jan bereits im Hotel seine Handynummer gegeben.

»Gut! Falls ich Hilfe benötige, werde ich mich bei dir melden. Aber schalte vorsichtshalber den Vibrationsalarm ein! Es wäre nicht so toll, wenn dein Klingelton hier durch die Stille düdelt.«

Das Boot ist nur noch wenige Meter von den Felsen des Ufers entfernt. Jan schaltet den Motor aus und greift in seine Jackentasche. Er zieht eine schwarze Sturmhaube hervor und zieht sie sich über den Kopf. Jetzt ist er von Kopf bis Fuß schwarz gekleidet und sieht sehr furchteinflößend aus – wie ein professioneller Einbrecher auf Beutezug. Aus dem schmalen Sehschlitz der Haube blitzen nur noch seine weißen Augäpfel hervor. Dann zieht er seine Walther PPK aus dem Schulterholster, lädt sie durch und schiebt sie gesichert wieder in das Holster zurück. Sekunden später schabt der Boden des Bootes über die spitzen Felsen der kleinen Bucht. Jan klettert über die kleine Windschutzscheibe auf den Vorbau und springt über die Bugreling an Land. Er zieht das Boot noch ein klein wenig nach oben, reckt seinen Begleitern noch kurz den gereckten Daumen zum Abschiedsgruß entgegen und verschwindet in der Dunkelheit.

Auf allen Vieren krabbelt er das Steilufer nach oben, bis er plötzlich vor einer hohen Mauer steht. Die Mauersteine sind aber grob genug, dass sie ausreichend Griffe zum Hochklettern bieten. Inzwischen haben sich auch seine Augen an die Dunkelheit des Parks gewöhnt, dessen dichte

Baumkronen nur noch einen Bruchteil des ohnehin schon schwachen Mondlichts bis zum Boden hindurch lassen. Zentimeter um Zentimeter kämpft sich Jan die Mauer hinauf, bis er schließlich deren oberes Ende erreicht, sich mehr oder wenig elegant über den Rand wuchtet und sich auf einem terrassenförmigen Plateau wiederfindet. Von dort folgt er einem schmalen Trampelpfad, der weiter nach oben in Richtung des Palastes führt. Plötzlich enden die Bäume links und rechts des Weges und er kommt auf einen Kiesweg, der geradewegs auf ein paar akkurat zurechtgeschnittene Hecken zuläuft. Es handelt sich offenbar um ein kleines Zierlabyrinth, das jedoch keine sonderlich großen Anforderungen an das Orientierungsvermögen des jeweiligen Passanten stellt. Links, rechts, geradeaus, rechts und nochmal links. Als Jan das schmucke Heckenensemble hinter sich lässt, eröffnet sich vor ihm eine große freie Rasenfläche, an deren Ende die dunkle Palastrückseite deutlich zu erkennen ist.

Jetzt wird es gefährlich! Jan muss die schützende Deckung des dunklen Parks verlassen und schleicht, so leise der grobkörnige Kies unter seinen Sohlen es zulässt, in Richtung des Palastes. Auf halbem Weg kann er sehen, dass in einem der Säle im Parterre Licht brennt. Er beschleunigt seine Schritte und versucht so schnell wie möglich, das freie Feld hinter sich zu lassen und die schützende Fassadenmauer zu erreichen. Dort angekommen drückt er sich mit dem Rücken flach gegen die Mauer und observiert erst einmal eine Weile das ihn umgebende Gelände. Um ihn herum herrscht Totenstille. Nur aus der Richtung des Parks dringt leise das monotone Singen der Zikaden herüber. Als er wieder zu Atem gekommen ist, schleicht er an der Fassade entlang bis er das hell erleuchtete Fenster erreicht. Vorsichtig und langsam beugt er sich nach vorn, bis er einen Blick ins Innere erhaschen kann. Der Anblick, der sich ihm bietet, ist gleichermaßen beeindruckend wie skurril. Das helle Licht erstrahlt von einem gigantischen Kristall-Kronleuchter, der in der Mitte der hohen Decke des Saales hängt. Die Ausstattung des Raumes kann nur als prunkvoll bezeichnet werden. Ölgemälde, Wandteppiche, Barockmöbel

und edle Porzellanvasen, wohin das Auge reicht. Doch das monumentale Wandgemälde gegenüber von Jans Fenster ist zum Großteil von einer Leinwand verdeckt. Und vor dieser sitzen, teils auf edlen Gobelinsesseln, teils in modernen Rollstühlen – fünf alte Männer. Der Anblick mutet so unwirklich und seltsam an, dass Jan unweigerlich die Augen zusammenkneift, um sich zu vergewissern, dass ihm seine Wahrnehmung nicht gerade einen Streich spielt. Ihm ist, als erlebe er gerade ein Déjà-vu[59]. Die Szenerie erinnert ihn schlagartig daran, wie er als Kind einmal seinen Großvater im Pflegeheim der Kleinstadt westlich von Köln besucht hatte. Es war kurz vor Weihnachten und Jan hatte seinen Opa nicht wie sonst in seinem Zimmer angetroffen. Nach langem Suchen fand er ihn endlich im großen Speisesaal, wo sich die alten Leutchen versammelt hatten und wo ihnen eine ehrenamtliche Betreuerin gerade Dias vom Ausflug ihres Kegelvereins nach Boppard am Mittelrhein vorführte. Etwas Ähnliches scheint sich gerade hier drinnen, hinter den Mauern dieses altehrwürdigen Barockpalastes, abzuspielen. Außer den fünf Greisen sieht Jan noch einen Mann, der ihm zwar den Rücken zuwendet, der aber aufgrund seiner Statur und seines sonstigen Äußeren eher in Jans Alter zu sein scheint. Er hält irgendetwas in der Hand und Jan folgert aus seinen Bewegungen, dass es sich wohl um die Fernbedienung des Beamers handelt, der ein idyllisches Landschaftsbild nach dem anderen auf die große Leinwand projiziert.

Jan holt seine kleine Spionagekamera aus der Jackentasche und beginnt damit Aufnahmen durch das Fenster zu machen. Der mutmaßliche naturkundliche Diavortrag endet jedoch schlagartig und auf der Leinwand erscheint eine Art Tabelle, deren Text Jan auf die Entfernung aber leider nicht lesen kann. »Hätte ich mal meine Brille mitgenommen!«, schimpft er mit sich selbst und muss sich wieder einmal eingestehen, dass er langsam das Alter erreicht, in dem Topagenten langsam über ihren Ruhestand oder zumindest über einen Wechsel in den Innendienst nachdenken sollten. Unverdrossen hält er seine Kamera an das Fenster und hofft, dass er auf diese Weise wenigstens bei der Aufarbeitung dieser Nachtschicht noch ein

59 Déjà-vu: Psychologisches Phänomen, das sich in dem Gefühl äußert, eine bestimmte Situation schon einmal erlebt zu haben

paar wertvolle Informationen gewinnen kann. Kaum hat er auf den Auslöser gedrückt, hört er Schritte auf dem Kiesweg.

Er duckt sich noch enger an die Wand und sucht hinter einem großen Blumenkübel Schutz. Die Schritte kommen näher. Durch die Zweige der Grünpflanze erkennt er im Mondschein einen groß gewachsenen Wachmann, der in linken Hand ein Walkie-Talkie und in der rechten Hand eine Schusswaffe trägt. Schritt für Schritt kommt er näher und es kann nicht mehr lange dauern, bis er ihn hinter seiner notdürftigen Deckung entdecken wird. In Jans Körper sind sämtliche Muskeln zum Zerreissen gespannt, als der Wachmann plötzlich vor ihm stehen bleibt und ihm erschrocken in die Augen blickt. Jan nutzt die Schrecksekunde und springt hinter dem Kübel hervor. Mit seiner linken Hand schiebt er die Waffe seines Gegners zur Seite, während sich seine rechte Faust mit voller Wucht in dessen Magengrube bohrt. Es folgen noch zwei weitere gezielte Schläge und der Wachmann liegt bewusstlos am Boden. Jan nimmt das Funkgerät und die Schusswaffe an sich und beschließt den Rückzug anzutreten. So schnell er kann, läuft er über die freie Fläche in Richtung des schützenden Parks zurück. Auf halbem Weg entledigt er sich des unnötigen Ballastes und wirft die Gerätschaften des Mannes in hohem Bogen von sich. Auf den letzten Metern vor dem Labyrinth beschleunigt er noch einmal seinen Lauf, um wenige Sekunden später in den Schutz der hochwüchsigen Botanik einzutauchen – doch es kommt anders: Statt in die dunklen Gänge des Thujenwaldes läuft er geradewegs in die stählerne Faust eines weiteren Wachmanns, der sich hinter der Hecke versteckt und seelenruhig auf das Eintreffen seines Opfers gewartet hat. Als Jan aus seiner Benommenheit erwacht, sind seine Hände bereits mit einem Kabelbinder auf dem Rücken fixiert. Der Mann mit der harten Faust zieht ihn unsanft vom Boden hoch und schubst ihn mit vorgehaltener Waffe und laut italienisch fluchend vor sich her. In der barocken Fassade des Palastes leuchtet nun ein Fenster nach dem anderen hell auf. Es scheint geradezu, als wolle man Jan einen gebührenden Empfang bereiten.

Sitzungspause

Boris Luganov befindet sich gerade in einem wichtigen Meeting, als ihn plötzlich ein verdächtiges Geräusch aufschreckt.

> *»Meine Herren, haben Sie das gerade auch gehört?«*

Seine Auftraggeber sehen ihn verwundert an und schütteln ihre Köpfe. Sein Instinkt sagt ihm jedoch, dass hier etwas nicht in Ordnung ist und er sich besser vergewissern sollte:

> *»Wie dem auch sei! Ich denke es ist ohnehin Zeit mal eine kurze Pause einzulegen und etwas frische Luft hereinzulassen. Ich schlage vor, dass wir uns in zehn Minuten wieder hier treffen und dann mit dem letzten Tagesordnungspunkt beginnen. Entschuldigen Sie mich bitte so lange. Ich werde kurz nach draußen gehen und eine rauchen.«*

Er verlässt das Sitzungszimmer und geht schnellen Schritts durch einen langen Gang, bis er schließlich den Ausgang zum Hof erreicht. Ein paar Mal atmet er tief durch, bevor er eine Zigarette aus der gerade neu angefangenen Packung klopft und mit seinem vergoldeten Feuerzeug anzündet.

Wenige Sekunden nachdem das Nikotin in seinen Lungen seine Wirkung zu entfalten beginnt, verwandelt sich sein Gehör in das eines Raubtiers. Angespannt lauscht er in die Stille der Nacht, ob irgendwo ein verdächtiges Geräusch zu hören ist. Er kann aber beim besten Willen nichts Ungewöhnliches vernehmen.

»Wird Zeit dass dieser lange Tag endlich zu Ende geht«, denkt er sich, während er mit hastigen Zügen die Zigarette raucht. Eine krasse Location ist das hier! Aber ungewöhnliche Konferenzorte hatte er in den vergangenen Tagen nun wirklich zur Genüge kennengelernt. Noch eine Woche Stress! Dann sind die anstehenden Jobs erledigt und er wird als reicher Mann zurück nach St. Petersburg fliegen. Eigentlich hat er ja nichts gegen Stress einzuwenden. Er benötigt ihn sogar, um zur Höchstform auflaufen zu können. Stress ist sein Lebenselixier und wird wahrscheinlich

irgendwann einmal sein Tod sein. Er sollte mit dem Rauchen aufhören! Und mit der Wodkasauferei auch. Aber was wäre das Leben schon ohne Alkohol und Zigaretten. Sinnlos – wie ohne Weiber, Glücksspiel und all die anderen schönen Dinge, die man für Geld kaufen kann. Alles im Leben dreht sich doch nur ums Geld. »Money makes the world go around!« Das hatten die Amerikaner schon frühzeitig erkannt und ihre gesamtes Gesellschaftssystem danach ausgerichtet. Kläglich gescheitert sind sie dann allerdings doch – mit ihrem Soft-Kapitalismus. Es ist nun einmal ein Trugschluss, dass man es durch harte und ehrliche Arbeit zu Wohlstand oder gar Reichtum bringen kann. Das gemeine Volk ist vielleicht dumm genug, um an solch schwachsinnige Versprechen zu glauben. Ein Boris Luganov aber weiß, wie der Hase im Leben läuft, wer die wahren Fäden der Macht in den Händen hält und wie man seinen Vorteil aus diesem Wissen schlagen kann.

Boris Luganov tritt die Zigarette auf dem Boden aus und will gerade wieder zurück in den Sitzungssaal gehen – da hört er erneut ein merkwürdiges Geräusch vom anderen Ende des Hofs. »Verdammt – irgendetwas ist hier faul!«, denkt er sich und zieht seine Pistole aus dem Holster. »Ich will wissen, was hier los ist!«

Heckenschützen

David und Gianna warten schon mehr als zwanzig Minuten auf Jans Rückkehr.

> *»Mir wird das jetzt zu blöd«, sagt Gianna und macht Anstalten das Boot zu verlassen. »Ich werde mich ein wenig umsehen.«*
>
> *»Geh bloß nicht weit weg!«, ermahnt sie David. »Wenn Jan zurückkommt und du bist nicht hier, kriegen wir Riesenärger!«*
>
> *»Jetzt mach dir nicht ins Hemd! Ich will mir ja nur ein wenig die Füße vertreten. Außerdem muss ich mal für kleine Mädchen!«*

Sie erklimmt die steile Uferböschung, bis sie vor der Mauer steht. »Ob Jan da raufgeklettert ist?«, fragt sie sich. »Das muss er wohl, weil eine andere Möglichkeit hier weiterzukommen gibt es nicht!«

Gianna mustert die Mauersteine und denkt sich: »Wenn der da hochgekommen ist, schaffe ich das locker! Außerdem können wir uns ja nicht verfehlen.«

Gianna konnte schon immer sehr gut klettern. Geschickt zieht sie sich Griff um Griff nach oben und erreicht schnell die am oberen Ende liegende Terrasse. »Das war einfach! Ob David mich hier oben sehen kann?« Von ihrem Aussichtspunkt sieht sie aber nur das dichte Blätterdach der Uferbäume. Das Boot muss irgendwo darunter versteckt sein. »Einen tollen Ausblick auf den See hat man von hier oben! Wie toll das erst am Tag aussehen muss!« Sie greift in ihre Jackentasche und holt Davids Kamera heraus. »Mal sehen, ob dieses Wunderwerk der Technik auch noch im Mondschein anständige Bilder zustande bringt.« Sie drückt auf den Auslöser und betrachtet enttäuscht das Bild auf dem Display. Vom gegenüberliegenden Ufer sind ein paar Lichtpunkte zu erkennen. Ansonsten ist aber alles schwarz.

Gianna lauscht in die Nacht. Wann kommt endlich Jan zurück? Vielleicht könnte sie ja noch diesen Trampelpfad entlang gehen. Dies scheint ohnehin der einzige Weg zu sein. Die Kamera in ihrer Hand und die Nähe zum Palast beflügeln ihre Fantasie. Was für Möglichkeiten sich hier für einen Fotografen und Blogger eröffnen! Der Graf beim Abendessen im Kreise seiner Familie. Oder gar der Graf und die Gräfin im beleuchteten Pool beim Aquasex! Gianna erinnert sich, was sie während ihrer Journalistenausbildung über die sogenannten Paparazzi gelernt hatte und besinnt sich schnell wieder darauf, was es heißt, seriöse Berichterstattung zu betreiben. »Nur noch ein kleines Stück diesen Weg hoch! Wenn ich nicht gleich den Palast sehe, kehre ich einfach wieder um.«

Gianna folgt dem Trampelpfad bis sie das Labyrinth erreicht. Was war das gerade für ein Geräusch? Sie schleicht um drei der verwinkelten

Thujenhecken – dann setzt ihr Herzschlag vor Schreck einen Augenblick aus. Keine drei Meter vor sich, sieht sie zwei Männer. Einer liegt wehrlos am Boden, während der andere ihn gerade lauthals fluchend fesselt. Gianna hält den Atem an und versteckt sich hinter der Hecke. Als der eine Mann sein Opfer nach oben reißt und auf italienisch zum Aufstehen auffordert, schlägt Gianna die Hände vor ihren Mund. Der gefesselte Mann ist Jan! In Schockstarre verharrt sie in ihrem Versteck, während Jan von dem Grobian abgeführt wird. Was soll sie tun? Wenn sie ihre Augen nicht täuschen, hält der Mann jetzt sogar eine Pistole in der Hand! Verzweifelt sucht sie nach einem Gegenstand mit dem sie sich bewaffnen könnte. Ihre Blicke landen bei einem kleinen Marmorengel, der den Eingang zum Labyrinth bewacht. »Jetzt oder nie!«, denkt sich Gianna, nimmt den weißen Barockengel von seinem Podest und läuft so schnell sie kann hinter den beiden Männern her. Das permanente laute Fluchen des Mannes verhindert, dass er seine Verfolgerin von hinten kommen hört. Seine unflätigen Wortsalven enden erst, als Gianna all ihre Kraft zusammennimmt und den schweren Engel mit voller Wucht auf seinem Hinterkopf zertrümmert.

Wie vom Blitz getroffen fällt er zu Boden und bleibt regungslos liegen. Jan erschrickt ebenfalls. Das erste Mal vom Krachen der Marmorfigur. Und das zweite Mal, als er sich umdreht und Gianna vor sich stehen sieht.

> *»Habe ich nicht gesagt, ihr sollt beim Boot warten?«, ist seine erste Reaktion.*
>
> *»Ein einfaches Danke hätte auch gereicht!«, erwidert Gianna beleidigt.*
>
> *»Entschuldige! Danke, dass du mich aus dieser misslichen Situation befreit hast. Hol jetzt bitte mein Taschenmesser aus meiner Hosentasche und schneide die Fesseln durch!«*

Gianna durchsucht die Taschen von Jans Hose und fördert schließlich ein Schweizer Offiziersmesser zutage.

»Schnell! Klapp die große Klinge heraus! Der Kerl kommt schon wieder zu sich!«

Der Wachmann macht tatsächlich schon wieder Anstalten sich langsam aufzurappeln. Gianna kämpft einige Sekunden mit dem Klappmechanismus des Taschenmessers, schafft es aber dann doch eines der Messer herauszuhebeln und den dünnen Kabelbinder an Jans Handgelenken durchzuschneiden. Der Wachmann taumelt bereits wieder mit grimmigem Blick auf Jan und Gianna zu. Weil Jan jedoch inzwischen seine Hände frei hat, kann er seinem Gegenüber ein paar seiner oft trainierten Schläge versetzen und schickt ihn in das Reich der Träume zurück.

»Nichts wie weg jetzt!«

Gianna und Jan laufen so schnell sie können zurück zum Boot. Als sie die Terrasse erreichen, springen sie mit einem kühnen Sprung von der Mauer herab und kullern den steilen Abhang hinunter, bis sie kurz vor dem Boot liegen bleiben.

»Los! Starte schon mal den Motor!«, ruft Jan dem verdutzten David zu, während er Gianna beim Einsteigen hilft.

Bevor er selber aufspringt, gibt er dem Boot noch einen kräftigen Schubs, um es vom steinigen Grund zu befreien. Als alle drei im Cockpit sitzen, gibt David Vollgas und versucht Abstand von der Insel zu gewinnen. Jan überlässt David das Steuern und beobachtet stattdessen mit Argusaugen das Geschehen auf der Insel. In einem weiten Bogen umrunden sie die Südspitze. Vor den Mond haben sich inzwischen ein paar dicke Wolken geschoben. Die großen Türme und die Terrassen am Ende des Parks sind aber immer noch gut zu erkennen.

Plötzlich sieht Jan auf der Parkpromenade den hellen Blitz eines Mündungsfeuers und Sekundenbruchteile später peitscht ein Schuss durch die Nacht.

»Dreh nach links ab und halt von der Insel weg!«, schreit Jan.

Ein weiterer Schuss kracht und übertönt dabei den lauten Motor.

»Duckt euch! Macht euch so klein ihr könnt! Und versuch Schlangenlinien zu fahren, David!«

Das Boot, das durch den leichten Wellengang ohnehin schon auf und ab hüpft, vollführt nun einen wilden Zickzacktanz. Ein dritter Schuss ertönt! Diesmal wird allerdings der Knall durch das berstende Geräusch von zersplitterndem Holz überlagert.

»Verdammt!«, schreit Jan. »Wir wurden getroffen! David, versuch schärfere Kurven zu fahren!«

Eigentlich hätte es Jan nicht für möglich gehalten, dass der Schütze auf diese Entfernung eine realistische Chance hat, ein so kleines, bewegliches Ziel zu treffen. Dennoch schlagen von den folgenden Schüssen noch drei weitere in das Boot ein. Von den insgesamt vier Projektilen durchschlagen zwei das Heck, eines den seitlichen Rumpf und eines verfehlt Jan und David nur um wenige Zentimeter und lässt vor ihren Augen die kleine Windschutzscheibe in tausend Teile zersplittern.

Irgendwann gibt der Schütze auf. Vielleicht ist ihm aber auch nur die Munition ausgegangen.

»Seid ihr in Ordnung?«, fragt Jan seine unter Schock stehenden Begleiter, als er sich sicher ist, dass keine Gefahr mehr droht.

Gianna und David nicken nur stumm und ziehen immer noch ihre Köpfe ein. Wenig später erreichen sie den Bootssteg in Stresa und Jan macht das durchlöcherte Boot fest. Dabei überlegt er, wie er dem Bootsverleiher morgen den Zustand seines geliebten Schmuckstücks erklären soll. Während des Fußmarschs zum Hotel herrscht die ersten Minuten eisiges Schweigen. Schließlich meint Jan:

»Ich hatte euch ja gewarnt, dass es da drüben gefährlich werden kann. Aber ihr wolltet ja unbedingt mitkommen!«

Gianna erwidert: »Das ist jetzt schon das zweite Mal, dass in diesem Jahr auf mich geschossen wurde!«

Dass beim ersten Mal ihr Freund Salvatore sein Leben lassen musste und sie jetzt dem Himmel dankt, dass David heute nichts abbekommen hat, erwähnt sie nicht.

> *Jan meint: »Ich werde heute Nacht noch meine Kollegen in Köln alarmieren und weitere Schritte veranlassen. Dieser Graf auf der Isola Bella kann was erleben! Aber da sollen sich jetzt die Kollegen aus der Po-Domäne drum kümmern und diesen Verrückten unschädlich machen.«*

> *»Was können wir denn jetzt noch unternehmen?«, will David wissen.*

> *»Ich habe langsam das Gefühl, dass uns die Sache über den Kopf wächst. Ich würde aber gerne morgen früh mit euch die Fotos auswerten, die ich auf der Insel gemacht habe! Vielleicht ergeben sich daraus ja noch ein paar neue Anhaltspunkte. Außerdem habe ich eine Idee, wen wir vielleicht noch als Berater in dieser Angelegenheit hinzuziehen könnten.«*

Tabellenkalkulation

Gianna, David und Jan sitzen mit einigen anderen Frühaufstehern des Grand Hotels im stilvollen Frühstücksraum. Aus den kleinen Lautsprechern in den Ecken des Saals ertönt leise dahinplätschernde Klaviermusik. Plötzlich wird die sanfte musikalische Untermalung durch das wütende Geschrei eines hereinstürmenden Mannes jäh gestört:

> *»Wo isse diese Sohn von deutsche Hure? Ich ihn mache fertig!«, schreit Renato Barcarini mit hochrotem Kopf.*

Als er heute morgen nach seinem Boot sehen wollte, hätte ihn fast der Schlag getroffen. An seinem Liegeplatz am Steg hatte er nur noch ein unfachmännisch angeleintes U-Boot vorgefunden. Durch die Einschusslöcher war im Laufe der Nacht so viel Wasser eingedrungen, dass das Boot schließlich vollgelaufen und untergegangen war. Unter großer Kraftanstrengung und mit tatkräftiger Unterstützung seiner Kollegen, war es ihm gelungen, das Boot an Land zu ziehen und

eingehender zu untersuchen. Doch dieses Wrack, mit dem er bis gestern noch reiche Touristen zu den Inseln des Lago Maggiore schippern konnte, erinnert ihn an die kläglichen Überreste der Piratenboote, die er während seines aktiven Marinedienstes in der Adria unter Maschinengewehrfeuer genommen hatte.

Eine halbe Stunde lang tobt im Frühstücksraum eine hitzige Debatte zwischen Jan Eckert, Renato Barcarini, dem Frühstücksober, dem Concierge, dem Barista und Gianna. David hält sich aus der Diskussion heraus und konzentriert sich stattdessen auf das hervorragende Frühstück. Erst nach der Zusage einer üppigen Vorauszahlung, glaubt Barcarini schließlich Jans Beteuerungen, dass das Amt für Kollateralschäden für den entstandenen Schaden aufkommen und sämtliche belegbaren Kosten unbürokratisch erstatten wird. Laut schnaubend steckt er Jans Vorschuss ein und wird anschließend vom Concierge hinauskomplimentiert.

Nach dem Ende dieses aufregenden Frühstücks bittet Jan seine Begleiter zur Lagebesprechung in seine Suite. Er erzählt ihnen dort von seinen nächtlichen Beobachtungen am Palast und von der illustren Rentnerrunde, die dort gestern versammelt war.

> *»Ich habe hier eine Speicherkarte mit den Fotos, die ich auf der Isola Bella gemacht habe. David, kannst du die mit deinem Computer einlesen?«*

David schiebt den Chip in den Kartenleser seines Notebooks und öffnet die erste Datei.

> *»Was soll das denn sein?«, fragt er kopfschüttelnd, als er das unscharfe Foto von der, auf die Leinwand projizierten, Gebirgslandschaft sieht.*

> *»Keine Ahnung! Die haben sich da gestern Nacht eine ganze Reihe von solchen Landschaftsaufnahmen angesehen. Interessant sind aber vielleicht die letzten Aufnahmen. Die habe ich gemacht, bevor die Wache mich entdeckt hat.«*

David blättert weiter bis zur letzten Bilddatei und sagt:

»Die drei letzten Fotos zeigen alle so eine Art Tabelle! Leider ziemlich unscharf, wenn du mich fragst.«

»Kannst du da etwas näher rein zoomen, so dass man lesen kann was das steht?«

»Hmm – zoomen kann ich schon. Aber ich glaube nicht, dass das viel bringt. Was könnte das heißen? Fingerbiss? Christus? Frieden? Richtig lesbar wird das durch das Vergrößern auch nicht. Du hättest nicht so wackeln sollen!«

»Witzbold! Mach du mal ein Foto mit ruhiger Hand, wenn du gerade vom Feind entdeckt wirst. Du meinst also, der Text ist auf allen drei Fotos nicht lesbar?«

»So sieht‘s wohl aus – aber warte mal! Vielleicht geht da doch noch was!«

David öffnet ein spezielles Bildbearbeitungsprogramm, das er in einem seiner letzten Projekte einmal probehalber installiert hatte. Er startet den Datei-Öffnen-Dialog und liest die drei unscharfen Bilddateien ein. Dann drückt er auf die »Sharpen«-Taste und sagt:

»Voilà! Ich glaube jetzt kann man‘s lesen!«

»Genial!«, ruft Jan begeistert. »Wie ist dir das nun wieder gelungen?«

»Nun ja, diese Software kombiniert die Bildinformationen, die in den drei unscharfen Bildern stecken und errechnet daraus ein neues Gesamtbild, welches in der Summe wesentlich schärfer dargestellt werden kann, als in den ursprünglichen Formaten. Klappt doch eigentlich ganz gut – oder?«

Gemeinsam starren sie gebannt auf die Tabelle, die jetzt zwar klar zu lesen ist, deren Sinn sich aber noch keinem der drei auf Anhieb zu erschließen vermag:

Finsternis	Christoph	Friedrich
Dürre	Augustin	Henri

Blut	Napoleon	Joseph
Sintflut	Amor	Werner
Viehpest	Claudia	Hugo

»Jede Menge Namen«, meint Gianna. »Obwohl – Amor klingt eher nach einem Gott und Napoleon war ein berühmter Feldherr und Kaiser. Was soll das bedeuten?«

»Die linken Spalte erinnert mich an die Bibelkatastrophen«, sagt David.

»Du meinst die zehn Plagen aus dem Alten Testament«, erwidert Jan, »aber so weit ich weiß, hat die Sintflut nichts mit den zehn Plagen zu tun.«

Er geht zu seinem Nachttisch und holt die darin liegende Hotelbibel. Nach einem kurzen Blick ins Inhaltsverzeichnis beginnt er laut aus dem Buch Genesis vorzulesen:

Darauf sprach der HERR zu Noah: Geh in die Arche, du und dein ganzes Haus, denn ich habe gesehen, dass du unter deinen Zeitgenossen vor mir gerecht bist. Von allen reinen Tieren nimm dir je sieben Paare mit und von allen unreinen Tieren je ein Paar, auch von den Vögeln des Himmels je sieben Männchen und Weibchen, um Nachwuchs auf der ganzen Erde am Leben zu erhalten. Denn noch sieben Tage dauert es, dann lasse ich es vierzig Tage und vierzig Nächte lang auf die Erde regnen und tilge vom Erdboden alle Wesen, die ich gemacht habe.

Gianna und David schauen Jan mit großen Augen an.

»Und?«, fragt Gianna. »Was soll uns das jetzt sagen?«

Jan zuckt ratlos mit den Schultern und antwortet:

»Keine Ahnung! Ich werde diese Tabelle und die andere Bilder an meine Kollegen in Köln schicken. Vielleicht werden ja unsere Analysten im Backoffice daraus schlau.«

»Und wir machen uns derweil ein paar schöne Tage am Lago Maggiore!«, schlägt David vor. »Du hast ja selber gesagt, dass wir einstweilen nichts unternehmen können.«

»Das würde euch so passen!«, lacht Jan. »Urlaub machen auf Kosten meines Arbeitgebers! Aber da muss ich euch leider enttäuschen. Für euch beide ist jetzt Schluss. Den Rest erledigen jetzt die Profis.«

Gianna und David ist die herbe Enttäuschung anzusehen. Die Aussicht auf ein paar Urlaubstage in diesem Grand Hotel war einfach zu verlockend.

»Heißt das, wir fahren wieder nach Hause?«, fragt Gianna traurig.

»Nein – jetzt noch nicht! Wenn wir schon hier in der Gegend sind, würde ich gerne die Gelegenheit nutzen, um noch einen alten Bekannten um Rat zu fragen. Wie ihr wisst, haben meine Kollegen und ich seit längerem den begründeten Verdacht, dass wir es hier mit einer groß angelegten Verschwörung gegen das Domänensystem zu tun haben. Mein Bekannter ist ein ausgewiesener Experte, was die weltweit etablierten Domänensysteme angeht.«

»Ach was!«, schimpft David verständnislos. »Soll das etwa heißen, wir müssen jetzt noch deinen alten Geschichte-Erdkunde-Lehrer besuchen, der hier am Lago Maggiore seine Rente verprasst?«

»Knapp daneben«, grinst Jan, »sowohl was den Ort, als auch die Person betrifft. Mein Bekannter hat sich nicht am Lago Maggiore, sondern im Aostatal zur Ruhe gesetzt. Wir haben also noch gute zwei Stunden Fahrt vor uns. Und das mit dem Schullehrer trifft es auch nicht ganz. Sagt euch der Name Karl Guggenmoser etwas?«

»Der Erfinder des Domänensystems?«, rufen Gianna und David wie aus einem Mund und sehen dabei Jan ungläubig an.

»Genau der! Ich habe vor vielen Jahren als Student an seinem Lehrstuhl promoviert. So weit ich weiß, wohnt er seit einigen Jahren recht zurückgezogen in Valpelline. Ich habe aber keine Ahnung wie es ihm so geht und ob er Interesse hat, mich zu sehen. Ich schlage vor, wir treffen uns in einer Stunde wieder hier in meiner Suite. Vielleicht weiß ich dann schon mehr.«

Kaffeeklatsch

Zehn Minuten vor der vereinbarten Zeit kommen David und Gianna in Jans Suite gestürmt.

»Ich habe ein neues Ortungssignal empfangen!«, ruft David aufgeregt. »Und jetzt rate mal wann und von wo!«

Jan gerade steht am Fenster und zieht beim Eintreten des jungen Paares wieder die Gardine zurück.

»Nun sag schon. Ich bin Agent und kein Hellseher.«

»Gestern Nacht! Und das Handy befand sich immer noch auf der Isola Bella. Hier schau!«

David hält Jan das aufgeklappte Notebook vor die Nase.

»Wenn man der Peilung trauen kann, stand unser Mann gestern auf der Südspitze der Insel und zwar kurz nachdem die Schüsse auf uns abgegeben wurden. Weißt du was das heißt?«

»Dass dich unser Killer gestern zum zweiten Mal umbringen wollte!«, antwortet Jan trocken. »Wissentlich oder unwissentlich.«

»Eher unwissentlich würde ich sagen. Woher sollte er denn wissen, dass ich in dem Boot sitze?«

»Jetzt müssen ihn die Behörden doch nur noch festnehmen!«, meint Gianna.

»Wenn er sich jetzt immer noch auf der Insel aufhält, was ich sehr bezweifele«, entgegnet Jan. »Habt ihr übrigens mal aus eurem Fenster geschaut?«

»Nein wieso?«, fragt David.

»Wofür spendiere ich euch eigentlich so eine teure Suite mit Seeblick? Wenn ihr mal einen Blick rüber zur Insel werfen würdet, könntet ihr sehen, was meine Kollegen aus der Po-Domäne gerade veranstalten. Ein Polizeiboot nach dem anderen fährt da hinüber! Ich gehe mal davon aus, dass sie ein

Sondereinsatzkommando hingeschickt haben, das jetzt jeden Stein auf der Insel umdreht.«

»Ich bin ja schon gespannt, wen die da antreffen werden«, sagt Gianna. »Werden dich deine Kollegen denn über den Stand der Ermittlungen auf dem Laufenden halten?«

»Mit Sicherheit! Aber ich verspreche mir ehrlich gesagt nicht so viel von dieser Aktion. Wenn unsere Zielperson nach den Schüssen sein Handy eingeschaltet hat, dann bestimmt nicht um seiner Freundin eine Gute Nacht zu wünschen. Der hat garantiert seine Komplizen warnen wollen, dass bald die Polizei im Anmarsch ist. Bei diesen versammelten Tattergreisen war ihm sicher klar, dass ein geordneter Rückzug nicht so schnell vonstatten gehen kann und keine Zeit mehr zu verlieren ist. Doch wie dem auch sei: Wir erfahren noch früh genug, was bei diesem Polizeieinsatz auf der Insel herauskommt. Ich habe gerade mit meinem ehemaligen Professor telefoniert und unser Kommen angekündigt. Packt eure Sachen zusammen! Wir fahren gleich los.«

Fünfzehn Minuten später stehen die drei abreisebereit an der Rezeption des Hotels und nach einer weiteren Viertelstunde sitzen sie bereits in Jans DKW X8 und fahren über die Autobahn in Richtung Mailand. »Blöde Geschwindigkeitsbeschränkung!«, denkt sich Jan, während der Tempomat die Tachonadel konstant auf 130 km/h verharren lässt. Bei der Anreise durch die Rhein-Domäne waren sie oft doppelt so schnell gefahren. Über ein Tempolimit wird zwar auch dort immer wieder mal diskutiert, dank der erfolgreichen Lobbyarbeit seitens der Porsche- und Mercedeswerke ist aber bestimmt nicht so schnell mit konkreten Maßnahmen zu rechnen. Die Menschen in der Po-Domäne scheinen das Leben etwas entspannter anzugehen und da gehört eben auch eine etwas gemächlichere Fahrgeschwindigkeit dazu. »Was soll‘s«, denkt Jan, »im Augenblick gibt es ohnehin keinen Grund zur Eile.«

Je weiter sie fahren, um so flacher werden die Ausläufer der südlichen Alpen. Hinter Gattinara empfängt sie die endlose Weite der Po-Ebene.

Doch die Fahrt durch das flache Land ist nur ein kurzes Intermezzo, bevor sie hinter Ivrea in die grandiose Alpenwelt des Aostatals eintauchen. Sie überqueren den Fluss Dora Baltea und folgen seinem Verlauf lange Zeit flussaufwärts. Bis sie bei Aosta, der Hauptstadt der Domäne DoraBaltea.Po, die Autobahn verlassen und in Richtung der kleinen Berggemeinde Valpelline abbiegen. Vor einem schmucken Chalet im Tal des Buthier verkündet die vertraute Navi-Stimme:

> *»Sie haben Ihren Bestimmungsort erreicht!«*

Jan hat feuchte Hände, als er den Klingelknopf drückt, neben dem verblasst der Name »Guggenmoser« zu lesen ist. Wann hat er seinen Professor das letzte Mal sehen? Von Angesicht zu Angesicht wohl bei der Überreichung seiner Promotionsurkunde. Das war in einem anderen Leben, so lang ist das inzwischen her. Danach war der Urvater des Domänensystems natürlich noch oft im Fernsehen zu bewundern. In sämtlichen Talk-Shows war er ein gern gesehener Gast, der immer gute Unterhaltung und hohe Einschaltquoten garantierte.

> *»Was wollen Sie? Der Herr Professor ist für niemanden zu sprechen!«, blafft sie eine junge Frau unfreundlich an.*

Ihr harter osteuropäischer Akzent verrät sofort, dass es sich um keine Einheimische handelt. Mit bösem Blick mustert sie die drei Störenfriede vor ihrer Haustür. Jan weiß zuerst gar nicht was er sagen soll, da ertönt aus dem Inneren des Hauses eine schwache Stimme:

> *»Ludmilla, ist schon in Ordnung. Bitten Sie meine Gäste bitte herein!«*

Der Gesichtsausdruck der Pflegerin wandelt sich vom offen aggressiven ins unfreundlich genervte.

> *»Kommen Sie rein, aber treten sie sich die Füsse ab!«, mault sie unwillig, während sie vorangeht.*

Als sie in das urig holzgetäfelte Wohnzimmer eintreten, kommt ihnen der Professor entgegengerollt. Jan erschrickt unwillkürlich, als er in dem alten

gebrechlichen Greis seinen ehemaligen Doktorvater wiedererkennt. Was ist nur aus dem stolzen, starken Mann von einst geworden? Gekrümmt und kraftlos sitzt er in seinem High-Tec-Rollstuhl. Seine dürren Beine zeugen davon, dass er sie schon seit geraumer Zeit nicht mehr benutzen kann. Die wenigen verbliebenen Haare auf seinem blassen Kopf sind schlohweiß und die Falten in seinem Gesicht unzählbar. Einzig die weißen Zahnreihen in seinem lächelnden Mund erscheinen makellos. Und das Funkeln seiner Augen lässt erahnen, dass hinter dieser abgelebten Fassade noch ein lebhafter Geist sein Werk verrichtet.

> *»Hallo Jan! Ich freue mich, Sie nach so langer Zeit mal wieder zu sehen! Gut sehen Sie aus! Ein richtiger Mann ist aus Ihnen geworden!«*

> *»Seien Sie gegrüßt, mein lieber Professor! Die Freude ist ganz meinerseits!«*

Jan überlegt angestrengt, wie er sich für die Komplimente des alten Mannes halbwegs revanchieren kann, ohne dabei schamlos lügen zu müssen. Stattdessen stellt er ihm Gianna und David vor, bevor er dann ziemlich schnell und direkt auf den eigentlichen Grund seiner Anwesenheit zu sprechen kommt. Guggenmoser bremst ihn aber erstmal ein und wendet sich an seine Pflegerin:

> *»Ludmilla, wären Sie so nett und würden uns aus dem Dorf ein paar Kuchenstücke holen? Es ist doch schon Kaffeezeit und wir wollen unsere Gäste doch nicht verhungern lassen. Außerdem kann ich auch eine kleine Stärkung gebrauchen.«*

Und an Jan und seine jungen Begleiter gerichtet fügt er hinzu:

> *»Sie müssen wissen, dass ich erst heute Nacht von einem Vortrag aus Mailand zurückgekehrt bin. Sie haben insofern Glück gehabt, dass Sie mich heute Morgen telefonisch erreicht haben.«*

Die Pflegerin seufzt, macht sich dann aber auf den Weg. Guggenmoser rollt zu einem großen Tisch neben dem Kamin und bittet seine Gäste auf der gemütlichen Eckbank Platz zu nehmen. Jan erzählt ihm ausführlich

alles Wissenswerte über die bisherigen Bombenanschläge und seine Befürchtung, dass die bisherigen Vorfälle Teil einer großangelegten Verschwörung gegen die Domänensysteme sein könnten. Professor Guggenmoser runzelt die Stirn, als Jan ihm auf seinem Tablet-Computer die ominöse Tabelle zeigt.

»Finsternis – Christoph – Friedrich«, wiederholt der Professor, nachdem er die erste Zeile mit der Lupe entziffert. »Vielleicht ist Finsternis ein Code für ein Anschlagsziel und Christoph und Friedrich sind die ausführenden Terroristen!«

»Dann würde jeder Anschlag von jeweils zwei unterschiedlichen Attentätern ausgeführt werden«, antwortet Jan und schüttelt ungläubig den Kopf. »Außerdem – welcher Terrorist heißt schon Amor oder Napoleon mit Vornamen?«

»Das könnten auch Pseudonyme sein«, belehrt ihn Guggenmoser. »Solche Verbrecher arbeiten bestimmt nicht unter ihrem Klarnamen. Allerdings halte ich es auch nicht für sehr wahrscheinlich, dass da so viele Leute involviert sein sollen. Für gewöhnlich will man bei solchen Taten die Anzahl der Mitwisser ja möglichst gering halten.«

»Bislang haben wir auch nur konkrete Hinweise auf einen einzigen Attentäter. Wir haben ein Foto von ihm, als er kurz vor dem Attentat auf die Donauversinkungsstelle bei Immendingen in eine Radarfalle geraten ist. Damals war er unter dem falschen Namen Igor Popov unterwegs.«

Jan zeigt Professor Guggenmoser das unscharfe Blitzkastenfoto und blättert dann weiter durch die auf seinem Notebook gespeicherten Bilddateien:

»Dieses Bild habe ich gestern Nacht auf der Isola Bella aufgenommen. Dieser Mann, der uns hier den Rücken zuwendet, könnte der Schütze sein, der uns bei unserer Flucht von Insel unter Feuer genommen hat. Ich vermute, dass es sich hier ebenfalls um diesen sogenannten Igor Popov handelt. Auf jeden Fall versteht er eine Menge von Sprengstoff, wie David gerne bestätigen wird.«

David nickt eifrig und fragt den Professor höflich:

»Kommt Ihnen denn einer der anderen Personen auf diesem Foto bekannt vor?«

Guggenmoser sieht ihn etwas vorwurfsvoll an und meint dann etwas befremdlich:

»Junger Mann, Sie meinen, bloß weil einige der Herren auf dem Foto etwa in meinem Alter sind, müsste ich sie kennen? Nun – da muss ich Sie leider enttäuschen.«

Gianna schämt sich zwar ein wenig für das ungebührliche Benehmen ihres Freundes, mustert aber unvermindert misstrauisch die Mimik des alten Mannes, den sie sich so ganz anderes vorgestellt hatte. Der wendet sich unterdessen wieder an seinen ehemaligen Studenten und fragt ihn:

»Könnten Sie mir bitte noch einmal diese Tabelle zeigen?«

Jan wischt über das Display des Tablet-Computers, bis die Tabelle erscheint.

»Finsternis – Finsternis«, wiederholt Guggenmoser angestrengt.

Dann huscht ein Leuchten über sein altes Gesicht.

»Vor einem Jahr gab es hier in der Nähe am Gotthardpass einen Bombenanschlag auf die dortige Stromleitung. Der große Mast auf der Passhöhe wurde zum Einsturz gebracht und Airolo und die südlich davon gelegenen Gemeinden saßen tagelang im Dunkeln. Es waren sogar Tote zu beklagen, weil in einigen Krankenhäusern die Notstromversorgung nicht ordentlich funktionierte!«

»Warum glauben Sie, dass es hierbei einen möglichen Zusammenhang zu den anderen Anschlägen geben könnte?«, fragt Jan sichtlich alarmiert.

»Na, wegen der Wasserscheide! Der zerstörte Strommast stand exakt auf der Hauptwasserscheide der Alpen – zwischen Po- und Rhein-Domäne. Es gab danach einen endlosen Streit, wer für die Instandsetzung des Mastens und der zerstörten Stromleitungen

zuständig ist. Die Leidtragenden waren die Einwohner der betroffenen Alpentäler, die sich wieder die Zeiten herbeiwünschten, als die Gotthardleitung noch unter der Kontrolle der Schweizer Energieversorgungsunternehmen war.«

David nickt mit dem Kopf und sucht auf seinem Notebook nach den zehn biblischen Plagen. Kurz darauf beginnt er vorzulesen:

»Der HERR sprach zu Mose: Recke deine Hand gen Himmel, dass es so finster werde in Ägyptenland, dass man es greifen mag. Und Mose reckte seine Hand gen Himmel; da ward eine dicke Finsternis in ganz Ägyptenland drei Tage, dass niemand den andern sah noch aufstand von dem Ort, da er war, in drei Tagen. Aber bei allen Kindern Israel war es licht in ihren Wohnungen.«

»Das könnte durchaus passen«, meint Jan nachdenklich. »Doch was hat es dann mit Christoph und Friedrich auf sich?«

»Seht doch mal nach, wann Männer dieses Namens ihren Namenstag haben!«, schlägt Guggenmoser vor.

»Sie meinen, dass die Namen ein Code für den Tag des Anschlags sein könnten?«

Während der Professor stumm nickt, beginnt David wieder auf sein Notebook einzuhacken.

»Es gab einen heiligen Friedrich von Utrecht, dessen Namenstag am 18. Juli gefeiert wird und den heiligen Christophorus, den Christusträger, dessen Gedenktag auf den 24. Juli fällt.«

»Und wann fand dieses Attentat auf die Stromleitung statt?«, fragt Gianna neugierig.

»Moment ich sehe mal nach«, sagt David und klickt sich durch die Nachrichtenportale. »Das war am 13. Juni letzten Jahres. An diesem Tag feiern ihren Namenstag – einen Moment – hier hab ich‘s: Antonius, Bernhard und Randolf«

»Hmm – das war dann wohl nichts!«, seufzt Jan enttäuscht. »Dann sind wir wieder genau so schlau wie vorher.«

Die vier zerbrechen sich noch eine Weile die Köpfe, welche Information in dieser Tabelle wohl stecken mag oder ob sie eventuell gar einem Phantom hinterherjagen. Bis Ludmilla mit dem Kuchen kommt, eine Kanne Kaffee auf dem Herd aufsetzt und der versammelten Runde schließlich beim Kaffeeklatsch Gesellschaft leistet.

> *»Ein schönes Fleckchen Erde haben Sie sich da ausgesucht!«, sagt Jan beim Blick aus dem großen nach Süden gewandten Wohnzimmerfenster zu seinem alten Professor. »Hier könnte ich‘s auch aushalten!«*

> *»Na ja«, erwidert Guggenmoser, »ich habe dieses Chalet vor über zwanzig Jahren zu einem Schnäppchenpreis erworben. Damals war hier der Tourismus noch am Boden zerstört und die Einwohner waren um jeden Zuzügler froh, der ihnen etwas Geld ins Tal brachte. Für mich war das der ideale Rückzugsort, um vom Stress an der Universität zu entspannen. Damals war ich auch noch körperlich fit. Man kann hier wunderbare Wanderungen unternehmen. Sie haben bestimmt das wilde Bächlein des Buthier gesehen, der direkt dort unten vor meinem Chalet vorbeifließt. Kilometerweit können Sie durch dieses herrliche Tal wandern, bis zum See dort oben und dem netten Rifugio, an seinem Ufer. Und von dort aus kann man sich dann so richtig im Hochgebirge austoben. Wir befinden uns hier in unmittelbarer Nähe des Matterhorns. Die meisten Leute denken beim Matterhorn immer nur an Zermatt und die Rhone-Domäne. Dabei ist das dort drüben die kalte, abweisende Nordseite. Hier dagegen befinden wir uns auf der Sonnenseite dieser unendlich schönen Berglandschaft. Und die südliche Sonne ist das einzige, woran ich mich heute noch erfreuen kann.«*

Der alte Professor verstummt und man kann ihm unschwer ansehen, wie gerne er die vergangenen Zeiten wieder zurückholen würde. Bevor er aber melancholisch wird, wechselt er selbst das Thema und fragt:

> *»Was sind denn nun Ihre Pläne, Jan?«*

> *»Ich denke, wir werden heute in Aosta übernachten und uns morgen wieder auf die Heimreise machen. Momentan sehe ich*

nicht, dass wir hier noch etwas unternehmen könnten. Aber ich werde heute Abend im Hotel mit meiner Dienststelle in Köln konferieren. Vielleicht gibt es bis dahin schon Neuigkeiten, was die Ereignisse auf der Isola Bella betrifft. In meinem Beruf ist man vor Überraschungen nie gefeit!«

Jan plaudert noch ein wenig aus dem Nähkästchen, was seine Agententätigkeit für das Außenministerium angeht und Professor Guggenmoser stellt wiederholt sein großes Wissen und seine enorme Schlagfertigkeit unter Beweis. Als das Gespräch auf ihre gemeinsame Studienreise in die Schatt al-Arab Domäne kommt, wundert sich Jan, welche Einzelheiten dieser alte Mann noch in seinem Kopf präsent hat, die er selbst schon längst vergessen hatte. Nach zwei Stunden unterbricht Guggenmosers Pflegerin die Unterhaltung:

»Herr Professor, meinen Sie nicht, dass Sie sich jetzt wieder ausruhen sollten? Sie hatten eine kurze Nacht und wenig Schlaf!«

Guggenmoser beginnt sofort vehement, sich diese Einmischung in seine Angelegenheiten zu verbitten. Jan ist jedoch auch nicht verborgen geblieben, dass die Augenlider des Professors immer schwerer werden. Er bedankt sich für das interessante Gespräch, bringt seine Freude über das Wiedersehen zum Ausdruck und gibt das Signal zum Aufbruch.

Als sie wieder im Auto sitzen und die Adresse eines Hotels in Aosta ins Navigationssystem einprogrammiert haben, meldet sich Gianna von der Rückbank zu Wort:

»Sagt mal, ich kann mir nicht helfen. Seid ihr nicht auch der Meinung, dass dieser Professor einer der Männer sein könnte, die sich gestern im Palast auf der Isola Bella aufgehalten haben? Ich finde er sieht einem von diesen Rollifahrern von hinten ziemlich ähnlich!«

»So ein Blödsinn!«, schimpft Jan. »Überleg lieber mal, was du sagst, bevor du solche Vorwürfe erhebst. Für den Guggenmoser würde ich meine Hand ins Feuer legen!«

Auch David pflichtet Jan bei:

»Also wirklich! Alte Männer im Rollstuhl sehen doch von hinten alle gleich aus!«

»Kann schon sein«, erwidert Gianna etwas verunsichert, »aber eine gewisse Ähnlichkeit ist da auf jeden Fall vorhanden. Und außerdem hat er gesagt, dass er erst gestern Nacht wieder hier angekommen ist. Vielleicht war er ja gar nicht in Mailand, wie er behauptet, sondern bei dem Grafen auf der Isola Bella!«

Jan schüttelt genervt den Kopf über die abstrusen Theorien dieser altklugen römischen Tussi.

»Ich halte das für völlig abwegig! Aber wenn es dich beruhigt, können wir das ja überprüfen lassen.«

Schäferstündchen

»In fünf Minuten in meinem Hotelzimmer!«, schlägt Jan vor, nachdem sie eingecheckt haben.

Das Navigationssystem hat sie mitten ins Stadtzentrum von Aosta, der alten Römerstadt am Flusslauf der Dora Baltea, geführt. Schon vor Jahrtausenden haben Reisende hier übernachtet, bevor sie sich auf den gefährlichen Weg über die hohen Pässe des kleinen oder großen Sankt Bernhard machten. Man sagt, der Heilige Bernhard habe hier in der Stadt Zuflucht gesucht, als man ihn gegen seinen Willen mit einer Frau verheiraten wollte. In Aosta entschied sich Bernhard von Menthon stattdessen für das zölibatäre Priesterleben und gründete auf den benachbarten Alpenübergängen zwei Hospize, die im Laufe der Jahre unzähligen Pilgern und Reisenden das Leben retteten. Auch die großen Bernhardinerhunde, die heute, wie vor langer Zeit, im Hospiz auf der Passhöhe des Großen Sankt Bernhard gezüchtet werden, tragen seinen Namen.

Gianna und David haben gerade mal genug Zeit, um ihr Gepäck im Zimmer zu verstauen und sich kurz frisch zu machen. Dann gehen sie hinüber in das benachbarte Zimmer zu Jan, der sie dort bereits erwartet.

»Gibt es eine neue Ortung?«, will er von David wissen.

»Moment – ich seh gleich mal nach«, antwortet der und klappt sein Notebook auf.

»Warum kann deine Wundersoftware eigentlich keine automatische Benachrichtigung auf dein Handy senden, wenn sich unsere Zielperson ins Netz eingeloggt hat? Dann wären wir immer wesentlich schneller auf dem neuesten Stand.«

»Möglich wäre das«, meint David, »aber dann müsste ich meine Handynummer an diesen illegalen Serviceprovider weitergeben. Und das wäre das Letzte, was ich tun würde. Aber wenn du willst, kann ich ja deine Mobilfunknummer eintragen!«

»Du spinnst wohl? Wenn du das machst, kannst du was erleben!«

»Siehst du! Also werden wir wohl weiterhin regelmäßig die Daten aus dem Darknet manuell abfragen müssen«, erwidert David und blickt dann plötzlich gebannt auf die Anzeige. »Wir haben eine neue Position! Unser Mann hat sich vor einer Stunde am Hafen von Triest eingeloggt. Seitdem ist das Handy eingeschaltet geblieben! Man kann genau sehen, wie er sich vom Hafen aus durch die Stadt bewegt!«

David zoomt die Karte größer, bis man den detaillierten Stadtplan der Innenstadt von Triest erkennen kann.

»Seit einer Viertelstunde ist er in einem Haus an der Via di Romagna. Wenn ich das richtig interpretiere, ist das hier sogar die Hausnummer.«

Während David begeistert auf das Display seines Computer deutet, spurtet Jan zu dem kleinen Schreibtisch neben der Balkontür, um Zettel und Kugelschreiber zu holen. Eilig notiert er sich die Adresse und sagt:

»Wir dürfen jetzt keine Zeit verlieren! Ich werde sofort eine Telefonkonferenz mit meiner Dienststelle einberufen und dafür sorgen, dass der Kerl endlich dingfest gemacht wird. Ihr beiden könnt solange machen, was ihr wollt. Ich gehe davon aus, dass ich eine Stunde beschäftigt sein werde. Danach gebe ich euch

Bescheid, ob und wie es mit euch beiden weitergeht. Dein Notebook behalte ich einstweilen bei mir. Es könnte ja sein, dass unser Zielobjekt in der Zwischenzeit wieder seinen Aufenthaltsort ändert.«

David protestiert aufs Heftigste, als er hört, dass er seinen persönlichen Rechner im eingeloggten Zustand bei Jan lassen soll. Jans Reaktion lässt aber keinen Zweifel daran, dass jegliche weitere Diskussion darüber vollkommen sinnlos ist. Schließlich findet sich David mit dem Unausweichlichen ab, zumal er diesem alten Haudrauf ohnehin nicht viel technisches Verständnis zutraut und der automatische Bildschirmschoner schon nach wenigen Minuten wieder für die Sicherheit seiner persönlichen Daten sorgen wird.

Gefrustet geht David mit Gianna in das Zimmer nebenan, während Jan sich daran macht, eine sichere Kommunikationsverbindung nach Köln aufzubauen. Als Gianna die geräumige Suite betritt, schaltet sie die Klimaanlage aus und öffnet das Fenster zur Piazza. An diese neumodischen Kältemaschinen wird sie sich nie gewöhnen. Die größte Hitze des Tages ist ohnehin schon vorüber. Von den engen Straßen der Altstadt strömt ein angenehmer, warmer Luftzug in das Zimmer im ersten Stock herauf. Mit sich trägt er den aromatischen Duft einer benachbarten Espressobar. Die Wärme, die Gerüche und die lebhaften, italienischen Stimmen auf der Straße wecken heimatliche Gefühle in Gianna. Sie zieht Schuhe und Hose aus und lässt sich entspannt auf das weiche Bett fallen. Als sie die Augen schließt, hat sie für einen Moment das Gefühl wieder zuhause in Trastevere zu sein. David tut es ihr gleich und lässt sich ebenfalls rücklings auf das breite Bett fallen.

»Ich glaube, Jan will uns so schnell wie möglich wieder loswerden«, sagt David während er die Decke anstarrt.

»Dieser arrogante Schnösel könnte ruhig etwas dankbarer sein. Schließlich habe ich ihm gestern auf der Insel den Arsch gerettet!«

»Ohne mein Ortungssystem wäre der doch blind wie ein Maulwurf. Wahrscheinlich erzählt er jetzt seinem Chef wie toll er ist und dass er das alles allein herausgefunden hat!«

»Ja, das würde ihm ähnlich sehen. So wie das hier abläuft, habe ich mir diesen Ausflug jedenfalls nicht vorgestellt! Wie kleine Kinder behandelt er uns: Seid jetzt eine Stunde schön brav! Bald kommt Papa wieder und kümmert sich um euch!«

David dreht seinen Kopf zur Seite und mustert Gianna. Ein Bild für Götter! Die Augen fest geschlossen, die Lippen zu einem kindlichen Schmollmund geformt, am Fußende des Bettes zappelt sie leicht nervös mit den Füßen, deren rot lackierte Zehennägel im harten Kontrast zu ihren langen, weißen Beinen stehen. Davids Blicke wandern von den Zehen über die Knie bis zu den nicht enden wollenden nackten Oberschenkeln. Diese werden erst im Schambereich von ihrer dünnen Sommerbluse bedeckt, so dass er nicht genau sehen kann, ob sie darunter einen Slip trägt. »Eine Stunde«, denkt sich David und ist dem Agenten von nebenan plötzlich gar nicht böse für die verordnete Zwangspause. Gegen ein Schäferstündchen im Hotel hat er jetzt eigentlich nichts einzuwenden. Während seine Augen gebannt die erregenden Konturen von Giannas heftig atmendem Oberkörper abtasten, spürte er, wie er langsam eine Erektion bekommt. Vorsichtig dreht er sich in ihre Richtung, schiebt seine Hand unter ihre Bluse und flüstert:

»Ich wüsste schon, wie wir uns die Zeit vertreiben könnten!«

Gianna erschrickt unsanft aus ihren Gedanken und schaut David unfreundlich an.

»Nein danke! Danach steht mir jetzt wirklich nicht der Sinn!«

Dann schlüpft sie geschwind wieder in Hose und Schuhe, schnappt sich Davids Kamera und sagt:

»Ich geh mir die Stadt ansehen. Vielleicht finde ich ja ein interessantes Motiv für meine Reportage. In einer Stunde bin ich wieder da.«

Dann verlässt sie das Hotelzimmer und lässt einen in jeder Hinsicht unbefriedigten David allein zurück.

Derweil wird Jan im Nachbarzimmer von seinen Kölner Kollegen auf den aktuellen Stand der Ermittlungen gebracht. Einmal mehr muss er sich die Vorwürfe seines Vorgesetztes anhören, weil er bei seiner Aktion auf der Isola Bella zwei Zivilisten in Lebensgefahr gebracht hat. Außerdem berichtet sein Chef von einer Beschwerde aus dem Amt zur Regulierung von Kollateralschäden. Die dortige Sachbearbeiterin war den halben Tag lang von einem Signore Barcarini aus Stresa aufs Übelste beschimpft worden und hatte gedroht ihren Dienst zu quittieren, wenn so etwas noch einmal vorkäme. Nach einer Stunde weiß keiner der Konferenzteilnehmer mehr etwas Neues zu berichten und Jan klickt auf den roten »Beenden« Knopf. Er überlegt, ob er David und Gianna gleich von den interessanten Neuigkeiten berichten soll, entscheidet sich dann aber zunächst anders. Er wählt Kevins Handynummer und erreicht ihn zuhause in ihrer gemeinsamen Wohnung. Jan ist froh nach all den aufregenden Tagen mal wieder ein paar persönliche Worte mit seinem Lebenspartner austauschen zu können. Am Ende wechselt das Gespräch aber doch wieder ins Berufliche und Jan lässt sich von Kevin erklären, wie er Davids Computer unter seine Kontrolle bekommen kann. Nach einer halben Stunde entschuldigt sich Jan bei seinem Freund, dass er das Telefonat nun leider beenden müsse, da er heute noch viel vorhabe und die Zeit dränge. Eine Minute später klopft Jan im Hotelflur an die Nachbartür.

»Hat ja doch länger gedauert als eine Stunde!«, empfängt ihn David unfreundlich.

»Ich dachte ihr würdet euch freuen, wenn ihr ein wenig Zeit für euch hättet!«, antwortet Jan während er eintritt. »Packt bitte eure Sachen, wir fahren nach Triest!«

»Jetzt?« fragt David entsetzt? »Ich dachten, wir wollen heute hier übernachten!«

»Hat sich anders ergeben. Wir fahren sofort los. Triest ist nicht gerade der nächste Weg. Es wird bestimmt Mitternacht, bis wir dort ankommen.«

»Gianna ist noch nicht da!«

»Was? Wo zum Teufel steckt denn das gnädige Fräulein schon wieder? Ich habe doch gesagt, dass wir uns in einer Stunde wieder treffen werden!«

»Sie ist mit der Kamera in der Stadt unterwegs und wollte irgendwas für ihre Reportage machen.«

»Also das wird mir jetzt zu blöd!«, schimpft Jan. »Schreib ihr einen Zettel und hinterlasse ihn an der Rezeption. Wir beide fahren jetzt los.«

»Ich fahre nicht ohne Gianna!«, erwidert David entschieden.

»Gut – dann bleibst du eben auch hier. Ich nehme aber deinen Computer mit. Der ist ab sofort beschlagnahmt!«

»Ich glaube nicht, dass der dir viel nützen wird. Glaube bloß nicht, dass ich dir mein Passwort sage!«

»Das brauchst du gar nicht!«, grinst Jan. »Ich habe gerade mit einem Bekannten telefoniert, der mir den Zugang zur Backdoor[60] deines Systems erklärt hat. Funktioniert einwandfrei!«

»Das darfst du nicht!«, schreit ihn David wütend an.

Er ist drauf und dran Jan an die Gurgel zu gehen, besinnt sich aber schnell auf die haushohe körperliche Überlegenheit seines Gegenübers:

»Ich werde mich beschweren. Darauf kannst du Gift nehmen!«

»Tu was du nicht lassen kannst«, antwortet Jan und zuckt gelassen mit den Schultern. »Ich hätte dich wirklich gerne dabei gehabt. Aber wenn du nicht willst ...«

---

60 Backdoor: Bewusst geschaffene Sicherheitslücke, die es Geheimdiensten ermöglicht, Zugang zu einem Computer zu erlangen.

Zum Glück kommt in diesem Augenblick Gianna von ihrem Stadtspaziergang zurück.

»Na endlich!«, stöhnt Jan und rollt mit den Augen. »Mach dich bitte fertig. Wir verlassen in fünf Minuten das Hotel und fahren nach Triest!«

»Nach Triest? Jetzt?«

»In fünf Minuten. Es gibt interessante Neuigkeiten! Ich erzähl euch alles während der Fahrt.«

Gianna ist genauso überrascht wie ihr Freund, als sie von Jans neuen Plänen erfährt. Doch als sie in Davids resigniert dreinschauende Augen blickt, weiß sie, dass Widerstand zwecklos ist.

Gutes Essen, gutes Leben!

Der Rezeptionist staunt nicht schlecht, als ihm seine gerade erst angereisten Gäste zu verstehen geben, dass sie wieder abzureisen gedenken.

»Er sagt, dies sei kein Stundenhotel!«, fasst Gianna seinen italienischen Redeschwall kurz zusammen.

Der Mann hinter dem Empfangstresen verstummt aber schnell wieder, als Jan mit seiner Kreditkarte den kompletten Übernachtungspreis einschließlich des Frühstücks bezahlt und ihm noch einen schönen Tag wünscht.

»Nun erzähl schon!«, drängt Gianna ungeduldig, als sie wieder auf der Autobahn sind.

»Immer mit der Ruhe«, antwortet Jan und erntet dafür böse Blicke. »Wir haben noch mehrere Stunden Fahrt vor uns. David, kannst du bitte das Ortungssystem eingeschaltet lassen? In Triest wird gerade der Zugriff vorbereitet und die Kollegen vor Ort sind bestimmt für jede zusätzliche Information sehr dankbar.«

»Kann ich machen, aber unser Killer hat sein Handy vor einer Stunde ausgeschaltet und wie ich ihn kenne, wird er es nicht ohne Not wieder einschalten.«

Jan hat keine Lust lange mit David zu diskutieren. Als er aber sieht, dass David wie befohlen die Ortungssoftware auf seinem Notebook aktiviert, nickt er zufrieden und beschließt, seine zwei Begleiter nicht länger auf die Folter zu spannen:

»Wir haben neue Erkenntnisse, was die Identität dieses Grafen auf der Isola Bella angeht!«

»Aha!«, ulkt David, »haben sich deine Kollegen jetzt in den einschlägigen Klatschzeitschriften schlau gemacht?«

»Nicht wirklich!«, lacht Jan. »Der Mann ist überhaupt kein Graf und auch kein Adliger. Er heißt Urs Grafenberg, ist einundneunzig Jahre alt und war früher einmal ein ganz hohes Tier in der Wirtschaft. Sagt euch der Name Nestlé noch etwas?«

Gianna und David schauen sich unsicher an und verneinen schließlich Jans Frage. Der fährt fort zu erzählen:

»Der Nestlé Konzern war vor dem Crash einmal der weltgrößte Nahrungsmittelkonzern und das größte Industrieunternehmen der Schweiz. Die haben Säuglingsnahrung, Kaffee, Speiseeis und so ziemlich alles andere hergestellt und vertrieben, was mit Essen und Trinken auch nur im entferntesten zu tun hat. Zuletzt haben sie sogar mit Wasserrechten gehandelt und sich damit den Zorn vieler Menschenrechtsaktivisten zugezogen. Dieser Herr Grafenberg kommt eigentlich ursprünglich aus der Finanzwirtschaft und wurde erst kurz vor dem Crash in den Vorstand des Nestlé Konzerns berufen. Man munkelt, dass er versucht habe, große Vermögenswerte des Konzerns in Sicherheit zu bringen, bevor sie in den Wirren der Wirtschaftskatastrophe wertlos wurden.«

»Soll das heißen, dass dieser Mann nur deshalb als Graf tituliert wird, weil sein Familienname so ähnlich klingt?«, fragt Gianna ungläubig.

»Genau so ist es! Angeblich hatte er diesen Spitznamen schon seit seiner Kindheit. Als er die Isola Bella erworben hat, ist die Bezeichnung ‚Graf‘ durch irgendeine Indiskretion an die Öffentlichkeit gelangt. Und weil der Mann kaum Kontakt zur Außenwelt pflegte, wurde aus dem Gerücht, dass ein leibhaftiger Graf die Insel gekauft hatte, bald eine allgemein akzeptierte Tatsache, die niemand mehr in Frage stellte.«

David nickt zustimmend: »Ist ja auch irgendwie naheliegend, dass jemand, der in so einem Palast residiert, ein Graf, Fürst oder sonstiger Mann von Adel und hoher Geburt sein muss. Das wundert mich überhaupt nicht, dass so ein Gerücht irgendwann von allen geglaubt wird. Aber soll das etwa heißen, dass er die Insel von unterschlagenen Geldern aus seiner Tätigkeit für diesen Dings-Konzern erworben hat?«

»Das wird schwer nachzuweisen sein! Der globale Nestlé Konzern existiert schon lange Zeit nicht mehr. Die Schweiz, in der er einst seinen Stammsitz hatte, ebenfalls nicht. Die vielen Produktionsstandorte, die früher mal zum Konzern gehörten, liegen heute über alle möglichen Domänen der Welt verstreut und pflegen keine Geschäftsbeziehungen mehr untereinander. Es gibt keinen Rechtsnachfolger und niemanden, der den Mann heute noch anklagen oder ihm ein, wie auch immer geartetes, Fehlverhalten nachweisen könnte.«

Gianna schüttelt verständnislos den Kopf und fragt:

»Und was hat dieser Herr Grafenberg mit unserer Verschwörung zu tun? Was hat er zu den Vorwürfen gesagt, dass von seiner Insel aus friedliche Boote beschossen werden?«

»Der Mann verweigert jegliche Aussage. Sein Anwalt hat nur lapidar auf das Hausrecht seines Mandanten hingewiesen und betont, dass jedermann befugt sei, im Falle eines Hausfriedensbruchs sich mit geeigneten Schritten zur Wehr zu setzen. Dass es gestern zu einer Gewaltanwendung oder gar dem Gebrauch von Schusswaffen kam, hat er natürlich dementiert.«

»Und was ist mit den Angestellten auf der Insel? War denn wenigstens aus denen etwas herauszubekommen?«, bohrt Gianna nach.

»Außer diesem Herrn Grafenberg gibt es nur vier ständige Bewohner auf der Isola Bella, die allesamt dem Palastpersonal angehören: Ein Butler, ein Chauffeur, ein Gärtner und eine Hauswirtschafterin. Alle vier behaupten, dass sie gestern ihren freien Tag hatten und erst heute morgen wieder auf die Insel zurückgekehrt sind. Von einem nächtlichen Besuch alter Männer wollen sie allesamt nichts wissen. Meine Kollegen haben mir während der Telefonkonferenz die Fotos der vier Angestellten gezeigt und ich bin mir sicher, dass es sich bei den zwei Wachmännern um den Gärtner und den Chauffeur handelte. Da es aber ziemlich dunkel war, werden wir uns schwer tun, dies zu beweisen. Am Ende steht wahrscheinlich Aussage gegen Aussage.«

»Wie kommt es dass die Angestellten ihren Arbeitgeber so in Schutz nehmen?«, wundert sich David. »Glaubst du, die machen eine Falschaussage, um die schmutzigen Machenschaften ihres Chefs zu decken?«

»Die drei Männer sind alle polizeibekannt und haben in ihrer Vergangenheit schon einige krumme Dinger gedreht. Die einzige, die eine saubere Weste zu haben scheint, ist die Hauswirtschafterin. Aber die ist mit dem Butler liiert und tut offensichtlich das, was er ihr sagt. Ich vermute, dass unser Herr Grafenberg über jeden seiner Angestellten irgendetwas weiß und ihn damit unter Druck setzen kann. Wahrscheinlich halten die deshalb alle zusammen wie Pech und Schwefel.«

Für eine Weile wird es still im Auto. Ein langer Tag neigt sich dem Ende entgegen. Gianna und David fallen die Augen zu, während der Wagen auf der monoton geraden Autobahn ruhig dahin braust. Jan versucht sich mit gelegentlichen Espresso-Stops wach zu halten. Während er das Lenkrad hält, kreisen seine Gedanken meistens um diese rätselhafte Tabelle, deren Geheimnis auch seine Kollegen in Köln noch nicht lüften konnten. Als sie Mailand passieren wird es dunkel.

»Wozu benötigt jemand, der auf so einer winzigen Insel wohnt, eigentlich einen Chauffeur?«, fragt Gianna, die gerade ihr Nickerchen beendet hat.

David hat bereits die Tiefschlafphase erreicht und schläft unbeirrt weiter.

Jan antwortet: »Nach unseren Informationen lebt dieser Herr Grafenberg gar nicht so einsam auf seiner Insel, wie die Leute in Stresa glauben. Es gibt immer wieder Phasen, wo er wochenlang unterwegs und die Insel verwaist ist. Der Chauffeur kutschiert ihn dann nicht nur mit der Limousine durch die Gegend, sondern ist auch so etwas wie sein persönlicher Bodyguard. Der Gärtner scheint dagegen mehr so etwas wie der Verwalter des Gesamtanwesens zu sein. Allein könnte er ja auch unmöglich mit den riesigen Parkanlagen fertigwerden. Es gibt um den ganzen Lago Maggiore herum ein ganzes Heer von Subunternehmern, die Aufträge von ihm bekommen und dann stundenweise die Arbeiten erledigen, die auf so einem großen Anwesen eben so anfallen. Billig ist der Unterhalt einer solchen Insel bestimmt nicht. Aber dieser Grafenberg scheint förmlich im Geld zu schwimmen. Er führt seit vielen Jahren ein Leben wie Gott in Frankreich und niemand weiß so genau, wie er das alles finanziert.«

»Wie lange wird man diese ganze Bande denn noch in Polizeigewahrsam halten können?«

»So weit ich weiß, sind die alle schon wieder auf freiem Fuß und zurück auf ihrer Insel. Der Anwalt des Herrn Grafenberg hat auf die dürftige Beweislage und das hohe Alter seines Mandanten hingewiesen und sein Arzt hat ihm einen sehr angegriffenen Gesundheitszustand attestiert. Dem zuständigen Untersuchungsrichter in Mailand ist letztendlich nichts anderes übrig geblieben, als alle fünf wieder laufen zu lassen.«

Gianna schaut enttäuscht durch die Seitenscheiben nach draußen und beobachtet die vorbeifliegende Landschaft, die nach und nach in der Dunkelheit verschwindet. Als sie nichts mehr erkennen kann, bleibt ihr Blick auf der Karte des Navigationssystems hängen. Auf der bunten Anzeige wechselt in regelmäßigen Abständen der dargestellte Maßstab

zwischen einer Übersichtsdarstellung und der aktuellen Detailkarte hin und her. Als wieder einmal die gesamte Wegstrecke zwischen dem Aostatal im Westen und ihrem Reiseziel Triest im Osten dargestellt wird, taucht am unteren Rand des Monitors plötzlich Rom auf. Die ewige Stadt am Tiber. Giannas Heimatstadt. Ist das denn möglich? Die Fahrtstrecke nach Triest entspricht in etwa der gleichen Entfernung, die man bis nach Rom zurücklegen müsste. In was für einer verrückten Welt lebt sie eigentlich? In ihrem Kopf lässt sie sie noch einmal die aufregenden Wochen Revue passieren, als sie mit David von Rom nach Genua unterwegs war. Teils auf Schusters Rappen, größtenteils aber motorisiert. Sie wollten so schnell wie möglich in den Norden kommen und waren doch wochenlang unterwegs. Jetzt lümmelt sie sich in die bequemen Ledersitze eines Luxusautomobils und erreicht voraussichtlich nach fünf Stunden Fahrzeit entspannt ihr Ziel. War dieses stiefelförmige Etwas auf dem Navi nicht einmal ein einziges Land? Wird nicht überall auf diesem Stiefel eine gemeinsame Sprache gesprochen und nach den gleichen Rezepten gekocht? Werden nicht überall die selben Feste gefeiert und die selben Lieder gesungen? Warum tragen die Menschen hier alle teure Markenklamotten und nicht selbstgenähte Kleider, wie sie selbst noch bis vor wenigen Wochen?

Gianna ist so versunken in ihre Gedankenwelt, dass sie gar nicht bemerkt, dass sie die ersten Domänengrenzen passieren. Wobei außer ein paar Hinweisschildern auch nicht mehr viel von den ehemaligen Grenzanlagen zu sehen ist. Seit sich Po-, Etsch-, Piave- und ein paar weitere kleine Domänen zur Nordadriatischen Zoll- und Währungsunion zusammengeschlossen haben, gibt es an den jeweiligen Wasserscheiden so gut wie keine Grenzkontrollen mehr. Erst als sich die drei hinter Portogruaro dem Flusssystem des Tagliamento nähern, weckt Jan den immer noch tief schlafenden David und ermahnt seine Beifahrer, ab jetzt ihre Ausweisdokumente griffbereit zu halten. Der Grenzübertritt erfolgt aber schnell und problemlos. Als die Zöllner Jans Diplomatenpass und die in Wien ausgestellten Dokumente seiner Begleiter sehen, winken sie den Wagen ohne weitere Kontrolle gelangweilt durch.

»Willkommen in der Heimat!«, ruft Jan, als sie die Fahrt fortsetzen.

Gianna schaut zwar zuerst etwas irritiert drein, meint dann aber:

»Stimmt! Ich glaube David hat mir mal erzählt, dass Triest und sein Umland so eine Art Sonderwirtschaftszone wären.«

»Gut aufgepasst, mein Schatz!«, lobt David anerkennend. »Ab sofort sind wir wieder auf dem Hoheitsgebiet der Donau-Domäne. Wie weit ist es denn noch nach Triest?«

»Etwa eine Stunde«, schätzt Jan, nachdem er einen Blick auf das Navi geworfen hat. »Was sagt eigentlich dein Ortungssystem, David?«

»Im Osten nichts Neues – das Handy von unserer Zielperson ist nach wie vor ausgeschaltet.«

Nach einer halben Stunde erreichen sie den Golf von Triest und erkennen im Mondschein die sanften Hügel der beginnenden Karstlandschaft. Jan nimmt sein Smartphone in die Hand und beginnt durch das Adressbuch zu blättern.

»Für so etwas gibt es eine Freisprechfunktion!«, mault David sichtlich nervös, wie er bemerkt, dass sich ihr Wagen bedrohlich der rechten Leitplanke nähert und der Spurhalteassistent die Kontrolle übernimmt.

»Ich werde mich mal kurz nach dem aktuellen Stand der Dinge erkundigen. Eigentlich müsste der Zugriff in Triest jetzt bereits erfolgt sein.«

Gianna und David werfen sich einen vielsagenden Blick zu, der soviel bedeutet wie: »Klar – uns geht das alles natürlich nichts an!« Als Jan den richtigen Eintrag gefunden hat, drückt er die Anruftaste und presst sein Smartphone ans Ohr.

»Hallo, hier ist Jan! Wir sind jetzt gleich in Triest. Was gibt‘s Neues?«

David und Gianna beobachten, wie ihr Fahrer von seinen Geheimdienstkollegen über die Geschehnisse der vergangenen Stunden informiert wird. Sein Gesicht verfinstert sich dabei mehr und mehr, während er das Gehörte in unregelmäßigen Abständen nur durch ein paar Brummlaute quittiert:

»Hmm – hmm – Was? – hmm – hmm – Verschwunden? – Scheiße! – hmm – hmm – Tot? – hmm – So'n Mist! – hmm – hmm – Versicherung? – hmm – hmm – Sprengstoff! – hmm – hmm – Okay! – hmm – hmm – Okay, dann bis morgen! – Danke, euch auch – Tschö!«

Jan beendet das Telefonat und legt sein Smartphone in die Mittelkonsole. Dann schlägt er mit der flachen Hand einige Male auf das Lenkrad.

»Scheiße, scheiße, scheiße! Wir sind wieder zu spät gekommen!«

»Jetzt erzähl schon!«, rufen Gianna und David fast gleichzeitig.

»Der Zugriff auf dem Anwesen an der Via di Romagna hat bereits vor zwei Stunden stattgefunden. Es ist aber wieder gründlich in die Hose gegangen. Die Beamten des SEK sind bereits bei ihrem Eintreffen, aus dem Haus heraus, unter Beschuss genommen worden. Es gab eine wilde Schießerei, bei der zwei Polizisten verletzt wurden. Vor einer Stunde wurde das Haus gestürmt. Es wurde aber nur eine einzige Person vorgefunden: Ein alter Mann – angeblich der Besitzer des Anwesens. Und als ihn das SEK überwältigen wollte, war er bereits tot. Hat sich wohl selber eine Kugel in den Kopf gejagt, als er merkte, dass er in der Falle saß. Außer dem Toten hat sich niemand mehr auf dem Anwesen befunden. Wenn unser Zielobjekt tatsächlich dort war, hat er sich jedenfalls noch rechtzeitig aus dem Staub gemacht. Ach ja! Einer der Sprengstoffspürhunde hat angeblich in der Garage angeschlagen. Wenn sich das bestätigt, wäre das ein weiteres Indiz, dass wir auf der richtigen Fährte sind. Es ist nur zu blöd, dass uns der Kerl schon wieder durch die Lappen gegangen ist!«

»Weiß man denn schon Näheres über den toten Besitzer dieses Anwesens?«, fragt David.

»Ah ja, fast hätte ich‘s vergessen. Jetzt haltet euch fest! Es handelt sich wieder um so einen hochrangigen Top-Manager aus der Vor-Crash-Zeit. Sagt euch der Name Generali etwas?«

David rollt mit den Augen.

»Ist das etwa wieder so eine globale Fastfoodkette wie dieser Nestelkonzern?«

»Unsinn! Der Generali-Konzern war vor dem Crash einer der größten Versicherungskonzerne auf der Welt. Triest scheint früher überhaupt einmal so etwas wie eine Versicherungshauptstadt gewesen zu sein. Alle großen Versicherungen von Rang und Namen hatten hier ihren Hauptsitz oder zumindest eine einflussreiche Außenstelle. Bis der Finanzcrash die gesamte Branche atomisierte und später an anderen Orten völlig neu entstehen ließ. Der tote alte Mann war jedenfalls ein langjähriges Vorstandsmitglied dieses ehemaligen Generali-Konzerns. Glaubt ihr an Zufälle?«

Gianna und David schütteln einmütig den Kopf. Mit den alten Männern, die im Verlauf der vergangenen vierundzwanzig Stunden ihren Weg gekreuzt hatten, ließe sich mittlerweile schon ein Altenheim rentabel betreiben. Als Jan das Autoradio einschaltet und im selben Moment der Uralt-Rapper Bushido im Duett mit dem seligen Karel Gott das Liedchen »Für immer jung« zu trällern beginnt, bekommen er und David fast einen Lachkrampf. Gianna schaut ihre beiden Begleiter nur ratlos an und versteht überhaupt nicht, was daran jetzt so komisch sein soll. Und als die zwei Männer dann auch noch beginnen lauthals mitzusingen und mitzurappen, dreht sie genervt den Kopf zur Seitenscheibe und wartet, bis der Anfall vorüber ist.

»Schon krass!«, findet Jan, als der Song endlich zu Ende ist und er das Radio wieder ausschaltet. »Das war ein Lied aus meiner Kindheit. Schon unglaublich, dass so ein gottverdammtes Arschloch so geniale Musik machen kann!«

Dann herrscht wieder für eine Weile Stille im Wagen. Erst als sie Autobahn verlassen und sich auf der kurvigen Bergstraße dem Meer und dem hell erleuchteten Zentrum von Triest nähern, sagt Jan:

> *»Ich schlage vor, dass wir uns jetzt ein schönes Hotel in der Innenstadt suchen. Ich bin hundemüde und heute können wir ohnehin nichts mehr ausrichten.«*

Campingurlaub

Boris Luganov ist alles andere als müde, als er zur selben Zeit den Campingplatz am See erreicht. Der Mann an der Rezeption wundert sich zwar über den zu so später Stunde noch eintrudelnden Gast, freut sich dann aber doch darüber, eines seiner leerstehenden Mobilheime zum teuren Hochsaisonpreis an den allein reisenden Mann vermieten zu können. Luganov ist ebenfalls froh. So muss er wenigstens nicht sein Montagezelt aufschlagen und wie ein pubertierender Pfadfinder auf der Luftmatratze schlafen. Schlimm genug, dass er die kommenden zwei Nächte auf dieser primitiven Campinganlage verbringen wird! Normalerweise ist die höchste Hotelkategorie am Ort gerade gut genug für ihn. Doch sein Plan erfordert nun einmal dieses Opfer und wenn es um die Durchführung seiner Pläne geht, kennt Boris Luganovs Leidensfähigkeit keine Grenzen.

Er parkt seinen Kleintransporter neben der ihm zugeteilten Hütte, trägt sein Gepäck hinein und zieht die Vorhänge zu. Dann holt er ein Glas aus dem Küchenschrank und füllt es bis zum Rand mit Wodka. Den hat er sich heute redlich verdient! Alles lief wie am Schnürchen. Zufrieden setzt er das Häkchen hinter den letzten der vielen Einträge in seinem Tageskalender: »Einchecken am C.-See«

Am Nachmittag hatte er im Hafen von Triest seinen Mittelsmann aufgesucht. Einen alten Bekannten, mit dem er schon viele erfolgreiche Projekte durchgezogen hat und auf dessen Expertise er sich bisher jedes Mal verlassen konnte. Seine umfangreiche Bestellung war termingerecht und vollständig auf dem Seeweg eingetroffen: Der Sprengstoff, die

Zündvorrichtungen, die Erdbohrer und die Sprenghülsen – alles genau so wie im Darknet beschrieben und wie von ihm bestellt. Auch das gebrauchte, vergammelte Montagezelt war Bestandteil der Lieferung. Doch das kann nun, Gott sei Dank, erst einmal bis morgen früh im Laderaum des Transporters liegen bleiben.

Das Meeting mit dem Mann von der Organisation war problemlos über die Bühne gegangen. Er konnte, wie geplant, einen Teil der umfangreichen Sprengstofflieferung im Depot an der Via di Romagna einlagern und bekam den vereinbarten Vorschuss zur Deckung seiner laufenden Ausgaben überreicht.

Luganov beginnt sorgfältig alle Positionen des Lieferscheins zu überprüfen. Der Zusammenbau der Zündvorrichtung, die demnächst zum Einsatz kommen soll, wird ihn bestimmt noch eine Stunde kosten. Penibel sortiert er auf dem Tisch die einzelnen Elektronikkomponenten, die er für den nächsten Sprengsatz benötigt. Diese winzigen Module, die sich selbst mit dem Internet verbinden und von überall in der Welt ihre Befehle empfangen können, sind wirklich ein Wunderwerk der Technik.

Das Beste von allem liegt aber klein und unscheinbar neben seinem Wodkaglas. Luganov holt sein nagelneues Smartphone aus der Verpackung und schiebt die beiliegende SIM-Karte in den dafür vorgesehenen kleinen Schacht. Endlich kann er damit die Apps aus dem Darkstore herunterladen, die er für die zeitgemäße Ausübung seines Berufes benötigt. Außerdem hat er seit gestern so ein komisches Gefühl, was sein derzeitiges Mobiltelefon angeht. Er hatte sich das Teil eigentlich erst vor drei Tagen geholt. Kurz bevor er diesen bescheuerten Ausflug in den Bayerischen Wald machen musste. Normalerweise wechselt er seine Handys jeden Monat. Doch seit dem Vorfall auf der Isola Bella hat er das Gefühl, dass dieses Gerät kompromittiert ist. Vielleicht sieht er ja Gespenster, aber sicher ist sicher. Und sicher heißt in diesem Fall, dass er dieses Smartphone nicht mehr in Betrieb nehmen wird!

Die Internetverbindung mit dem neuen Handy klappt auf Anhieb. Luganov verbindet sich mit dem Darkstore und installiert seine neue Bomben-App. Beim Start wird er aufgefordert eine neue Benutzerkennung anzulegen. Luganov denkt kurz nach und tippt dann den Namen des bayerischen Wilderers ein, dessen Lebensmotto er einst während eines Kuraufenthalts in der Domäne Schlierach.Mangfall.Inn.Donau zu dem Seinen gemacht hatte. Er kann sich noch gut erinnern, wie er damals vor dem imposanten Bronzedenkmal stand. Auf der Donnerbüchse des freiheitsliebenden Wildschützen waren die drei Worte eingraviert, die Luganov so fasziniert hatten, dass er sie geradezu mantrahaft bei jedem seiner ohrenbetäubenden Arbeitseinsätze wiederholt.

Die Bomben-App fragt nach einem Benutzerpassword für die neue Kennung. Wieder denkt Luganov kurz nach und tippt dann zweimal das sichere Passwort ein, das mit Sicherheit in keinem Wörterbuch und keiner der üblichen Hackerfibeln zu finden ist. Die App bestätigt seinen erfolgreichen Anmeldevorgang und fragt ihn, ob er jetzt gleich ein neues Projekt starten wolle. Luganov drückt die »Yes«-Taste und legt gewissenhaft drei neue Zünderobjekte an:

Blut – Sintflut – Viehpest

»Das ist ja einfach!«, denkt er sich, während er eines der Zündmodule auf dem Tisch aktiviert. Er schaltet die App in den Test-Modus und drückt auf die »Blut«-Taste. Eine Sekunde später beginnt die kleine LED im Zündmodul zu blinken. Luganov nickt zufrieden und leert das Wodkaglas in einem Zug. Wenn‘s am schönsten ist, soll man aufhören. Morgen ist auch noch ein Tag! Um ins Bett zu gehen ist es aber eigentlich noch zu früh. Er könnte noch ein Nachtbad nehmen! Der See ist schließlich nur einen Steinwurf von seiner Hütte entfernt und man sollte diese Naturidylle nutzen, solange es sie noch gibt! Luganov schlüpft in seine Badehose, holt ein Handtuch aus dem Bad und verlässt sein Mobile Home. Vom Campingplatz führen ein paar Stufen zu dem kleinen Strandbad hinunter, in dem sich um diese Zeit kein Mensch mehr befindet. Auf dem Weg zum Wasser läuft er beinahe gegen einen mannshohen Blechpilz, der mitten in

der Wiese steht. Teuflisch grinsend bestaunt Luganov das für ihn noch so wichtig werdende Gebilde und missbraucht es schließlich als Handtuchhalter. Dann springt er in den See und schwimmt einige Runden in dem herrlichen, kristallklaren Wasser.

Kleine Berlin

»Macht euch einen schönen Tag!«, sagt Jan. »Geht shoppen, seht euch die Stadt an. Macht Fotos oder Videos! Gianna – du wolltest doch so ein nettes Filmchen machen. Das ist jetzt doch eine tolle Gelegenheit! Triest soll wirklich sehr schön sein.«

Im Frühstücksraum des Grand Hotels an der Piazza Unità herrscht dicke Luft. Gianna beißt in ihr Lachsbrötchen und antwortet unfreundlich:

»Du willst uns wohl unbedingt loswerden!«

»Ich treffe mich mit dem Einsatzleiter der gestrigen Polizeiaktion. Muss ich euch wirklich erklären, dass dieses Gespräch der absoluten Geheimhaltung unterliegt?«

David zuckt gelassen mit den Schultern. Ihm ist schon lange klar, dass Gianna und er für Jan nur ein Mittel zum Zweck sind. In diesem Fall kann er Jans Entscheidung sogar nachvollziehen. Das Need-to-know-Prinzip[61] kennt er aus seinem eigenen Berufsalltag zur Genüge. Und dass es ursprünglich aus der Welt der Geheimdienste kommt, weiß er auch.

»Wann treffen wir uns denn wieder?«, fragt er eher beiläufig.

»Ich denke irgendwann im Laufe des Nachmittags. Lass bitte dein Handy an, damit ich euch jederzeit erreichen kann. Und schau bitte regelmäßig auf dein Ortungssystem. Falls es neue Positionsdaten von unserem Mann gibt, ruf mich bitte sofort an!«

»Du mich auch!«, denkt sich David insgeheim und meint dabei nicht die Tätigkeit des Telefonierens.

---

61 Need-to-know-Prinzip: Weitergaberichtlinie für geheime Informationen, die einer Person nur die Zugriffsrechte gewährt, die sie für die Erfüllung ihrer konkreten Aufgabe benötigt.

Ein halbe Stunde später steuert Jan seinen dicken SUV die schmale, steile Via di Romagna hinauf. Dank des Navis muss er nicht lange suchen und findet schnell das große Anwesen, auf dem gestern der missglückte Polizeizugriff über die Bühne ging. Jan wundert sich über die starke Polizeipräsenz. Mehrere Mannschaftstransporter stehen vor dem, von Einschusslöchern durchsiebten, Wohnhaus. Dutzende von Polizeikräften patrouillieren mit Maschinenpistolen in der gesamten Nachbarschaft. Einer der Männer nötigt ihn zum Anhalten und bittet ihn unfreundlich seine Papiere vorzuzeigen. Jan zieht vorsichtig und ohne hektische Bewegungen seinen Diplomatenpass aus dem Jackett und fragt den Polizisten, wo er Colonnello Forzano finden kann. Der Mann prüft das Dokument und greift dann zu seinem Funkgerät. Jan kann von dem verrauschten, italienischen Kauderwelsch nicht viel verstehen. Nur das »Over and out« am Ende des Gesprächs. Der Polizist weist ihn gestenreich an, dass er seinen Wagen am Zaun parken und dann ins Haus gehen soll. Jan hat aber kaum den Wagen verlassen, da kommt ein kleiner Mann in Offiziersuniform auf ihn zugeeilt.

»Herr Eckert?«

»Ja, der bin ich!«

»Willkommen in Triest! Ich bin Ennio Forzano, der Einsatzleiter hier vor Ort.«

Jan wundert sich über das perfekte Deutsch des quirligen Mannes mit dem grauen Dreitagebart, der nun mit schnellen Schritten in Richtung der stattlichen Villa voranschreitet.

»Kommen Sie bitte ins Haus. Ich habe gerade eine Videokonferenz mit Staatssekretär Braunweger in Wien geführt. Er sagte mir, dass Sie und er alte Bekannte wären!«

»Ja, das ist richtig!«, bestätigt Jan und erinnert sich, dass es erst vier Tage her ist, dass er das zweifelhafte Vergnügen hatte, mit diesem Sesselpupser aus dem Wiener Außenministerium zusammenzuarbeiten. »Richten Sie ihm bitte einen schönen Gruß aus, wenn Sie ihn das nächste Mal sehen!«

»Den können Sie ihm gleich selber ausrichten. Ich bin mit ihm so verblieben, dass ich mich nochmal melden werde, sobald Sie hier eintreffen. Vorher möchte ich Ihnen aber noch etwas zeigen! Wir haben im Lauf der Nacht das ganze Anwesen auf den Kopf gestellt und eine hochinteressante Entdeckung gemacht. Wenn Sie mir bitte folgen würden!«

Die Aussicht jetzt auch noch mit diesem Paragrafenreiter aus Wien konferieren zu müssen, bringt Jans Laune auf den Tiefpunkt. Bestimmt wird Braunweger ihn fragen, wie er denn überhaupt an die Adresse in der Via di Romagna gekommen sei und dann wird es nicht mehr lange dauern, bis er heraus bekommt, dass er David Jonas hinter seinem Rücken als HiWi[62] rekrutiert hat. Eine ähnliche Situation hatte schon einmal zu diplomatischen Verwicklungen geführt, die das gute Verhältnis der beiden großen Domänen auf Monate negativ beeinflussten.

Der Colonnello führt Jan in den großen Eingangsbereich des Hauses und steuert zielstrebig die Kellertreppe an. Über glänzende Marmorstufen steigen sie in das Untergeschoß hinab und betreten einen breiten Gang. Die Atmosphäre hier unten ist schon wesentlich weniger herrschaftlich als im repräsentativen Stockwerk darüber. Im schummrigen Licht einer kleinen Deckenlampe gehen sie durch eine offene Tür und erreichen einen großen Weinkeller. Alle Seitenwände sind mit raumhohen Holzregalen versehen, in denen Hunderte verstaubter Flaschen lagern.

»In diesem Verlies wäre ich gerne eine Weile eingesperrt«, sagt Jan, als er einen flüchtigen Blick auf einige der bereits als antik geltenden Jahrgänge wirft.

Dann fällt sein Blick auf die merkwürdige Holztür, die sich mitten in einem der Weinregale befindet und den Durchgang in ein dahinter liegendes Zimmer ermöglicht.

»Diese Geheimtür haben wir heute Nacht entdeckt!«, erklärt ihm der Einsatzleiter voller Stolz. »Das Weinregal lässt sich an dieser Stelle zur Seite schieben. Dahinter kam dann diese Tür zum

62 HiWi: Hilfswilliger. Manchmal wird der Begriff auch etwas abschätzig für Wissenschaftliche Hilfskräfte und Werkstudenten gebraucht.

Vorschein. Passen Sie auf! Was ich Ihnen jetzt zeigen werde, haben Sie garantiert noch nie gesehen!«

Jan folgt Ennio Forzano durch die Tür und wundert sich, als er in dem Raum einen weiteren schwerbewaffneten Wachposten stehen sieht.

»Vor wem haben Sie eigentlich Angst, dass Sie hier noch so viele Beamte einsetzen?«, fragt Jan spöttisch, als er den Colonnello an einer nach unten führenden Wendeltreppe stehen sieht. »Ich dachte, sie hätten sichergestellt, dass sich außer dem toten Generali-Vorstand keine weiteren Personen mehr hier aufhalten!«

»Dem ist auch so«, antwortet der Polizeioffizier grinsend und ergänzt: »Und wir wollen auch, dass das weiterhin so bleibt.«

Dann steigt er die Wendeltreppe hinab und bittet Jan erneut ihm zu folgen. Stufe um Stufe gehen die beiden Männer die enge Treppe nach unten. Je weiter Sie kommen, um so abgestandener und muffiger wird die Luft. Als sie endlich unten ankommen, nimmt es Jan den Atem. Was aber weniger an dem modrigen Geruch liegt, als an dem endlos langen Gang, der sich plötzlich vor ihm, in grellem Neonlicht, eröffnet.

»Kommen Sie mit!«, fordert ihn sein Begleiter auf und schreitet schon wieder mit großen Schritten voran.

Und was sich nun vor Jans Augen auftut, ist nicht nur ein einziger großer Gang, sondern ein ganzes Geflecht von langen, weißen, hell beleuchteten Gängen.

»Willkommen in Kleine Berlin!«, sagt der Colonnello, als er Jan durch das unüberschaubare Labyrinth führt.

»Was um Himmels Willen ist das?«, fragt Jan und wundert sich, dass sein Führer, trotz seines sonst akzentfreien Deutschs, den Namen dieses Höhlensystems so merkwürdig ausspricht. »Wie konnte man diese Anlage errichten, ohne dass die Menschen da oben etwas davon bemerkten?«

»Die haben das bemerkt. Nur ist das schon eine ganze Weile her! Diese Gänge sind Teil eines gigantischen Luftschutzbunkers, den die Nazis während des zweiten Weltkriegs errichteten, als sie von Triest aus die gesamte Adriaküste in ihre Gewalt bringen wollten. Mehr als hundert Jahre gibt es diese Tunnel nun schon! Nach dem Krieg gerieten sie eine Weile in Vergessenheit. Später wurden sie der Öffentlichkeit als Museum zugänglich gemacht und man konnte sogar an Führungen teilnehmen. Aber das ist schon lange her. In den schweren Jahren nach dem Wirtschafts-crash tummelte sich hier unten viel lichtscheues Gesindel. Brutale Straßenbanden fanden hier ihren Rückzugsraum. Die normale Bevölkerung traute sich bald nicht mehr in die Nähe der Eingänge zu Kleine Berlin. Deshalb beschloss die Stadtverwaltung eines Tages dem üblen Treiben ein Ende zu setzen und ließ alle Eingänge zumauern. Seit dieser Zeit war niemand mehr hier unten. Zumindest dachte man das!«

»Warum sagen Sie immer Kleine-Berlin und nicht Klein-Berlin?«

»Für uns alten Triestiner ist das ein italienisches Wort: La Kleine Berlin. So etwas wie ein stehender Begriff, wenn Sie wissen was ich meine.«

»Und was hat das Ganze mit der Stadt Berlin zu tun?«

»Nun ja«, erwidert der Colonnello verunsichert und hebt die gepolsterten, mit den Zeichen seines Dienstgrades versehenen Schultern. »Das weiß ich auch nicht so genau. Wahrscheinlich weil es die Nazis gebaut haben und man sich vorstellte, dass Adolf Hitlers Führerbunker in Berlin wohl so ähnlich ausgesehen haben mag. Während des Krieges war der Zutritt zu diesem Teil des Tunnelsystems für Italiener ohnehin streng verboten. Dort vorn gibt es allerdings ein weiteres Tunnelsystem, das zum Schutz der Triester Zivilbevölkerung vorgesehen war.«

Colonello Forzano deutet zum Ende des Ganges, der dort aber von einer massiven Mauer begrenzt wird.

»Diese Mauer ist neu errichtet worden! In den alten Karten ist sie noch nicht verzeichnet. Wir nehmen an, dass sie der tote Signore

errichten ließ, als er von seiner Villa, den Zugang zu diesem Teil des Bunkers freilegen und für seine Zwecke herrichten ließ. Er wollte wohl sichergehen, dass seine Schatzkammer nur durch sein Haus zu erreichen ist.«

»Was meinen Sie mit Schatzkammer?«, fragt Jan sichtlich neugierig.

»Kommen Sie mit! Sie werden staunen!«

Der Colonnello führt Jan in einen der Seitengänge. Erst jetzt nimmt Jan die stabilen Wandregale bewusst wahr, die sich entlang der langen Tunnelwände erstrecken. Dann reißt er seine Augen groß auf.

»Ist das Gold?«, fragt er erschrocken.

»Richtig! Pures Gold! Schwere, massive Goldbarren! Einer am anderen! Und nicht nur Gold, sondern auch Silber, Platin und Palladium! Edelmetalle tonnenweise – wie früher in Fort Knox zu seinen besten Zeiten! Aber das ist noch nicht alles! In einem anderen Gang haben wir Diamanten gefunden. Rohdiamanten, geschliffene Diamanten, wertvolle Einzelstücke und Massenware gleich kistenweise. Und falls Ihnen das immer noch nicht reichen sollte: Zwei Gänge weiter können sie eine respektable Gemäldesammlung bewundern. Dutzende verloren geglaubte Werke alter und moderner Meister, die seit den Wirren des Crashs kein Mensch mehr gesehen hat! Unsere Spezialisten haben bereits mit den Untersuchungen begonnen. Wir können nur hoffen, dass ihnen die feuchte Luft hier unten nicht zu sehr geschadet hat! Alles in allem ist das hier unten einer der größten Schätze, die in der Menschheitsgeschichte jemals entdeckt wurden! Verstehen Sie jetzt, warum wir da oben gerade die Armee anrücken lassen, um das Gelände zu sichern?«

»Wie konnte ein einzelner Mann im Laufe seines Lebens solche Schätze anhäufen?«, fragt Jan, der immer noch nicht glauben kann, was er mit eigenen Augen sieht.

»Wir haben da inzwischen eine Theorie! Aber lassen Sie uns wieder nach oben gehen und das mit Staatssekretär Dr. Braunweger besprechen. Und ach ja – halten sie sich bitte von

dem Gang hier vorne rechts fern! Dort haben unsere Spürhunde wie verrückt angeschlagen. Wir glauben, dass es sich bei dem Material in den Kisten um Sprengstoff handelt. Und wenn der aus dem Zeug besteht, was unsere Experten vermuten, würde eine ungewollte Explosion unsere schöne Stadt grundlegend umgestalten.«

Gruppendynamik

Colonnello Forzano führt Jan in das große Esszimmer im Erdgeschoß. Während der Einsatzleiter seinen Computer für die Telefonkonferenz vorbereitet, schweifen Jans Blicke durch den hellen Raum. Sofort fallen ihm die vielen Fotografien an den Wänden auf. Fast alle Bilderrahmen haben am unteren Rand eine eingravierte Jahreszahl. Wie auf einem langen Zeitstrahl sind hier Momentaufnahmen der vergangenen hundert Jahre angeordnet.

Das älteste Foto stammt aus dem Jahr 1961. In verblassten Farben zeigt es ein junges Brautpaar vor einem, mit dichtem Efeu berankten, alten Turm. Die Braut trägt eine hochgeschlossenes weißes Kleid. Ihre blonde Lockenpracht wird vom einem Schleier mehr schlecht als recht gebändigt. Mit ihrem strahlenden Lächeln zeigt sie der ganzen Welt, dass dies der schönste und glücklichste Tag ihres Lebens ist. Der Bräutigam im schwarzen Anzug, schaut dagegen ziemlich ernst. Gerade so, als wenn er dem kommenden Lebensabschnitt mit Skepsis und Argwohn entgegenblicken würde. Auf dem Tauffoto daneben sind bereits drei Personen zu sehen. Aus Braut und Bräutigam wurden inzwischen Vater und Mutter. Und es scheint, als hätten die beiden mit diesem Rollenwechsel auch die Gesichtsausdrücke getauscht. Während der Mann freudestrahlend seinen Stammhalter vor dem Objektiv des Fotografen präsentiert, steht seine Frau eher nachdenklich daneben. Es folgen die üblichen Familienfotos, die in keinem Familienalbum fehlen: Kindergarten, Einschulung, Erstkommunion, Schulabschluss, Militärdienst und Hochschulabschluss. Je länger Jan die Fotografien betrachtet, um so intensiver taucht er das Leben des fremden Mannes ein, in dessen

Esszimmer er steht und dessen lange Biografie er anschaulich nachvollziehen kann. Es folgen ein paar persönliche Fotos mit verschiedenen Personen, die Jan nicht näher einordnen kann. Dann geht es jedoch wieder wie von vorne los: Hochzeitsfotos, Kindstaufen, Einschulungen. Der Protagonist des Wandalbums ist zum Manne gereift, hat geheiratet und wurde Vater von einer Schar hübscher Kinder. Ab dem Jahr 2000 findet jedoch ein langsamer, aber stetiger Wechsel der Motive statt. Anstelle von fotografisch perfekt inszeniertem Familienidyll, treten nun vermehrt andere Bildinhalte in den Vordergrund: Urkunden, Preisverleihungen, Arbeitsgruppen, Firmenevents, Händeschütteln mit Politikern. Die lange Fotogalerie endet mit zwei brandaktuellen Bildern aus dem Jahr 2052. Das eine zeigt einen alten Mann, wie er bei einer Laudatio freudestrahlend eine weitere Ehrendoktorwürde entgegennimmt. Und die letzte Aufnahme zeigt den selben, braungebrannten Mann auf einem Golfplatz irgendwo am Meer. Am Rande des makellosen Grüns sind hohe Palmen zu sehen. Das Foto erinnert an die Hochglanzbilder so mancher luxuriöser Golfresorts. Wenn nur der Akteur im Vordergrund nicht so gebrechlich wirken würde. So, als benötigte er seinen Golfschläger mehr zum Stehen, als zum Abschlagen.

> *»Hallo, Herr Staatssekretär Dr. Braunweger!«, ruft der Colonnello plötzlich in sein Notebook und reißt Jan damit aus seinen Gedanken. »Können Sie mich hören und sehen?«*

> *»Ja danke, ich sehe und höre Sie gut. Ist Herr Eckert inzwischen bei Ihnen eingetroffen?«*

Jan nimmt sich einen Stuhl und nimmt direkt neben Colonnello Forzano am großen runden Esstisch Platz. Auf dem Display des Notebooks lacht ihm das bekannte Gesichts Braunwegers entgegen.

> *»Ja, bin ich!«, antwortet er und winkt dem Staatssekretär einen Gruß zu. »Signore Forzano war so freundlich mich durch das Tunnelsystem zu führen und mir seinen sensationellen Fund zu zeigen.«*

> *»Und? Was sagen Sie dazu?«*

»Unglaublich! Einfach unglaublich! Ich meine, wie ein einzelner Mann im Laufe seines Lebens solche Reichtümer zusammenraffen kann. Wenn man sich das Haus hier ansieht, wird einem schon klar, dass der Mann nicht gerade am Hungertuch genagt hat. Aber wenn man sich überlegt, was das Zeug da unten in den Katakomben wert sein muss! Da steht dieses Anwesen hier in keinem Verhältnis. Der Mann hätte sich hunderte solcher Villen leisten können! Aber spannen Sie mich nicht auf die Folter! Der Colonnello hat bereits angedeutet, dass Sie eine Verdacht hegen, wie der Mann an diesen Schatz gekommen ist.«

»Das ist richtig«, antwortet der Staatssekretär und beginnt ausführlich über die neueste Erkenntnisse der Geheimdienste zu berichten: »Wie sie ja bereits wissen, handelt es sich bei dem Mann um ein Vorstandsmitglied des früheren Generali Konzerns. Wenn unsere bisherigen Ermittlungen stimmen, war er kurz vor der Wirtschaftskatastrophe damit betraut, die Vermögenswerte des Konzerns zu sichern und durch die sich abzeichnende Krise zu retten. Der Zusammenbruch des Wirtschafts- und Finanzsystems kam zwar für die meisten Menschen ziemlich unerwartet und überraschend, wir können aber davon ausgehen, dass die großen Finanzkonzerne – und da gehörte die Generali zweifellos dazu – einen gewaltigen Informationsvorsprung gegenüber dem normalen Kleinsparer hatten und bereits Wochen vor dem Crash genau wussten, welches Unheil sich da zusammenbraute. Wir gehen davon aus, der Mann im Auftrag seines Arbeitgebers handelte und virtuelle Vermögenswerte wie Aktien und Staatsanleihen im großen Stil in Sachwerte umschichtete. Wo sich dieses gigantische Depot ursprünglich befand, wissen wir nicht. Das Tunnelsystem in Triest war damals jedenfalls noch öffentlich zugänglich und kam deshalb nicht in Frage. Der genaue damalige Lagerort ist aber auch unerheblich. Entscheidend ist, dass es nur einen kleinen Kreis eingeweihter Personen gab, die über das Vorhandensein dieses Schatzes Bescheid wusste. Wahrscheinlich wollte man die Wirren der Krise einfach abwarten und nach dem Wiederaufblühen der Weltwirtschaft zu alter Macht und Größe zurückkehren.«

»Was sich aber als Irrtum erwies«, sagt Jan und schüttelt ungläubig den Kopf. »Der Generali ging es doch bestimmt

genauso, wie all den anderen multinationalen Konzernen. Sie wurden komplett zerschlagen und ihre ehemaligen Bestandteile fanden sich in vollkommen unterschiedlichen Domänen und Regierungsformen wieder.«

»Genau!«, nickt Dr. Braunweger zustimmend. »Und gerade die Finanzkonzerne hat es damals ganz besonders schlimm erwischt. Während die produzierenden Industriestandorte nach ein paar Jahren wieder am allgemeinen Aufschwung teilhaben konnten, war für die Finanzindustrie der Ofen aus. Erst nach und nach entwickelten sich völlig neue Strukturen auf dem Geldmarkt, die mit den alten Finanzkonzernen aber nichts mehr gemein hatten.«

»Sie meinen also, dieser ehemalige Generali-Vorstand saß auf seinem Schatz und wusste nichts mehr damit anzufangen?«

»So ist es, mein lieber Herr Eckert! Die Jahre vergingen und der ehemalige Generali-Vorstand wurde alt und mutierte zum Hüter des Heiligen Gral. Was hätte er auch tun sollen. Der Schatz unter seinem Haus garantierte ihm ein sorgenfreies Leben bis zum Tod und sollte es eines Tages wider Erwarten doch noch zu einer Auferstehung seines alten Konzerns kommen, wäre er der große Held gewesen.«

Jan nickt zustimmend und fängt dann aber zu grübeln an:

»Was ich aber immer noch nicht verstehe ist der Zusammenhang mit unserer Verschwörungsgeschichte. Was hat dieser Killer, den wir nun schon wochenlang verfolgen und der in dieser Geldwäschesache drin hängt, mit diesem alten Schatzmeister zu tun?«

»Sehen Sie, mein lieber Herr Eckert, darüber haben sich unsere Analysten auch den Kopf zerbrochen und sind heute Nacht zu einer interessanten These gekommen! Ausschlaggebend war dabei diese Tabelle, die Sie auf der Isola Bella fotografiert haben! Wie Sie sich bestimmt erinnern werden, besteht die Tabelle aus fünf Zeilen und drei Spalten. In der rechten Spalte stehen die fünf Namen Friedrich, Henri, Joseph, Werner und Hugo. Und was glauben Sie, was diese fünf Namen verbindet?«

»Jetzt machen Sie es nicht so spannend, Braunweger!«, antwortet Jan ungeduldig.

»Alle fünf Namen stehen mit hoher Wahrscheinlichkeit für die Firmengründer multinationaler Konzerne: Henri Nestlé ist der Urvater des Nestlé Konzerns. Im Jahr 1866 gründete er seine Firma und spezialisierte sich auf die Herstellung von Milchpulver. Joseph Morpurgo gründet im Jahre 1831 in Triest die Versicherungsgesellschaft ‚Assicurazioni Generali Austro-Italiche', aus der später der multinationale Generali Konzern hervorgehen sollte. Für die Namen Werner und Friedrich haben wir momentan noch keine konkreten Anhaltspunkte, was einen direkten Zusammenhang mit unserer Verschwörung angeht. Wir haben aber inzwischen alle Konzerne unter die Lupe genommen, vor dem großen Crash international aufgestellt waren. Viele von ihnen sind durch ein unübersichtliches Geflecht von Übernahmen und Fusionen hervorgegangen. Die Namen Werner und Friedrich lassen aber stark vermuten, dass es sich um den ehemaligen Siemens Konzern, sowie um den ehemaligen Bayer Konzern handeln könnte. Werner von Siemens gründete im Jahre 1847 in Berlin eine Telegraphenfirma, aus der die spätere Siemens Aktiengesellschaft hervorging. Und Friedrich Bayer gründete 1863 eine Farbenfabrik, aus der die spätere Bayer Aktiengesellschaft wurde. Unsere Spezialisten untersuchen derzeit fieberhaft, ob sich die auf der Isola Bella fotografierten alten Männer, in irgendeiner Weise den ehemaligen Führungsriegen von Siemens oder Bayer zuordnen lassen.

»Und was ist mit dem Namen Hugo?«, fragt Jan mit skeptischem Blick.

»Daran haben wir lange geknabbert, weil wir keinen Konzern finden konnten, der sich in irgendeiner Art und Weise auf einen Firmengründer mit dem Namen Hugo zurückführen ließ. Bis wir uns schließlich dieses Liechtensteiner Fürstengeschlecht einmal näher angeschaut haben. Dank Ihrer Hilfe, Herr Eckert, wissen wir ja nun, dass der amtierende Fürst auch in irgendeiner Form in diese Geldwäschegeschichte verstrickt ist. Und was glauben Sie, was wir herausgefunden haben? Es war ein Hugo von Liechtenstein, der sage und schreibe im Jahre 1136 erstmals

urkundlich als Träger dieses Namens erwähnt wurde. Nachdem unsere Analysten all diese Puzzlesteine zusammengesetzt hatten, entwickelten sie folgende Theorie: Der Generali-Konzern war bestimmt nicht das einzige große Wirtschaftsunternehmen, das vor dem Crash versucht hat, seine Schäfchen ins Trockene zu bringen. So wie unserem Generali-Vorstand in Triest erging es bestimmt noch weiteren ehemaligen Top-Managern. Sie saßen auf ihren Goldsäcken und warteten auf den Tag, an dem alles wieder wie früher werden würde. Darüber wurden sie alt und grau und gerieten in Vergessenheit. Irgendwann müssen sie ihre alten Connections wieder reaktiviert haben und stellten fest, dass sie viele Gemeinsamkeiten hatten. Andere Rentner verabreden sich zum Kegeln oder schwelgen in längst verflossenen Jugenderinnerungen. Diese alte Führungselite beweinte die vergangenen Zeiten, in denen sie einmal die Herren der Welt, beziehungsweise die ‚Masters of the Universe' waren. Wir haben die Situation von unseren Psychologen bewerten lassen und sie haben bestätigt, dass wir es hier wahrscheinlich mit einer speziellen Form seniler Gruppendynamik zu tun haben. Alte Menschen neigen bekanntermaßen besonders häufig dazu, frühere Phasen ihres Lebens zu idealisieren und nicht mehr mit der gebotenen Objektivität zu reflektieren. Erschwerend kommt hinzu, dass durch das Wissen um den nahen Tod, für uns so selbstverständliche Dinge, wie Angst vor Kritik oder Bestrafung, eher nebensächlich werden. Für einen alten Menschen, der im Pflegeheim oder im Kreise seiner Familie seine Altersmarotten auslebt, bleibt dies üblicherweise auch ohne Konsequenzen. In unserem Fall liegen die Dinge aber anders: Wir haben es hier mit einem Haufen grenzdebiler Greise zu tun, die über soviel Geld und Macht verfügen, dass sie im Grunde tun und lassen können, was sie wollen. Und die sich innerhalb ihrer Gruppe gegenseitig hochpushen, mit dem Ziel, die Zustände der guten alten Zeit wieder herzustellen. Der junge Fürst aus Liechtenstein wirkt dabei in dieser Gruppe wie ein Katalysator: Indem er mit seinem jugendlichen Elan und seiner hohen kriminellen Energie die praktische Ausführung dieser senilen Allmachtsphantasien koordiniert.«

»Sie meinen, jeder der Männer ist für sich genommen ein gutmütiger älterer Herr und wird erst durch die Dynamik der Gruppe zum Verbrecher?«

Hier mischt sich der Colonnello Forzano in das Gespräch ein:

»Was den Signore von der Generali angeht, kann ich das bestätigen! Der Mann hat sich nie etwas zu Schulden kommen lassen und wurde letztes Jahr sogar mit der Ehrenbürgermedaille der Stadt Triest ausgezeichnet. In den vergangenen Jahrzehnten hat er immer wieder viel Geld für die Sozialeinrichtungen der Stadt gespendet und sich auch als Kunstmäzen und Business Angel[63] einen Namen gemacht. Wir waren alle geschockt, als wir erkennen mussten, dass er es war, der unsere Leute unter Beschuss genommen hat.«

»Mit so einer Spardose im Keller lässt sich leicht großzügig sein«, knurrt Jan und fragt dann Dr. Braunweger am anderen Ende der Konferenzleitung: »Hatte der Mann denn keine Verwandten, denen sein merkwürdiges Verhalten aufgefallen ist? Ich habe hier im Zimmer einige Familienbilder gesehen, die ihn im Kreise seiner Lieben zeigen!«

Der Einsatzleiter winkt müde ab und antwortet: »Der Signore hat sich bereits vor vielen Jahren von seiner gesamten Familie im Streit getrennt. Etwa zur selben Zeit, als seine kometenhafte Karriere beim Generali Konzern begann, ging seine Ehe den Bach runter. Seine Frau trennte sich von ihm und seine Kinder wollten auch nichts mehr von ihm wissen. Nachdem ihm der Crash seine Karriere und seine Leitungsfunktionen genommen hatte, fiel er in ein tiefes Loch und konzentrierte sich offenbar voll und ganz auf sein Schatzwächter-Dasein.«

»Tragisch, tragisch«, erwidert Jan und empfindet kurzzeitig fast so etwas wie Mitleid mit dem alten Mann. Dann verdrängt er aber schnell diesen Gedanken und meint: »Damit hätten wir also eine mögliche Erklärung für die rechte Spalte der Tabelle. Aber was haben dann die anderen Einträge zu bedeuten?«

63 Business Angel: Jemand, der einen Unternehmensgründer gegen Erfolgsbeteiligung mit Geld, Know-how und Kontakten unterstützt.

»Das wissen wir leider auch nicht«, seufzt der Staatssekretär. Wir glauben aber nach wie vor, dass es sich bei der ersten Spalte um mögliche Attentatsziele handeln könnte. In der Zeile, die dem Generali-Konzern zugeordnet ist, steht ‚Blut‘. Wir befürchten deshalb das Schlimmste!«

Brainstorming

Die Videokonferenz mit Dr. Braunweger zieht sich noch lange hin, bringt Jan aber keine wesentlichen neuen Erkenntnisse mehr. Nach einem gemeinsamen Mittagessen mit dem Einsatzleiter tauscht sich Jan noch mit seinen Geheimdienstkollegen in Köln aus. Die Konferenz dauert wieder einmal endlos, doch im Endeffekt können ihm seine Kollegen auch nicht mehr sagen, als er bereits weiß. Am späten Nachmittag verabschiedet er sich von Colonnello Forzano und fährt zurück ins Hotel.

Ein Stunde später sitzt er mit Gianna und David in seinem Zimmer und die drei zermartern sich die Köpfe, angesichts der nun leicht überarbeiteten Tabelle:

Finsternis	Christoph	Friedrich (Bayer)
Dürre	Augustin	Henri (Nestlé)
Blut	Napoleon	Joseph (Generali)
Sintflut	Amor	Werner (Siemens)
Viehpest	Claudia	Hugo (Liechtenstein)

»Du meinst also, die rechte Spalte ist so eine Art Sponsorenliste für Terroranschläge?«, fragt David, nachdem Jan die beiden auf den neuesten Stand der Ermittlungen gebracht hat.

»Kann man so sagen«, antwortet Jan. »Jeder der alten Männer gehörte früher einmal dem Topmanagement eines dieser Großkonzerne an – wenn wir den Fürsten aus Liechtenstein in seiner Sonderrolle mal außen vor lassen. Vielleicht ist diese Tabelle ja auch nur ein Auszug aus einer viel längeren Liste! Wirklich zu blöd, dass die mich auf der Isola Bella so schnell geschnappt haben!«

»Was können wir jetzt tun?«, will Gianna wissen.

»Abwarten und Tee trinken!«, antwortet Jan und hebt ratlos die Schultern. »Ich bin mit meinem Chef so verblieben, dass wir drei morgen wieder die Heimreise antreten. Solange unsere Zielperson das Handy ausgeschaltet lässt, können wir nichts unternehmen. Hattet ihr zwei denn wenigstens einen schönen Tag in der Stadt?«

»Ging so«, antwortet David und aus seiner Stimme klingt wenig Begeisterung.

»Wieso? Triest hat doch jede Menge Sehenswürdigkeiten zu bieten!«

»Frag Gianna!«

»Habt ihr euch gestritten?«

»Nein«, winkt Gianna ab. »David ist nur etwas angepisst, weil ich so viele Interviews für mein Videoblog geführt habe.«

David rollt mit den Augen. Eine Sightseeing-Tour durch Triest hatte er sich wahrlich anders vorgestellt. Missmutig fasst er den Ablauf des Tages zusammen:

»Wir waren Kaffee trinken am Canale Grande – oder wie auch immer die Triester dieses mickrige Hafenbecken da bezeichnen. Danach wollten wir zum richtigen Hafen und sind dort aber in eine Demonstration geraten. Ab diesem Zeitpunkt gab es für Gianna kein Halten mehr und sie musste ein Interview nach dem anderen führen. Wieso, weshalb, warum – ist die Banane krumm?«

»Jetzt tu nicht so«, faucht Gianna ihren Freund an. »Das waren hochinteressante Diskussionen die ich mit den Leuten geführt habe!«

»Wogegen oder wofür haben die Menschen denn demonstriert?«, fragt Jan mit geheucheltem Interesse.

»Es waren eigentlich mehrere Demonstrationsgruppen, die alle völlig unterschiedliche Ansichten vertraten. Im Grunde ging es aber immer um diese geplante Argonauten-Pipeline.«

»Den Namen habe ich schon einmal gehört«, sagt Jan und ist plötzlich doch daran interessiert, mehr zu erfahren. »Woher kommt nochmal der Name für dieses Projekt?«

»Die Argonauten entstammen der griechischen Mythologie. Jason und das goldene Vlies – du erinnerst dich vielleicht an die Geschichte. Die Argonauten sollen auf ihrer langen Reise angeblich durch die Domäne Laibach.Save.Donau gekommen sein und über die sogenannte Pforte von Adelsberg[64] *die Adria erreicht haben. Die Energieversorgungsunternehmen in der Donau-Domäne planen seit längerem auf genau dieser Reiseroute eine neue Rohölpipeline. Daher der Name Argonauten-Pipeline!«*

»Stimmt, jetzt erinnere ich mich!« antwortet Jan und nickt zustimmend. »Auf diese Art und Weise könnte man den Ölhafen von Triest auf dem kürzesten Weg mit der Donau-Domäne verbinden. Und außerdem könnte man so auch endlich die alte Transalpine Pipeline ersetzen, die inzwischen schon ziemlich marode ist und deren Förderkapazitäten eigentlich schon lange nicht mehr ausreichen.«

»Genau darum geht's!«, bestätigt Gianna und freut sich, dass sich wenigsten einer der Männer für ihre Arbeit zu interessieren scheint. »Diese neue Pipeline ruft alle möglichen Gegner und Befürworter auf den Plan: Naturschützer, die es für unverantwortlich halten, eine neue Ölpipeline durch den löchrigen Karstboden zu verlegen. Lobbyisten, die neue Investitionsmöglichkeiten und Arbeitsplätze schaffen wollen. Angestellte der Betreibergesellschaft der alten Pipeline, die um ihre Jobs fürchten. Und nicht zuletzt die Bewohner der Tagliamento-Domäne, die um ihren Status als Sonderwirtschaftszone fürchten.«

»Die wären wirklich angearscht!«, lacht David. »Die und die Menschen am Isonzo hängen heute finanziell am Tropf der

64 Adelsberg: Das ehemalige slowenische Postojna

Donau-Domäne und profitieren davon, dass die TAL[65] durch ihre Minidomänen führt. Wenn es diese Pipeline einmal nicht mehr geben sollte, ständen die plötzlich allein auf weiter Flur und müssen in Mailand darum betteln, der Nordadriatischen Zoll- und Währungsunion beitreten zu dürfen.«

Jan schaut David an – und sagt erst einmal gar nichts. Ihm ist, als erlebe er schon wieder ein Déjà-vu. Diesmal fühlt er sich an eine Diskussion mit seinem Partner Kevin erinnert, als es um die Situation am Flusslauf der Oberen Donau ging. Auch dort war die Bevölkerung hin- und hergerissen, was ihre Domänenzugehörigkeit anging. Jan steht auf, geht wortlos zu seinem Nachttisch am Bett und holt die Bibel aus der Schublade.

»So schlimm?«, macht sich Gianna über ihn lustig. »Hilft jetzt nur noch beten?«

»Warum gibt es eigentlich hier in jedem Hotelzimmer eine Bibel?«, fragt David belustigt.

»Ich kann ja mal den Papst fragen, wenn ich wieder in Rom bin.«

Jan hört gar nicht hin, was die zwei Kindsköpfe da so von sich geben. Mit zitternden Finger blättert er durch die Seiten des Alten Testaments und beginnt laut vorzulesen:

»Mose und Aaron taten, wie ihnen der HERR geboten hatte, und er hob den Stab auf und schlug ins Wasser, das im Strom war, vor Pharao und seinen Knechten. Und alles Wasser ward in Blut verwandelt. Und die Fische im Strom starben, und der Strom ward stinkend, daß die Ägypter nicht trinken konnten das Wasser aus dem Strom; und es war Blut in ganz Ägyptenland.«

Dann legt er langsam die Bibel wieder zu Seite und denkt noch ein paar Sekunden über das Vorgelesene nach.

»Mein Gott, das ist‘s!«, sagt er schließlich und schlägt sich mit der flachen Hand auf die Stirn. »Die planen einen Anschlag auf die Pipeline! Die Ölleitung führt mitten durch die Täler des Isonzo und des Tagliamento. Wenn man diese Leitung an der

65 TAL: Transalpine Ölleitung – Erdöl-Pipeline, die von Triest zu den Raffinerien in Wien und Ingolstadt führt.

richtigen Stelle in die Luft jagt, verwandelt sich die Lebensader einer ganzen Domäne schlagartig in eine klebrige, giftige, schwarze Brühe! Ich muss sofort mit meiner Dienststelle telefonieren.«

Jan schickt Gianna und David nach nebenan in ihr Hotelzimmer und diskutiert eine Stunde lang mit seinem Chef und Dr. Braunweger. Nach dem Ende der spontan einberufenen Telefonkonferenz ruft er seine Begleiter wieder zu sich.

»Wir drei bleiben vorerst in Triest! Morgen früh kommt ein Helikopter aus Wien, mit dem die Pipeline aus der Luft observiert werden soll. Die Betreibergesellschaft der TAL ist informiert und wird den erhöhten Alarmzustand ausrufen. Hoffentlich kommen wir diesmal nicht wieder zu spät!«

Zeltlager

Boris Luganov baut das alte Montagezelt wieder ab, trägt es zum Campingplatz zurück und verstaut es im Laderaum seines Transporter. Den ganzen Nachmittag hatte er im Inneren dieses Zeltes verbracht und während seiner schweißtreibenden Arbeit wie ein Schwein geschwitzt. Ein dünnes Bohrloch nach dem anderen hatte er mit seinem Erdbohrer in die harte, steinige Erde des Seeufers gedrillt, bis er endlich genügend Sprengstoff in unmittelbarer Nähe des Pipelinerohres verbaut hatte.

Gestern Nacht hatte er so gut wie schon lange nicht mehr geschlafen. Die klare, saubere Luft am See, das nächtliche Bad vor dem Zubettgehen und die halbe Flasche Wodka hatten wohl gleichermaßen dazu beigetragen. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als er endlich aus den Federn fand. Im kleinen Restaurant des Campingplatzes nahm er ein, für hiesige Verhältnisse, umfangreiches Frühstück zu sich, bevor er sich den Rest des Vormittags damit beschäftige, den idealen Ort für sein heutiges Vorhaben zu finden. Ausgehend von dem großen Blechpilz am Strandbad, verfolgte er anhand seiner detaillierten Pläne den unterirdischen Verlauf der dicken Rohölpipeline. Es dauerte nicht lange, bis er den schlecht einsehbaren Platz entdeckt hatte, wo er dann unbemerkt sein Montagezelt errichtete. Es

war ein Zelt, wie es häufig von Kabelbautrupps verwendet wird, damit diese darin, ungestört und vor Wind und Wetter geschützt, arbeiten können. Wenn man das gammlige Zelt ansah, konnte man meinen, dass schon Generationen hart arbeitender Männer darin ihr tägliches Brot verdient hätten. Und dass sie dies im Schweiße ihre Angesichts taten, war unschwer zu riechen.

Boris Luganovs anstrengender Arbeitstag ist für heute beendet. Alle Sprengladungen sind angebracht. Die Zündmodule unauffällig versteckt. Luganov überlegt, ob er den Zündmechanismus bereits scharf schalten und damit für die Fernauslösung via Internet vorbereiten soll. Da er aber noch nicht genug Vertrauen in diese neuartige Technik hat und er die Nacht in unmittelbarer Nähe des Sprengsatzes verbringen wird, entscheidet er sich dagegen. Morgen ist auch noch ein Tag. Jetzt erst mal ab in den See – den Schweiß des Tages abwaschen und seine Blase drückt auch schon gewaltig. Und dann den letzten Abend an diesem herrlichen Ort zusammen mit seiner noch halb vollen Wodkaflasche langsam ausklingen lassen.

»Das Leben kann so schön sein!«

Kontrollflug

Kurz nach Sonnenaufgang fahren Jan und David nach San Dorligo; einer kleinen Gemeinde südlich von Triest, in der sich das große Tanklager und die Kontrollstation der Pipeline befindet. Jan hatte David gefragt, ob er ihn während des Helikopterflugs mit seinem Notebook begleiten könnte. Falls der geheimnisvolle Bombenbauer doch noch sein Handy einschalten würde, käme es vielleicht auf jede Sekunde an. David hatte sofort »Ja« gesagt und fiebert nun gespannt dem ersten Hubschrauberflug seines Lebens entgegen. Gianna hatte dagegen sogleich abgewunken. Und zwar ohne von Jan überhaupt gefragt worden zu sein. »Ich habe heute was Besseres vor!«, hatte sie schnippisch und geheimnisvoll behauptet. David ist sich aber sicher, dass ihr gespieltes Desinteresse mit ihrer panischen Angst vor dem Eingesperrtsein zusammenhängt.

Die Zufahrt zum Gelände der TAL-Betreibergesellschaft ist streng bewacht. Jan und David werden bereits von Maurizio Torriano, dem Chief Security Officer und damit oberstem Sicherheitsverantwortlichem der Ölfirma, erwartet. Er übergibt seinen Gästen zwei Besucherausweise und bittet sie, diese immer gut sichtbar an der Kleidung zu tragen. Dann begleitet er sie zu seinem Wagen und fährt mit ihnen zum Heliport. Einmal mehr wundert sich Jan, wieviele Triestiner gut Deutsch sprechen. Es muss wohl daran liegen, dass durch die Zugehörigkeit zur Donau-Domäne in den Schulen Deutsch als erste Fremdsprache unterrichtet wird und mangelnde Deutschkenntnisse für eine erfolgreiche Karriere, in der von Wien ferngesteuerten Stadt, nicht gerade förderlich sind.

Sie müssen am Heliport nicht lange warten, da kommt mit lautem Geknatter der Hubschrauber herangeschwebt. Jan erkennt die unverwüstliche Messerschmidt MS 145 auf den ersten Blick. Unzählige Male hat ihn dieses zuverlässige Lufttaxi bereits auf seinen Auslandseinsätzen begleitet. Die Konstruktion basiert noch auf den alten Eurokoptern, die seinerzeit von Airo-Omnibus – oder wie auch immer dieser Luftfahrtkonzern damals hieß – gebaut wurden. Der Hubschrauber setzt sanft auf und lässt sein Triebwerk langsam auslaufen. Noch während sich die Rotorblätter drehen, öffnet sich die Tür und ein Mann springt aus dem Inneren des Fluggeräts.

> *»Ach du Scheiße!«, entfährt es Jan, als er Dr. Braunweger auf sich zulaufen sieht.*

Dessen freundlich dreinblickendes Gesicht erstarrt zu Eis, als er David Jonas neben dem Geheimagenten aus der Rhein-Domäne stehen sieht.

> *»Herr Eckert, das wird ein Nachspiel haben, das verspreche ich Ihnen! Und ich habe mich schon gewundert, dass ich einen meiner wichtigsten Zeugen nirgends erreichen kann!«*

Jan überlegt fieberhaft, wie er dem Wiener Staatssekretär möglichst plausibel Davids Anwesenheit erklären kann.

»Guten Morgen, Herr Braunweger. Es freut mich, dass Sie uns höchstpersönlich auf unserer heutigen Mission begleiten. Herr Jonas war so freundlich mich als IT-Consultant auf meiner bisherigen Reise zu begleiten. Er verfügt über ein breitgefächertes Know-how und ohne ihn und seinen Computer wären unsere bisherigen Fahndungserfolge nicht möglich gewesen. Als er mich fragte, ob er mir bei diesem Ausflug an den Lago Maggiore behilflich sein kann, konnte ich einfach nicht Nein sagen!«

»Reden Sie keinen Blödsinn, Eckert! Sie wissen genauso gut wie ich, dass Zivilisten hier nichts zu suchen haben. Schicken Sie den jungen Mann sofort nach Hause!«

»Das würde ich mir zweimal überlegen«, versucht Jan den aufbrachten Diplomaten aus dem Wiener Außenministerium zu beschwichtigen. »So wie die Dinge stehen, müssen wir jeden Augenblick damit rechnen, dass unser Zielobjekt einen weiteren Terroranschlag begeht und nach Lage der Dinge ist Herr Jonas mit seiner Tracking-Software das einzige Hilfsmittel, das uns diesen Anschlag vielleicht noch verhindern lässt. Ich kann deshalb nur eindringlich an Sie appellieren: Geben Sie sich einen Ruck und lassen Sie Herrn Jonas heute mit uns fliegen. Im Hubschrauber ist doch genügend Platz für uns alle!«

»Hat er denn unterschrieben?«, fragt Dr. Braunweger murrend und Jan weiß sofort, worauf der alte Fuchs hinaus will.

»Hat er!«, antwortet er grinsend und denkt an die Unterschrift, die er David und Gianna am Beginn ihrer gemeinsamen Tour abgeluchst hatte.

»Gut«, grummelt der Staatssekretär nach kurzem Nachdenken. »Dann geht das hier auf Ihre Kappe! Und nun lassen Sie uns keine weitere Zeit verlieren. Wir sollten schon längst in der Luft sein!«

Die vier Männer besteigen eilig den Helikopter und bekommen vom Piloten ihre Helme überreicht. Der CSO[66] setzt sich als ortskundiger

66 CSO: Chief Security Officer

Führer ohne weitere Nachfrage gleich neben ihn. Dr. Braunweger und Jan nehmen die Plätze in der zweiten Reihe ein. Für David bleibt die Rückbank übrig, auf der er es sich mit seinem aufgeklappten Notebook bequem macht.

> *»Ready for takeoff?«, fragt der Pilot, als sich die Rotorblätter über ihren Köpfen bereits so schnell drehen, dass man sie nicht mehr als solche erkennen kann.*

Das gesamte Innenraum des Hubschraubers wackelt und vibriert und ohne die dämpfende Wirkung des Helms könnte man sein eigenes Wort nicht mehr verstehen. Die integrierte Kommunikationsanlage ermöglichst aber eine gute Verständigung und nachdem alle Passagiere über das Mikrofon ihres Headsets ihre Startbereitschaft bekundet haben, lösen sich die Kufen vom Boden und die Flugmaschine steigt wie eine Rakete senkrecht in den Himmel.

David ist begeistert von der Wirkung der noch nie so intensiv empfundenen Schwerkraft. Sein Magen signalisiert allerdings weniger Euphorie und scheint zu überlegen, ob es nicht besser wäre, in den Panikmodus zu wechseln und etwas Ballast abzuwerfen. Vorsichtig schielt David in die Lehnentasche des Sitzes vor seinen Knien und ist beruhigt, als er zwei große Spucktüten darin vorfindet. Als der Helikopter dann aber in eine stabilere Flugbahn einschwenkt, geht es ihm schnell wieder besser und er schaut fasziniert auf die unter ihm vorbeigleitende grüne Karstlandschaft des Triestiner Hinterlands.

> *»Wir folgen jetzt genau dem Verlauf der Pipeline, die hier in einem großen Bogen um die Stadt Triest herumführt«, erklärt Maurizio Torriano in einem leicht oberlehrerhaften Ton. »Dort unten verlief früher einmal die Grenze zwischen Italien und Slowenien. Sehen Sie die Markierungspfähle, die dort in regelmäßigen Abständen in der Landschaft stehen?«*

> *»Die mit dem roten Hut?«, fragt Dr. Braunweger. »Mit der weißen Zahl drauf, die wie überdimensionale Fliegenpilze aussehen? Sind das etwa die alten Grenzpfähle?«*

»Unsinn!«, antwortet der CSO und beginnt laut zu lachen. »Diese Pfähle markieren den Verlauf der Pipeline und ermöglichen uns, durch die eindeutige Zahl auf dem Pilzkopf, im Falle eines Lecks sofort den genauen Ort bestimmen zu können.«

»Schafft man damit denn nicht ein großes Sicherheitsproblem?«, fragt Jan skeptisch. »Ich meine, durch diese Pfähle weiß doch jeder Idiot wo die Pipeline verläuft!«

Torriano schüttelt entschieden seinen behelmten Kopf und meint:

»Eine geheime Trassenführung ist nicht praxistauglich. Wer ein echtes Interesse daran hat, den genauen Verlauf herauszubekommen, wird immer auch eine Möglichkeit dazu finden. Im Winter, wenn es leicht geschneit hat oder der Boden vom Rauhreif überzogen ist, kann man den Verlauf der Leitung manchmal mit bloßem Auge erkennen. Was meinen Sie, wieviel Wärme so eine Leitung von einem Meter Durchmesser an das Erdreich abgibt. Und das Rohöl kommt manchmal direkt aus dem Bauch eines Tankers, der es aus einem heißen Wüstenstaat zu uns nach Triest gebracht hat. Nein, meine Herren: Geheimhalten lässt sich der Verlauf von so einer langen Pipeline ganz bestimmt nicht. Aber wenn es Sie beruhigt: Wir verfügen über einige Sicherheitsvorkehrungen, von denen die normale Bevölkerung nichts weiß und deren Kenntnis auch nicht für die Öffentlichkeit bestimmt ist.«

Der CSO weist seine Begleiter auf ihre Verschwiegenheitspflicht hin erklärt ihnen einige Details des insgesamt recht umfangreichen Sicherheitskonzepts. Im Anschluss entwirft er ein paar potentielle Bedrohungsszenarien und gibt Hinweise, auf welche verdächtigen Dinge sie im Laufe dieses Kontrollflugs zu achten hätten. Unterdessen hat der Hubschrauber den Fluss Isonzo überflogen und die Stadt Udine passiert.

»Dort unten in Reana sehen Sie eine der vielen Pumpstationen, die das Rohöl auf seinem langen Weg über die Alpen durchfließt.«

David hört gar nicht mehr recht hin, was der Sicherheitsmensch da vorne alles erzählt. Sein Interesse gilt inzwischen wieder mehr seinem Computer,

der über sein Smartphone mit dem Internet verbunden ist und auf dem er regelmäßig den Status seiner Tracking-Software checkt. Doch so oft er auch nachsieht, ob der potentielle Attentäter vielleicht doch ein neues Lebenszeichen von sich preisgibt: Es tut sich nichts. Das überwachte Handy bleibt offline.

Langsam wird ihm langweilig. Während seine Mitflieger mit Argusaugen den Verlauf der Pipeline nach verdächtigen Personen und Gegenständen absuchen, kann er von seiner Rückbank aus nur die endlose, langweilige Ebene um die Industriestadt Udine herum bewundern. Er erinnert sich, dass er vor ein paar Jahren einmal in einem Projekt gearbeitet hatte, wo es auch um den Verlauf von Leitungen ging. Keine Ölleitungen – um Wasserleitungen ging es damals. Das Wasserwerk von irgendeiner Stadt in der Unterdomäne Drau.Donau hatte ihn beauftragt eine Sicherheitsanalyse ihres Netzwerks zu erstellen. Damals hatte er sich eine OPC[67]-Software auf seinem Notebook installiert und konnte damit die gesamte Steuerungstechnik des Wasserwerks von seinem Rechner aus kontrollieren. Temperatursensoren, Absperrventile, Durchflussmessgeräte – alle Komponenten des weitverzweigten Rohrleitungssystems wurden auf dem Display seines Rechners anschaulich visualisiert und konnten – ausreichende Zugriffsrechte vorausgesetzt – aus der Ferne bedient werden. Ob die mit ihrer Pipeline wohl über ein ähnliches System verfügen? David sucht in einem der einschlägigen Computerforen nach dem OPC-Zugangsknoten der TAL-Betreiberfirma.

> *»Tatsächlich!«, denkt er sich. »Die verwenden immer noch dieses total veraltete System. Eigentlich aber auch kein Wunder, wenn man bedenkt, wie lange es diese Pipeline schon gibt.«*

Er startet die OPC-Software auf seinem Notebook und versucht sich auf dem Zugangsknoten zu verbinden.

> *»Das war zu erwarten: Ich brauche eine Kennung und ein Passwort.«*

67 OPC: Open Platforms Communications – Software-Schnittstellen für den Datenaustausch zwischen Anwendungen unterschiedlichster Hersteller in der Automatisierungstechnik

David gibt als Kennung das Wort »operator« ein und versucht es mit dem Passwort »tal«:

»Access denied!«, bekommt als als Antwort des Systems.

»TAL« - »Access denied!«

»TaL« - »Welcome operator!«

»Diese Schwachmaten!«, denkt sich David und jubelt innerlich. Wie kann man so ein sensibles System nur so jämmerlich absichern? Er überlegt, ob er gleich den CSO über seine Entdeckung in Kenntnis setzen soll. Seine Neugier siegt aber über sein Mitteilungsbedürfnis. Triumphierend betrachtet er das faszinierende Bild, welches da gerade auf dem Display seines Notebook entsteht. Die Discoveryfunktion des OPC-Programms zeichnet eine Komponente nach der anderen in das dargestellte Netzwerk. Druck- und Temperatursensoren, Absperrschotts, Pumpencontroller, Leitstandskomponenten – David muss bald tief in die Topologie des Systems hineinscrollen, um überhaupt noch Details erkennen zu können.

Unterdessen hat der Helikopter die Alpen erreicht und fliegt mit unvermindertem Tempo über ein breites Flussbett. In einem Meer von weißen Kieselsteinen bahnt sich ein kleines mäanderndes Bächlein seinen Weg.

»Das da unten ist der Tagliamento!«, belehrt Maurizio Torriano seine Flugbegleiter.

»Dieses kleine Rinnsal ist das Herz der Hauptdomäne?«, fragt Jan ungläubig.

»Sie können ja mal im Frühjahr nach der Schneeschmelze herkommen. Sie werden sich wundern, wie es dann da unten aussieht!«

Und nur wenige Pipelinepilze weiter erklärt der SCO:

»Wir erreichen jetzt den Cavazzosee. Gleich hinter dem See befindet sich die große Pumpstation, die das Öl über den Alpenhauptkamm schiebt.«

David scrollt und zoomt unterdessen auf seinem Computer herum und versucht den Verlauf der Pipeline mit dem Übersichtsbild auf seinem Computer abzugleichen.

»Warum hat man die Pipeline denn direkt an diesem schönen Bergsee entlang geführt?«, wundert sich Dr. Braunweger. »Nicht auszumalen was passieren würde, wenn hier einmal ein Leck aufträte!«

»Bisher ist immer alles gut gegangen«, antwortet der Sicherheitsmann und zuckt mit den Schultern. »Außerdem ist das Pipelinesystem so ausgelegt, dass bei einem Druckabfall sofort alle leckabwärts liegenden Pumpen automatisch abgeschaltet werden. Wenn jetzt jemand hier die Pipeline sprengen würde, käme der gesamte Rohölstrom sofort zum Stillstand. Von unten – soll heißen aus Triest – käme nichts mehr nach und von oben würde das in der Leitung verbliebende Öl von der leckaufwärts liegenden Pumpe weggesaugt. Der Schaden wäre zwar nicht unerheblich, aber beherrschbar.«

»Trotzdem – sehen Sie sich nur mal diesen Markierungspfahl neben dem Campingplatz da unten an!«, fährt Braunweger fort. »Direkt am Wasser steht das Ding! Das bedeutet, dass die Pipeline hier sogar unter dem Wasserspiegel des Sees liegt. Ich halte das für ziemlich unverantwortlich.«

»Könnten wir uns bitte diesen Campingplatz etwas näher ansehen?«, bittet Jan den Piloten.

Der Pilot erfüllt ihm den Wunsch und lässt den Helikopter in etwa fünfzig Metern Höhe über dem gut überschaubaren Areal kreisen. Nach einer Weile meldet sich David über sein Headset zu Wort:

»Signore Torriano, ich habe da etwas auf meinem Computer, was Sie interessieren wird!«

»Jetzt nicht David!«, reagiert Jan brüsk. »Wir müssen uns jetzt auf das Geschehen da unten konzentrieren!«

»Es ist aber wichtig!«

»Was ist denn so wichtig, junger Mann?«, erwidert der CSO ohne seinen Blick von den Zelten und Wohnwagen am Boden abzuwenden.

»Es ist mir gelungen, mich in ihr OPC-System zu hacken!«

»Und das erzählen Sie mir jetzt? Das wäre wirklich hochinteressant, wenn das stimmen würde, aber lassen Sie uns das bitte am Ende dieses Kontrollflugs besprechen. Alles zu seiner Zeit.«

David verstummt wieder für eine Weile. Was aber nicht daran liegt, dass er sich von der Reaktion des Sicherheitsmannes hat einschüchtern lassen. Fassungslos starrt er auf den Bildschirm seines Computers und weiß nicht, was er davon halten soll.

»Signore Torriano«, beginnt er nach einer Weile wieder. »Wir haben ein Problem. Auf einer ihrer Pumpen liegt ein Cronjob!«

»David, zum Teufel!«, mischt sich Jan ein. »Das ist jetzt wirklich nicht der Augenblick für diesen Computerscheiß! Wir haben hier weiß Gott andere Dinge zu tun, als uns mit deinen bescheuerten Softwareproblemen zu beschäftigen! Können wir jetzt bitte weiterfliegen? Da unten ist nichts Verdächtiges zu sehen!«

»Was ist denn ein Cronjob?«, will Dr. Braunweger wissen, während der Hubschrauber abdreht und weiter in Richtung Norden fliegt.

»Ein Cronjob dient der zeitbasierten Ausführung von Computerprogrammen. Das Wort Chronos kommt aus dem Griechischen und bedeutet Zeit. Man kann mit so einem Cronjob beliebige Aufgaben automatisieren, so dass sie zu festgelegten Zeiten automatisch ausgeführt werden.«

»Würden Sie bitte zur Sache kommen!«, würgt ihn der Wiener Staatssekretär ungeduldig ab.

»Ich kann mit meiner Software sehen, dass so ein Cronjob an der Steuerungseinheit einer Pumpe dranhängt. Wenn ich das richtig

interpretiere, soll damit die Pumprichtung invertiert werden und zwar in genau – drei Minuten!«

»Jetzt reicht es aber wirklich David!«, schreit Jan in sein Mikrofon. »Nur weil sich auf deinem Computer eine Pumpe komisch verhält, hältst du uns von unserer wichtigen Arbeit ab? Jetzt halt endlich die Klappe oder wir setzen dich da unten ab!«

Der Helikopter hat inzwischen das Ende des Sees erreicht.

»Sehen Sie da vorne?«, ruft Maurizio Torriano. »Da liegt die Ortschaft Cavazzo. Und direkt hier unten, vor uns, liegt die große Pumpstation.«

»Da wo das große Elektrizitätswerk ist?«, fragt Dr. Braunweger.

»Das ist kein Elektrizitätswerk«, erklärt der CSO. »Das ist die Stromversorgung für die Pumpstation! Was meinen Sie, welche unvorstellbaren Mengen an elektrischer Energie benötigt werden, um diese Menge an schwerem Rohöl über die Alpen zu pressen?«

Eine Sekunde herrscht Funkstille. Dann ist es David der zu schreien anfängt:

»Oh mein Gott! Ich weiß jetzt was das für eine Pumpe ist, deren Richtung in drei – Entschuldigung zwei – Minuten sich umkehren wird! Das ist die große Hauptpumpe dort unten in der Pumpstation. Ich kann es eindeutig an ihren Device-Properties sehen. Ich hätte nie gedacht, dass es überhaupt so leistungsstarke Pumpen gibt! Und das mit der Richtungsumkehr ist noch nicht alles! Nach dem Umkehren der Pumprichtung koppelt sich die Pumpe vom System ab und kann nicht mehr von außen kontrolliert werden! Wissen Sie was das heißt, meine Herren? Wenn sich jetzt irgendwo unterhalb dieser Pumpstation ein großes Leck in der Leitung entstehen sollte, wird der gesamte Inhalt der Pipeline - vom Alpenhauptkamm bis zu dieser Pumpstation ausfließen! Bei einem Rohrdurchmesser von einem Meter sind das annähern tausend Liter Rohöl je Meter Pipeline. Haben Sie das verstanden? Tausend Liter Rohöl für jeden Meter von hier bis zum Alpenhauptkamm! Falls dieses Szenario eintreten sollte, ergießt sich eine Öllawine durch das Tal das Tagliamento bis zur

Adria, dass sogar noch die Bewohner im fernen Venedig bis zu den Knöcheln im schwarzen Schlamm stehen werden!«

Für eine Sekunde herrscht Totenstille in den Headsets. Dann löst sich Maurizio Torriano aus seinem Sitz und dreht sich nach hinten zu David um. Sein Gesicht ist kreideweiß. In seinen Augen spiegelt sich das blanke Entsetzen. Kaum hörbar beginnt er zu stammeln:

»Wenn das passieren sollte – dann Gnade uns Gott!«

Zündung

Boris Luganov ist heute ebenfalls schon sehr früh aufgestanden. Kurz vor dem Verlassen des Campingplatzes aktivierte er das Zündmodul des Sprengsatzes. Dann sagte der dem idyllischen Ort in den Bergen »Arrivederci« und stieg in seinen Transporter. Er folgte der kleinen Nebenstraße, die um die Südspitze des Cavazzosees führt und parkte seinen Transporter schließlich an einem kleinen Parkplatz an der östlichen Uferstraße. Dort wartet er nun schon seit geraumer Zeit.

Vom Fahrersitz aus kann er den ganzen See überblicken, der um diese frühe Uhrzeit noch still und glatt wie ein Spiegel vor ihm liegt. Am gegenüber liegenden Ufer erkennt er ganz klein die paar Häuser, bei denen der Campingplatz und die Badeanstalt liegen müssen. Nur gut, dass so früh am Morgen noch nicht so viele Menschen unterwegs sind. Vielleicht halten sich so die unvermeidlichen Kollateralschäden da drüben einigermaßen in Grenzen.

Auf einmal wird die romantische Morgenstille jäh gestört. Vom südlichen Seeende her nähert sich ein Hubschrauber mit lautem Getöse. Das Schlagen der Rotoren dröhnt wie Maschinengewehrfeuer über den See. Es scheint, als würde er jetzt direkt über dem Campingplatz in der Luft verharren. Suchen die da etwas? Wahrscheinlich einen verirrten Wanderer oder etwas ähnlich Belangloses. Nur gut, dass das Scheißding nicht schon gestern aufgetaucht ist, als er in seinem Zelt gerade dabei war, die Sprengladungen zu platzieren! Bestimmt hätte ihn so ein Helikopter über

seinem Kopf nervös gemacht und wer nervös ist, der macht Fehler. Ein Boris Luganov macht aber keine Fehler!

»Komm Junge, flieg noch ein bisschen weiter nach rechts rüber!
Mit etwas Glück hol ich dich gleich vom Himmel!«

Zu seiner großen Enttäuschung dreht aber der Helikopter nun wieder ab und fliegt um den Berg herum weiter in Richtung Norden. Boris Luganov schaut auf die goldene Rolex an seinem Handgelenk. Nur noch wenige Minuten. Dann hat sein Freund Pjotr seinen großen Auftritt. Auch wenn der momentan sehr weit weg ist. Auch wenn der jetzt gerade vermutlich in St. Petersburg im Bett irgendeiner blonden, vollbusigen Prostituierten liegt und nicht weiß, wo oben und unten ist. Sein Freund Pjotr kann etwas, was Boris Luganov so ganz und gar nicht kann: Sein Freund Pjotr kennt sich mit Computern aus. Sein Freund Pjotr ist ein Hacker von Gottes Gnaden. Es gibt kein Computernetz, in das sein Freund Pjotr nicht hineinkäme und das er nicht nach Belieben manipulieren und für seine Zwecke missbrauchen könnte. Bei vielen seiner Jobs hatte ihn sein Freund Pjotr tatkräftig unterstützt. Man könnte fast behaupten, dass die beiden so eine Art Dream-Team bilden. Er – Luganov – ist der Mann vor Ort. Der Macher, der Organisator, der Kopf und die eiserne Faust. Und sein junger Freund Pjotr zieht die feinen digitalen Fäden im Hintergrund, ohne die es in einer immer digitaler werdenden analogen Welt einfach nicht mehr geht.

Boris Luganov schaut noch einmal auf seine Armbanduhr. Dann zieht er sein neues Smartphone aus der Brusttasche seines Hawaiihemdes und startet die neue App. Drei große rote Knöpfe leuchten ihm auf dem kleinen Display entgegen. Mit viel Gefühl drückt Luganov auf den obersten Knopf. »Blut – Are you sure?«, fragt die App sicherheitshalber noch einmal nach. Boris Luganov nickt mit dem Kopf und murmelt sein Mantra:

»Rapidus – Subitus – Tinnitus«

Dann drückt er bestätigend die »Yes«-Taste. Eine Sekunde später explodiert am gegenüberliegend Ufer ein heller Blitz und schleudert Unmengen von Steinen und Erdreich in die Luft. Wie ein kleiner Atompilz

steigt eine braune Wolke über dem See auf. Und kurz darauf erreicht der mit Schallgeschwindigkeit über den See rasende Detonationsknall Luganovs lauschende Ohren. Es dauert eine gefühlte Ewigkeit, bis das Echo, das nun von den unzähligen Bergen in der Gegend reflektiert wird und wie ein endlos rollender Donnerhall durch die benachbarten Täler zieht, endlich verstummt. Mit erhabener Stimme spricht Boris Luganov zu sich selbst:

> *»Mein Werk ist vollbracht – Pjotr, jetzt bist du am Zug!«*

Dann startet er den Motor seines Transporters und sucht das Weite.

Umweltkatastrophe

> *»Was können wir jetzt tun?«, schreit Dr. Braunweger, als er in die leeren Augen des Chief Security Officers schaut.*

> *»Ich werde versuchen, ob ich den Cronjob löschen kann!«, antwortet David.*

Seine Finger beginnen über die Tastatur und das Touchpad seines Notebooks zu rasen.

> *»Scheiße!«, ruft er wenig später. Ich verfüge nicht über ausreichende Rechte. »Der Job kann nur vom Leitstand aus gelöscht werden!«*

Jan klopft dem vor ihm sitzenden Piloten auf die Schulter und fragt:

> *»Können wir vom Helikopter aus mit dem Leitstand in Triest telefonieren?«*

> *»Wenn Sie mir die Nummer geben«, antwortet der Mann am Steuerknüppel in ruhigem Ton. Er scheint der Einzige an Bord zu sein, dessen Puls noch unter hundertachtzig liegt.*

Der CSO nestelt in seiner Brieftasche herum und zieht eine kleine Visitenkarte heraus.

> *»Diese Nummer müssen Sie anrufen!«*

Der Pilot hantiert kurz an dem riesigen Armaturenbrett und sagt:

> *»Lesen Sie jetzt die Nummer laut vor!«*

Maurizio Torriano holt tief Luft und spricht dann die lange Nummer in sein Mikrofon. Eine gefühlte Ewigkeit herrscht Stille in der Leitung. Dann beginnt es zu Tuten und eine Sekunde später meldet sich eine unverständliche Stimme.

> *»Hallo, hier spricht Maurizio Torriano, der Chief Security Officer. Mit wem spreche ich?«*

Der Mann am anderen Ende der Leitung wiederholt seinen seltsamen Namen, der weder italienisch, noch deutsch klingt.

> *»Hören Sie! Wir haben ein riesiges Problem an der Pumpstation in Cavazzo. Sehen Sie bitte mal nach, ob Sie an den Pumpencontrollern irgendwelche Besonderheiten erkennen können. Ob da irgendwelche Cronjobs dranhängen oder so etwas in der Richtung!«*
>
> *»Einen Augenblick, ich werde nachsehen – Scheiße! - Was ist denn jetzt plötzlich los? Wir haben einen massiven Druckabfall bei 587! Hier gehen gerade alle Alarmlampen an. Können wir bitte später weiter telefonieren?«*
>
> *»Nein!«, schreit der CSO so laut er kann. »Legen Sie jetzt um Himmels Willen nicht auf! Dieser Druckabfall steht mit dem Pumpenproblem im Zusammenhang! Wenn wir nicht sofort diesen Cronjob aus dem System entfernen, gibt es hier eine Riesenkatastrophe!«*
>
> *»Entschuldigen Sie, Sir! Hier am Leitstand bricht gerade die Hölle aus! Ich muss das Leck lokalisieren und die Ölzufuhr stoppen!«*
>
> *»Das passiert doch automatisch, Sie Idiot! Sie tun jetzt genau was ich Ihnen sage! Sie gehen jetzt an ihrer Leitstand-Software auf die Hauptseite. Dann gehen Sie auf Ansicht und öffnen das Fenster für die Hauptpumpenansteuerung. Dort klicken Sie auf die Pumpe in Cavazzo. Haben Sie das kapiert?«*

»Okay – wie Sie befehlen, Sir.«

Inzwischen kann auch David auf seinem Notebook die durch den Druckabfall ausgelösten Alarmmeldungen sehen. Aufgeregt ruft er ins Mikrofon:

»Das Leck muss hier ganz in der Nähe sein! Und es sind nur noch 60 Sekunden bis zum Start der Umkehrprozedur!«

»Okay«, meldet sich der Mann vom Leitstand. »Sie haben recht! An der Cavazzopumpe hängt irgend so ein Job dran. Was soll ich tun?«

»Löschen Sie das verfluchte Ding!«, schreit Torriano so laut er kann.

»Nur wenn Sie die Verantwortung dafür übernehmen!«

»Natürlich übernehme ich die Verantwortung! Jetzt löschen Sie verdammt nochmal endlich diesen verfluchten Cronjob!«

»Wie Sie wünschen, Sir! Einen Augenblick – Scheiße, Sir! Ich verfüge nicht über die ausreichenden Rechte um einen vorhandenen Job zu entfernen. Ich habe nur Operator-Rechte. Für das Löschen eines Jobs sind aber Supervisor- oder Admin-Rechte erforderlich!«

»Können Sie sich mit meiner Kennung in das System einloggen? Warten Sie! Ich buchstabiere Ihnen mein persönliches Passwort!«

Maurizio Torriano rauft sich vor Verzweiflung die Haare. Von hinten ruft David:

»Noch 50 Sekunden!«

»Bedaure Sir, Ihre Kennung verfügt über Managerrechte. Damit können Sie nach Belieben neue Systemkomponenten vorbereiten, Tasks zuweisen und Bugreports erstellen. Aufgrund des Vorfalls vor zwei Jahren hat man aber den Managern wieder alle Rechte zur Durchführung systemkritischer Funktionen entzogen.«

Torriano weiß sofort, was der Operator damit meint. Der damalige Störfall konnte gerade noch einmal vertuscht werden, bevor die Öffentlichkeit Wind davon bekam.

»Dann holen Sie Ihren Supervisor! Wir befinden uns in DEVCON1[68], da wird doch wohl jemand auf dem Leitstand sein, der Ahnung von der Materie hat und über ausreichende Zugriffsrechte verfügt!«

»40 Sekunden!«, ruft David von der Rückbank.

»Ich habe Natascha vorhin hier rumlaufen sehen«, antwortet der Operator zögernd. »Ich werde mal sehen, ob ich sie finden kann!«

Es wird ruhig in der Leitung. Maurizio Torriano fängt an zu beten. Hoffentlich kann der Mann Natascha auftreiben! Seit dem letzten Fit4Futuro-Programm ist die Zusammensetzung des technische Personals dermaßen auf Kosteneffizienz getrimmt worden, dass der CSO manchmal glaubt, nur noch von Idioten umgegeben zu sein. »Hauptsache billig!« antworten seine Kollegen aus der Geschäftsführung jedes Mal, wenn er sich über die schlechte Ausbildung seiner Leute beklagt. Natascha aus der Don-Domäne – oder vielmehr aus der Ostukraine, wenn man sie selbst nach ihrer Heimat fragt – Natascha jedenfalls sticht da wie ein Leuchtturm hervor. Die junge Frau ist hochintelligent, hochmotiviert und will hoch hinaus. Mal sehen, wie lange er sie für dieses schäbige Gehalt noch in der Firma halten kann.

»30 Sekunden!«, ruft David verzweifelt.

»Hallo Towarisch, was gibt‘s?«

»Natascha! Gott sei Dank, dass du da bist. Hör zu: Wir haben an Pumpe 2 einen Job, der in einer halben Minute die ganze Pipeline vom Plöckenpass bis Cavazzo in den See entleert. Du musst dich mit deiner Kennung einloggen und den Job löschen, sonst sind wir alle am Arsch!«

---

68 DEVCON: Defense readiness conditions – Militärischer Begriff zur Definition von Alarmzuständen.

»20 Sekunden!«, ruft David laut.

»Cyka blyat!«, flucht Natascha nach einer kurzen Analyse der Lage. »Ich sehe was du meinst! Welches verdammte Schwein hat uns denn dieses Ei ins Nest gelegt?«

In den Kopfhörern der Helme kann man hören, wie Nataschas lange Fingernägel über die Computertastatur klackern.

»10 Sekunden!«, schreit David.

»Da vorne steigt ein Rauchpilz auf!«, schreit Dr. Braunweger.

»Mach schnell Natascha!«, schreit der CSO.

»5 Sekunden!«

Kurze Stille.

»Erledigt, Towarisch. Ich habe das Scheißding gelöscht!«

»Danke Natascha! Du hast was gut bei mir!«, antwortet Torriano und lässt sich entspannt in seinen Sitz fallen. »Macht jetzt bitte alle Schotten dicht und sorgt dafür, dass kein Öl mehr aus 587 ausläuft. Und alarmiert alle verfügbaren Einsatzkräfte! Sie sollen Barrieren am Ablauf des Sees errichten, dass so wenig Öl wie möglich, in das Tal abfließt.«

»Alles klar, Towarisch! Sonst noch was?«

»Nein, vorerst nicht. Ich melde mich später wieder. Danke Natascha!«

Der Pilot ist inzwischen zum Anschlagsort am See zurückgeflogen, wo noch immer der große Rauchpilz wie ein Fanal des Todes über den Köpfen der aufgeschreckt herumlaufenden Campingurlauber hängt. Am menschenleeren Badestrand hat sich bereits eine riesige schwarze Pfütze gebildet, die sich unaufhörlich und mit zunehmender Geschwindigkeit über den ganzen See ausbreitet.

»Wir haben Glück im Unglück gehabt!«, meint der CSO, als er mit einem lachenden und einem weinenden Auge die sich anbahnende Umweltkatastrophe am Cavazzosee von oben beobachtet.

Krisensitzungen

Auf dem kurzen Rückflug nach Triest herrscht im Helikopter die meiste Zeit Funkstille. Jeder der fünf Männer ist mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Bei David weicht die Anspannung einer anwachsenden Euphorie. Es ist sein Verdienst, dass die Auswirkungen des Anschlags in einem überschaubaren Rahmen geblieben sind. Er ist der Held. Er hat die Welt gerettet! David klappt seinen Computer auf und informiert sich über die bislang in der Menschheitsgeschichte aufgetretenen Ölkatastrophen. Meistens waren es irgendwelche Öltanker, die bei einer Havarie ihre schwarze Fracht ins Meer entließen und dadurch ein Massensterben in der Tierwelt verursachten. Nach ein wenig Herumrechnen kommt er zu dem Ergebnis, dass die Rohölmenge, der sich bei einer Schubumkehr der Pumpe in den See und das Tal ergossen hätte, in etwa der Menge entsprochen hätte, die der Tanker Exxon Valdez im Jahre 1989 vor Alaska verlor. Damals wurde die dortige Küste auf einer Länge von 2000 Kilometern verseucht und Hunderttausende Seevögel, Fische und andere Tiere verloren ihr Leben. Bis zum heutigen Tag haben sich die giftigen Rückstände noch nicht vollständig abgebaut und vergiften über die Nahrungskette weiterhin Mensch und Tier. Die Schadensersatzzahlungen, die dem Exxon-Konzern damals aufgebrummt wurden, waren Peanuts im Vergleich zu den Summen, die heute in einem vergleichbarem Fall fällig wären. David ist sich sicher, dass wenn man ihm nur ein Prozent, des durch sein Eingreifen verhinderten Schadens, als Belohnung gäbe, er auf einen Schlag zu einem der reichsten Männer der Welt avancieren würde.

Seine Gedankenspiele enden abrupt, als sie am Heliport in Triest ankommen. Auf dem Rückflug hatte der Pilot die maximale Reisegeschwindigkeit der Messerschmidt erreicht, was die Flugzeit, im Gegensatz zu der Schleichgeschwindigkeit des Hinflugs, auf nur wenige

Minuten reduzierte. »Endlich wieder festen Boden unter den Füßen«, denkt sich David, als er aus dem Hubschrauber springt und seinen Mitfliegern zum Auto des Sicherheitsoffiziers folgt.

Maurizio Torriano führt auf seinem Handy ein kurzes Telefonat. Dann bittet er seine Begleiter in seinen Wagen einzusteigen und steuert ihn über das weitläufige Areal der TAL-Betreibergesellschaft, bis er vor einem neuen, modern aussehenden Verwaltungsgebäude anhält. Die Dame am Empfang mustert argwöhnisch die Besucherausweise von David, Jan und Dr. Braunweger. Und das, obwohl diese vom obersten Sicherheitsbeauftragten der Firma begleitet werden – aber vielleicht auch gerade deshalb.

Torriano führt seine Gäste in ein großes Foyer. An den Seiten des Saales befinden sich die Eingänge zu mehreren Besprechungsräumen. Der CSO sagt zu Jan und David:

> *»Meine Herren, wenn es Ihnen nichts ausmacht, würde ich Sie bitten, einen Moment hier im Foyer Platz zu nehmen. Herr Dr. Braunweger und ich haben eine Besprechung mit der Geschäftsleitung. Wir würden Sie dann später dazu bitten. Da vorne gibt es Kaffee. Bitte bedienen Sie sich!«*

Dann verschwindet er mit dem Wiener Staatssekretär in einem der Meetingräume und schließt die Tür hinter sich. David und Jan gehen zum Kaffeeautomaten und holen sich zwei große Tassen Cappuccino.

> *»Na, was meinst Du?«, fragt David. »Ob die uns wohl einen Orden verleihen werden?«*

Jan lächelt seinen jungen Hilfsagenten nur mitleidsvoll an und erwidert:

> *»Oh David, du musst noch viel lernen in deinem Leben!«*

Dann lassen Sie sich in die weichen Ledersessel fallen und warten bis auch ihnen Einlass in den erlauchten Konferenzkreis gewährt wird. Die Zeit zieht sich aber wie Kaugummi. Ab und zu dringen laute Stimmen nach draußen und es ist nicht zu überhören, dass dort drinnen momentan alles andere als eitel Sonnenschein herrscht. Es dauert eine geschlagene Stunde,

bis Maurizio Torriano die Tür öffnet und sich bei Jan und David entschuldigt:

> *»Tut mir leid, dass es jetzt doch länger gedauert hat. Wenn Sie nun bitte hereinkommen würden?«*

In dem modernen Besprechungsraum befinden sich außer Braunweger und dem CSO noch zwei weitere Männer. Ihre formelle Kleidung mit Schlips und Nadelstreifenanzug identifiziert sie unschwer als Mitglieder der Geschäftsleitung. Nachdem Jan und David am Besprechungstisch Platz genommen haben, richtet der eine von ihnen, ohne große Umschweife und ohne sich und seinen Kollegen vorzustellen, das Wort an David:

> *»Sie sind also der Herr Jonas! Wir haben hier in der letzten Stunde einiges über Sie und ihre Heldentat gehört. Ich möchte Ihnen im Namen meiner Firma und aller unserer Mitarbeiter danken – für das, was Sie heute für uns und alle Menschen an der nördlichen Adria geleistet haben!«*

Der Mann schaut David freundlich an, steht auf, geht auf ihn zu und reicht ihm die Hand.

> *»Ich wollte wir hätten mehr Leute wie Sie, die mutig und entschlossen an ihre Aufgaben herangehen. Nochmals – meinen herzlichen und aufrichtigen Dank!«*

Er drückt David fest die Hand, schüttelt sie zweimal kräftig und geht dann wieder zu seinem Stuhl zurück. Als er sich wieder gesetzt hat, nimmt sein Gesicht ernstere Züge an und nach einer kurzen Pause fängt er erneut zu reden an:

> *»Trotzdem – so leid es mit tut: Ich muss Sie darauf hinweisen, dass dieses Gespräch hier nie stattgefunden hat! Sie dürfen mit keinem Menschen darüber reden, was sich heute während dieses Hubschrauberflugs ereignet hat. Auch der Hubschrauberflug hat nie stattgefunden!«*

David kann nicht glauben, was der Mann da gerade behauptet. Hilfesuchend wirft er einen Blick zu Dr. Braunweger, der schräg

gegenüber von ihm sitzt, doch dessen Miene ist genauso versteinert wie die der beiden Geschäftsführer. Der Staatssekretär nickt nur kurz und bestätigt:

> *»Sie haben schon richtig gehört, Herr Jonas. Dieser Flug hat nie stattgefunden!«*

Der Mann in Nadelstreifen fährt unterdessen fort:

> *»Es gab kein Softwareproblem, kein Problem mit einer Pumpe und sonst irgendein Problem technischer Art. So ein Problem kann es auch gar nicht geben, weil unsere Systeme gegen jeden Angriff von außen abgesichert sind. Signore Torriano, Sie können das doch sicher bestätigen!«*

Der CSO blickt erst etwas verlegen auf die Tischplatte und erklärt dann aber mit fester Stimme:

> *»Ja selbstverständlich! Ich habe meine Mitarbeiter angewiesen, sämtliche Netzzugänge auf die Verwendung sicherer Passwörter zu überprüfen. Daher bin ich mir sicher, dass wir keinerlei Probleme zu befürchten haben.«*
>
> *»Jan! Sag doch auch mal was!«, ruft David konsterniert seinem Nachbarn zu.*
>
> *»Nun«, erwidert der und räuspert sich kurz, um etwas Zeit zu gewinnen. »Nach Lage der Dinge handelt es sich um eine innere Angelegenheit der Donau-Domäne und ihrer zugehörigen Sonderwirtschaftszonen. Daher sehe ich keine Veranlassung, dass sich die Rhein-Domäne hier einmischen sollte. Ich, für meinen Teil, weiß gar nicht, von was für einem Hubschrauberflug die Herren da gerade reden!«*

David bleibt der Mund offen stehen. Nun bleibt nur noch der Helikopterpilot als Zeuge, der bestimmt noch immer irgendwo da draußen in seiner Maschine wartet. Aber der Mann ist Beamter im Wiener Außenministerium und genießt bestimmt das Vertrauen des Staatssekretärs. Der Pilot wäre bestimmt der Letzte, der gegen die Weisung seines Arbeitgebers verstoßen würde.

»Gut!«, fährt der Manager fort. »Nachdem wir das also geklärt hätten, möchte ich gerne den weiteren Ablauf des heutigen Tages besprechen. Wir fahren jetzt alle gemeinsam in die Stadt. Im Rathaus findet bereits ein Krisentreffen statt. Sie, Herr Jonas, sind einstweilen entlassen. Wir können Sie gerne in die Stadt mitnehmen. Das Rathaus der Stadt Triest liegt an der Piazza Unità; direkt neben Ihrem Hotel, wenn ich recht informiert bin.«

»Wir sind mit unserem eigenen Wagen nach San Dorligo gekommen«, mischt sich Jan ein. »Wenn es Ihnen recht ist, fahren Herr Jonas und ich wieder gemeinsam zurück. Ich setze Herrn Jonas dann im Hotel ab und komme dann direkt zu Ihnen ins Rathaus.«

»Ganz wie Sie wollen!«, erwidert der nadelgestreifte Geschäftsführer und beendet damit die Sitzung.

Während der Rückfahrt zum Hotel ist die Atmosphäre zwischen Jan und David ziemlich frostig.

»Ihr wollt die Angelegenheit also einfach vertuschen!«, schimpft David.

»Wenn ich dir einen guten Rat geben darf: Misch dich da nicht ein! Wenn du dich mit diesen Leuten anlegst, kannst du nur verlieren! Das ist drei Nummern zu groß für dich!«

»Aber die Öffentlichkeit hat doch ein Recht zu erfahren, was sich da heute abgespielt hat und wie unverantwortlich sich manche Leute verhalten haben!«

»Die Öffentlichkeit bekommt über die Medien genügend sensationelles Bildmaterial präsentiert. Auch wenn wir heute Schlimmeres verhindern konnten: Die Tagliamento-Domäne hat den Notstand ausgerufen. Am Cavazzosee spielt sich gerade eine furchtbare Naturtragödie ab. Glaubst du im Ernst, da will jetzt irgend jemand hören, dass das alles nur Peanuts sind?«

Die beiden Männer diskutieren noch eine Weile weiter, ohne ihre unterschiedlichen Ansichten einander annähern zu können. Als Jan den

Wagen in der Tiefgarage des Grand Hotels abstellt und sich von David verabschiedet, sagt er noch:

> *»Also dann bis heute Abend! Diese Krisensitzung dauert bestimmt ewig. Falls ihr noch wach sein solltet, können wir ja noch kurz miteinander reden. Ich klopfe einfach an eure Tür oder rufe euch an. Ansonsten morgen früh um acht beim Frühstück. Und denk daran: Kein Wort zu Gianna über die heutigen Ereignisse!«*

Dann eilt er nach oben, überquert die belebte Piazza dell’Unità di Danubio und fragt den Pförtner im Palazzo del Municipio nach dem Weg zum großen Sitzungssaal. Schnellen Schrittes geht er die große Treppe hinauf. Bevor ihm jedoch Zutritt gewährt wird, muss er dem Wachhabenden erst seinen Diplomatenpass zeigen. Offensichtlich steht sein Name aber auf der Liste der zutrittsberechtigten Personen. Jedenfalls nickt der Polizist nur stumm und öffnet ihm salutierend die Tür.

Im Saal sind bereits jede Menge Menschen versammelt. Auf den U-förmig angeordneten Tischen stehen Namensschilder. Ein Schild vor einem leeren Stuhl trägt seinen Namen. Auf leisen Sohlen geht Jan zu seinem Platz und setzt sich. Die Diskussion ist bereits sehr lebhaft im Gang. Jan lässt seine Blicke über die vielen Namensschilder und die dahinter sitzenden Gesichter schweifen. Manchmal ist neben dem Namen auch der Titel oder die Amtsbezeichnung der jeweiligen Person zu entnehmen. Jan identifiziert auf Anhieb die politische Doppelspitze der Stadt Triest: Die vom Volk gewählte Oberbürgermeisterin und den von Wien eingesetzten Gouverneur. Daneben sitzen die Ratsvorsitzenden der Domänen Tagliamento und Isonzo. Die ihm bereits bekannten Firmenvertreter des TAL-Betreibers sitzen ihm auf der anderen Seite des Raumes gegenüber. Zwei Stühle weiter sitzt Colonnello Forzano und zwinkert ihm freundlich zu.

> *»Wann können wir denn mit einem Fahndungserfolg rechnen?«, fragt eine der anwesenden Journalistinnen den Polizeipräsidenten.*

»Wir wissen, dass er sich bei dem Attentäter um einen Mann mittleren Alters handelt muss. Laut Aussage des Campingplatzbetreibers sprach er mit einem sehr harten osteuropäischen Akzent.«

»Gibt er denn ein Foto von der Videoüberwachung?«

»Leider streamt die Webcam des Campingplatzes derzeit nur Livebilder ins Internet. Normalerweise werden die Bilder eine Woche lang archiviert. Wegen eines Festplattenausfalls geschieht dies momentan aber nicht. Der Inhaber des Campingplatzes wird an der Erstellung eines Phantombildes mitarbeiten.«

»Phantombild! Dass ich nicht lache! Da werden wieder jede Menge Leute unnötig die Leitungen der Polizei belegen, weil sie glauben, in der Zeichnung einen ihrer verhassten Nachbarn wiederzuerkennen! Gibt es denn keine weiteren Indizien, die zu der Identität des Mannes führen können?«

»Wir haben eine exakte Beschreibung des Fahrzeugs, mit dem der mutmaßliche Attentäter unterwegs ist. Außerdem haben wir das Kennzeichen des Fahrzeugs. Dieses muss allerdings mit etwas Vorsicht bewertet werden, weil es der Mann die Nummer selber auf dem Anmeldebogen der Rezeption eingetragen hat und diese nicht verifiziert wurde.«

Auf der anderen Seite des Raumes meldet sich ein Mann zu Wort:

»Kann man denn schon abschätzen, wie groß der ökologische Schaden sein wird, der durch dieses schreckliche Attentat verursacht wurde?«

Das Manager-Streifenhörnchen der TAL geht sofort auf diese Frage ein:

»Wir als Betreibergesellschaft haben selbstverständlich alles menschenmögliche getan, um den Austritt des Öls so schnell wie möglich zu stoppen. Nach unserem derzeitigen Kenntnisstand gehen wir davon aus, dass etwa 400.000 Liter Rohöl unkontrolliert in die Umwelt gelangt sind. Ich weiß, das klingt auf den ersten Blick recht viel. Wir sollten aber nicht vergessen, dass es auf unserem vom Erdöl so abhängigen Globus immer wieder

mal zu unvermeidlichen Leitungsbrüchen kommt. Nehmen wir uns ein Beispiel an unseren nordamerikanischen Freunden! Wenn an deren Keystone-Pipeline[69] *mal wieder eine so kleine Menge Öl versickert, kräht da schon lange kein Hahn mehr danach!«*

Im großen Sitzungssaal entsteht Unruhe. Viele Anwesende schütteln mit den Köpfen oder beginnen laut loszuschimpfen. Es könne ja wohl nicht angehen, dass man ihr einmaliges Alpenbiotop mit den trostlosen, menschenleeren Ebenen des amerikanischen Mittleren Westens vergleiche. Jan lehnt sich entspannt zurück. Er ahnt, dass sich diese Veranstaltung noch lange hinziehen wird.

Fahrerwechsel

Daniele Bisoni beißt herzhaft in seinen veganen Veggie-Burger. »Kann man wirklich essen, das Zeug«, denkt er sich, während er interessiert die Zutatenliste auf der Ökoverpackung studiert: Kürbis, Mehl, Wasser, Pfeffer, Salz, Muskatnuss, Kürbiskerne, Rapsöl, vegane Mayo, Senf, Karotten, Sellerie und Himbeermarmelade. Wirklich nicht schlecht! Wird er in der nächsten Zeit bestimmt öfter mal probieren. Als er mit seinem Lieferwagen an der Marco-Donaldo-Filiale vorbeikam, hatte er tatsächlich kurz mit dem Gedanken gespielt, einen dieser fetttriefenden Hackfleisch-Burger zu kaufen. Dazu eine Tüte Pommes und einen Becher braune, süße Brause. Doch dann besiegte er seinen inneren Schweinehund und ging in den Ökoladen auf der anderen Straßenseite.

Sein Arzt hat ihm ohnehin geraten, dass er mehr auf seine Gesundheit achten solle. Stress im Beruf und ungesunde Ernährung wären nicht gerade ideale Voraussetzung für ein langes, gesundes Leben. Und Daniele Bisoni will noch sehr lange leben. Er will seine Bambini aufwachsen sehen, mit seiner geliebten Frau das Leben genießen und eines Tages in einem Haus am See und im Kreise seiner Enkel und Urenkel sein Leben friedlich zum Abschluss bringen. Aber das Haus am See existiert nur in seiner Fantasie

---

69 Keystone-Pipeline: Transportiert Öl aus den Athabasca-Ölsand-Vorkommen der Mackenzie-Domäne zu den Erdölraffinerien der Mississippi-Domäne.

und um seinen Traum wahr werden zu lassen, muss er noch ordentlich ranklotzen.

Daniele Bisoni ist gelernter Schreiner. Momentan kann er sich vor Aufträgen kaum retten. Heute hatte er den ganzen Tag im fernen Udine zu tun und jetzt dauert es immer noch über eine Stunde, bis er wieder zuhause ist. Aber hier ist es auch schön! Schon oft hat er auf diesem kleinen Parkplatz Rast gemacht. Und inmitten der Natur, zwischen singenden Vögeln und dem rauschend Bach, seine Mahlzeit eingenommen. Und billig ist es auch. Wesentlich billiger, als wenn er in eines dieser einfachen Restaurants gehen und das aktuelle Mittagsgericht bestellen würde. Vom Zeitvorteil gar nicht zu reden – und Zeit ist Geld in seinem Beruf.

Schön einsam ist es hier. Wenn sich nicht gerade eins der Mädchen hier herumtreibt und auf einen Freier wartet. Doch selbst dann hat dieser Platz zugegebenermaßen seine Reize. Zweimal konnte er es sich nicht verkneifen, mit einem der Mädchen für eine halbe Stunde im fensterlosen Ladeabteil seines Transporters zu verschwinden. Aber heute ist außer ihm niemand hier. Der Parkplatz gehört ihm ganz allein.

»Zu früh gefreut!«, denkt er sich, als plötzlich doch noch ein anderer Wagen auf seinen Parkplatz einbiegt. Der Fahrer winkt ihm freundlich zu und parkt dann in gebührendem Abstand. »Hat wohl irgend ein Reifenproblem«, denkt sich Daniele Bisoni, während er beobachtet, wie der Mann in seinem Kofferraum herumkramt und schließlich mit dem Radkreuz am rechten Vorderreifen zu hantieren beginnt. »Von hier ist der bestimmt nicht!«, denkt sich Daniele Bisoni, während er die Bermudashorts und das bunte Hemd des Mannes betrachtet.

> *»Kann ich Ihnen helfen?«, fragt er den Fremden, nachdem er seinen Lieferwagen verlassen hat.*

> *»Das wäre wirklich zu freundlich von Ihnen! Mein rechtes Vorderrad macht komische Geräusche. Ich vermute, dass die Radmuttern locker sind, bin mir aber nicht sicher, wie herum ich drehen muss.«*

»Lassen Sie mich mal versuchen! Ich kenne mich mit technischen Dingen ganz gut aus«, antwortet der gelernte Schreiner im grauen Handwerker-Overall und nimmt dem hilflos dreinblickenden Mann das Radkreuz aus der Hand.

Er geht zum rechten Vorderrad des Wagens.

»Moment – das werden wir gleich haben!«

Schraube um Schraube überprüft er mit fachmännischem Blick und mit der Kraft seiner starken Arme. Doch so sehr er sich auch anstrengt: Alle Schrauben sitzen bombenfest. »Was ist das nur für ein seltsamer Akzent«, denkt er sich, nachdem er an der letzten Schraube angekommen ist.

Würde er mal lieber nach hinten sehen! Hinter seinem Rücken zieht nämlich Boris Luganov gerade eine 9 mm Pistole russischer Bauart aus dem offenen Seitenfenster des Wagens und richtet sie in aller Seelenruhe direkt auf den Hinterkopf seines hilfsbereiten Pannenhelfers. Luganov überlegt noch kurz, ob es der Anstand gebietet, sich für das Nachziehen der Schrauben zu bedanken. Doch dann hört er wieder einmal auf seine innere Stimme und beschließt, es seinem sympathischen Opfer nicht unnötig schwer zu machen.

Der Schuss ist Dank des Schalldämpfers und wegen dem nahen rauschenden Bach kaum zu hören. Als nächstes nimmt Luganov sein neues Fahrzeug in Augenschein. Wie er die Unordnung im Laderaum und die verdreckte Fahrerkabine sieht, überkommt ihn das kalte Grausen und er überlegt, ob er wirklich seine Fahrt in diesem schrottreifen Fiat fortsetzen soll. Schließlich gewinnt aber wieder einmal sein großes Herz die Oberhand.

»Sollst auch nicht umsonst gestorben sein!«, murmelt er, als er die Leiche von Daniele Bisoni in den großen Laderaum des Fiats wirft.

Dann holt er seine Sprengstoffkisten, die Zünder und sein sonstiges Gepäck aus seinem bisherigen Wagen und setzt seine Fahrt fort. Er hat heute noch viele Kilometer vor sich.

Viehpest

»Ich werde euch am Bahnhof in Salzburg absetzen. Von dort könnt ihr dann mit dem Zug zurück nach Wien fahren. Dann werde ich nach München weiterfahren, den Wagen abgeben und zurück nach Köln fliegen.«

Jan, David und Gianna hatten im Grand Hotel in aller Ruhe gefrühstückt und dann ausgecheckt. Jan hatte mit seinem Chef telefoniert. Die beiden waren sich einig, dass es nach aktueller Lage der Dinge keinen Sinn machen würde, noch länger vor Ort zu bleiben. Gegen zehn Uhr morgens verlassen die drei Triest in Richtung Laibach[70]. Die gut ausgebaute Strecke durch den Karawankentunnel und die Tauernautobahn ist der schnellste Weg in Richtung Heimat. Schon bald nach dem Verlassen der Stadt überqueren sie die historische Grenze zwischen den ehemaligen Staaten Italien und Slowenien – beziehungsweise Jugoslawien oder Österreich – je nachdem, wie weit man in den Geschichtsbüchern zurückblättert.

»Ich weiß ja, dass es euch nicht interessiert«, beginnt Gianna. »Aber ich erzähle es euch trotzdem! Ich bin gestern schon hier in der Gegend gewesen. Seht ihr da vorne den Wegweiser? Lipica – dorthin bin ich gestern mit dem Bus gefahren!«

»Lipica?«, wiederholt David. »Ist das nicht der Ort, wo die Pferde der Spanischen Hofreitschule in Wien herkommen?«

»Ganz genau! Dort werden die berühmten Lipizzaner gezüchtet. Ich habe mir das Dressurprogramm angesehen, an einer Führung durch die Stallungen teilgenommen und eine Kutschfahrt durch die herrlichen Linden- und Eichenwälder gemacht. Ihr macht euch keine Vorstellung, wie schön das dort ist!«

David erinnert sich gut an ihren, noch gar nicht so lange zurückliegenden, Besuch in der Wiener Hofburg. Er fand die Dressurvorstellungen mit den Lipizzanerhengsten in der Hofreitschule ganz unterhaltsam. Ansonsten macht er sich aber nicht besonders viel aus diesen Vierbeinern. Jan weiß überhaupt nicht, wovon die beiden da gerade reden. Wenn jemand von

70 Laibach: Das frühere Ljubljana – Hauptstadt der Unterdomäne Laibach.Save.Donau

Pferden spricht, denkt er unweigerlich an Rheinischen Sauerbraten und bekommt Hunger. Da er sich durch die Erwähnung dieses Reflexes aber schon oft bitterböse Kommentare, bis hin zu blankem Hass, eingehandelt hatte, hält er lieber den Mund.

»Wir erreichen jetzt gleich die Wasserscheide«, sagt er, nachdem er Giannas langen Vortrag über andalusische Hengste, Zuchtlinien, Levaden, Courbetten und Capriolen[71] *stoisch ertragen hatte. »Dann befinden wir uns wieder im Flusssystem der Donau.«*

»Warum fällt mir jetzt ausgerechnet der Begriff Viehpest ein?«, fragt David, dem Giannas Ausführungen über das berühmte Lipizzanergestüt auch langsam auf die Nerven gehen.

Gianna hört beleidigt auf zu erzählen und nimmt ihre Schmollhaltung ein. Plötzlich springt sie aber wie ein Klappmesser auf und ruft:

»David! Mach bitte mal deinen Computer an und suche die Stelle in der Bibel, wo etwas über diese Viehpest geschrieben steht! Ihr wisst doch: In dieser Tabelle mit den Anschlagszielen stand doch auch dieser Begriff drin!«

»Was meinst du, wie ich grade drauf gekommen bin?«, erwidert David und rollt mit den Augen.

Dann klappt er aber doch sein Notebook auf, sucht nach Bibelauszügen und beginnt laut vorzulesen:

»Da sprach der Herr zu Mose: Geh hin zum Pharao und sage zu ihm: So spricht der HERR, der Gott der Hebräer: Lass mein Volk ziehen, dass sie mir dienen! Wenn du dich weigerst und sie weiter aufhältst, siehe, so wird die Hand des HERRN kommen über dein Vieh auf dem Felde, über die Pferde, Esel, Kamele, Rinder und Schafe, mit sehr schwerer Pest.«

»Oh mein Gott!«, schreit Gianna. »Sie wollen den armen Pferden etwas antun! Das Gestüt liegt an der Wasserscheide, genau wie

---

71 Levade, Courbette und Capriole: Schulen über der Erde – Diese Übungen beherrschen nur wenige talentierte Hengste

die bisherigen Anschlagziele. Jan, wir müssen etwas unternehmen!«

»Blödsinn!«, erwidert Jan. »Die Wasserscheide ist kilometerweit von diesem Lipica entfernt!«

»Trotzdem! Der Führer auf dem Gestüt hat uns gestern erzählt, dass es hier im Karst jede Menge unterirdischer Flüsse und Wasserläufe gibt. Da kann man sich beliebig darüber streiten, wo die echte Wasserscheide verläuft. Das passt genau ins Denkschema dieser verrückten Alzheimer-Gehirne.«

»In dem Bibelzitat ist aber auch die Rede von Eseln, Kamelen, Rindern und Schafen«, wirft David ein.

»Das darf man doch nicht wörtlich nehmen!«, erwidert Gianna. »In den See ist ja gestern schließlich auch nur Öl und kein echtes Blut geflossen. Außerdem – wo gibt es denn hier in Europa noch Esel oder Kamele in nennenswerter Anzahl?«

»Glaubst du wirklich unser Attentäter wird olle Klepper in die Luft bomben?«, fragt Jan schon etwas genervt. »Die laufen doch weit verstreut auf ihren Weiden und Wiesen herum!«

»Vielleicht will er die Tiere ja gar nicht mit einer Bombe töten, sondern indem er ihr Futter oder das Wasser vergiftet!«

»Das Täterprofil unseres Attentäters zeigt eindeutig, dass es sich um einen männlichen Bombenbauspezialisten handelt. Der Kerl kann Bomben bauen. Mit Gift hat der nichts am Hut. Außerdem töten immer nur Frauen mit Gift!«

»Wer sagt denn, dass alle Anschläge immer vom selben Attentäter ausgeführt werden? Wenn ich mich recht erinnere, stehen in der Viehpest-Zeile der Tabelle die Namen Hugo und Claudia! Hugo steht für den Fürsten von Liechtenstein als Sponsor des Anschlags. Wahrscheinlich ist Claudia der Deckname der Attentäterin, die den Giftanschlag auf die armen Pferde und Fohlen begeht!«

»Das klingt mir zu konstruiert!«, antwortet Jan und schüttelt den Kopf.

»David, sag doch auch mal was!«, ruft Gianna und rammt ihrem Nachbarn auf dem Rücksitz den Ellbogen in die Seite.

»Also ich weiß nicht!«, antwortet der zögernd. »Auch wenn da was dran wäre: Sollen wir da jetzt hinfahren und das ganze Gelände unter die Lupe nehmen? Und selbst wenn du in der Box eines Zuchthengstes eine scharfe Handgranate findest und ihm das Leben rettest, kommt hinterher bestimmt irgendein Stallknecht daher, der behauptet, dass es sich nur um einen Pferdeapfel gehandelt hat und dass sein Stall hundertprozentig sicher wäre!«

Gianna schaut ihren Freund entgeistert an. Auch Jan dreht sich am Lenkrad nach hinten um und wirft David böse Blicke zu.

»Na und?«, erwidert Gianna. »Deswegen habe ich dem Tier doch trotzdem das Leben gerettet! Ihr seid solche Arschlöcher!«

Enttäuscht lässt sie sich in den Sitz zurückfallen. Aus ihren Augen laufen ein paar Tränen, die sie aber sofort beiseite wischt. Es ist der letzte Satz, den sie mit diesen blöden Machos sprechen wird.

Highlander

From the Dawn of Time we came, moving silently down through the centuries, living many secret lives, struggling to reach the Time of the Gathering, when the few who remain will battle to the last. No one has ever known we were among you, until now.[72]

Boris Luganov hat seine Arbeiten an der Staumauer beendet. Über die steile Serpentinenstraße fährt er wieder hinunter in den Ort. Dort angekommen, kauft er am Kiosk eine Zeitung. In der kleinen menschenleeren Bar in der Ortsmitte bestellt er einen Espresso, setzt sich an einen der kleinen Tische und beginnt den langen Artikel über den gestrigen Bombenanschlag am Cavazzosee zu studieren. Je weiter er liest, um so mehr steigt ihm die Zornesröte ins Gesicht. Schließlich schleudert er

72 Prolog aus dem Film Highlander – Es kann nur einen geben

wutentbrannt die Zeitung in die Ecke und verlässt die Bar ohne zu bezahlen. Der Barista schaut ihm mit weichen Knien hinterher und traut sich kein Wort zu sagen.

Luganov geht zum Fluss hinunter. Er weiß um seinen Jähzorn und dass er jetzt besser noch nicht gleich telefonieren sollte. Nach einer Viertelstunde hat sich sein Blutdruck aber wieder normalisiert. Er lehnt sich an das Brückengeländer und zieht sein neues Smartphone aus der Tasche. Im Adressbuch hat er bereits alle seine Kontakte aus der Organisation eingetragen. Er geht zum Eintrag »Hugo« und wählt die Nummer des Fürsten. In der Leitung beginnt es tuten – zwei Minuten lang – dann ertönt eine freundliche Stimme:

> *»Der gewünschte Teilnehmer antwortet nicht!«*

> *»Blyat!«*

Luganov kann sich denken, warum niemand rangeht. Seine Durchlaucht hatte oft genug darauf hingewiesen, dass er keine Anrufe ihm unbekannter Personen anzunehmen geruht.

> *»Sei's drum«, denkt sich Luganov, »dann muss eben nochmal das alte Teil herhalten!«*

Boris Luganov holt sein altes Handy aus der Hosentasche, schaltet es ein, tippt die Geräte-PIN und wartet, bis es sich mit dem Netz verbunden hat. Dann probiert er es noch einmal. Dieses Mal klingelt es nur zweimal, bis sich jemand meldet:

> *»Hallo, wer spricht?«*

> *»Hallo Durchlaucht! Ich bin es – der Vollstrecker!«*

Es herrscht eine kurze Stille in der Leitung. Dann hat der Fürst kapiert, wen er am anderen Ende in der Leitung hat.

> *»Ah – der Vollstrecker! Dass Sie sich noch trauen hier anzurufen! Die Aktion Blut ist ja wohl völlig daneben gegangen! Wie konnte das nur passieren?«*

»Ich bin untröstlich, Durchlaucht. Aber ich habe mir persönlich nichts vorzuwerfen. Unser Mann in St. Petersburg hat da offensichtlich Mist gebaut. Ich, für meinen Teil, habe alles richtig gemacht!«

»Hören Sie mal zu, Vollstrecker! Wir haben Sie als Generalunternehmer für diese Aktion engagiert! Wenn einer Ihrer Subunternehmer Mist baut, stehen Sie trotzdem für das Gesamtgewerk in der Verantwortung. Sie hatten uns eine veritable Umweltkatastrophe versprochen und jetzt nur einen lächerlichen Ölfleck geliefert! Glauben Sie ja nicht, dass wir da keine Minderung geltend machen werden!«

Boris Luganovs Blutdruck beginnt wieder rapide zu steigen. Dieser Pjotr wird was erleben, wenn er erst wieder zurück in St. Petersburg ist. Das war das letzte Mal, dass er mit diesem unfähigen Ignoranten zusammengearbeitet hat. In tausend Stücke wird er ihn bomben, dieses Computer-Weichei, diesen digitalen Linkswichser, diesen –

Luganov atmet tief durch. Dann antwortet er mit ernster Stimme:

»Auf Ihrer Seite soll es aber auch Probleme gegeben haben, soweit ich richtig informiert bin! Wo sind Sie denn momentan überhaupt?«

»Ich verweile gerade im schottischen Hochland und mache mich ein wenig mit meinen zukünftigen Ländereien vertraut. Aber das tut jetzt nichts zur Sache! Ja – Sie haben leider recht: Wir haben in Triest ein wichtiges Mitglied unserer Organisation verloren. Joseph ist tapfer im Kampf gefallen und sein Vermächtnis ist in die Hände des Feindes gelangt. Wir dürfen uns aber dadurch nicht aus der Ruhe bringen lassen! Ich habe erst heute morgen mit Friedrich, Werner und Henri konferiert. Unsere Reihen bleiben fest geschlossen und wir haben weiterhin unbeirrt unser Ziel vor Augen!«

»Haben Sie Neuigkeiten von Henri?«

»Henri und die seinen sind wieder auf ihre Insel zurückgekehrt. Dort ist alles unter Kontrolle. Machen Sie sich darüber keine Sorgen! Wie laufen die Vorbereitungen für Sintflut und Viehpest?«

»Alles im grünen Bereich, Durchlaucht! Wir ziehen die Sache also durch wie geplant?«

»Selbstverständlich, mein lieber Vollstrecker! Bringen Sie es zu Ende! Wir sehen uns dann in zwei Tagen in meinem Schloss in Vaduz. Und achten Sie darauf, dass Sie es diesmal nicht wieder vermasseln! Gerade die Aktion Sintflut ist von größter Bedeutung für unsere Organisation! Wenn da wieder etwas schiefläuft, müssen wir Ihnen noch entschieden mehr vom vereinbarten Honorar abziehen!«

»Keine Angst, Durchlaucht! Ab jetzt läuft garantiert alles nach Plan! Durchlaucht können sich voll und ganz auf mich verlassen!«

»Das freut mich zu hören! Benötigen Sie noch mehr von meiner wertvollen Zeit?«

»Nein, Durchlaucht. Ich habe keine weitere Fragen. Ach ja doch, eins noch: Ich habe eine neue Handynummer. Gerade eben habe ich versucht, Sie mit meinem neuen Mobiltelefon anzurufen, aber Sie sind nicht rangegangen.«

»Ich habe Ihren Anruf gesehen, aber Sie wissen ja, dass ich keine Anrufe mir unbekannter Personen entgegennehme. Danke für den Hinweis! Ich werde das Adressbuch von meinem Diener aktualisieren lassen.«

»Danke vielmals, Durchlaucht! Ich wünsche Ihnen noch viel Vergnügen im fernen Schottland. Wir sehen uns dann übermorgen in Vaduz!«

»Machen Sie‘s gut, mein lieber Vollstrecker. Ich wünsche Ihnen viel Erfolg!«

Mit hasserfülltem Gesicht drückt Boris Luganov den »Beenden«-Knopf auf seinem alten Smartphone. Dann schaltet er es aus und schleudert es in

hohem Bogen über das Brückengeländer in den Fluss. Sofort verschwindet es in den reissenden Fluten des Piave. Mit roten Kopf brüllt ihm Luganov hinterher:

> *»So, mein lieber Pjotr, wirst auch du und deine ganze Brut am Grunde der Neva enden! Das schwöre ich beim Namen Satans!«*

Piave

Es ist gegen ein Uhr mittags, als Jan, David und Gianna auf Ihrer Heimreise gerade Villach an der Drau erreichen.

> *»Boah, ist das geil hier!«, ruft David, als er das Tourismusschild der Verwaltungshauptstadt sieht:*

> *»Willkommen in der Unterdomäne Gail.Drau.Donau«*

Er will gerade auf seinem Computer nachsehen, ob es hier tatsächlich einen Fluss mit dem Namen Gail gibt, als er plötzlich ausruft:

> *»Wir haben ein neues Ortungssignal!«*

Jan verreißt vor Schreck fast das Lenkrad.

> *»Wo denn?«, will er wissen.*

> *»Im Tal des Flusses Piave!«*

> *»Wo ist denn diese Piave?«*

David analysiert eine Weile die in seiner Ortungssoftware unterlegte Landkarte und verkündet dann:

> *»Die Piave fließt westlich des Tagliamentos und mündet bei Jesolo in die Adria. Scheint sich um eine eigenständige Kleindomäne ersten Grades zu handeln. Belluno ist die Domänenhauptstadt.«*

> *»Der Piave!«, ruft Gianna genervt und rollt mit den Augen. Es sind ihre ersten zwei Worte seit Stunden.*

> *»Was ist mit der Piave?«, fragt David leicht verwirrt.*

»Es heißt der Piave! Nicht die Piave! Il Piave, maskulin, capisci?«

»Warum das denn?«

»Woher soll ich das wissen? Frag Mussolini und seine Faschisten! Die haben das irgendwann mal so haben wollen!«

»Und woher kam das Signal genau?«, fragt Jan und setzt den Blinker, um auf den vor ihnen liegenden Parkplatz auszufahren.

»Aus einem kleinen Ort namens Longarone, wenn ich das richtig interpretiere.«

Jan lässt den Wagen auf dem Parkplatz ausrollen. Dann löst er seinen Sicherheitsgurt, greift zu seinem Handy und wählt eine Kölner Telefonnummer.

»Chef, wir haben ein neues Ortungssignal von unserem Mann! Er befindet sich jetzt offenbar in der Piave-Domäne.«

Jan telefoniert ein Weile mit seinem Vorgesetzten, ohne dass Gianna und David mithören können, was der Leiter des Rheinischen Geheimdienstes seinem Agenten zu sagen hat. Am Ende des Telefonats fasst Jan aber das Ergebnis kurz zusammen:

»Leute, das Spiel geht in die Verlängerung. Wir fahren an den Piave. Meine Kollegen werden Dr. Braunweger und die Wiener Behörden über den neuen Sachverhalt informieren.«

»Warum schicken die nicht einfach ein SEK dorthin und nehmen das Schwein endlich fest?«, fragt David verständnislos.

»Das ist leider nicht so einfach, wie ihr euch das vorstellt. Die Piave-Domäne gehört zur Nordadriatischen Zoll- und Währungsunion. Deren Verhältnis zur Rhein- und Donau-Domäne ist momentan etwas angespannt. Und die Domänenregierung in Belluno ist nicht gerade für ihre unkomplizierte und unbürokratische Zusammenarbeit berühmt. Die amtlichen Stellen werden natürlich so schnell wie möglich

informiert. Wir brauchen uns aber nicht einzubilden, dass da so schnell etwas passiert. Wir sind vorerst auf uns allein gestellt!«

»Und uns beide fragt natürlich wieder mal keiner!«, mault Gianna vom Rücksitz.

»Du kannst gerne hier aussteigen, wenn dir was nicht passt! David und sein Notebook fahren jedenfalls jetzt mit mir in dieses Longarone!«

Damit ist die Diskussion für Jan beendet. Er tippt das neue Fahrtziel in das Navi und startet den Motor.

Die Fahrt geht quer durch die Alpen und gestaltet sich zeitaufwändig und zäh. Sie verlieren viel Zeit an diversen Baustellen und stehen über eine Stunde lang im Stau vor dem Grenzübergang zur Piave-Domäne. Jan überlegt, wie man die verlorene Zeit sinnvoll nutzen könnte.

»Sag mal David, du hast doch so tolle Programme auf deinem Computer! Können wir nicht einfach unsere Tabelle in so ein Programm eingeben und dein Wundercomputer sagt uns dann, was die einzelnen Einträge zu bedeuten haben?«

David lacht und meint:

»Du meinst, ich übertrage die Tabelle in mein Tabellenkalkulationsprogramm und die Software beantwortet uns dann alle unsere offenen Fragen?«

»Ja, irgend so was in der Art?«

»Die Antwort würde wahrscheinlich 42 lauten!«

Jan lacht nun ebenfalls, allerdings etwas gequält. Auch er kennt den alten Film »Per Anhalter durch die Galaxis«, in dem ein gigantischer Supercomputer nach langem Rechnen diese Zahl als Antwort auf die Frage nach dem Leben, dem Universum und dem ganzen Rest verkündet.

»Du glaubst also nicht, dass dein Computer uns hier weiter helfen kann.«

»Leider nein, da bräuchte man schon so etwas wie eine künstliche Intelligenz. An dem KI-Thema wird schon seit Jahrzehnten herumgeforscht, allerdings ohne dass man dabei jemals bahnbrechende Forstschritte gemacht hätte. Außerdem wäre mein kleines Notebook mit so etwas völlig überfordert. Da benötigt man ganz andere Rechenpower, sowie den Zugang zu allen möglichen Datenbanken.«

Jan überlegt eine Weile, dann beginnt er über die Freisprecheinrichtung des Wagens ein neues Telefongespräch:

»Hallo Kevin, ich bin‘s, Jan!«

»Hallo Jan, schön dass du mal wieder meldest! Was gibt‘s Neues in Triest?«

»Wir sind nicht mehr in Triest, sondern wollten eigentlich wieder in Richtung Heimat fahren. Aber jetzt haben wir ein neues Ortungssignal von unserem Attentäter empfangen. Bei mir im Auto sitzen übrigens Gianna und David. Ich habe auf Lautsprecher geschaltet.«

»Hallo Gianna, hallo David! Ich habe schon viel von euch gehört!«

David wundert sich, wie offen und unbefangen Jan mit diesem Mann redet. Er scheint in alle seine Dienstgeheimnisse bestens eingeweiht zu sein. Wahrscheinlich ein Kollege aus dem Kölner Geheimdienst. Gianna hegt hingegen einen ganz anderen Verdacht. Ihr war in den vergangenen Tagen schon öfter aufgefallen, dass sich der coole Geheimagent ihr gegenüber irgendwie komisch verhält. Zuerst war sie davon ausgegangen, dass er sie einfach für inkompetent und bescheuert hält. Inzwischen ist sie sich aber ziemlich sicher, dass er sich generell nichts aus Frauen macht. Interessiert lauscht sie dem Verlauf des weiteren Gesprächs.

»Kevin, hör zu: Wir haben immer noch große Verständnis-probleme mit der Tabelle, von der ich dir erzählt habe. Wir wissen inzwischen, dass die erste Spalte mit hoher Wahrscheinlichkeit für die geplanten Attentate steht und die

rechte Spalte für die dahinter stehenden Drahtzieher. Wir haben aber immer noch keine richtige Idee, welche konkreten Anschlagsziele hinter diesen Begriffen wie Sintflut, Viehpest oder Dürre stehen. Das Wort Blut steht wahrscheinlich für den gestrigen Anschlag auf die Pipeline und Finsternis für ein schon etwas länger zurückliegendes Attentat auf die Stromleitung am Gotthard Pass. Was wir aber absolut nicht verstehen, ist die Bedeutung der mittleren Spalte, wo so seltsame Namen drinstehen, wie Christoph, Augustin, Napoleon, Amor und Claudia. Wir vermuten ja, dass dies Decknamen für die Attentäter sein könnten, aber demnach hätte Napoleon den gestrigen Anschlag durchgeführt. Mehrere Zeugen haben aber übereinstimmend bestätigt, dass der unter Verdacht stehende Mann mit russischem Akzent gesprochen habe. Ein Russe und Napoleon? Das passt doch nicht zusammen! Außerdem glauben wir nicht, dass es so viele unterschiedliche Attentäter gibt.«

»Ich weiß. Wir haben uns ja vor zwei Tagen schon mal über diese Tabelle unterhalten. Leider kann ich dir aber immer noch nicht weiterhelfen. Ich hätte mich schon längst gemeldet, wenn mir dazu noch etwas Schlaues eingefallen wäre.«

»Schon klar! Das ist aber auch gar nicht der Grund, warum ich anrufe. Es geht um folgendes: Ihr seid neulich doch diesen Überweisungen aus dem Vatikan auf die Spur gekommen! Habt ihr da nicht mit so einem künstlichen intelligenten System gearbeitet?«

Kevin überlegt kurz und antwortet:

»Nein, das waren ganz normale Datenbankabfragen, die uns ans Ziel geführt haben. Das hatte mit künstlicher Intelligenz nichts zu tun. Aber warte mal – du bringst mich da auf eine Idee: Meine Kollegen von der IT-Forensik beschäftigen sich in der Tat momentan mit so einem KI-System. Wir sind in ein Forschungsprojekt mit der RTH[73] Aachen eingebunden. Wenn du willst, rede ich mal mit den Leuten und frage sie, ob sie eurer Tabelle vielleicht doch noch ein paar Zusammenhänge entlocken können.«

73 RTH: Rheinische Technische Hochschule Aachen

»Das wäre toll, wenn du das für mich tun könntest!«

»Geht klar, ich melde mich, sobald ich Näheres weiß. Ich würde mir da aber an deiner Stelle nicht zu große Hoffnungen machen!«

»Danke Kevin! Mach‘s gut einstweilen!«

»Du auch Jan. Tschö!«

Jan beendet das Gespräch und hupt seinen Vordermann an, damit der sich endlich wieder ein Stück im Stau voranbewegt.

»Alle Achtung!«, sagt David. »Ihr seid ja IT-technisch besser drauf, als ich es euch zugetraut hätte! War das zufällig der Mann, mit dessen Hilfe du das Passwort meines Notebooks knacken wolltest?«

»So ist es«, erwidert Jan grinsend. »Und du kannst mir glauben, dass mir das auch problemlos gelungen wäre!«

Sintflut

Es ist bereits später Nachmittag als die drei endlich Longarone erreichen. Im Hotel zur Post fragen sie nach zwei Zimmern.

»Ich habe leider nur noch ein Dreibettzimmer und das geht nach vorn zur Straße raus«, sagt der freundliche, nur italienisch sprechende, Mann an der Rezeption.

Jan schaut sein Mitreisenden an, doch denen ist inzwischen offenbar schon alles egal.

»Wir nehmen das Zimmer für eine Nacht«, lässt er Gianna zurück übersetzen.

Mit dem Fahrstuhl fahren sie in die zweite Etage und beziehen das für drei Personen recht klein geratene Zimmer. Vom Grand Hotel in Triest waren sie in jeder Hinsicht andere Maßstäbe gewöhnt.

»Ein ganz schön hässlicher Betonkasten, dieses Hotel!«, schimpft David, als er seinen Koffer auf die rechte Seite des Doppelbetts wirft.

»Die ganze Stadt gefällt mir nicht«, meint Jan, der mit dem ausgeklappten Schlafsofa Vorlieb nimmt. »Habt ihr irgendwo das Ortszentrum gesehen?«

»Nein«, erwidert David. »Mich erinnert das mehr an eine Wiener Trabantenstadt als eine italienische Kleinstadt. Schön ist was anderes!«

Er geht zum Fenster und zieht die Gardinen zur Seite. Sie befinden sich offenbar am Westrand des breiten Piavetales. Direkt unter ihrem schallisolierten Fenster führt die viel befahrene Hauptstraße vorbei. Kurz dahinter liegt eine breite Eisenbahntrasse. Und noch weiter unten erstreckt sich, auf einer Breite von vielen hundert Metern, das breite Kiesbett des Piave in Richtung Osten, bis es auf der gegenüberliegenden Talseite von den hoch aufragenden Bergen der Friauler Dolomiten abrupt begrenzt wird.

»Was ist denn das für ein heller Fleck dort oben?«, fragt David und deutet auf gegenüber liegenden Berge.

»Sieht aus wie ein Steilhang«, meint Jan.

»Nein, das ist viel zu glatt und gleichmäßig!«

»Eine Staumauer vielleicht?«

»Schon eher!«, erwidert David und nickt.

Er öffnet das dreckige Fenster, um einen besseren Blick auf die von den letzten Sonnenstrahlen des langen Sommertages beschiene Bergflanke zu haben.

»Das ist eindeutig eine Staumauer! Wie ein Adlerhorst thront die da oben in der schmalen Felsscharte!«

»Sehr breit ist sie ja nicht, aber dafür schier endlos hoch!«

»Du meinst da oben befindet sich ein Stausee?«

»Kennst einen anderen Verwendungszweck für eine Staumauer, als Wasser anzustauen?«, fragt Jan. »Je größer der Höhenunterschied zwischen der Dammkrone und der Turbine, um so größer ist die erzeugbare elektrische Energie. Wahrscheinlich erstreckt sich hinter dieser schmalen Felsscharte ein breites Gebirgstal, das genügend Raum für einen großen Stausee bietet. So etwas ist ideal für die Gewinnung von Strom aus Wasserkraft.«

Noch während Jan spricht, weiten sich Davids Augen vor Entsetzen. Und auch Jan selbst wird schlagartig klar, was seine Worte bedeuten. Er beginnt zu stammeln:

»Oh mein Gott! Er will die Staumauer in die Luft jagen!«

David wird kreidebleich und sagt dann:

»Wenn sich hinter dieser Talsperre ein See befindet und dieser sich in einem Schwall ins Piavetal ergießt, dann bleibt von Longarone bis hinunter zur Adria kein Stein auf dem anderen! So eine Sintflut hat es noch nie gegeben!«

»Sintflut – das ist es!«, bestätigt Jan. »Das ist es, was der Eintrag in der Tabelle bedeuten soll!«

»Was können wir nur tun?«, schreit David verzweifelt.

Jan versucht einen klaren Kopf zu bewahren. Er denkt kurz nach und kommandiert:

»Du nimmst deinen Computer und kommst mit! Wir fahren zu dieser Staumauer hoch und versuchen das Schlimmste zu verhindern.«

Dann zieht er hastig aus seiner Brieftasche ein kleines Kärtchen und reicht es Gianna.

»Dies ist die Visitenkarte von Dr. Braunweger. Versuch, ob du ihn auf der Handynummer erreichst und erzähl ihm, dass der Attentäter die Staumauer in Longarone in die Luft jagen wird. Sag ihm, dass er umgehend die Evakuierung des gesamten Tals in die Wege leiten soll! Und dann wählst du den Notruf und sagst

der Leitstelle, dass sich alle Bewohner von Longarone in akuter Lebensgefahr befinden. Der gesamte Ort muss sofort geräumt werden und alle Einwohner sollen flussaufwärts in Sicherheit gebracht werden!«

Jan holt seine Dienstwaffe aus der Reisetasche und überprüft, ob er genügend Munition dabei hat. Dann stürmt er mit David aus dem Zimmer. Sie lassen den Aufzug links liegen und folgen den grünen Notausgangsschildern bis zu einem kleinen Treppenhaus. Immer zwei Stufen auf einmal nehmend, stürzen sie die Treppe bis ins Erdgeschoss hinunter. Als der Mann an der Rezeption die beiden Männer mit Pistole und Notebook bewaffnet an ihm vorbeistürmen sieht, fährt ihm gehörig der Schrecken in die Glieder. Jan ruft ihm laut zu:

»Rufen Sie bitte sofort die Polizei an und sagen Sie, dass die Staumauer brechen wird!«

Dann spurtet er mit David so schnell er kann zum Parkplatz und springt in den Wagen. Im Navi geht er auf die Rubrik »Sehenswürdigkeiten in der Nähe« und bekommt an erster Stelle die Vajont-Staumauer als Ziel angeboten. Mit quietschenden Reifen machen sich die beiden auf den nur sieben Kilometer langen Weg.

Gianna hört noch durch die offene Tür, wie die beiden Männer den langen Hotelflur entlang rennen und dann im Treppenhaus verschwinden. Sie schließt die Zimmertür und geht zum offenen Fenster. »Das ist also die Staumauer«, denkt sie sich, als sie das Fenster zumacht, um den Lärm und Gestank von der Straße draußen zu halten. Dann betrachtet sie die Visitenkarte von Dr. Braunweger, der ihr Jan in die Hand gedrückt hat. Während sie die Karte in den Mülleimer wirft, spricht sie zu sich selbst:

»Aber mich für eine hysterische Ziege halten! Ihr Männer seid so bescheuert!«

Dann schaut sie auf die Uhr, holt ihre Videokamera und verlässt das Hotel. So eine Gelegenheit kommt so schnell nicht wieder. Mit diesem Video kommt sie bestimmt einmal ganz groß raus!

Amor

Boris Luganov wirft einen Blick auf die Staumauer. Groß und mächtig liegt sie ihm zu Füßen. Der hinter ihr angestaute See ist bis zum Rand mit klarem, türkisblauen Wasser gefüllt. Wasser – soweit das Auge reicht. Wasser – das Lebenselixier der Menschen und aller Lebewesen auf dieser Erde. Keine Pflanze, die ohne Wasser blühen und sich verbreiten könnte. Kein Tier, das ohne Wasser nicht vom Tod durch Verdursten bedroht wäre. Manche Pflanzen und Tiere gehen sehr sparsam mit dem wertvollen Nass um, andere weniger. Wie bei den Menschen. Wie viel Wasser verbraucht der täglich duschende, konsumorientierte Nordeuropäer im Vergleich mit dem bescheidenen Wüstennomaden in den domänenlosen, ariden Gegenden der Erde?

Wasser ist in jeder Hinsicht ein unverzichtbares Gut. Kriege werden um den Zugang zu sauberem Trinkwasser geführt. Langandauernde, erbitterte, blutige Kriege. Und in immer größerem Ausmaß bestimmt Wasser den Verlauf von Ländergrenzen. »Diese Welt wird immer perverser, was den Umgang mit dieser wertvollen Resource angeht«, denkt sich Boris Luganov, während er seinen Blick über die große Staumauer schweifen lässt.

Welche gewaltige Kraft und Energie in dieser, aus nur drei Atomen bestehenden, chemischen Verbindung steckt, haben die Menschen schon vor langer Zeit erkannt. Lange bevor sie mit Sonnenenergie, Atomenergie, Gezeiten-, Wind- und sonstigen Energiearten herumzuexperimentieren begannen, hatten sie schon erfolgreich Wasserenergie für sich nutzbar gemacht. Schon lange vor Christi Geburt halfen Wassermühlen bei der Bewässerung der Felder und bei der Verrichtung anstrengender Arbeiten. Und auch in der heutigen Zeit, als man plötzlich meinte, sich durch erneuerbare Energien unabhängig von Atomstrom und CO_2-Emissionen machen zu können, musste man feststellen, dass die erzeugte Energie auch irgendwie gespeichert werden muss und dass die hierfür erforderlichen Pumpspeicherkraftwerke in viel zu geringer Anzahl verfügbar oder realisierbar waren.

Boris Luganov war schon immer fasziniert von der Gewalt, die Wasser zu entfesseln vermag. Mit glänzenden Augen stellt er sich die Kettenreaktion vor, die er durch einen leichten Druck seines rechten Daumens in Gang setzen wird: Seine Smartphone App wird im Zündmodul einen winzigen Funken verursachen. Dieser kleine Funke wird den hochwirksamen Sprengstoff zur Detonation bringen und die dicke Staumauer in Tausend Stücke reißen. Und die Kraft seines Sprengstoffs ist wiederum nur ein kleiner Funke, verglichen mit der gigantischen Energie, die in den Wassermassen dieses Stausees steckt und die er auf einen Schlag, mit verheerender Wirkung, freisetzen wird.

Diesmal wird alles klappen. Diesmal kann nichts mehr schiefgehen. Auf Amor, den Gott der Liebenden, kann er sich verlassen. Die Kraft der Liebe kann Berge versetzen. Und Liebe macht bekanntlich blind. »Ein schöner Gedanke!«, denkt er sich. Ein vor langer Zeit eingefädelter Plan, geht durch die Kraft der Liebe endlich in Erfüllung! Diesmal gibt es keinen Pjotr, der ihm wieder etwas vermasseln könnte. Auf Amor ist garantiert Verlass!

Rallyefahrt

Jan tritt auf das Gaspedal und holt alles heraus, was der bullige DKW X8 an Pferdestärken hergibt. Auf den Straßen von Longarone herrscht noch dichter Feierabendverkehr. Als er auf die Hauptstraße einbiegt, missachtet er das Stoppschild und zwingt eine Autofahrerin auf der Vorfahrtsstraße zur Vollbremsung. Rücksichtslos drängt er sich in die entstehende Lücke zwischen den Fahrzeugen. Er drückt auf die Hupe und beginnt, trotz ständigen Gegenverkehrs, die vor ihm fahrenden Autos zu überholen. Die Straße erweist sich zum Glück als breit genug und die Fahrzeuglenker auf der Gegenfahrbahn steuern instinktiv an den Fahrbahnrand, so dass es zu keiner Karambolage kommt. David sitzt verängstigt auf dem Beifahrersitz. Auf dem Schoß hat er sein Notebook und hält sich krampfhaft daran fest. Am liebsten würde er sich die Augen zuhalten, angesichts des Fahrstils, den Jan an den Tag legt. Mit Erleichterung hört er, dass die Navi-Stimme

sie jetzt zum Abbiegen auffordert. Kaum haben sie jedoch die Hauptstraße verlassen, fängt Jan wieder an, ein Auto nach dem anderen, laut hupend, zu überholen. Kurz vor Verlassen des Ortes, wird ein entgegenkommender Lieferwagenfahrer auf den verrückten Raser aufmerksam und stellt sich ihm in den Weg, um ihn zur Rede zu stellen. Jan muss eine Vollbremsung hinlegen, um nicht mit voller Wucht in das plötzlich vor ihm stehende Hindernis zu krachen. Als der Fahrer wutschnaubend auf ihn zugerannt kommt, greift Jan zu seiner Pistole und gibt durch das offene Seitenfenster einen Warnschuss in die Luft ab. Wütend schreit er dem Mann entgegen, dass er gefälligst sofort sein Fahrzeug entfernen solle. Der wirft sich aber schutzsuchend zu Boden und rührt sich nicht vom Fleck. Laut fluchend setzt Jan ein kleines Stück zurück und umfährt schließlich das Hindernis.

Jetzt verlassen sie den Ort. Die lange Brücke über den Fluss verläuft schnurgerade und scheint kein Ende zu nehmen. Das Röhren des Motors lässt das ganze Tal erbeben und als Jan am Ende der Brücke zur Vollbremsung ansetzt, hat die Tachonadel bereits die Marke von 200 km/h überschritten.

Das Navi führt sie auf die breite Straße, die auf der Ostseite des Tals, parallel zum Flussbett, verläuft. Die Verkehrsdichte ist hier Gott sei Dank wesentlich geringer und bereits nach kurzer Zeit haben sie wieder eine Geschwindigkeit erreicht, die jedem Verkehrspolizisten das Blut in den Adern gefrieren lassen würde. Der Geschwindigkeitsrausch ist jedoch nur von kurzer Dauer. Jetzt beginnt die Bergstrecke, die hinauf in das Vajont-Tal und damit hinauf zur Staumauer führt. Serpentine um Serpentine peitscht Jan den Wagen den Berg hinauf und überholt dabei immer wieder die unvermittelt vor ihnen auftauchenden Fahrzeuge. Je höher sie kommen, um so schmaler wird die Straße. Plötzlich taucht eine rote Ampel vor ihnen auf und zwingt sie zum Anhalten. Neben der Ampel ist eine elektronische Anzeige angebracht, auf der ein Zähler mit großen Ziffern kontinuierlich nach unten zählt.

> *»Noch 450 Sekunden?«, schreit Jan. »Das kann doch wohl nicht wahr sein!«*

Erneut tritt er das Gaspedal durch und ignoriert die Ampelschaltung, die den einspurigen Verkehr durch die engen Tunnel auf dem letzten Stück vor der Staumauer regelt. Mit vollem Karacho rast er durch die Gallerien und Tunnel bergwärts. Zweimal kommt ihnen ein Auto entgegen. Doch glücklicherweise ist die Straße gerade so breit, dass sie ohne sich zu touchieren aneinander vorbeikommen. Während der gesamten Wahnsinnsfahrt wirft David immer wieder einen kurzen Blick auf das Display seines Notebooks. Aber so oft er auch hinsieht: Es gibt kein neues Ortungssignal. Das Handy bleibt offline. Der Wagen schießt aus der Dunkelheit des letzten Tunnels an Tageslicht und Jan und David werden von der Helligkeit, des sich vor ihnen eröffnenden Vajont-Tals, geblendet. Als sich Jans Augen wieder an die Sonne gewöhnt haben, erkennt er einen Parkplatz. Die breiten Reifen des SUV schlittern über den Kies, bevor das schwere Fahrzeug kurz vor einem Holzzaun zum Stehen kommt.

> *»Lass den Computer im Auto!«, schreit Jan und greift nach seiner Waffe. »Der hilft uns jetzt auch nichts mehr!«*

So schnell sie können, springen die beiden Männer aus dem Auto und rennen in Richtung der Staumauer. Jedoch schon nach wenigen Metern halten sie inne und bleiben wie angewurzelt stehen. Sie sind wieder einmal zu spät gekommen!

Vajont-Katastrophe

Die kleine Micaela aus Longarone liegt bereits in ihrem Bett, als draußen ein infernalischer Lärm zu tosen beginnt. In den Kneipen des Orts sitzen die Fußballfans feiernd beisammen und verfolgen gemeinsam den Verlauf eines Spiels: Im Fernsehen wird gerade das Match zwischen Real Madrid und den Glasgow Rangers übertragen. Plötzlich werden die Fernsehschirme auf einen Schlag dunkel. Die aus dem Vajont-Tal herabschießenden Wassermassen schlagen einen vierzig Meter tiefen Krater in das Tal des Piave. Ein riesige Welle stürzt auf den Ort zu und zerstört alles, was sich ihr in den Weg stellt. Wie die Kneipen, die Kirche und fast alle anderen Häuser im Ort, wird auch das Haus von Micaelas

Eltern von einer siebzig Meter hohen Wasserwand erfasst und vollständig zerstört.

Als die Welle nach einigen Minuten endlich abgeflossen ist, hinterlässt sie eine Schneise der Verwüstung. Am Ende werden etwa 2000 Todesopfer zu beklagen sein. Die genaue Zahl der Opfer wird sich nie genau feststellen lassen. Die Hälfte der Toten wird nie gefunden. Einige der Leichname werden mit der Flutwelle bis in die ferne Adria gespült.

Die kleine Micaela wird erst viele Stunden später lebend aus den Trümmern ihres früheren Heimatortes geborgen. Nur ein Arm und ein Bein von ihr ragen aus den aufgetürmten Schuttmassen hervor und weisen ihren Rettern den Weg. Sie ist die einzige Überlebende ihrer Familie. Außer ihr gibt es im Ort nur wenige Menschen, die die Katastrophe überleben. Longarone ist vollständig ausgelöscht.

Die Flutkatastrophe von Longarone geht als eine der größten, durch Menschenhand verursachten, Katastrophen in die Geschichtsbücher ein. Sie ereignete sich am 9. Oktober 1963 – 22:39 Uhr.

Geschichtsunterricht

David und Jan können nicht fassen, was sie da mit ihren eigenen Augen sehen. Vor ihnen wölbt sich die große Staumauer von einer Talseite zur anderen. Doch wohin sie auch blicken: Es gibt hier keinen Tropfen Wasser. Geschweige denn einen See. Es gibt nicht einmal Platz hier oben für einen See! Nur wenige Meter vor der Staumauer erhebt sich ein grüner, dicht bewaldeter Berg, der die Dammkrone um viele Meter überragt. Was haben sich die Konstrukteure dieses Bauwerks gedacht, als sie dieses Monstrum in die Landschaft stellten?

Völlig irritiert sehen sich in der näheren Umgebung des Parkplatzes um. Am Rand des Abgrunds sehen sie eine kleine Kapelle. Auf dem Weg dorthin kommen sie an einer Informationstafel vorbei. Als Jan beginnt den Text zu überfliegen und erkennt, dass es sich hierbei wohl um ein Ereignis aus dem vergangenen Jahrhundert handelt, sagt er zu David:

»Komm! Wir sind hier auf dem falschen Dampfer. Von dieser Staumauer geht garantiert keine Gefahr mehr aus!«

Konsterniert steigen sie in ihr Auto und fahren gemächlich in das Hotel nach Longarone zurück. Die Rückfahrt dauert eine Viertelstunde – dreimal so lange wie ihr sinnloser Husarenritt.

Im Hotel werden sie bereits erwartet. Der Mann an der Rezeption hat tatsächlich auf Jan gehört und die Polizei gerufen. Allerdings nicht weil Jan ihn dazu aufgefordert hat. Die deutschen Worte dieses offensichtlich Geisteskranken hatte er überhaupt nicht verstanden. Dass es aber nicht normal sein kann, wenn zwei Männer, mit einer Schusswaffe und einem erbeuteten Computer in der Hand, fluchtartig sein Hotel verlassen, das hatte er sofort verstanden. Und natürlich sofort die Polizei alarmiert. Als die zwei Beamten Jan und David ins Hotel kommen sehen und der Rezeptionist mit einem Nicken zu verstehen gibt, dass es sich um die zwei gesuchten Männer handelt, klicken die Handschellen. Jan und David werden in das Polizeiauto verfrachtet und auf die Wache gebracht. Einer der Beamten spricht deutsch und eröffnet ihnen den Haftbefehl:

»Bewaffneter Raub, Erschleichung von Beherbungsleistungen, Unerlaubter Waffenbesitz, Nötigung, Gefährdung von Verkehrsteilnehmern, Missachtung der Vorfahrt in drei Fällen, Missachtung des Überholverbots in zwanzig Fällen, Missachtung des Hupverbots in einer sehr großen Anzahl von Fällen, Versuchter Mord, Überschreitung der zulässigen Höchstgeschwindigkeit um 160 km/h, Überfahren einer roten Ampel, Einbruch, Vandalismus und Parken ohne Parkschein.«

Der Polizeibeamte hat noch ein paar weitere Vorwürfe in petto, weil angeblich ein weiblicher Gast mit den beiden Männern im Hotel abgestiegen sein soll, der seitdem nicht wieder aufgetaucht ist und deshalb vorläufig als vermisst gilt. Auf einem Zettel des Beamten stehen deshalb noch ein paar weitere Vorwürfe, die er vorsichtshalber aber noch für sich behält:

»Entführung, Vergewaltigung, Geiselnahme, Mord«

Es dauert geschlagene zwei Stunden, bis Jan und David die Arrestzelle wieder verlassen können und in ihr Hotelzimmer zurück dürfen. Die Vorlage von Jans Diplomatenpass erweist sich dabei als keinesfalls ausreichend. Es bedarf erst eines halbstündigen Telefonats der beiden Außenminister von Rhein- und Piave-Domäne bis endlich Bewegung in die diplomatisch brisante Angelegenheit kommt. Letztendlich können die Polizisten davon überzeugt werden, dass der Rheinische Geheimagent einem tragischen Irrtum aufgesessen ist und nur nach bestem Wissen und Gewissen handelte, um Schaden vom piavesischen Volk abzuwenden.

Jan und David sind gerade wieder zurück in ihrem Hotelzimmer, da kommt auch Gianna zur Tür hereingeschneit.

> *»Ah, ihr seid ja auch schon wieder zurück! Wie war denn euer Ausflug zur Staumauer?«*

Jan und David schauen sich gegenseitig fragend an.

> *»Jetzt sag bloß nicht, du hast die ganze Zeit davon gewusst!«, sagt Jan mit vorwurfsvollen Blick.*

> *»Nein, zugegebenermaßen ist bei mir der Groschen auch erst gefallen, wie ihr aus dem Zimmer gerannt seid. Als ich die Staumauer dort oben gesehen habe, ist mir eingefallen, dass in Longarone die furchtbare Vajont-Katastrophe stattgefunden hat. Ich wusste, dass ich den Namen schon einmal gehört hatte, konnte ihn aber anfangs nicht zuordnen.«*

> *»Was hat es denn mit dieser Katastrophe auf sich?«, will David wissen. »Wir haben am Staudamm eine Infotafel gesehen, hatten aber nicht die Zeit das alles durchzulesen.«*

> *»Ich komme gerade aus der Stadt. Ich habe dort versucht Zeitzeugen zu finden und stellt euch vor: Ich habe tatsächlich ein Video-Interview mit einer alten Frau geführt, die damals ein kleines Kind war und sich noch an die Katastrophe erinnern kann. Die hat mir alles erzählt, was damals passiert ist. Wenn ihr wollt, kann ich euch das Video zeigen.«*

»Ein andermal gerne«, antwortet Jan, »aber heute wäre mir die Kurzfassung eigentlich lieber!«

»Wie ihr wollt«, erwidert Gianna. »Die Katastrophe hat sich eigentlich schon nach dem Zweiten Weltkrieg angebahnt. Damals wurden überall in Norditalien Staudämme und Kraftwerke errichtet, um den steigenden Energiebedarf decken zu können. Das Vajont-Tal erschien damals als idealer Standort für einen Stausee. Und zwar weil man mit einer schmalen Staumauer ein riesiges Wasserreservoir mit einer großen Höhendifferenz realisieren konnte. Man berücksichtigte dabei aber nicht die geologischen Besonderheiten des Tals. In der Vergangenheit war es dort immer wieder zu Erdrutschen und Felsstürzen gekommen. Aufgrund der instabilen Hänge war das Vajont-Tal für einen Stausee völlig ungeeignet und es gab auch wissenschaftliche Gutachten, die eindringlich darauf hinwiesen. Letzten Endes haben sich aber die wirtschaftlichen Interessen durchgesetzt und das Staudammprojekt wurde knallhart durchgezogen. Kurz nach der Fertigstellung kam es aber zur Katastrophe: An einer der Bergflanken löste sich eine gewaltige Gesteinslawine. Die Gewalt der Felsmassen beim Einschlag in den See entsprach der Energie mehrerer Hiroshimabomben. Durch die Verdrängung baute sich eine über hundert Meter hohe Flutwelle auf, die mehrere Orte am See zerstörte, obwohl diese weit oberhalb des Seeufers lagen. Am schlimmsten erwischte es aber Longarone. Die riesige Welle schwappte über die Staumauer und machte Longarone dem Erdboden gleich.«

»Willst du damit sagen, dass die Talsperre der Flutwelle standgehalten hat?«, fragt David ungläubig.

»Ja! Die Staumauer hat gehalten und wurde von den Wassermassen einfach überspült. Seit dem Unglück steht sie als Mahnmal dort oben und soll die Menschen darauf hinweisen, dass mit den Kräften der Natur nicht zu spaßen ist.«

»Jetzt verstehe ich, warum der ganze Ort so neu und steril wirkt!«, sagt Jan. »Die haben den von Grund auf neu hochgezogen! Wie kann es sein, dass ich von diesem Unglück

noch nie gehört habe? Es muss wohl daran liegen, dass ich damals noch nicht geboren war!«

»Das kann ich dir auch nicht beantworten. Bei uns in der Schule lernt das bis heute jedes Kind! Genauso wie die Terroranschläge vom 11. September 2001.«

»Na, das kannst du nun wirklich nicht vergleichen! Als die Terroristen die Flugzeuge in die Twin Towers gesteuert haben, sind über 3000 Menschen ums Leben gekommen!«

»Ach wirklich? Und hier? Mehr als 2000 Menschen hat die Flutkatastrophe das Leben gekostet. So viel weniger sind das nun auch wieder nicht. Und über 400 davon waren unschuldige Kinder! Weißt du, wieviele Kinder unter den Opfern des 11. Septembers waren?«

»Du kannst doch jetzt nicht anfangen die Opferzahlen gegeneinander aufrechnen!«, entgegnet Jan vorwurfsvoll.

»Das habe ich auch gar nicht vor. Ich kann nur nicht verstehen, dass ihr Deutschen immer nur so auf die Katastrophen im fernen Amerika fixiert seid. Da fahrt ihr jahrzehntelang im Urlaub an die Adria und grillt in Jesolo eure fetten Teutonenärsche, ohne jemals auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, dass an diesem Strand die sterblichen Überreste der Kinder von Longarone angeschwemmt wurden! Wir Italiener haben da eben eine andere Sichtweise, ob ihr das verstehen wollt oder nicht!«

Gianna kann nicht mehr weiterreden. Ihre Augen füllen sich mit Tränen. Hatte sie wirklich gerade »wir Italiener« gesagt? Sie kann sich nicht erinnern, dass ihr das schon einmal über die Lippen gekommen war. Sie war als Römerin beziehungsweise Tiberianerin aufgewachsen und hatte aus dieser Herkunft auch nie ein Hehl gemacht. Jetzt merkt sie, dass in ihr noch eine andere Identität schlummert, die sie noch nie bewusst wahrgenommen hat. Verschämt dreht sie sich zur Seite, damit die beiden Männer sie nicht weinen sehen.

David geht zu ihr und nimmt sie in den Arm. Er überlegt kurz, ob er sich rechtfertigen soll. Für ihn ist diese Katastrophe eine Episode aus einer anderen Zeit und einer anderen Welt. Dann hält er aber einfach den Mund und drückt seine Freundin fest an sich.

Jan steht hilflos daneben und fühlt sich einfach nur schlecht. Auch er überlegt, ob er noch ein paar plausible Gründe für seine Unkenntnis nachschieben soll. Dann sagte er aber:

> *»Gianna, ich möchte mich für unser Verhalten entschuldigen. Es tut mir leid, wie wir die letzten beiden Tage mit dir umgegangen sind. Vielleicht war der gestrige Tag einfach zu viel für uns.«*

Und dann pfeift er auf alle seine Geheimhaltungsrichtlinien und erzählt ihr in allen Einzelheiten, was sich während des Hubschrauberflugs am Cavazzosee abgespielt hat.

Künstliche Intelligenz

Jan, Gianna und David sind gerade vom Frühstücksraum in ihr Hotelzimmer zurückgekehrt, da klingelt Jans Handy:

> *»Hallo, hier ist Kevin. Ich habe Neuigkeiten!«*

Jan kann aus der Stimme seine Lebenspartners die Aufregung heraushören.

> *»Guten Morgen, Kevin! Was gibt‘s denn schon zu so früher Stunde? Gianna und David stehen übrigens gerade neben mir. Ich schalte mal auf Lautsprecher.«*

> *»Ja, einen wunderschönen guten Morgen auch an euch beide. Hör zu Jan! Ich habe gestern den Kollegen von der IT-Forensik deine Tabelle gezeigt. Die waren zwar erst etwas skeptisch, ob da etwas zu machen sei, haben dann aber schließlich doch alle Daten eingegeben. Das KI-System hat die ganze Nacht damit zugebracht Datenbanken abzufragen und Internetseiten auszuwerten. Und jetzt stell dir vor! Heute morgen hatten wir die Bestätigung, dass es eine eindeutige Korrelation zwischen der ersten und zweiten Tabellenspalte gibt!«*

»Könntest du dich bitte so ausdrücken, dass auch ein normaler Mensch versteht, was du uns sagen willst?«

»Es gibt einen Zusammenhang zwischen den Einträgen der ersten beiden Spalten!«

»Und welchen, wenn ich fragen darf?«

»Pass auf! Die erste Spalte lässt sich dahingehend interpretieren, dass sie in einem Zusammenhang mit Bombenanschlägen steht, über die von den Nachrichtenagenturen berichtet wurde.«

»Das wissen wir bereits! Das ist doch keine neue Erkenntnis! Der Anschlag auf den Cavazzosee entspricht der Zeile mit dem Wort Blut.«

»Jetzt sei doch nicht so ungeduldig! Also – dieser Anschlag fand vorgestern statt. Das war am 15. August. In der Zeile mit dem Wort Blut steht in der zweiten Spalte Napoleon. Das Wort Napoleon steht für den 15. August. Dieser Zusammenhang ergibt sich aus dem Heiligenkalender. Der heilige Napoleon war ein Märtyrer, der während der Diokletianischen Christenverfolgung um das Jahr 300 herum in Alexandria getötet wurde. Napoleon Bonaparte erhielt übrigens diesen Namen, weil er am 15. August 1769 geboren wurde. Dadurch konnte er am selben Tag gleichzeitig Geburtstag und Namenstag feiern.«

»Mein lieber Kevin«, seufzt Jan. »Sag deinem künstlichen Gehirn mal schönen Dank für diesen netten geschichtlichen Diskurs. Die Schlussfolgerung, die es heute nacht gezogen hat, ist aber leider vollkommen für die Tonne! Diese Idee mit den Heiligen und den Gedenk- und Namenstagen hatten wir bereits diskutiert und mussten sie leider wieder verwerfen, weil sie eindeutig widerlegt werden kann!«

»Nein – ihr seid nur von falschen Voraussetzungen ausgegangen!«, protestiert Kevin lautstark.

Jan rollt mit den Augen und schaut hilfesuchend zu David, in der Hoffnung, dass der ihm beipflichten wird. David schaut aber sehr

nachdenklich und macht eine beschwichtigende Geste. Jan fragt deshalb nach:

»Was für eine falsche Voraussetzung meinst du denn?«

»Ihr seid davon ausgegangen, dass das Attentat auf den Strommast am Gotthardpass, der Zeile mit dem Wort ‚Finsternis' entspricht. Wahrscheinlich wegen des Stromausfalls, der daraus resultierte und der die Bewohner der betroffenen Region tagelang im Dunklen sitzen ließ. Das klingt plausibel, ist aber nur eine menschliche Annahme. Tatsächlich ist es so, dass dieses Gotthard-Attentat in der Tabelle gar nicht enthalten ist. Es liegt schon zu lange zurück! Die Tabelle beschreibt einen wesentlich kürzeren Zeitraum!«

»Was soll sich denn sonst hinter Finsternis verbergen?«

»Das Attentat auf die Donau-Versinkungsstellen! Du erinnerst dich doch: Die Schlucklöcher bei Immendingen und das kleine Kraftwerk bei Fridingen. Dieser Anschlag fand am 20. April dieses Jahres statt und dies ist der Gedenktag des Heiligen Christophorus, oder auch kurz Christoph genannt. Und genau dieser Name steht neben dem Wort ‚Finsternis'!«

»Was hat denn dieser Bombenanschlag mit Finsternis zu tun?«, fragt Jan, der immer noch Zweifel an dieser Theorie hegt.

»Was weiß denn ich? Vielleicht weil das Wasser an den Versinkungsstellen durch dunkle unterirdische Kanäle fließt, bevor es am Aachtopf wieder ans Tageslicht kommt. Oder weil es durch die Zerstörung des Kraftwerks zu einem kurzen Stromausfall kam. Du darfst nicht vergessen, dass diese Codeworte von Menschen ausgedacht wurden. Was in deren Köpfen dabei vor sich ging, kann man unmöglich mit einem Computerprogramm herausfinden. Unser KI-System kann nur eine unvorstellbar große Anzahl möglicher Hypothesen aufstellen und nach dem Ausschlussverfahren die wahrscheinlichste Konstellation herausfiltern.«

»Und was ist eurem Superhirn zum Begriff ‚Dürre' eingefallen?«

»Jan, du hast es noch nicht kapiert! Diese künstliche Intelligenz arbeitet nicht nicht wie wir mit diesen Begriffen wie Dürre, Blut oder Finsternis. Es hat vielmehr im Internet die Nachrichtenarchive durchstöbert und dabei festgestellt, dass es eine auffällige Häufung der Begriffe Anschlag, Bombe und Attentat gab. Und zwar immer an den Tagen, die mit den Namenstagen der zweiten Spalte korrelieren!«

»Aber wofür steht denn jetzt Dürre?«, fragt Jan ungeduldig.

»In der Zeile mit dem Wort Dürre steht in der mittleren Spalte der Name Augustin. Und es gab tatsächlich einen gewissen Augustin Schoeffler aus Mittelbronn in Lothringen, der als Missionar in Vietnam tätig war und 1. Mai 1851 den Märtyrertod starb. Dafür wurde er später heilig gesprochen und der 1. Mai ist sein Gedenktag. Und genau an diesem Tag fand der Bombenanschlag auf die CEL-Pipeline bei Genua statt! Der Name Dürre wurde von den Verschwörern vermutlich gewählt, weil man mit der Unterbrechung der Ölversorgung die Mineralölwirtschaft der Po-Domäne quasi austrocknen wollte.«

Jans Skepsis beginnt in Euphorie umzuschlagen. Er wirft einen Blick zu Gianna und David. Beide recken zustimmend ihren rechten Daumen in die Höhe, um ihm zu signalisieren, dass sie Kevins Schlussfolgerungen für plausibel halten.

»Das sind ja wirklich gut Nachrichten!«, ruft Jan ins Telefon. »Das bedeutet also, dass wir die ersten drei Zeilen der Tabelle vollständig entschlüsselt haben! Wie sieht es aber denn mit den letzten beiden Zeilen aus? Kann dein KI-Wunderhirn da auch etwas dazu sagen?«

»Nun«, erwidert Kevin etwas zögernd. »Da habe ich eine gute und eine schlechte Nachricht für dich. Welche willst du zuerst hören?«

»Die Gute bitte!«, antwortet Jan spontan.

»Die gute Nachricht ist, dass es tatsächlich sowohl einen Heiligen Amor, als auch eine Heilige Claudia gibt. Unser System

konnte aus dem Heiligenkalender auch für diese beiden Namen ein konkretes Anschlagsdatum berechnen.«

»Das ist doch Klasse! Und was ist dann die schlechte Nachricht?«

»Eigentlich sind es drei schlechte Nachrichten! Die erste ist, dass beide Tage in der Zukunft liegen und deshalb logischerweise noch keine Nachrichtenberichte über die Anschläge in den Datenbanken existieren. Die zweite schlechte Nachricht ist, dass die Heilige Claudia am 18. August ihren Gedenktag hat. Und das ist morgen!«

»Oh mein Gott!«, ruft Jan. »Morgen schon! Das ist dann der Anschlag mit dem Decknamen ‚Viehpest‘! Und wir haben noch keinen vernünftigen Hinweis, was da geplant sein könnte!«

»Ich weiß«, erwidert Kevin kleinlaut. »Aber es kommt noch schlimmer! Der heilige Amor gründete das nach ihm benannte Benediktinerkloster Amorbach im Odenwald und wirkte dort als Abt bis zu seinem Tod am 17. August 767. Das war genau heute vor 1285 Jahren. Das bedeutet: Der Anschlag mit dem Decknamen Sintflut wird heute stattfinden!«

Talsperren

Gleich nachdem Jan und Kevin ihr Telefonat beendet haben, macht die sensationelle Neuigkeit wie ein Lauffeuer die Runde. Jan informiert die Kölner Nachrichtendienstzentrale und von dort verbreitet sich die Information quer durch Europa. In allen Domänen werden Notfallpläne aus den Schubladen geholt und Krisenstäbe beginnen zu tagen.

Auch in dem kleinen Dreibettzimmer im Hotel zur Post in Longarone beginnen die Köpfe zu rauchen. Wo wird das Attentat stattfinden? Wie ist es noch verhindern. Jan bringt das Problem auf den Punkt:

»Was hat der Bombenleger hier in Longarone gemacht?«

David und Gianna schauen ihn hilfslos an. Gianna meint:

»Wäre es denn möglich, die Flutkatastrophe, die sich vor 88 Jahren hier abgespielt hat, noch einmal zu wiederholen?«

David schüttelt den Kopf.

»Wenn Du gesehen hättest, wie es dort oben aussieht, würdest du das nicht fragen. Der Bergsturz, der damals die Flutwelle ausgelöst hat, füllt jetzt große Teile des ehemaligen Sees aus. Das ist wie eine Staumauer vor der Staumauer. Von dort oben droht keine Gefahr mehr.«

»Oder vielleicht ist der Attentäter ja nur auf der Durchreise gewesen und hat hier zufällig telefoniert! Wer sagt uns denn, das sich hinter dem Begriff Sintflut gleich so eine spektakuläre Katastrophe wie ein Staudammbruch verbirgt?«

»Daran habe ich auch schon gedacht«, stimmt Jan zu. »Ein Kollege aus der Domäne Spree.Havel.Elbe hat mir erzählt, dass während der Bauphase seiner Geheimdienstzentrale irgendein Witzbold die Wasserhähne abgeschraubt und dadurch das ganze Gebäude geflutet hat. Der Schaden war enorm und hat die Bauarbeiten empfindlich verzögert. Vielleicht steckt hinter dieser sogenannten Sintflut ja auch nur so ein symbolischer Akt, mit dem Ziel, etwas Aufmerksamkeit zu erregen.«

David schüttelt den Kopf und meint:

»Jan, dein Optimismus in allen Ehren. Aber wenn ich mir den letzten Bombenanschlag so ansehe: Da steckte so viel Arbeit und kriminelle Energie dahinter! Ich glaube nicht, dass der Anschlag, der direkt im Anschluss daran stattfindet, harmlos sein wird. Ganz im Gegenteil! Ich habe den Eindruck, dass die Schwere der Anschläge von Mal zu Mal zunimmt. Außerdem haben wir nicht die geringste Ahnung, wo das heutige Attentat stattfinden wird. Die bisherigen Anschläge wurden bisher an ganz unterschiedlichen Orten verübt. Selbst wenn der Attentäter gestern Mittag noch hier in Longarone war, so könnte er theoretisch heute Abend einen Anschlag auf die Küstenschutzbauwerke an der Nordsee verüben. Wo sollen wir zu suchen anfangen?«

Ratlos sitzen die drei auf ihren Hotelbetten und lassen die Köpfe hängen. Da klingelt erneut Jans Telefon. Kurzzeitig keimt in ihm die Hoffnung auf, dass seine Kollegen vielleicht schon etwas Neues herausbekommen haben. Als er den Anruf annimmt, meldet sich aber der Hauptwachtmeister, der ihn gestern in der Hotellobby verhaftet hatte:

> *»Entschuldigen Sie die frühe Störung, Signore Eckert. Ich habe noch eine Frage an Sie.«*

Jan erschrickt. Das würde gerade noch fehlen, dass ihm jetzt auch noch die Polizei Schwierigkeiten macht. Der Anruf entpuppt sich aber zum Glück als harmlos:

> *»Herr Eckert, ich bin gerade noch einmal die Liste ihrer Straftaten durchgegangen. Da wir gestern aber nicht die Zeit hatten, auf alle Delikte im Detail einzugehen, wollte ich mich rückversichern, dass uns kein Fehler unterlaufen ist. Es geht um die beiden Vorwürfe des Einbruchs und des Vandalismus: Diese haben mit ihrem Aufenthalt oben an der Talsperre zu tun. Gehe ich recht in der Annahme, dass Sie sich dort gewaltsam Zugang zu den Wartungsgängen der Staumauer verschafft haben?«*

Jan ist kurzzeitig etwas irritiert und beteuert:

> *»Nein, das waren wir nicht! Als wir gestern an der Talsperre angekommen sind und unseren Irrtum bemerkt haben, sind wir wieder umgekehrt und zurück nach Longarone gefahren.«*

> *»Nun, wenn das so ist, dann möchte ich mich bei Ihnen entschuldigen! Wir wurden gestern Abend über diesen Einbruch informiert und sind davon ausgegangen, dass Sie das gewesen sind. Ist aber auch nicht weiter schlimm! Wahrscheinlich waren das wieder diese Katastrophentouristen. So etwas kommt hier öfter vor. Zu holen ist in diesen alten Gängen ohnehin nichts. Es entstand aber wieder einmal ein beträchtlicher Schaden an den Türen und Zugängen. Aber jetzt weiß ich ja Bescheid. Vielen Dank für diese Auskunft, Signore Eckert! Und entschuldigen Sie nochmals die Störung!«*

Als Jan das Telefonat beendet hat, schauen ihn Gianna und David erwartungsvoll an.

> *»Das war nochmal die Polizei«, erklärt er. »An der Staumauer ist gestern eingebrochen worden. Irgendjemand hat sich gewaltsam Zugang zu den alten Wartungsgängen in der Mauer verschafft und der Polizist wollte wissen, ob wir das waren.«*

Für einen kurzen Moment herrscht Stille in dem kleinen Hotelzimmer. Dann sagt David:

> *»Glaubt ihr auch, was ich glaube?«*

Gianna nickt und antwortet:

> *»Ja – das ist doch wohl kein Zufall, dass der Einbruch an der Staumauer genau mit der Anwesenheit unseres Killers in Longarone zusammenfällt. Ich wette, dass er es war, der sich dort oben gewaltsam Zutritt verschafft hat!«*
>
> *»Die Frage ist nur, warum?«, erwidert Jan. »Was hat er in einer fast hundert Jahre alten Talsperre gesucht, die lediglich noch als Mahnmal dient?«*
>
> *»Ich kann mir nur einen einzigen Grund vorstellen«, sagt David. »Er wollte oder will die Staumauer sprengen!«*
>
> *»Aber wieso?«, fragt Gianna und schüttelt ungläubig den Kopf. »Dieses Bauwerk liegt auf keiner Wasserscheide, niemand benötigt es, es ist alt und baufällig, bei einer Sprengung entsteht kein Schaden und schon gar keine Sintflut. Was sollte er mit einer Sprengung bezwecken?«*

Erneut schauen sich die drei ratlos an. Bis bei Gianna der Groschen fällt:

> *»Natürlich – das ist es! Er will nicht diese Staumauer sprengen. Er hat sie sich als Anschauungsobjekt ausgesucht! Er wollte herausbekommen, wie so ein Bauwerk innen aussieht und wo seine Schwachstellen liegen. Normalerweise sind Talsperren streng bewacht. Diese hingegen ist relativ leicht zugänglich, weil von ihr keine Gefahr mehr ausgeht. Unser Mann musste wahrscheinlich nur ein ein primitives Sicherheitsschloss knacken*

und konnte sich dann in aller Ruhe ein genaues Bild der Innenkonstruktion machen!«

»Du hast recht!«, ruft Jan und schnippt mit den Fingern. »Er will einen Staudamm sprengen und hat sich hier vor Ort schlau gemacht, wie er das am besten anstellen kann. Dann ist er an den tatsächlichen Anschlagsort weitergefahren und setzt mit dem hier gewonnenen Wissen seinen teuflischen Plan in die Tat um!«

»Wie sollen wir denn ohne ein weiteres Ortungssignal je herauskriegen, wo sein Ziel ist? Wisst ihr wieviele Stauseen es in den Alpen gibt? Das müssen bestimmt Hunderte sein!«

»Wir müssen die möglichen Anschlagsziele eingrenzen«, schlägt David vor. »Es handelt sich wahrscheinlich um eine Talsperre, die von der Konstruktionsart oder dem Baujahr der hiesigen Staumauer entspricht!«

»Kennst du dich etwa mit der Konstruktion von Talsperren aus?«, fragt Gianna ungläubig. »Und was das Baujahr der einzelnen Mauern angeht, glaube ich auch nicht, dass die sich so groß unterscheiden. Die sind doch nach dem Zweiten Weltkrieg wie Pilze aus dem Boden geschossen!«

David holt sein Notebook und fängt an im Internet zu recherchieren. Es dauert nicht lange, dann findet er wonach er gesucht hat:

»Ich habe hier eine Liste der Staumauern, die im ehemaligen Staat Italien errichtet wurden. Ich denke, wir können uns auf diese Region beschränken, weil die Schweizer und Österreicher bestimmt andere Bauvorschriften und Konstruktionsrichtlinien hatten.«

Dann stutzt er und sagt:

»Das ist ja der Hammer! Ratet mal, welches die mit Abstand höchste Staumauer in dieser Liste ist?«

»Nun sag schon!«, drängt Jan zur Eile. »Wir haben keine Zeit für Ratespielchen!«

»Die Vajont-Staumauer bei Longarone! Mit sage und schreibe 262 Metern Höhe! Die können wir also schon mal vergessen. Auf Platz zwei kommt die Alpa-Gera-Talsperre in der Unterdomäne Adda.Po. Sie hat eine 178 m hohe Gewichtsstaumauer.«

Jan überlegt und meint dann:

»Also ich bin ja kein Bauingenieur. Aber ich war mal auf einer Exkursion am Oberlauf von Euphrat und Tigris. Damals haben wir auch viel über Talsperren, Staudämme und Staumauern gelernt. Wenn ich mich recht erinnere, ist so eine Gewichtsstaumauer von der Bauart her etwas ganz anderes als eine Bogenstaumauer, wie wir sie hier im Vajont-Tal haben. Wenn er diese Staumauer sprengen wollte, hätte er sich hier in Longarone das falsche Anschauungsmodell ausgesucht. Such weiter!«

»Die Nummer drei ist die Speccheri-Talsperre in der Etsch-Domäne, östlich des Gardasees. Es handelt sich um eine 157 Meter hohe Bogenstaumauer die von 1955 bis 1958 errichtet wurde.«

»Das würde passen!«, ruft Jan. »Ist diese Talsperre heute noch im Betrieb?«

»Ja, das ist sie! Das Kraftwerk versorgt die Stadt Verona mit Strom.«

»Dann ist das in meinen Augen ein ganz heißer Kandidat! Hast du noch mehr Staumauern in deiner Liste?«

David schaut Jan mitleidig an.

»Leider ja! Da werden wir heute nicht mehr fertig. Die Nummer vier ist die Bogenstaumauer am Place Moulin. Sie ist mit 155 Metern Höhe fast genau so hoch wie die Nummer drei. Sie liegt in der Nähe der Wasserscheide zur Rhone in der Domäne Buthier.DoraBaltea.Po. Gebaut wurde sie von 1955 bis 1965. Das würde also auch gut passen.«

»Stimmt!«, antwortet Jan. »Ich habe langsam auch das Gefühl, dass wir den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sehen. Aber warte mal – wie sagtest du, heißt die Domäne?«

»Buthier.DoraBaltea.Po«

»Irgendwo ist mir dieser seltsame Name neulich schon mal untergekommen. Ich komme nur nicht drauf wo!«

»War das nicht, als wir deinen alten Professor besucht haben?«, fragt Gianna. »Im Aostatal?«

»Richtig! Der wohnte doch direkt an diesem Fluss Buthier. Die haben dort doch überall so komische, französisch klingende Namen. Außerdem hat uns doch der Guggenmoser vorgeschwärmt, wie er in jungen Jahren immer durch das Tal des Buthier zu einem See hochgewandert ist. David, kannst du uns auf deinem Computer bitte einmal eine Karte von der Gegend zeigen?«

David öffnet sein Kartenprogramm und zoomt bis der riesige See mit dem seltsamen Namen Place Moulin deutlich zu sehen ist. Jan starrt wie gebannt auf die die Karte. Sein Blick gefriert zu Eis. Plötzlich schreit er laut auf:

»Sie wollen Guggenmoser ermorden! Das ist es, was sie vorhaben! Es handelt sich um einen massiven Terroranschlag mit symbolischer Bedeutung. Mit dem Professor spülen sie den Urheber des Domänensystems im wahrsten Sinne des Wortes davon.«

»Wie pervers ist das denn?«, fragt David. »Um einen alten Mann zu ermorden, nehmen sie den Tod unzähliger unschuldiger Menschen in Kauf?«

»Du musst dich in die Denkweise dieser Verschwörer hineinversetzen! Ich habe mich neulich mal mit einem Psychologen über einen ähnlichen Fall unterhalten. Was der mir über die erfolgreiche Manipulation von Menschen erzählt hat, wird euch jeder Werbefachmann bestätigen: Das läuft immer über unbewusste Wahrnehmungsmechanismen. Wir Menschen neigen

dazu, bestimmte Begriffe oder Symbole mit Gefühlen zu assoziieren. Terror erzeugt Angst. Und Angst ist eines der stärksten negativen Gefühle, die der Mensch überhaupt kennt. Mit der Sprengung der Talsperre und dem Tod des Professors und vieler anderer unschuldiger Menschen wird oberflächlich ein Gefühl von Trauer und Mitleid erzeugt. Im Unterbewusstsein passiert aber etwas ganz anderes: Dort wird das Domänensystem dauerhaft mit negativen Gefühlen verknüpft. Und diese Verknüpfung tritt bei um so mehr Menschen ein, je spektakulärer das Ereignis ist. Ein gutes Beispiel sind die Anschläge vom 11. September in New York. Die Fernsehbilder von den brennenden Bürotürmen haben sich damals in die Köpfe von Millionen Menschen eingebrannt und dort eine unbewusste Angst vor Islamisten geschürt, die objektiv betrachtet durch nichts zu rechtfertigen war.«

»Das ist ja eine interessante Theorie«, meint David. »Aber selbst wenn du recht hast: Was können wir tun? Wenn wir jetzt von hier in dieses Valpelline im Aostatal fahren, sind wir stundenlang unterwegs. Wir werden wieder zu spät kommen!«

»Ich werde mit Köln telefonieren. Die sollen die Behörden in Mailand informieren und die Evakuierung des gesamten Tals, einschließlich der Stadt Aosta einleiten. Und dann rufe ich Dr. Braunweger an. So weit ich weiß, ist er immer noch in Triest. Er soll so schnell wie möglich mit seinem Hubschrauber kommen und mit uns zu dieser Talsperre fliegen. Mit dem Helikopter sind wir vielleicht noch rechtzeitig vor Ort.«

Eine halbe Stunde später ist die Messerschmidt bereits in der Luft.

Götterdämmerung

Kurze Zeit später trifft der Hubschrauber in Longarone ein. Noch während die Rotorblätter den auf dem Hotelparkplatz herumliegenden Unrat durch die Luft wirbeln, springen Jan, David und Gianna in das knatternde Ungetüm. Eine Minute später sind sie bereits unterwegs ins Aosta-Tal. Die erneute Anwesenheit von David Jonas hatte Dr. Braunweger nicht sonderlich überrascht. Dass jetzt allerdings auch noch dessen angebliche

Verlobte mit von der Partie ist, dafür umso mehr. Er hat im Moment aber weder Zeit noch Lust für eine erneute Diskussion mit dem Agenten vom Rhein.

»Wir haben zwei weitere ehemalige Top-Manager identifizieren können«, informiert er über die Helmkommunikationsanlage seine zugestiegenen Begleiter, kaum dass sie in der Luft sind. »Es handelt sich tatsächlich, wie vermutet, um ehemalige Vorstände des Siemens- und des Bayer-Konzerns. Die beiden Männer sind inzwischen zur Fahndung ausgeschrieben und werden domänenübergreifend gesucht.«

»Sehr gut!«, befindet Jan, der neben ihm sitzt. »Und was ist mit dem Grafen vom Lago Maggiore?«

»Der Herr Grafenberg und seine Bediensteten wurden von der Mailänder Staatsanwaltschaft inzwischen ebenfalls dingfest gemacht. Grafenbergs Anwalt hat aufgrund der angeschlagenen Gesundheit seines Mandanten Haftunfähigkeit beantragt. Der alte Mann wurde deshalb in ein Militärkrankenhaus überstellt und steht und dort vorläufig unter Arrest.«

»Was ist mit dem Fürsten von Liechtenstein?«

»Auch nach ihm wird über Interpol gefahndet. Der Vogel ist aber ausgeflogen. In seinem Schloß in Vaduz wurde er seit mehreren Tagen nicht mehr gesehen. Wir gehen davon aus, dass er sich derzeit im Ausland aufhält. Sollte er seinen Fuß jemals wieder auf heimischen Boden setzen, wird er sofort verhaftet.«

»Gibt es neue Hinweise auf den Attentäter?«

»Leider nein. Wir konnten zwar inzwischen den Kleintransporter des Mannes finden, mit dem er sich auf dem Campingplatz aufhielt. So wie es aussieht, hat er aber mittlerweile das Fahrzeug gewechselt und befindet sich weiterhin auf der Flucht. Wir haben sämtliche Polizeidienststellen im Aostatal informiert, dass sie Ausschau nach verdächtigen Transportfahrzeugen halten sollen. Allerdings laufen dort gerade die Evakuierungsmaßnahmen an, so dass die Kollegen bestimmt anderes zu tun haben, als auf verdächtige Fahrzeuge zu achten.«

Gianna und David sitzen auf der Rückbank des Helikopters und betrachten die dicht unter ihnen vorbeiziehenden Gipfel der Südalpen. David fragt:

> *»Wie lange werden wir denn bis zur Staumauer brauchen?«*

> *»Voraussichtlich eine gute Stunde«, meldet sich der Pilot zu Wort. »Ich fliege, was die Kiste hergibt!«*

Der Pilot hat David noch in guter Erinnerung. Das Hineinhacken in die Steuerungssoftware der Pipeline und die Entschärfung der Situation am Cavazzosee hatten ihn schwer beeindruckt. Über sein Headset wendet er sich erneut an den jungen Mann:

> *»Können Sie denn nicht wieder mit Hilfe Ihres Computers die Sprengung der Talsperre verhindern?«*

David hat zwar sein Notebook aufgeklappt auf seinem Schoß liegen, allerdings nur weil er die Hoffnung auf ein neues Ortungssignal des Attentäters noch nicht ganz aufgegeben hat.

> *»Leider nein, ich wüsste wirklich nicht wie!«*

Die Frage lässt ihm dann aber doch keine Ruhe und nach etwas hin und her überlegen hat er plötzlich doch noch ein Fünkchen Hoffnung. Er macht sich im Darknet auf die Suche nach Anbietern für Zündeinrichtungen. Die Vielfalt der Angebote überwältigt ihn und nach wenigen Minuten ist er in die Welt der Sprengmeister, Tunnelbohrer, Mineure, Dynamitfischer und Selbstmordattentäter abgetaucht.

Dr. Braunweger informiert Jan derweil über den Stand der Evakuierungsmaßnahmen.

> *»Ich habe vorhin gerade mit dem Krisenstab in Mailand telefoniert. Die Evakuierung der Stadt Aosta und des gesamten Buthiertals ist angelaufen. Die Bevölkerung ist aufgerufen, sich in Sicherheit zu bringen. Der Professor und seine Pflegerin wurden mit einem Hubschrauber abgeholt und an einen geheimen, sicheren Ort gebracht.«*

> *»Was wird zur Sicherung der Talsperre unternommen?«*

»Das Militär wurde in den Verteidigungszustand versetzt und eine Gebirgsjägerkompanie ist bereits zur Staumauer unterwegs. Zusätzlich wird ein Polizei-Großaufgebot dorthin geschickt. Falls sich der Attentäter noch in der Nähe des Stausees befinden sollte, sitzt er in der Falle. Von Valpelline aus führt nur eine einzige Straße zur Staumauer hinauf. Dort oben ist dann spätestens am Rifugio[74] *Schluß. Wenn man zu Fuß weiter läuft, landet man unweigerlich im Hochgebirge.«*

»Dann können wir nur beten, dass wir diesmal nicht wieder zu spät kommen. Wenn er den Sprengsatz bereits platziert hat und ihn per Fern- oder Zeitzündung zur Explosion bringt, dann gnade uns Gott!«

»Sie müssen positiv denken, Herr Eckert!« sagt der Staatssekretär und man kann die Nervosität in seiner Stimme hören. »Immer positiv denken!«

Der Helikopter hat bereits den Comer See und den Luganer See hinter sich gelassen und fliegt jetzt über den breiten Lago Maggiore. Gianna kann von ihrem Sitzplatz aus deutlich die Borromäischen Inseln erkennen, auf deren berühmtesten Eiland, der Isola Bella, die Abenteuer der vergangenen Tage ihren Anfang genommen hatten. »Hoffentlich kommen wir heil aus dieser Nummer raus«, denkt sie sich, während der Helikopter stetig westwärts fliegt. Vor ihnen tauchen bereits die Gletscher und die schneebedeckten Gipfel des Monte-Rosa-Massivs auf. Die mächtige Dufourspitze markiert wie ein monströser Grenzstein sowohl den Verlauf der Wasserscheide, als auch die südliche Grenze des Deutschen Sprachraums. Die ersten Seitentäler des Aosta-Tals sind schnell überquert. Kurz darauf hält der Helikopter auf eine imposante Felspyramide zu.

»Das rechts vor uns ist das Matterhorn«, verkündet der Pilot. »Wir müssen jetzt nur noch eine Gebirgskette überqueren – dann sind wir da!«

Und tatsächlich – kaum dass er die Wasserscheide überflogen hat, taucht der Helikopter in das Tal des Buthier ab. Vor ihnen liegt der riesige,

74 Rifugio: Italienisch für Berghütte

türkisfarbene Stausee, der sich bis zur Staumauer zwischen die steilen Bergflanken schmiegt. Der Hubschrauber geht in einen Sinkflug über, donnert über das Dach des Rifugios am Seeende hinweg und rast dann nur wenige Meter über der glatten Wasserfläche der Staumauer entgegen. Als er die Mauerkrone überfliegt, zieht der Pilot die Maschine abrupt nach oben und leitet eine scharfe Kehrtwende nach rechts ein. Den Passagieren wird flau im Magen. Was einerseits an den Auswirkungen der Schwerkraft liegt, andererseits an dem Anblick, der sich ihnen bietet: Die Staumauer – ein wahrhaft monumentales Wahrzeichen menschlicher Ingenieurskunst, das seinesgleichen sucht. So hoch wie der Kölner Dom, so lang wie sieben Fußballfelder und so alt wie Bruce Willis – so liegt die Talsperre des Place Moulin friedlich vor ihnen. Während der Pilot nach einem geeigneten Landeplatz Ausschau hält, starren alle Passagiere gebannt auf diesen von Menschenhand geformten, gigantischen Betonbogen.

Alle – bis auf einen: David ist seit zehn Minuten in die Tiefen des Darknets abgetaucht und nimmt seine reale Umwelt gar nicht mehr wahr. In dem Userforum eines Zündmodulherstellers hat einen Thread[75] gefunden, der ihn nicht mehr loslässt. Ein Forenmitglied namens »Jennerwein[76]« stellt dort in letzter Zeit regelmäßig Anfängerfragen und pöbelt dabei mit russischen Schimpfworten herum. Der Administrator hat ihm bereits einen Verweis erteilt und ihn auf die Foren-Netiquette[77] hingewiesen. Könnte es sich bei diesem »Jennerwein« etwa um ihren Attentäter handeln? Das mit der russischen Herkunft würde stimmen. Und diese Cloud-basierte Fernsteuerung von Zündmodulen wäre für einen professionellen Bombenbauer bestimmt auch ein wunderbares Mittel zum Zweck.

Der Pilot setzt die Messerschmidt sanft auf dem großen Parkplatz oberhalb der Staumauer auf und stoppt die Motoren. Jan zieht seine Walther PPK aus dem Schulterholster, lädt sie durch und steckt sie gesichert wieder zurück. Noch während die Rotorblätter langsam auslaufen, springen

---

75 Thread: Folge von Diskussionsbeiträgen in einem Internetforum
76 Georg Jennerwein: Berühmter bayerischer Wildschütz aus der Domäne Schlierach.Mangfall.Inn.Donau
77 Netiquette: Kofferwort aus Netz und Etiquette – Beschreibt Verhaltensregeln in der Internet-Kommunikation

Braunweger, Jan und Gianna ins Freie. Von hier oben kann man den gesamten See einschließlich der Talsperre überblicken. Die Gegend wirkt menschenleer. Nur am Ende des Parkplatzes stehen zwei Polizeifahrzeuge. Die drei laufen so schnell sie können dorthin und werden von zwei Polizeibeamten empfangen.

»Von sind die anderen Einsatzkräfte?«, fragt Dr. Braunweger außer Atem. »Und wo bleibt das Militär?«

Einer der Beamten stellt sich kurz als Commissario Montalbano von der Kriminalpolizei Aosta vor und antwortet:

»Die Soldaten haben gerade erst die Kaserne verlassen. Wir erwarten sie in etwa einer Stunde hier oben. Und die Polizei konzentriert sich auf die Evakuierung der Bevölkerung. Mein Assistent und ich waren als erste hier oben vor Ort.«

»Was ist mit dem anderen Polizeifahrzeug?«, fragt Jan und schüttelt ungläubig den Kopf.

»Die Kollegen sind von der Polizeidienststelle in Valpelline. Sie sind vor zehn Minuten hier eingetroffen. Ich verstehe auch nicht, was hier wieder schiefgelaufen ist. Ich habe gerade eben mit meiner Dienststelle telefoniert, damit die dem Krisenstab in Mailand auf die Füße treten und endlich genügend Leute herschicken!«

»Wie ist die aktuelle Situation?«, fragt Braunweger sichtlich nervös.

»Von einem Attentäter ist nichts zu sehen. Wir haben aber zwei Leichen gefunden. Der Streifenpolizist meinte, dass es sich bei einem der toten Männer um einen Angestellten der Kraftwerksgesellschaft handeln würde. Er arbeitet regelmäßig hier oben an der Talsperre und stammt aus Bionaz. Der Mann hinterlässt eine Frau und zwei kleine Kinder.«

»Und der andere Tote?«, fragt Jan.

»Keine Ahnung«, antwortet der Commissario und zuckt mit den Schultern. »Wir haben ihn da vorne am Rand des Parkplatz

entdeckt. Er trägt einen grauen Handwerker-Overall und wir dachten deshalb, dass es sich ebenfalls um einen Arbeiter der Kraftwerksfirma handeln würde. Die beiden Streifenpolizisten sagen aber, dass sie ihn noch nie zuvor hier in der Gegend gesehen hätten. So wie es aussieht, wurden beide Männer aus nächster Distanz mit einer Neun-Millimeter Waffe erschossen. Wollen Sie einen Blick auf die Toten werfen?«

»Später!«, entgegnet Jan und wird ungeduldig. »Wir müssen jetzt so schnell wie möglich den Attentäter oder den Sprengsatz finden! Waren Sie bereits unten an der Mauer?«

»Ja! Es hat sich offensichtlich jemand gewaltsam Zutritt zu den Stollen innerhalb der Mauer verschafft. Am Eingang zur Stollenanlage haben wir die Leiche des Kraftwerksmitarbeiters gefunden.«

»Waren Sie bereits im Stolleninneren?«

»Nein, ich glaube der Zugang ist verschüttet. Wir sind da nicht weitergekommen. Die zwei Kollegen haben sich auf den Weg zur anderen Seite der Talsperre gemacht und wollen nachsehen, wie es dort drüben aussieht«.

»Bringen Sie uns bitte nach unten zu diesem Eingang!«, bittet Jan den Commissario. Und an Gianna gewandt fragt er: »Wo zum Teufel steckt eigentlich David?«

Die zuckt nur mit den Schultern und antwortet:

»Ich glaube, der sitzt immer noch im Hubschrauber und starrt auf seinen Computer.«

Jan denkt kurz nach und gibt Gianna dann die klare Anweisung:

»Du gehst jetzt auch zurück in den Helikopter und leistest ihm dort Gesellschaft. Hier oben auf dem Parkplatz seid ihr relativ sicher. Und sag dem Piloten, dass er mit uns runter zur Staumauer kommen soll!«

Jan, Braunweger und die beiden Kommissare laufen so schnell sie können vom Parkplatz zur Staumauer hinunter. Eine für den öffentlichen Verkehr gesperrte Privatstraße führt sie auf das weite Betriebsgelände.

»Ab diesem Tor ist herrscht ein striktes Zutrittsverbot für alle unbefugten Personen«, ruft der Commissario und zeigt im Vorbeirennen auf das aufgebrochene Schloss am stacheldraht-bewehrten Stahlgitterzaun.

Jan und Braunweger erkennen auf den ersten Blick, dass sich hier jemand mit brachialer Gewalt Zutritt verschafft hat. Sie halten sich aber damit nicht lange auf, sondern folgen der Straße bis zum Beginn der befahrbaren Staumauerkrone.

»Hierher!«, ruft der Commissario und läuft auf den Eingang eines Betriebsgebäudes zu.

Vor der Eingangstür stolpern sie jedoch beinahe über die auf dem Rücken liegende Leiche des Kraftwerksangestellten. Geschockt bleiben sie stehen. Es ist ein grauenhafter Anblick. Die gebrochenen Augen des Mannes sind weit aufgerissen und starren in den blauen Himmel. Er erweckt den Eindruck, als wenn er noch immer seinem Mörder entsetzt ins Antlitz blicken würde. In der Mitte seiner Stirn ist deutlich das blutverkrustete Einschussloch der Neun-Millimeter Waffe zu erkennen. Die Schmauchspuren in seinem Gesicht lassen darauf schließen, dass der Mörder direkt vor ihm stand, als er den tödlichen Schuss abgab. Der Anblick des Hinterkopfes bleibt den Anwesenden glücklicherweise größtenteils erspart. Die riesige Blutlache und die ausgetretene Gehirnmasse lassen aber keinen Zweifel daran, dass er nicht lange leiden musste. Jan und der Staatssekretär drehen sich angewidert zur Seite und folgen den Kriminalbeamten in das Innere des Gebäudes. Dort führt eine steile Treppe nach unten. Jan zieht seine Pistole aus dem Holster und rennt den anderen Männern hinterher. Sie kommen aber nicht sehr weit. Als sie einen schmalen Gang betreten wollen ist Endstation.

»Ab hier ist der Weg verschüttet«, ruft der Kommissar und deutet auf den riesigen Steinhaufen, der jegliches Weiterkommen unmöglich macht.

»Sieht aus, als hätte hier bereits ein kleine Sprengung stattgefunden!«, antwortet Jan und versucht verzweifelt mit bloßen Händen die groben Schuttblöcke wegzuräumen.

Die anderen Männer tun es ihm gleich und fangen ebenfalls damit an, sich den Weg frei zu graben. Als sie plötzlich hinter sich eine Stimme hören, zucken sie zusammen. Sie haben den Piloten nicht kommen hören, der auf Giannas Geheiß seinen Hubschrauber verlassen und sich auf die Suche nach seinem Chef gemacht hatte.

»Haben Sie die Leiche da oben gesehen?«, fragt er sichtbar schockiert die vier Männer, die wie verschüttete Grubenarbeiter Stein um Stein beiseite räumen.

»Wohl noch nie einen Toten gesehen?«, fragt Braunweger und rüttelt an einem großen Steinbrocken.

Der Pilot will ihm gerade zur Hand gehen, da klingelt bei einem der Kommissare das Handy und er führt ein kurzes Telefongespräch. Dann vermeldet er:

»Das waren die Kollegen am anderen Ende der Staumauer. Dort drüben sieht es offenbar genauso aus wie hier. Der Eingang zu dem zentralen Wartungsstollen im Inneren der Staumauer ist durch eine Explosion zerstört worden. Von dort drüben ist ebenfalls kein Zugang möglich.«

Die Männer fangen wieder wie verrückt zu graben an. Stein um Stein arbeiten sie sich durch den Schutthaufen voran. Nach wenigen Minuten ruft Jan keuchend:

»So wird das nichts! Ich habe oben in dem Gebäude eine Werkzeugkammer gesehen. Wir gehen rauf und sehen nach, ob wir ein paar Schaufeln, Pickel oder sonstiges Gerät finden. Mit den Händen dauert das zu lange! Ich fürchte, dass ab jetzt jede Minute zählt. Wenn sich in dem Wartungsstollen der Staumauer

die Bombe befindet, kann uns der Laden jeden Moment um die Ohren fliegen. Commissario, rufen Sie bitte Ihre Kollegen an und sagen Sie ihnen, dass Sie sofort zurückkommen und uns hier helfen sollen. Wir müssen unbedingt diesen verschütteten Gang freibekommen! Und dabei brauchen wir jede verfügbare Hand.«

Dann hält er kurz inne, überlegt nochmal und wendet sich schließlich an den Piloten:

»Gehen Sie bitte nochmal schnell zum Helikopter hoch und fragen Sie David und Gianna, ob sie bereit wären, uns hier unten zu unterstützen. Es ist jetzt gleich Mittag und ich fürchte wirklich, die Zeit läuft uns langsam davon!«

Showdown

Boris Luganov verließ bereits in aller Herrgottsfrühe sein Luxushotel im Stadtzentrum von Aosta. Im Morgengrauen begann er damit sein Werk am Place Moulin zu verrichten. Nur einen einzigen Menschen musste er töten und die Leiche des Handwerkers konnte er bei der Gelegenheit auch gleich entsorgen, bevor sie im Ladeabteil des alten Fiats zu sehr zu stinken anfing. Nach vollbrachter Arbeit holte er in Valpelline einen Coffee-to-go und ein paar Croissants und machte sich auf den Weg zum Großen St. Bernhard Pass. Unterwegs bog er auf eine unbefestigte Forststraße ein und nahm im Schoß von Mutter Natur sein verspätetes Frühstück ein. Der Kaffee war wohl koffeinfrei. Denn kurz darauf überkam ihn eine bleierne Müdigkeit und er holte ein wenig von dem Schlaf nach, der ihm letzte Nacht versagt geblieben war.

Jetzt fühlt er sich wie neu geboren. »Ich liege immer noch gut in der Zeit«, denkt er sich, als er auf seine goldene Rolex Uhr schaut. Es ist jetzt kurz vor Zwölf. All zu früh sollte er nicht am Hospiz ankommen. Womöglich würde er sonst noch Verdacht erregen.

Seine heutige Etappe wird ohnehin sehr kurz sein. Geradezu lachhaft kurz im Vergleich zu den Strecken, die er in der vergangenen Tagen zurücklegen musste. Von hier bis zur Passhöhe hinauf dauert es keine

halbe Stunde mehr. Zumindest behauptet das die Navi-App auf seinem neuen Smartphone. Auf der Passhöhe des Großen St. Bernhard wird er im Hospiz einchecken, zu Mittag essen und den Rest des Tages dazu verwenden, um sich mit den örtlichen Gegebenheiten vertraut zu machen. Als ihm seine Auftraggeber den Plan erläutert hatten, glaubte er, die Oldies wären nun endgültig durchgedreht. Ein Hospiz! Auf einem Alpenpass! Für ihn war Hospiz immer ein anderes Wort für eine Sterbehilfe-Einrichtung. Und was Sterbehilfe angeht, hatte er schon immer ganz eigene Vorstellungen. Dann musste er sich aber belehren lassen, dass es sich bei dem Hospiz auf dem Großen St. Bernhard um eine Herberge handelt, die bereits vor tausend Jahren exakt auf der Wasserscheide zwischen Rhone- und Po-Domäne gegründet wurde und seitdem Generationen von Reisenden den Alpenübergang erleichtert hat.

Auf die Bernhardiner Hunde haben es seine Auftraggeber abgesehen. »Viehpest« haben sie die Aktion betitelt. Als wenn eine Horde kläffender Köter etwas mit Vieh zu tun hätte! »Aber wer die Musik bezahlt, darf sich auch die Melodie wünschen«, denkt sich Boris Luganov und hebt gleichgültig die Schultern. Dann wird er dort oben eben für das gewünschte Massaker an der berühmten Bernhardinerzucht sorgen. Vor ein paar Jahren erst war diese wieder zu ihren Wurzeln auf die Passhöhe zurückgekehrt. Angeblich hatten diese Hunde früher lawinenverschüttete Menschen gerettet. Und mit einem Fass Wodka, das sie um den Hals trugen, vor dem Erfrieren bewahrt. »Alles Humbug!«, denkt sich Boris Luganov. Für ihn sind das nur sabbernde, scheißende Drecksköter, die er samt ihrer winselnden Welpenbrut zu Hundefutter verarbeiten wird. Das bisschen Sprengstoff, das er für diesen Job noch benötigt, ist bereits fertig mit den Zündmodulen versehen und wartet im Ladeabteil seines Wagens auf seinen Einsatz. Kurz nach Mitternacht – so ist sein Plan – wird er die Zwinger und Käfige in die Luft jagen. Und zu diesem Zeitpunkt wird er schon wieder weit weg vom Ort des Geschehens sein.

Aber alles der Reihe nach! Eins nach dem Anderen! Alles zu seiner Zeit! Jetzt ist erstmal die Zeit der »Sintflut« gekommen. Boris Luganov wendet

seinen Transporter und fährt auf die Hauptstraße zurück. Seine Auftraggeber haben ihm eingeschärft, dass er den Staudamm nicht zu früh am Vormittag sprengen solle. Man wolle verhindern, dass die Bevölkerung im Schlaf überrascht wird. Als wenn das bei so einer Tat noch eine große Rolle spielen würde! Tausende von Menschen in den sicheren Tod reißen wollen und dann Skrupel bezüglich der Durchführung bekommen! Die alten Herren von der Organisation haben ihn schon oft mit ihren Sonderwünschen an den Rand des Wahnsinns gebracht. Aber wie heißt es so schön: Der Kunde ist König!

Boris Luganov fährt in gemächlichem Tempo die Passstraße hinauf und hält nach zehn Minuten in einer kleinen Parkbucht an. Einen besseren Platz wird er wohl nicht finden. Hier soll es sein! Er dreht den Zündschlüssel und stoppt den alten Dieselmotor. Welch eine paradiesische Stille hier oben herrscht! Er kurbelt das Seitenfenster herunter und lässt die frische, klare Bergluft in die Fahrerkabine hereinströmen. Über den Berghängen kreisen ein paar Dohlen und schimpfen, als wollten sie den fremden Eindringling zum Weiterfahren auffordern. Nur ganz unten aus dem Tal ist so etwas wie leises Sirenengeheul zu hören. Boris Luganov glaubt im Dunst die Stadt Aosta erkennen zu können. Ganz weit da drunten – wo die Dora Baltea das Schmelzwasser aus dem Mont Blanc-Massiv in Richtung Po-Ebene abfließen lässt. Links von Aosta muss Valpelline liegen. Und wiederum links davon – im Osten – das Buthier-Tal. Schade, dass er von hier aus nicht bis zur Staumauer sehen kann. Einer der davor liegenden Berge versperrt ihm die Sicht. Aber wenn er jetzt gleich auf den Knopf drückt, wird die aufsteigende Explosionswolke auch von hier aus nicht zu übersehen sein. Als er erneut auf die Armbanduhr schaut, bemerkt er seine Gänsehaut. Zwölf Uhr Mittags! Wer jetzt noch im Bett liegt ist selber schuld. Jetzt heißt es »Rette sich wer kann!« Und der, dem der Anschlag gilt, kann ohnehin nicht wegrennen. Jetzt wird es ernst. Noch einmal tief durchatmen.

Boris Luganov nimmt sein Smartphone in die Hand und startet die Bomben-App. Zwei große rote Knöpfe leuchten ihm entgegen. Der dritte

Knopf – der mit der Inschrift »Blut« – ist grau geworden. Vorsichtig drückt er auf den roten Knopf mit dem Titel »Sintflut«. Jetzt bloß keine Flüchtigkeitsfehler begehen! So ein spektakulärer Arbeitsunfall wäre von keiner Versicherung wieder gutzumachen. Auf dem Display erscheint die Aufforderung, die Aktion zu bestätigen:

> *»Sintflut – Are you sure?«*

Boris Luganovs Blick schweift noch einmal über die vor ihm liegenden Alpentäler. Für ein paar Sekunden lässt er noch die wunderbare Stille auf seine Ohren einwirken.

> *»Rapidus! – Subitus! – Tinnitus!«, ruft er laut den Dohlen zu und drückt so fest er kann auf die »Yes«-Taste.*

Unmittelbar darauf donnert eine gewaltige Detonationswelle durch die südlichen Alpen.

Final Countdown

> *We're leaving together,*
> *But still it's farewell.*
> *And maybe we'll come back*
> *To earth, who can tell?*
> *I guess there is no one to blame*
> *We're leaving ground (leaving ground)*
> *Will things ever be the same again?*
> *It's the final countdown*[78] *...*

Rückblende – Eine Minute vorher an der Talsperre Place Moulin:

David hatte sich mit seinem Notebook gerade in den Cloud-Service des Zündmodulherstellers gehackt. Der Username des Attentäters lautete Jennerwein; soviel war nach dem Lesen der Forenbeiträge klar. Schwierigkeiten bereitete hingegen das Passwort: Sintflut, Viehpest, Blut, Valpelline – alle Wörter, die David ausprobierte, wurden mit einer Fehlermeldung quittiert.

---

78 Auszug aus dem Song »The Final Countdown« der Gruppe »Europe«

»Du musst ein Wort eingeben, das nicht im Wörterbuch steht!«, rief Gianna, die neben ihm im Helikopter saß und seine vergeblichen Bemühungen gebannt verfolgte.

»Das weiß ich«, erwiderte David. »Das ist aber leicht gesagt!«

Wie sollte er auf die Schnelle ein sicheres Passwort durch Raten herausfinden? Dann kam ihm die Erleuchtung: Er tippte »Wasserbereinigung« und drückte die Eingabetaste.

»Welcome Jennerwein!«, kam als Antwort aus der Cloud.

Im selben Moment kam der Hubschrauberpilot angerannt:

»Ihr sollt sofort nach unten kommen! Wir müssen den Zugang zum Wartungsstollen freilegen und benötigen dringend eure Hilfe!«

»Wir kommen gleich!«, rief David und starrte fasziniert auf den Bildschirm. »Eine Minute noch!«

»Schau!«, rief Gianna. »Dort stehen ja die Codenamen für die Anschläge: Blut, Sintflut und Viehpest. Warum ist ‚Blut' grau und nicht wie die anderen beiden rot?«

»Weil die Zündung dieses Zündmoduls bereits erfolgt ist und nicht nochmal aktiviert werden kann!«

»Du musst die roten Zünder deaktivieren!«

David klickte auf die »Bearbeiten« Funktion und wählte das »Sintflut«-Zündmodul als zu bearbeitendes Objekt aus. Die Software bot ihm Bearbeiten, Löschen, Kopieren und Umbenennen als mögliche Optionen an.

»Drück auf Löschen!«, schrie Gianna und sprang von ihrem Sitz auf.

David tat wie ihm befohlen, doch aus der Cloud kam eine Fehlermeldung:

»Error: Cannot delete object! Project is opened by another session!«

Entsetzt starrten die beiden auf das rote Ausgabefenster auf dem Bildschirm.

»Was soll das heißen?«, schrie Gianna verzweifelt und ließ sich wieder auf den Sitz fallen.

»Dass das Projekt noch von jemand anderem geöffnet ist und deshalb das Zündmodul nicht gelöscht werden kann!«

David und Gianna wussten sofort, was das zu bedeuten hatte. Derjenige, der da gleichzeitig im System war, konnte niemand anders als der Attentäter selbst sein. Und was der gerade vor hatte, war offensichtlich.

»Wir haben verloren«, stammelte David und war drauf und dran sein Notebook zuzuklappen.

»Benenn es um!«, schrie Gianna auf einmal. »Vertausch die Namen der Zünder!«

»Das geht nicht«, erwiderte David und schüttelte den Kopf. »Wenn man einen Zünder nicht löschen kann, weil das Projekt geöffnet ist, dann kann man auch keine Umbenennung darin vornehmen. Das wäre unlogisch!«

»Heul nicht rum, sondern versuch's einfach!«, schrie Gianna ihn an.

David probierte den Zündmodulnamen von »Sintflut« in »Viehpest« umzuändern.

»Error: Name already exists!«, kam als Antwort aus der Cloud.

»Scheiße, scheiße, scheiße!«, kreischte Gianna. »Was sollen wir nur tun?«

David schaute indes fasziniert auf die Fehlermeldung. Sein Mund schien plötzlich verzückt zu lächeln.

»Das Programm bemängelt, dass der Name bereits existiert. Ich glaube, wir haben einen Bug[79] gefunden!«, sagte er leise.

---

79 Bug: Jargon-Bezeichnung für einen Fehler in einem Computerprogramm

Dann machte er aus »Sintflut« ein »foo«, aus »Viehpest« eine »Sintflut« und schließlich aus dem »foo« eine »Viehpest«.

> *»Renaming successfully completed!«, meldete die Cloud jedesmal.*

> *»Hokus – Pokus - Fidibus!«, rief Jan und klappte sein Notebook zu. »Ich glaube, es hat funktioniert. Lass uns jetzt schnell zu den anderen gehen!«*

Als sie den Hubschrauber verließen und sich auf den Weg zur Staumauer machten, fühlten sie sich, als wäre ihnen ein Stein vom Herzen gefallen.

> *»Sie mal dort unten!«, sagte David und zeigte auf den endlosen Korso von Polizei- und Militärfahrzeugen, der sich mit Blaulicht-Gewitter und lautem Sirenengeheul die steile Bergstraße zur Talsperre hinaufbewegte.*

Kurz darauf rollte ein entferntes Donnern durch das Tal. Hinter einem Berg im Westen bildete sich eine riesige Staubwolke, die sich immer höher und höher in die Atmosphäre schraubte. David und Gianna blieben eine Weile regungslos stehen und betrachteten das Schauspiel.

> *»Ich glaube, wir haben jetzt alle Zeit der Welt«, sagte David und blickte Gianna tief in die Augen.*

Kiss-off

Eine Woche nach der Explosion wurde der Große St. Bernhard Pass wieder für den Verkehr freigegeben. Wie durch ein Wunder waren auf der normalerweise stark befahrenen Bergstraße, außer dem Attentäter und ein paar Bergdohlen, keine weiteren Opfer zu beklagen. Die sichergestellte DNA führte zu einem Treffer in den Datenbanken der Newa-Domäne. Sie konnte einem Berufsverbrecher namens Boris Luganov zugeordnet werden.

Einen Monat später saßen sämtliche Drahtzieher der Organisation hinter schwedischen Gardinen – beziehungsweise in der geschlossenen Geriatrie. Das bei den ehemaligen Konzernmanagern beschlagnahmte Geld- und Sachvermögen überstieg sämtliche Erwartungen. Es ermöglichte so manchem Domänen-Finanzminister für die kommenden Jahre eine sorgenfreie Haushaltsplanung.

Und ein halbes Jahr später wurde in Wien Hochzeit gefeiert. Gianna und David heirateten und hatten alle Freunde, Verwandten und Bekannten eingeladen.

Der Vatikan sah sich in der Pflicht, Wiedergutmachung zu leisten und spendierte sechs Hin- und Rückflüge in einem seiner Pilgerflugzeuge. So kam es, dass Giannas Eltern, Marco und Maria, sowie Daoud und Mohammad Al-Sayed, den Hochzeitsfeierlichkeiten in der Donau-Domäne beiwohnen konnten.

Davids Vater hatte seinen vermissten Bruder fast vierzig Jahre nicht gesehen. Entsprechend groß war die Wiedersehensfreude auf beiden Seiten. Herr Jonas senior war beim Abschied sogar ein wenig neidisch auf seinen großen Bruder. Der hatte es in Rom gewiss nicht leicht gehabt. Dennoch konnte er als Schuster die Familientradition fortsetzen und ein selbstbestimmtes Leben führen. Und so wie es aussah, würde sein Sohn später einmal die Werkstatt übernehmen und er könnte im Kreise seiner Enkel und Urenkel alt werden.

Marco und Maria wohnten mittlerweile wieder in Trastevere. Eine Zeit lang hatten sie überlegt, ob sie für Giannas Zimmer einen neuen Mitbewohner suchen sollten. Dieser Plan wurde aber bald hinfällig. Maria war im dritten Monat schwanger und das glückliche Paar hatte das freie Zimmer in der ehemaligen WG als zukünftiges Kinderzimmer fest eingeplant.

Giannas Eltern mussten erst umständlich von Neapel nach Rom reisen, um von dort nach Wien fliegen zu können. Obwohl beinahe täglich Touristenflieger in die Stadt am Vesuv kommen, war es ihnen nicht möglich, ihre Pilgertickets auf einen dieser Charterflüge umzubuchen. Sie hätten aber alles getan, um endlich ihre Gianna wiederzusehen und ihren künftigen Schwiegersohn David kennenzulernen.

Der mit Abstand älteste Hochzeitsgast war der zunehmend dement werdende Professor Guggenmoser. Ursprünglich sah er keine Veranlassung an der Feier teilzunehmen. Dann wurde er aber von seiner russischen Pflegerin solange bearbeitet, bis er schließlich doch zusagte. Ludmilla hatte erst vor einem Monat einen gesunden Jungen zur Welt gebracht. Sie war Gianna und David für ihre Heldentat, die ihrem Kind das Leben rettete, unendlich dankbar. Denn dadurch würde es dem kleinen Igor eines Tages möglich sein, in die Fußstapfen seines Vaters, des Dorfapothekers von Valpelline, zu treten.

Jan und Kevin waren selbstverständlich ebenfalls zu der Feier eingeladen und hatten auch spontan zugesagt. Allerdings gerieten sie dann etwas in Terminkonflikte, weil ausgerechnet am selben Tag auch Jans Patenkind Isabella heiratete. So kam es, dass sie erst am späten Nachmittag einflogen und den Anfang der Feier verpassten. Sie konnten sich aber nun mal schlecht in Stücke reißen. Den ersten Teil des langen Tages verbrachten sie mit Isabella und ihren Eltern Patrick und Elena in Köln.

Die alten WG-Bewohner hatten sich schon eine Ewigkeit nicht mehr gesehen und freuten sich, endlich mal wieder über alte Zeiten plaudern zu können. Patrick und Elena hatten vor ein paar Jahren Silberne Hochzeit

gefeiert und erinnerten Jan in vieler Hinsicht an seine spießigen Eltern. Vor allem als Elena auf den kommenden Urlaub zu sprechen kam. Sie wollte unbedingt in ihre spanische Heimat fliegen, während Patrick eher zu einem Badeurlaub an der Nordsee tendierte. Georg, ihr fünfzehnjähriger Sohn, hatte bisher noch jedesmal seine Eltern in den Urlaub begleitet. Carmen, seine größere Schwester, klinkte sich hingegen schon manchmal aus. Letztes Jahr war sie mit drei Freundinnen in Urlaub gefahren. Zwei Wochen lang hatten sie auf Texel gezeltet. Aber das ist eine andere Geschichte.

- Ende -

Nachwort von Alfred DeMichele

Sehr geehrter Leser,

zuallererst möchte ich mich bei meinen Leserinnen entschuldigen. Stellvertretend für andere Stellen in diesem Roman, entschuldige ich mich für die unkorrekte Anrede. Manches in diesem Roman ist nicht ganz korrekt! Nicht politisch korrekt, nicht historisch korrekt, nicht geografisch korrekt und ganz bestimmt nicht grammatikalisch, orthographisch und stilistisch korrekt. Ich entschuldige mich, aber es tut mir nicht leid. Im Gegenteil: Ich habe es so gewollt!

Ich musste diesen Roman schreiben, weil es mich sonst zerrissen hätte. Jetzt, wo er fertig ist, geht es mir wieder besser. Wobei sich die Frage stellt, warum ich ihn veröffentliche und nicht unter Verschluss halte. Wahrscheinlich aus reiner Neugier, wie er sich in der Public Domain weiterentwickelt.

Der eine oder andere wird sich fragen, warum ich diesen Roman anonym und unter einer CreativeCommons Lizenz bereitstelle.

Letzteres ist durch eine Gegenfrage einfach zu beantworten: Warum sollte ich diesen Roman einem Verlag anvertrauen? Es ist nicht meine Absicht damit Geld zu verdienen. Meinen Lebensunterhalt kann ich auch so bestreiten und wer den Roman gelesen hat, sollte eigentlich verstehen, warum ich das Anhäufen von Geldvermögen momentan für ein sinnloses Unterfangen halte.

Die Frage nach der Anonymität ist schwerer zu begründen: Die Antwort liegt wohl in den drei unterschiedlichen Ingredienzien, aus denen dieses Werk zusammengerührt wurde:

Fakten: Viele Dinge, die im Roman thematisiert werden, halte ich für unausweichlich, authentisch und wahr. Ich bin mir sicher, dass diese Dinge so passiert sind oder so eintreten werden.

Vermutungen: Bei anderen Themen bin ich mir unsicher. Beispielsweise weil ich schlampig recherchiert oder noch keinen klaren Standpunkt

gefunden habe. Oder wo man – Stand heute – einfach noch nicht wissen kann, was die Zukunft bringen wird.

Fantasie: So manches in diesem Roman ist frei erfunden oder entbehrt sogar jeder menschlichen Logik.

Die Anonymität ermöglicht mir alles so stehen zu lassen, wie ich es niedergeschrieben habe. Jeder Leser möge für jede Passage selber eine Zuordnung zu einer dieser drei Kategorien vornehmen. Ich jedoch möchte mich weder rechtfertigen, noch als öffentliche Projektionsfläche für andere Weltanschauungen herhalten müssen. Außerdem sehe ich mich gar nicht so sehr in der Rolle des Autors. Diesen Roman hat das Leben geschrieben. Das Leben vieler Menschen, welches ich mit meiner persönlichen Brille betrachte. Wer eine andere Perspektive auf die Sicht der Dinge hat, ist herzlich eingeladen den Roman so umzuschreiben, dass er mit seiner Betrachtungsweise konform geht. Die CreativeCommons Lizenz ermöglicht und wünscht dies ausdrücklich!

Vielleicht überlege ich es mir eines Tages einmal anders und stelle mich der Kritik. Momentan wünsche ich mir aber nichts mehr, als einfach nur mit meinen Gedanken in Ruhe gelassen zu werden.

Deutschland, im Frühling 2018

Alfred DeMichele

Quellenangaben

Die Darstellung der »River basin map of Germany« auf dem Buchcover erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Robert Szucs:

https://www.grasshoppergeography.com/

Die Abbildung mit den Flusseinzugsgebieten und europäischen Wasserscheiden ist der Wikipedia entnommen:

https://de.wikipedia.org/wiki/Wasserscheide#/media/File:Europ%C3%A4ische_Wasserscheiden.png
Zeichnung erstellt 06/2004 von Sansculotte
Creative-Commons-Lizenz „Namensnennung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 2.0 generisch“ (US-amerikanisch)

Die Beschreibung der Vajont-Katastrophe basiert auf folgenden Quellen:

Stuttgarter Zeitung: 50 Jahre nach dem Bergsturz von Vajont - Aus 2000 Toten nichts gelernt?
https://www.stuttgarter-zeitung.de/inhalt.50-jahre-nach-dem-bergsturz-von-vajont-aus-2000-toten-nichts-gelernt.37aa8a5f-d820-41de-87b8-68e28bb2754d.html

Frankfurter Allgemeine Zeitung: Tragödie von Langarone: Ein Tsunami im Stausee:
http://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/ungluecke/tragoedie-von-langarone-ein-tsunami-im-stausee-12607724.html

National Geografic: 54 - Sekunden vor dem Unglück - Die Flutwelle von Vajont:
https://www.youtube.com/watch?v=7oXynEXqXB8

Von folgender Musik ging zweifellos eine inspirierende Wirkung aus (Liste ist unvollständig):

Falco: Junge Römer
https://www.youtube.com/watch?v=Eu8lSKaqM_0

Anton Karas: Der dritte Mann
https://www.youtube.com/watch?v=2oEsWi88Qv0

Richard Wagner: Die Meistersinger von Nürnberg – Stolzings Preislied
https://www.youtube.com/watch?v=9Q5oabSgBBw

Max Schneckenburger / Karl Wilhelm: Die Wacht am Rhein
https://www.youtube.com/watch?v=oKkRS4rL6Pw

Dire Straits: Brothers in Arms
https://www.youtube.com/watch?v=jhdFe3evXpk

Bushido & Karel Gott: Für immer jung
https://www.youtube.com/watch?v=kxRRRkXNRcY

Europe: The Final Countdown
https://www.youtube.com/watch?v=9jK-NcRmVcw

Tegernseer Zwoagsang: Wildschütz Jennerwein
https://www.youtube.com/watch?v=BljyWZZrhX4

Versionshistorie

Version	Datum	Autor	Kommentar
0.9-ADM	16.02.2018	Alfred DeMichele	Urfassung
1.0-ADM	01.04.2021	Alfred DeMichele	Neues Cover und kleinere Korrekturen

Lizenz

-----BEGIN PUBLIC KEY-----
MIIBIjANBgkqhkiG9w0BAQEFAAOCAQ8AMIIBCgKCAQEAtnlcJRpMe4YA4HrdhhG4
FvYvehNacdri8g1ZDWP49DPHUhFmccYV4Z1rLwh6joywroTU63jkeE49mkBJ4yES
iN63wZaaCdCL1i04W5zkjF++ZMtW/u2Vu7kFUBK4OfKLFr54PUBs+SlTK8dJPNrd
tzKXxwW6AS+I+wrGJ+R2aSER5q7QNN4n9XB7u7y+Du1J+2WwUUdCi0Gy7Ycyswsm
yvdfi2CCGL/bceT1HO5s+GkXeyOZPeQSxwgTX1hJanz4isU2Eu5FrjudA9cEFbRY
OiAlUa1iAzfWHCm5ROJFq5nYn2w201FyeLMzubYyXkNnDay6HoDoPYiyY3GByR/B
eQIDAQAB
-----END PUBLIC KEY-----



Alfred DeMichele – Wasserstoffe



Der junge Raketeningenieur Tomu Pahua verbringt einen unbeschwerten Urlaub in der Südsee. Durch Zufall stößt er in der Hütte eines Eingeborenen auf eine geheimnisvolle Substanz. Zuhause in Auckland zeigt sich das wahre Anwendungspotential seines Fundes: Der unscheinbare grüne Sand revolutioniert die Erzeugung von Wasserstoff und ermöglicht bislang ungeahnte Möglichkeiten der Energiespeicherung. Doch was harmlos und friedlich auf einem einsamen Atoll im Pazifik beginnt, entpuppt sich im weiteren Verlauf der Handlung zunehmend als Albtraum ...

Dieser Wissenschaftsthriller verwebt Hightech, Historie, sowie klassische und moderne Science Fiction zu einem erschreckend realistischen Szenario. Wie bereits in seinem Vorgängerroman »Wasserscheiden« legt der Autor seinen Finger schonungslos in so manche offene Wunde unserer Gesellschaft. Nichts ist wie es scheint! Und für schwierige Probleme gibt es nur selten einfache Lösungen.